

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

A. DOBROVITS, I. HAHN, J. HARMATTA, J. HORVÁTH,
GY. MORAVCSIK

REDIGIT

I. TRENCSENYI-WALDAPFEL

TOMUS XVII

FASCICULI 1-2



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1969

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KLASSZIKA-FILOLÓGIAI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY UTCA 21.

Az *Acta Antiqua* német, angol, francia, orosz és latin nyelven közöl értekezéseket a klasszika-filológia köréből.

Az *Acta Antiqua* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg. Több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Antiqua* előfizetési ára kötetenként belföldre 120 Ft, külföldre 165 forint. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-46), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap-Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest I., Fő utca 32. Bankszámla 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfangs. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band: 165 Forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Aussenhandels-Unternehmen «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

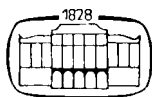
ADIUVANTIBUS

A. DOBROVITS, I. HAHN, J. HARMATTA, J. HORVÁTH,
GY. MORAVCSIK

REDIGIT

I. TRENCSENYI-WALDAPFEL

TOMUS XVII



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1969

ACTA ANT. HUNG.

INDEX

<i>J. Sarkady</i> : Die Theseus-Sage und die sog. theseische Verfassung	1
<i>W. Wessetzky</i> : Ägyptisches Amulett am Donau-Ufer des Barbaricums	11
<i>J. Horváth</i> : Die griechischen (byzantinischen) Sprachkenntnisse des Meisters P. ...	17
<i>T. Szepessy</i> : Beiträge zu den Quellen des Pray-Kodexes	49
<i>A. Scheiber</i> : Antike Motive in der Aggada	55
<i>L. Havas</i> : Les poèmes de Callimaque adressés au roi Mathias Corvin	61
<i>I. Komor</i> : Les lois de Solon dans l'utopie de Comenius	65
<i>J. Irmscher</i> : Koptisch und Neugriechisch	75
<i>T. Dömötör</i> : Ätiologische Sagen in Zusammenhang mit weiblichem Arbeitsverbot	79
<i>V. Georgiev</i> : Etruskologie und Neotrombettianismus	89
<i>I. M. Diakonoff</i> : On the Interpretation of § 70 of the Bisutūn Inscription (Elamite Version)	105
<i>D. Neiman</i> : Eden, the Garden of God	109
<i>C. Sandulescu</i> : Recherches sur la valeur littéraire du Catalogue des vaisseaux	125
<i>Á. Szabó</i> : Wie kamen die Pythagoreer zu dem Satz Eucl., Elem. II. 5?	149
<i>D. Hegyi</i> : Athens and Aigina on the Eve of the Battle of Marathon	171
<i>Э. А. Покровская</i> : Эстетические взгляды Лукреция. (Идеал женской красоты)	183
<i>I. Hahn</i> : Die Legionsorganisation des zweiten Triumvirats	199
<i>H. Kreissig</i> : Die landwirtschaftliche Situation in Palästina vor dem Judäischen Krieg	223
<i>J. Harmatta</i> : Byzantino-Iranica	255
<i>T. Kardos</i> : Az Árgirus-széphistória. (The Argirus Lay). (Rev. by <i>R. Falus</i>)	277

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki szerkesztő: Farkas Sándor

A kézirat nyomdába érkezett: 1969. IX. 3. — Terjedelem: 25 (A/5) ív, 21 ábra, 1 melléklet

69.68251 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

INDEX

<i>I. M. Diakonoff</i> : On the Interpretation of § 70 of the Bisutūn Inscription (Elamite Version)	105
<i>T. Dömötör</i> : Ätiologische Sagen in Zusammenhang mit weiblichem Arbeitsverbot..	79
<i>P. Engel</i> : Zur Frage der mittelbyzantinischen Epibole.....	443
<i>V. Georgiev</i> : Etruskologie und Neotrombettianismus	89
<i>I. Hahn</i> : Die Legionsorganisation des zweiten Triumvirats.....	199
<i>I. Hahn</i> : Aspekte der spartanischen Außenpolitik im 5. Jh.....	285
<i>J. Harmatta</i> : Byzantino-Iranica	255
<i>J. Harmatta</i> : Late Bactrian Inscriptions	297
<i>L. Havas</i> : Les poèmes de Callimaque adressés au roi Mathias Corvin.....	61
<i>D. Hegyi</i> : Athens and Aigina on the Eve of the Battle of Marathon.....	171
<i>J. Horváth</i> : Die griechischen (byzantinischen) Sprachkenntnisse des Meisters P.	17
<i>J. Irmscher</i> : Koptisch und Neugriechisch	75
<i>I. Komor</i> : Les lois de Solon dans l'utopie de Comenius	65
<i>H. Kreissig</i> : Die landwirtschaftliche Situation in Palästina vor dem Jüdischen Krieg	223
<i>Э. А. Покровская</i> : Эстетические взгляды Лукреция. (Идеал женской красоты)	183
<i>D. Neiman</i> : Eden, the Garden of God	109
<i>J. Surkady</i> : Die Theseus-Sage und die sog. theseische Verfassung.....	1
<i>C. Sandulescu</i> : Recherches sur la valeur littéraire du Catalogue des vaisseaux.....	125
<i>A. Scheiber</i> : Antike Motive in der Aggada	55
<i>A. Scheiber</i> : Antikes und Aggada.....	449
<i>Á. Szabó</i> : Wie kamen die Pythagoreer zu dem Satz Eucl., Elem. II. 5?.....	149
<i>T. Szepessy</i> : Beiträge zu den Quellen des Pray-Kodexes.....	49
<i>Cs. Tótlóssy</i> : Character and Genre of the Stories of the Šukasaptati	433
<i>V. Wessetzky</i> : Ägyptisches Amulett am Donau-Ufer des Barbarieums.....	11
<i>T. Kardos</i> : Az Árgirus-szóphistória. (The Argirus Lay). (Rec. R. Falus)	277

J. SARKADY

DIE THESEUS-SAGE UND DIE SOG. THESEISCHE VERFASSUNG*

(ARISTOT., ATH. POL. XLI UND PLUTARCH, THESEUS XXV)

Der ausgedehnte und vielseitige Sagenkreis über Theseus besitzt zwei wichtige Bestandteile, die historischer Art sind, bzw. die Erinnerung an bedeutende historische Ereignisse aufbewahrt hatten. Der eine ist die Sage über den Zug nach Kreta, und der andere jene Rolle, die dem Theseus in Athens mythischer Geschichte — im Mittelpunkt mit der Tradition des Synoikismos — zufällt.

Mit dem ersteren Themenkreis, der die Erinnerung an die frühen Gegensätze zwischen dem Griechentum und Kreta aufbewahrt, hat sich die Forschung ausführlich beschäftigt.¹ Wir wollen uns diesmal einigen Momenten des zweiten Themenkreises zuwenden. Welche Rolle wird dem Theseus in Athens Verfassungsgeschichte zugeschrieben? Auf welche Zeit läßt sich das Entstehen dieser Tradition datieren, und die Verhältnisse welcher Zeit werden in ihr widergespiegelt?

Aristoteles erwähnt in seinem Überblick über die Entwicklung der athenischen Verfassung in der «Athenaion politeia» eine Verfassung, die unter Theseus zustandegekommen sein soll.² Diese Verfassung war vom Königtum ein wenig schon abweichend, und zum ersten Male besaß sie einen gewissen Politeia-Charakter. Es ist nicht völlig klar, nachdem die ausführlichere Schilderung zusammen mit dem ersten Teil des Aristotelischen Werkes verlorengegangen ist, wie eigentlich diese Verfassung beschaffen war. Es geht aus den wortkargen Hinweisen der Fragmente nur so viel hervor, daß der Text die Streitigkeiten der Söhne des Pandion, die vereinigende Rolle des Theseus und wahrscheinlich auch den Synoikismos behandelt haben mag.³ Es bleibt jedoch leider fraglich, ob die Bemerkungen über die Organisation der Gesellschaft im ursprünglichen Text in diesem Zusammenhang angebracht waren. Es wird aber

* [Dieser Aufsatz war für die Trecsenyi-Waldapfel — Festschrift (Acta Ant. Hung. XVI. 1 — 4) bestimmt, konnte aber aus technischen Gründen erst in dieser Nummer veröffentlicht werden. — Red.]

¹ Z. B. E. KJELLBERG: Zur Entwicklung der attischen Theseussage. *Strena Philol. Upsal.* 1922. 4. ff.; H. HERTER: *Rhein. Mus.* 85 (1936) 177 f. und *Die Antike* 17 (1941) 209 f.

² Aristot., *Ath. pol.* XLI. 2.

³ Aristot., *frg.* 381, 384, 385 R.

durch die parallelen Überlieferungen über die politische Tätigkeit des Theseus wohl ermöglicht, dieser Frage näher zu kommen.

Athens Literatur (besonders das Drama) im 5. Jahrhundert behandelt den Theseus als eine hervorragende, mustergültige Verkörperung der vergangen-Gen Größe. Eine solche Rolle hat er bei Sophokles (im Oidipus in Kolonos), und bei Euripides wird Theseus (besonders in den Hiketiden) zu einem Repräsentanten und Wortführer der Demokratie. Dagegen ist Theseus bei Thukydides ein mächtiger, zentralisierender König; bei ihm kann gar keine Rede davon sein, als ob die königliche Gewalt unter Theseus auch im mindesten geschwächt worden wäre.⁴ Aber bei den Schriftstellern nach Thukydides wird sozusagen einstimmig und allgemein die Auffassung, wonach Theseus die Demokratie begründet hätte; diese seine letztere Rolle verbindet sich meistens mit dem Vollziehen des Synoikismos,⁵ worüber man nur ziemlich vulgäre Vorstellungen besaß.

Die Begründung der Demokratie kann natürlich einer nur kleineren Veränderung des Königtums nicht gleichgesetzt werden, und bei Aristoteles beginnt die Demokratie auch nicht mit Theseus, sondern mit der Tätigkeit des Solon.⁶ Obwohl die Entwicklungsskizze im Kapitel III (die Ausgestaltung der Institutionen des aristokratischen Staates) nicht völlig konsequent in das Ganze des Werkes hineingebaut wurde — woran übrigens auch die letzte Hand gar nicht gelegt worden ist —, so viel scheint klar zu sein, daß die Ausgestaltung des aristokratischen Staates und seine Blütezeit nach dem Entwicklungsbild der «Athenaion politeia» den Inhalt jener Epoche ausmacht, die mit der Tätigkeit des Theseus begann. In der Aufzählung der Verfassungsveränderungen erwähnt Aristoteles gar keine dazwischenliegende Stufe: die Staatseinrichtung, die «unter Theseus zustande kam», ist dieselbe wie «die alte vordrakonische Staatseinrichtung», oder sie bildet mindestens den Beginn der letzteren. Demnach wäre die Rolle des Theseus die Begründung des aristokratischen Staates gewesen. Die Auffassung des Aristoteles über die Rolle des Theseus in der Verfassungsgeschichte ist also bei weitem nicht dieselbe, wie diejenige seines eigenen und des auf ihn folgenden Zeitalters.

Man findet eine ähnliche Auffassung über die verfassungsgeschichtliche Rolle des Theseus, wie die des Aristoteles, in prägnanter Form eigentlich nur an einer einzigen Stelle: in den Kapiteln XXIV–XXV des Bios des Theseus bei Plutarch. Plutarch folgt in der Schilderung des Synoikismos offenbar vor allem dem Thukydides; doch wird dieselbe bei ihm stark mit vulgären Vorstellungen gefärbt: Theseus läßt die Einwohner der Umgebung nach Athen

⁴ Thukyd. II. 15.

⁵ Isokrat. X. 35–36., XII. 128–129., Theophrast., Charakt. XXVI. 6., Demosthen. LIX. 74–75., Philochoros frg. 94., Marm. Par. A 20., Pap. Hawara 80/81 (FGr Hist. III N 369), Cicero, de leg. II. 2, 5, Diod. IV. 61, 8, Valer. Max. V. 3, 3, Paus. I. 22, 3, 26, 6. VIII. 2, 1, Charax frg. 43. Euseb. Chron. a. A. 798.

⁶ Aristot., Ath. pol. II. 2, IX. 1, XI. 2.

hinübersiedeln, und begründet – obwohl er seine Führerrolle nach wie vor beibehält – die Demokratie. Dabei macht die Fortsetzung derselben Schilderung die ganze Demokratisierung sozusagen rückgängig: um zu verhindern, daß diese Demokratie ungeordnet und turbulent werde, teilt Theseus die ganze Einwohnerschaft in drei Stände: Eupatriden, Geomoren und Demiurgen; und – «obwohl er allen diesen die Gleichberechtigung sichert» – die Führung im Staatsleben und in kultischen Angelegenheiten wird den Eupatriden anvertraut. Diese Verfassung bedeutet also ihrem Wesen nach die Herrschaft der Aristokratie.

Es wird durch die wesentliche Ähnlichkeit der beiden Schilderungen die Frage gestellt: Was ist ihr gegenseitiges Verhältnis zueinander? Ob die Quelle des Plutarch-Textes nicht Aristoteles selber war? Plutarch beruft sich am Ende des Kapitels XXV auf Aristoteles, aber es fragt sich: Inwiefern soll dieser Hinweis für das ganze Kapitel gelten? Die Erklärung des Ausdruckes «*demos Atheneon*» (Ilias II 547) spricht dafür, daß Plutarch die «*Athenaion politeia*» benutzt hatte. Aber es bleibt nach wie vor unentschieden, ob auch die allerwesentlichsten Momente bei ihm – der durch Theseus begründete Staat unter Eupatriden-Führung, und die in drei Stände gegliederte Gesellschaft – in der Tat Aristotelischen Ursprungs sind. Die Tatsache, daß die Staatsverfassung in beiden Schilderungen eindeutig aristokratisch gefärbt ist, entscheidet noch nicht auch über die Quellenfrage; dieselbe Tatsache spricht nur im allgemeinen für die Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Vermutung. Es gab zwar mehrere Forscher, die einen solchen Zusammenhang vermutet hatten,⁷ aber er wird neuerdings im allgemeinen bezweifelt. Am prägnantesten verwarf Jacoby den Aristotelischen Ursprung der fraglichen Plutarch-Stelle. Ja, er glaubte einen scharfen Gegensatz zwischen den Schilderungen des Aristoteles einerseits, und des Plutarch andererseits nachweisen zu können. Er verglich die Schilderung des Plutarch mit philosophisch-utopistischen Spekulationen über den Staat, und er wollte sie aus diesen ableiten.⁸ Seiner Ansicht nach stimmt Paragraph 1 des Kapitels XXV keineswegs mit der Epitome des Herakleides (Pol. I.2. = Aristot. fr. 384 R) überein. Die Epitome des Herakleides soll auf den Synoikismos und auf die Begründung der Demokratie hinweisen, während bei Plutarch im Paragraph 1 nicht über den schon früher geschilderten Synoikismos, sondern über eine andere Verfügung im Interesse der weiteren Vermehrung der Stadt die Rede sein soll; auch die im Paragraph 2 geschilderte Verfassung wäre keine Demokratie, sondern ein aristokratischer Staat mit Vorrechten des Adels. Noch mehr betont werde der Unterschied zwischen den beiden Schilderungen dadurch, daß auch die Terminologie des Aristoteles und des Plutarch in der Bezeichnung der Klassen

⁷ Z. B. H. T. WADE-GERY: *Clq* 1931, 1 ff. 77 ff.

⁸ F. JACOBY: *Atthis. The local chronicles of ancient Athens*. Oxford 1949. 247 – 248.

nicht dieselbe wäre. Der Name der zweiten Gruppe heißt bei Aristoteles 'agroikoi' (Ath. pol. XIII 2) bzw. 'georgoi' (fr. 385), während derselbe bei Plutarch: 'geomoroi' (Theseus XXV 2) ist. Die Verfassung, die im Bios des Theseus geschildert wird, ist nicht dieselbe, über welche man im Kapitel XLI der «Athenaion politeia» liest; sie erinnert eher an den idealen dreigeteilten Staat der Philosophen, z. B. bei Hippodamos, Platon oder dem Hekataios von Abdera.⁹ Diese Züge sollen nach Jacoby auf einen solchen Verfasser als letzte Quelle hinweisen, der sein Bild über den Staat des Theseus unter dem Einfluß der Platonischen Politeia – ohne jeden historischen Grund – rekonstruiert haben mag; es käme mit großer Wahrscheinlichkeit Theophrast in Frage. Schließlich soll man – in der Frage nach den Quellen des Kapitels XXV – beachten, daß im Plutarch-Text auch sonst gar kein solcher enger grammatikalischer und logischer Zusammenhang zwischen der Schilderung in den Paragraphen 1–2 einerseits, und dem Aristoteles-Zitat in Paragraph 3 andererseits besteht, der den Aristoteles als Quelle auch für die Paragraphen 1–2 wahrscheinlich machen könnte.

Aber diese und ähnliche Vermutungen ergeben doch keinen hinreichenden Grund, um den Aristotelischen Ursprung des Kapitels XXV zu widerlegen und um seine Herkunft aus philosophisch-utopistischen Spekulationen, evtl. von Theophrast selbst, nachzuweisen. Es stimmt zwar, daß das Aristoteles-Zitat bei Plutarch im § 3 des Kapitels XXV in sich keinen Beweis für den Aristotelischen Ursprung der ganzen Textstelle bietet, aber es mag auf alle Fälle als ein Fingerzeig dafür gelten, in welcher Richtung man die Quelle suchen darf. In der Tat ist der Zusammenhang innerhalb des Kapitels ziemlich locker, aber die Widersprüche und Inkonssequenzen der Formulierung sind doch nicht entscheidend. Jacoby scheint in dieser Hinsicht eine so weitgehend durchdachte, logische Kompositionsart von dem Text des Plutarch zu erwarten, die für diesen Schriftsteller auch sonst gar nicht charakteristisch ist.

Die Parallelen, auf die man sich berufen hatte, um die Herkunft der Stelle aus philosophisch-utopistischen Quellen wahrscheinlich zu machen, sind nur scheinbare Übereinstimmungen. Wohl beobachtet man in beiden Fällen die äußere Übereinstimmung der Form (die Dreigliederung der Gesellschaft), aber gegen diese Tatsache fällt der inhaltliche Unterschied selber mehr ins Gewicht. Auf den ersten Blick erinnert zweifellos die Dreiteilung der Gesellschaft bei Hippodamos – Soldaten, Ackerbauern und Handwerker – an die drei Gruppen in Plutarchs Schilderung: Aristokraten, Ackerbauern und Handwerker. Aber die beiden Systeme sind doch grundverschieden, wenn man bedenkt, daß die Aristokraten bei Plutarch Vorrechte besitzen, während bei Hippodamos alle drei Klassen an der politischen Führung gleichermaßen

⁹ Hippodamos: Aristot. Polit. II 1267 b 30 = Diels. Fragm. d. Vorsokr. Nr. 39 Frg. 1.; Platon: Kritias 110 C, 112 B; Hekataios von Abdera: Diod. I. 28, 4 = Fr. Gr. Hist. III A 264 F 25.

beteiligt sind. Und was die völlig theoretischen Erörterungen bei Platon über Führer, Wächter und Arbeiter betrifft, sowie die verschiedenen Beteiligungen dieser Gruppen an den Rechten und Pflichten, so entdeckt man in diesem System gar keine konkrete Ähnlichkeit mit der Verfassung des Theseus bei Plutarch – abgesehen von der bloßen Dreiteilung in beiden Fällen. Bei Hekataios sind die Namen der Klassen dieselben wie bei Plutarch, doch ist auch in diesem Fall der Inhalt ein völlig anderer: die Priester, die zum Militärdienst verpflichteten Grundbesitzer und die bloß dienenden Werktätigen wurden aus der ägyptischen Gesellschaft in die Schilderung der athenischen Vergangenheit zurückprojiziert.

Gegen diese nicht überzeugenden Parallelen werden die Schilderungen bei Plutarch und Aristoteles eben durch die wichtigsten gemeinsamen Momente miteinander verbunden: der Aristokratenherrschaft begründenden Rolle des Theseus bei Plutarch entspricht bei Aristoteles die knappe aber wesentliche Tatsache, daß der Beginn der Aristokratenherrschaft eben mit den Veränderungen unter Theseus bezeichnet wird. Damit verbindet sich die Tatsache, die von dem Gesichtspunkt unseres Gegenstandes aus betrachtet zwar nur eine untergeordnete Bedeutung besitzt, daß nämlich Plutarchs Dreiteilung (Aristokraten, Ackerbauern, Handwerker) auch aus Aristoteles bekannt ist; die einschlägige Textstelle ist zwar nicht überliefert worden, aber es geht das einstige Vorhandensein der Dreiteilung aus den Fragmenten des ersten Teiles (frg. 385 R) mit großer Wahrscheinlichkeit hervor. Diese Vermutung wird auch dadurch noch erhärtet, daß die Dreiteilung als *historische Tatsache* nur in dem Werk des Aristoteles, anläßlich der Archonten des Jahres 581–80 erwähnt wird.¹⁰ Der Wert dieser Übereinstimmung wird durch eine gewisse Schwankung in der Terminologie nicht wesentlich beeinträchtigt; eine ähnliche Schwankung beobachtet man ja auch innerhalb des Aristotelischen Werkes.

Jene Auffassung, wonach die Verfassung des Theseus die Herrschaft der Aristokratie bedeutet hatte, paßt übrigens sehr gut in das Aristotelische Entwicklungsbild hinein, nicht nur was die «Athenaion politeia», sondern was auch die «Politik» betrifft. An einer wichtigen Stelle der «Politik»¹¹ unterscheidet Aristoteles zwischen dem Königtum und der Politeia der Hopliten als eine besondere Entwicklungsstufe den Staat der Ritter («politeia ton hippeon»). Diese mittlere Stufe ist offenbar der aristokratische Staat der früharchaischen Periode.

Es stellt sich nun, auf Grund des bisher Gesagten, die Frage: Warum Aristoteles eben mit Theseus, der nach der Tradition im allgemeinen doch ein demokratischer Held war, die Begründung der aristokratischen Verfassung verbunden hatte?

¹⁰ Aristot., Ath. pol. XI 11. 2.

¹¹ Aristot., Polit. IV. 13, 1297 b.

Das Wesentliche dieser Frage läuft darauf hinaus: Ob diese Rolle des Theseus einer echten Tradition entspricht, oder ob sie nur einer Aristotelischen Konstruktion zu verdanken sei? Es wäre ja auch diese letztere Möglichkeit wohl denkbar. Wäre dies der Fall, so hätten wir es hier mit einer entschiedenen Stellungnahme — seitens des Aristoteles — gegen die demokratischen Phantasien seines eigenen Zeitalters zu tun; und hat Aristoteles in der Tat jemanden gesucht, der die aristokratische Verfassung zwischen dem Königtum der mythischen Zeiten einerseits, und der auch historisch schon greifbaren timokratisch-demokratischen Entwicklung andererseits inauguriert haben soll, so mag er diesen leicht in jenem hervorragenden Heros gefunden haben, dessen Gestalt auch sonst mit der Tradition der *Synoikia* verbunden war. (Es ist jetzt einerlei, was der konkrete Inhalt der Tradition über die *Synoikia* gewesen sein mag.) Die rationale Umgestaltung derselben Tradition mag ihn leicht dazu geführt haben, in Theseus den vermutlichen Begründer der aristokratischen Verfassung zu erblicken.

Dieser Vermutung widersprechen jedoch ziemlich entschieden gewisse Momente. Es hätte nämlich gegen eine solche Auffassung eine gewisse Schwierigkeit vielleicht auch schon jene Rolle bedeutet, die nach der Tradition dem Kodros zufiel. Denn die Tradition berichtet ja im Zusammenhang mit Kodros über die ungeschmälerte königliche Macht (so auch bei Aristoteles);¹² später taucht allerdings auch der Gedanke auf, daß eben der Heldentod des Kodros das Ende des Königtums mit sich gebracht hätte.¹³ Man könnte auf alle Fälle diese Schwierigkeiten irgendwie noch überbrücken: in der ersteren Überlieferung hätte man unter Königtum die unter Theseus reformierte königliche Gewalt zu verstehen, während die andere Überlieferung zweifellos späten Ursprungs ist, und darum vom Gesichtspunkt unseres Problems aus gar nicht berücksichtigt werden soll.¹⁴ Viel auffallender ist jedoch ein anderes Moment. Es wäre sehr natürlich gewesen, auf Grund des Archonten-Schwures¹⁵ an *Akastos* als Anfangsperson zu denken. Eben Aristoteles und seine Zeitgenossen haben ja diese Gestalt der athenischen Frühgeschichte der Vergessenheit ent-rissen.¹⁶ In einer verfassungsgeschichtlichen Rekonstruktion hätte die Einführung des Archon-Amtes naturgemäß gleichzeitig mit dem Beginn der aristokratischen Verfassung sein können, oder die Einführung dieses Amtes hätte bald der Schöpfung der Aristokratenherrschaft folgen können. Es entstand in der Tat entlang dieser Linie eine Rekonstruktion, die das Aufhören des Königtums und die Einführung des Archon-Amtes mit dem Generationswechsel Kodros-Medon verband. Zweifellos hätte eine derartige Rekonstruk-

¹² Platon: *Symp.* 208 D; Aristot., *Polit.* V 10, 1310 b.

¹³ Iustin. II. 7; Vell. Patere. I, 2.

¹⁴ G. BUSOLT: *Griechische Geschichte*. II. Gotha 1895. 128, A. LEDL: *Studien zur älteren athenischen Verfassungsgeschichte*. Heidelberg 1914. 246 f.

¹⁵ Aristot., *Ath. pol.* III. 3.

¹⁶ LEDL: a. W. 249—250.

tion schon frühzeitig allgemeingültig werden können, wenn es nicht schon vor Aristoteles eine Tradition gegeben hätte, wonach die Aristokratie ihre einstige Macht ausdrücklich auf Theseus zurückgeführt hatte.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Tradition einfach nur die aristokratische Umfärbung des demokratischen Theseus-Bildes darstellen könnte. Im 4. Jahrhundert war das demokratische Theseus-Bild allgemeingültig und überall verbreitet in der öffentlichen Meinung.¹⁷ Auch diejenigen, die keine Anhänger einer radikalen Demokratie waren, haben das demokratische Theseus-Bild im allgemeinen als historisches Faktum akzeptiert; sie waren nur bestrebt, dasselbe ein wenig aristokratisch umzufärben, wie Isokrates,¹⁸ oder sie haben den Theseus eben wegen seiner demokratischen Charakterzüge — gehässig abgelehnt, wie der Oligarch bei Theophrast.¹⁹ Die letzteren Beispiele mögen die Varianten der durchschnittlichen, aristokratisch-konservativen Auffassung illustrieren; aber es ist eben darum kaum denkbar, daß eine Art «Aristokratisieren» des ursprünglich demokratischen Theseus-Bildes die Grundlage der Aristotelischen Auffassung gebildet hätte.

Auf der anderen Seite ist Theseus als ein Held der Demokratie, wie darauf oben schon hingewiesen wurde, eine verhältnismäßig späte Vorstellung. Zum ersten Male greifbar wird diese Tendenz bei Euripides, und es setzt erst im 4. Jahrhundert die kraftvolle und immer mehr vulgäre Demokratisierung des Theseus-Bildes ein. Man kann parallel mit dieser Erscheinung auch eine Veränderung der Vorstellungen über den Synoikismos beobachten, im Vergleich dazu, was man über denselben Synoikismos bei Thukydides liest. Es wird sozusagen mit Händen greifbar, wie ein Zeitalter die Tradition nach dem Bild der eigenen Verhältnisse umformt: der Prozeß, wie eine Großstadt anwächst und die Landschaft sich entvölkert, wird in die weite Vergangenheit zurückprojiziert.²⁰ Es sieht im großen und ganzen so aus, daß es mindestens schon im 5. Jahrhundert eine solche Tradition gab, die die verfassungsbegründende Rolle des Theseus enthielt, und diese mit dem Synoikismos verband. Der Synoikismos selber wurde dabei wohl nicht näher konkretisiert. Diese Tradition wurde ausgelegt und aktualisiert wohl am Ende des 5. Jahrhunderts, und noch mehr im 4. Jahrhundert, in dem Sinne, daß Theseus die Demokratie begründet hätte und die Bevölkerung der Landschaft in die Stadt Athen hinübersiedeln ließ. Aber das Theseus-Bild des Sophokles und noch mehr dasselbe bei Thukydides zeigt, daß diese Auslegung nicht die einzig mögliche war, und daß sie auch nicht notwendig den ursprünglichen Inhalt der älteren Überlieferung wiedergibt. Es kann aber auf alle Fälle als sicher gelten, daß

¹⁷ Siehe die oben, in Anm. 5. zitierten Stellen.

¹⁸ Isokrat. X. 35–36., XII. 128–129.

¹⁹ Theophrast., Charakt. XXVI. 6.

²⁰ Vgl. A. W. GOMME: Population of Athens in the fifth and fourth centuries B. C. Oxford 1933. 37 f.

Theseus auch in dieser älteren Tradition schon eine zentrale Rolle gespielt hatte: man erblickte in seiner Tätigkeit — von politischem und von verfassungsgeschichtlichem Gesichtspunkt aus — einen großen Wendepunkt der athenischen Frühgeschichte.

Wie und von welcher Zeit ab mag Theseus zum mythischen Helden der Staatsordnung und der Staatsverfassung geworden sein? Nach alten und auch heute noch gültigen Ansichten wurde seine Gestalt, der ursprünglich doch wohl eher ein Abenteuerer und Liebesheld war, erst spät «durchpolitisiert».²¹ Dies mag wahrscheinlich damals erfolgt sein, als die demokratischen Richtungen einen Ahnen für sich gesucht hatten, irgendwann in den Zeiten des Peisistratos²² oder des Kleisthenes.²³ Dieser Prozeß mag im 5. Jahrhundert durch gewisse Ereignisse gefördert worden sein, z. B. durch den Glauben, daß Theseus in der Marathon-Schlacht wunderbar erschien (Plut., Thes. XXXV), oder auch dadurch, daß Kimon seine angeblichen Reliquien nach Athen überbrachte (Plut., Thes. XXXVI, Kimon VIII). Dies alles mag zur Bedeutung des Theseus in Athens patriotistischer Mythologie sehr viel beigetragen haben. Aber jene Rolle, die dem Theseus in der Verfassungsgeschichte zugeschrieben wird, läßt sich aus diesen Tatsachen sowie aus den früher erwähnten und nur vermutlichen Momenten doch nicht ableiten und erklären. Und man kann vor allem nicht erklären, warum Theseus gerade als Begründer der *aristokratischen* Verfassung galt. Und war diese Tradition schon im 5. Jahrhundert vorhanden, so liegt der Gedanke sehr nahe, daß dieselbe mythische Rolle jener Periode entstammt, in der die Aristokratenherrschaft noch Wirklichkeit war, und die dem 5. Jahrhundert nicht so sehr — kaum mehr als bloß um 100 Jahre — voranging.

Wollen wir jedoch diese sagenhafte Rolle des Theseus, als des Begründers der Verfassung, die man aus Aristoteles und aus Plutarch erschließen kann, auf diese frühere Epoche, d. h. also im Grunde auf die archaische Zeit der Aristokratenherrschaft zurückführen, so erhebt sich notgedrungen die Frage: welche Art Überlieferung aus dieser frühen Periode zu der späteren, klassischen Zeit geführt haben mag? Wie wurde wohl die Theseus-Tradition «politischer Art» aus der aristokratischen Epoche in die späteren Zeiten übermittelt? Die Hinweise der späteren Epik nützen uns nichts. Man weiß ja über das Epos «Theseis» sowieso kaum etwas, und in jener Hinsicht, die uns hier interessiert, gar nichts.²⁴ Das Theseus-Bild der frühen Vertreter der Geschichtsschreibung — wenn es ein solches überhaupt gab — ist nicht bekannt. Unsere Frage scheint also beinahe unlösbar zu sein.

²¹ G. GROTE: History of Greece I. London 1846.

²² O. GRUPPE: Griechische Mythologie und Religionsgeschichte. 1906. 438; L. PRELLER—C. ROBERT: Die griechische Heldensage. 749; S. SOLDERS: Die außerstädtischen Kulte und die Einigung Attikas, Lund 1931, 115 f.

²³ K. SCHEFOLD: Mus. Helv. (1946) 62 f.

²⁴ Vgl. J. SARKADY; ACD 2 (1966) 12–13.

Aber der Sagenkreis des Theseus, und besonders jene Motive der Sage, die mit der Verfassungsgeschichte zusammenhängen, besitzen mehrere solche kultische, vor allem heortologische Beziehungen, die wohl auf eine ältere Zeit als die klassische Periode hinweisen. Man begegnet darunter sowohl traditionellen, engeren Geschlechtskulten, wie auch wichtigen Staatsfesten. Das alte Geschlecht der Phytaliden, das nach der Tradition den nach Athen angekommenen Theseus gereinigt haben soll, hat auch in späteren Zeiten den gemeinsamen Kult jener Geschlechter überwacht, die ihre Abstammung auf die aus Kreta heimgekehrten Jünglinge zurückführten.²⁵ Außerdem waren auch sehr bedeutende Staatsfeste mit Theseus-Ätiologien verbunden.²⁶ Im ersten Monat des athenischen Jahres, im Hekatombaion begegnet man hintereinander solchen Festen, wie der Feier der Heimkehr des Theseus nach Athen (8.), der Feier der Synoikia (16.), die dem Theseus zugeschrieben wurde, und den Panathenäen (28.). Einen anderen bedeutenden Zusammenhang bilden jene Feste, die an den Beginn und an das Ende des Zuges nach Kreta erinnern: einerseits die flehende Prozession nach Delphinion (6. Munichion), und andererseits die Pyanepsia und die Theseia (7. und 8. Pyanepsion), die wohl der Eröffnung und dem Schluß der Schiffsfahrtsperiode des Jahres entsprechen.

Nachdem im Vergleich zum grundlegenden Festtagsmaterial der griechischen Stämme die historischen Monats- und Feiertagssysteme schon gewisse Veränderungen aufweisen, aber auf der anderen Seite, als die Kolonisationen begannen, die neuen Siedler im allgemeinen schon ein fertiges Kalendersystem mit sich brachten, darf man die Ausgestaltung der Kalendersysteme der griechischen Staaten (mindestens in großen Zügen) auf jene Periode datieren, die zwischen der dorischen und ionischen Wanderung einerseits, und dem Beginn der Kolonisierung andererseits liegt, d. h. also auf die Jahrhunderte 10 – 8. v. u. Z.²⁷ Es läßt sich wohl dieselbe chronologische Bestimmung auch auf die obigen Zusammenhänge anwenden.

Alle diese Momente fügen sich sehr gut nicht nur in einen älteren, vor-klassischen Zusammenhang hinein, sondern sie verraten wahrscheinlich auch jene Wege, die die aristokratische Theseus-Tradition auch über das klassische Zeitalter hindurch zu übermitteln vermochten. Die kontinuierlich gepflegten Kulte und die anknüpfenden Mythen bildeten diese Wege. Auf diese vermutlichen Wege der Überlieferung weist vielleicht auch noch eine isolierte aber wohl bezeichnende Angabe hin, die Tradition nämlich, wonach die Münzen des Theseus mit «Stier» bezeichnet waren.²⁸ Im «Zeitalter des Theseus» — welcher Periode man dies auch gleichsetzen möchte — gab es selbstverständlich noch keine Münzprägung. Seltman versuchte die Erklärung dieser Tradition

²⁵ Paus. I. 37, 4; Plut., Thes. XXIII. 5.

²⁶ Plut., Theseus XII., XIV., XVII., XVIII., XXII., XXIII., XXIV., XXVII., XXXV., XXXVI.

²⁷ Vgl. J. SARKADY; ACD I (1965) 11 f.

²⁸ Plut., Thes. XXV.

mit einem Hinweis auf die stierlederförmigen Kupferblätter des mykenischen Zeitalters,²⁹ aber wohl wahrscheinlicher ist der Versuch von Jacoby, der die konkrete Grundlage dieser Tradition in den archaischen Münzen mit Stierkopf erblicken wollte.³⁰ Man wird in diesem Zusammenhang auch die bedeutende Tatsache wohl nicht außer acht lassen wollen, daß eines der vornehmsten und konservativsten athenischen Geschlechter, die Eteobutaden ebenfalls einen Stierkopf in ihrem Wappen trugen.³¹ Es wäre wohl denkbar, daß die athenischen Aristokraten auch die eigene Münzprägung auf Theseus, auf den mythischen Begründer ihrer Macht zurückführten, und daß sie auch ihre charakteristischen Münzen mit dem Namen des Theseus verbanden. Die Altertümlichkeit dieser Tradition (ihr Ursprung aus dem archaischen Zeitalter) wird auch dadurch noch hervorgehoben, daß der Gebrauch der Termini *hekatomboion* und *dekaboion* ebenfalls mit Theseus verbunden ist. Wie bekannt, wurden diese Bezeichnungen auch noch in Drakons Gesetzen, im 7. Jahrhundert gebraucht.³²

Wohl sind die eben angeführten Angaben sehr eng begrenzt und einseitig. Aber sie scheinen doch hinreichend genug zu sein, um einen Weg der Überlieferung vermuten zu lassen. Ja, sie erhärten bis zu einem gewissen Grade auch die Existenz jener Tradition, die wir aus den behandelten Textstellen des Aristoteles und Plutarch zu erschließen versuchten. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Tradition, wonach Theseus der Begründer des aristokratischen Staates war, nicht auf dem Wege entstand, daß die späten Sagen des klassischen Zeitalters in aristokratischem Sinne umgestaltet oder gelehrt ausgelegt wurden. Diese echte Tradition mag die Ansicht der Eupatriden des archaischen Zeitalters aufbewahrt haben. Es ist natürlich ein weiteres Problem, warum gerade dem Theseus diese mythische Rolle zufiel. Aber so viel scheint sicher zu sein, daß diese Feststellung eine Grundlage zu weiteren Schlüssen bilden mag, wenn man manche Motive der athenischen Mythologie und der historischen Überlieferung in ein neues Licht zu stellen versucht.

Debrecen.

²⁹ C. T. SELTMAN: Athens, Its History and Coinage. Cambridge 1924. 1—5.

³⁰ F. JACOBY: FGrHist. III b vol. I. 569—570.

³¹ SELTMAN: op. cit. 24, 30, 49.

³² Pollux IX. 61.

ÄGYPTISCHES AMULETT AM DONAU-UFER DES BARBARICUMS*

Es ist bekannt, welche rege Verbindungen das alte Ägypten zu der antiken Welt besaß, und daß diese gerade zu jener Zeit am wirksamsten waren, in der die Provinz Ägypten den Tiefpunkt ihrer politischen Macht erreicht hatte. In der wissenschaftlichen Bearbeitung der Verbindungsfäden fällt ein bedeutender Teil auch jenem ungarischen Forscher zu, den wir in dieser Festschrift mit einigen Gedanken über einen zuletzt zu Tage geförderten einschlägigen Fund begrüßen.

In Jahre 1967 ist eine Nachricht ins Archäologische Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften eingelaufen, wonach in der Gemeinde Ordas, Dunakömlöd gegenüber, ein Bewohner der Gemeinde im Besitze von drei Osiris-Bronzestatuetten ist. Bei diesen wurde auch die Möglichkeit des Lokalfundes erwogen. In der Nähe der den 1535. Kilometer bezeichnenden Tafel wird der Abschnitt des hiesigen Donauufers ständig von der Donau unterwühlt (Abb. 1). Die Fundumstände sind noch immer ungeklärt, doch hatte die Meldung das Ergebnis, uns die Kenntnis eines fast schon vergessenen, unbedingt als Lokalfund zu betrachtenden und als ägyptischer Kultgegenstand zu wertenden Amuletts zu verhelfen.¹ Vor der Würdigung desselben geben wir nachstehend die Beschreibung der drei in der Literatur bisher nicht behandelten Statuetten.

1. Abb. 2 in der Mitte, Osiris in der üblichen Mumien-Form, in stark korrodiertem, abgenütztem Zustand. Der Rückenteil ist flach ausgebildet. Unter dem Fuß ist ein Bolzen zu sehen, dessen Ende jedoch fehlt. Die Gesichtszüge sind nicht zu erkennen; die Atef-Krone ist teilweise mangelhaft. Man kann die Ureus-Schlange, den Herrscherbart und die Umrisse der königlichen Insignien unterscheiden. H: 11,15 cm, Br: 2,35 cm.

* [Dieser Aufsatz war für die Trecsenyi-Waldapfel-Festschrift (Acta Ant. Hung. XVI. 1–4) bestimmt, konnte aber aus technischen Gründen erst in dieser Nummer veröffentlicht werden. — Red.]

¹ Ich danke an dieser Stelle dem Besitzer S. BESENCZI sowie dem Professor N. FETTICH, der mich vom Fund benachrichtigt hatte und an Ort und Stelle behilflich war, und ebenso auch dem Archäologischen Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften für die Unterstützung meiner diesbezüglichen Forschungen.

2. (Abb. 2 links) Osiris-Statuette, in ähnlichem Stil wie die vorige hergestellt, aber in einem noch mehr abgenutzten und beschädigten Zustand erhalten. Das gekrönte Haupt ist ein wenig nach rückwärts gebogen. Der Deckel der Krone und die Federteile fehlen. Der Hinterteil leicht gewölbt. Die königlichen Insignien lassen sich entnehmen: das Zepter setzt sich unter der Faust lange fort. Man erkennt die Ureus-Schlange der Krone besser als beim vorigen Gegenstand. Der Fuß der Statuette fehlt. H: 7,25 cm, Br: 2,28 cm.

3. (Abb. 2 rechts) Eine den vorigen ähnliche flach ausgebildete Osiris-Statuette in stark korrodiertem Zustand. Man erkennt die Umrisse nur von einem Teil der Herrscher-Insignien und des einen Armes. Der Körper aufwärts vom Hals sowie der Fuß fehlen. H: 5,22 cm. Br: 2,39 cm.

Was die Fundstätte sowie jene Umstände betrifft, unter denen das Sphinx-Amulett an die fragliche Stelle gekommen war, muß man mehrere Gesichtspunkte beachten.

1. Die Stelle liegt genau der einstigen römischen Lagerstätte, Lussonium gegenüber.

2. Man muß zweifellos die Tatsache als bedeutend im Auge behalten, daß dieser Donauabschnitt – wie auch die Karten zeigen – als ein geeigneter Stromübergang galt, ja als ein solcher bis in die letzten Zeiten hinein ununterbrochen benutzt wurde.²

3. Aus dem heutigen Donaubecken – in der Nähe von Imsós-pusztá – kamen römische Ziegelsteine zum Vorschein. Auf dem Gebiete der Gemeinde Ordas liegt ein Gräberfeld aus der Völkerwanderungszeit.

4. Durch die neuesten Ergebnisse der Limes-Forschung³ werden das Problem der Verteidigungsmöglichkeiten auf dem gegenüberliegenden Flußufer sowie die Fragen der Handelsbeziehungen in eine neue Beleuchtung gestellt.

5. Die Untersuchung der Fundstätte am Donau-Ufer von Ordas hat die Aufmerksamkeit auf das Terrakotta-Fragment gelenkt, das zwar früher zum Vorschein gekommen war, aber dessen Fundumstände die topographische Bedeutung der Stelle jetzt noch mehr hervorheben.

Dieser kleine, fragmentarisch erhaltene Terrakotta-Sphinx (Abb. 3) wurde noch in den dreißiger Jahren im Laufe von Feldarbeiten auf dem Grundstück von L. Molnár, und in seinem Beisein durch jenen J. Bese gefun-

² In der Klärung der lokalen Verhältnisse des fraglichen Donau-Abschnittes waren mir S. BESENCZI, sowie von archäologischem Gesichtspunkt aus N. FETICH und M. KÖHEGYI behilflich; ihnen verdanke ich auch die Angaben der älteren geographischen Landkarten.

³ Die im Druck befindlichen Arbeiten des S. SOPRONI über den 'Limes Sarmatiae', sowie die Ansichten von D. GABLER (entwickelt in seiner Arbeit 'Terra sigillaták a Kelet-Pannoniával szomszédos Barbaricumban' –: 'Die Terrae sigillatae in dem Ost-Pannonien benachbarten Barbaricum', Arch. Ért. 95 [1968] 211–242), bilden eine neue Grundlage zur Beurteilung der politischen und der Handelsbeziehungen den Limes entlang.



Abb. 1

den, von dem das Stück S. Besenczi später angekauft hatte. Man hat der kleinen fragmentarischen Statuette zu jener Zeit keine größere Bedeutung beigemessen, und es wurden auch keine Nachforschungen nach dem fehlenden Teil oder nach anderen Objekten an demselben Ort angestellt. Die Authentizität des Fundes wird durch den Bericht von L. Molnár in Ordas beglaubigt. Die fragliche Fundstätte, 'Brücke von Hoppány' genannt, liegt in der Flur Hoppány. Dieselbe Senke hieß auch 'Fluß Hoppány', und war vermutlich ein Nebenarm der Donau. Man beobachtet an dem in mangelhaftem Zustand gefundenen Terakotta-Sphinx den Stil der ähnlichen römerzeitlichen Erzeugnisse, soweit man dies auf Grund des erhaltenen Kopf- und Brustteils feststellen kann. Das weibliche Gesicht ist bräunlich gefärbt und schön geformt. Ein Halsband hängt zur Brust herunter. Das ägyptische Kopftuch ist mit parallelen Strichlinien geschmückt.

Durch die Tatsache, daß der Terrakotta-Sphinx an einer zum Donau-Ufer nahegelegenen Stelle zum Vorschein kam, wird die Bedeutung dieses Fundes gerade in ihrem Zusammenhang hervorgehoben. Nachdem es sich nicht um einen einzigen, und darum vermutlich nicht um einen zufällig dorthin verschlagenen Fund handelt, möchte man vor allem die Frage klären, wie dieser Gegenstand an ihren Fundort gekommen sein mag. Auf Grund dessen, was vorhin angedeutet wurde, muß man mit mehreren Möglichkeiten rechnen, aber alle diese Möglichkeiten werden durch jene

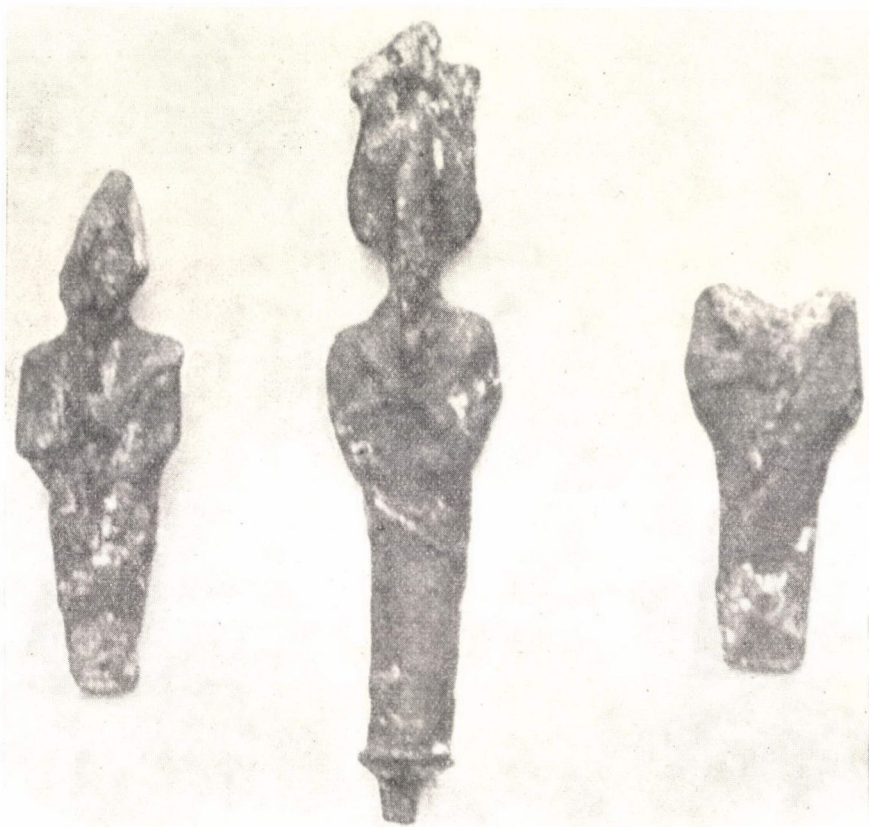


Abb. 2

Tatsache bestimmt, daß die Fundstelle der einstigen Lagerstätte von Lussonium gegenüberlag. Man könnte nur auf Grund einer Ausgrabung und weiterer Forschungen die Frage entscheiden, ob auf dem diesseitigen Donau-Ufer — nachdem die Stelle für den Stromübergang doch so geeignet ist — einst nicht ein Wachturm gestanden hat. Einstweilen ist die Vermutung wahrscheinlicher, daß hier das Quartier vielleicht nur Übergangsquartier eines Händlers gelegen haben mag, der gegen Erzeugnisse des Barbaricums römische Ausfuhrartikel ausgetauscht haben mag. Im Falle des Terrakotta-Sphinxes könnte man auch daran denken, daß dieser kleine, schöne und außerordentliche Gegenstand auch für einen jeden anziehend gewesen sein mag. Ebenso wichtig ist aber doch der Umstand, daß die kultische Grabhüter-Rolle des Sphinx in der Spätzeit ein weitverbreiteter Glaube war. Dies mag sich gleichermaßen auf das Personal des römischen Lagers, auf die Händler



Abb. 3

selber, aber auch auf die zum Teil romanisierte Bevölkerung des Barbaricums, oder auf einzelne solche Individuen dieser Bevölkerung beziehen. Ein Vergleich mit dem Fund von Kunszentlászló⁴ stimmt insofern nicht, daß dort — wenn man auch die verlorengegangenen Stücke berücksichtigt — eine auch als Halsband geltende Amulettreihe als Grabfund zum Vorschein gekommen war; dagegen könnte man in unserem vorliegenden Fall wohl eher von einem Votivgegenstand sprechen. Man hat es hier auf alle Fälle mit solchen Denkmälern zu tun, die — auf Grund ihres ziemlich häufigen Vorkommens in Pannonien — wohl einen charakteristischen Zug der römervzeitlichen ägyptischen Kulte bilden. Diese charakteristische, und dennoch als außerordentlich anmutende Eigentümlichkeit zeigt, daß jene ursprüngliche ägyptische Vorstellung, wonach man nach dem Tode zu Osiris wird, ihm gleich-

⁴ A. DOBROVITS: Egyiptomi amulett szarmata sírból. A Magyar és Orosz Iparművészet Történeti Kapesolatairól (= Ein ägyptisches Amulett aus einem sarmatischen Grab. Über die historischen Beziehungen des ungarischen und russischen Kunstgewerbes.) Budapest 1954, 9—34.

gesetzt wird, trotz des Siegeszuges der anderen, der Serapis-Vorstellung, auch später beibehalten, ja zum Teil stärker wurde.⁵

Die ägyptisch-lokalen Bezüge desselben Problems gehören nicht in den Rahmen der gegenwärtigen Publikation. Aber man wird dennoch jene neuesten gegenständlichen Angaben als bedeutend erachten müssen, die Italien, dem Land entstammen, das unter Ägypten und den Provinzen die Kulturgüter und die Kulte gewissermaßen vermittelte. Infolge besonderer Umstände ist auch die Stadt Pompeji ein bedeutender Fundort ägyptischer Kultdenkmäler⁶ — auch in solchen Bezügen, die man sonst nicht wiederfindet. So ist z. B. die Verewigung der ägyptischen Kulte in einer Wohnung — vermutlich in einem Kultraum — hervorzuheben. Was zuletzt F. Le Corsu nachgewiesen hatte,⁷ die auch als Darstellung erscheinende Dionysos–Osiris-Gleichsetzung zeigt den ewig lebenden, jungen Osiris⁸ an einem Wandgemälde in Pompeji. Als erstes Denkmal dafür, daß die ägyptische Totenglaube auch nach dem Barbaricum den Weg gefunden hat, kann vielleicht das Amulett vom Donau-Ufer von Ordas zu gelten.

Budapest.

⁵ Ich habe mich mit diesem Problem (außer meiner im Druck befindlichen Arbeit: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Kairo) zuletzt in *Acta Ant. Hung.* 15 (1967) 451–456 beschäftigt. Vgl. S. MORENZ: Das Problem des Werdens zu Osiris in der griechisch-römischen Zeit Ägyptens. *Bibliothèque des Centres d'Études Supérieures Spécialisés. Travaux du Centre d'Études Sup. Spéc. d'Histoire des Religions de Strasbourg*, 1969.

⁶ Am bedeutendsten ist von ägyptologischem Gesichtspunkt aus das ausgezeichnete Werk von TRAN TAM TINH: *Essai sur le culte d'Isis à Pompéi*. Paris 1964.

⁷ Un oratoire Pompéien consacré à Dionysos-Osiris, *Bulletin de la Société Française d'Égyptologie*, N° 51, 1968, 17–31.

⁸ Das Problem des «jungen Osiris» wird im Zusammenhang mit Horus bzw. in dem mit dem Pharao durch die grundlegende Arbeit von J. BERGMAN gestellt: «Ich bin Isis», *Uppsala* 1968. S. 111 Anm. 5 und S. 147.

DIE GRIECHISCHEN (BYZANTINISCHEN) SPRACHKENNTNISSE DES MEISTERS P.*

Die Entstehungszeit der *Gesta Hungarorum* von dem Meister P. ließ sich nicht befriedigend bestimmen, vor allem deswegen nicht, weil Person und Karriere des Verfassers von diesem Werk sozusagen ein Rätsel geblieben ist. Er war eine Zeitlang Notar von dem einen König Béla — so viel verrät er über sich, aber auch so viel ist sicher, daß er zu jener Zeit, in der er die *Gesta Hungarorum* geschrieben hatte, kein Notar mehr war, und es fragt sich, ob er eine höhere Würde überhaupt hat bekleiden können. Denn es liegt ja nahe zu vermuten: hätte er seine Würde als Notar gegen ein höheres Amt eingetauscht, so würde er sich wohl nicht auf sein *einstiges* niedrigeres Amt berufen. Diese Tatsache bildet ein sozusagen unüberwindliches Hindernis gegen alle Versuche, die einer Person in höheren Würden den Verfasser der *Gesta* gleichsetzen möchten. Es ist jedoch auf der anderen Seite unleugbar — möge Meister P. am Anfang oder am Ende des 12. Jahrhunderts, oder am Anfang des 13. Jahrhunderts tätig gewesen sein (je nachdem ob er der einstige Notar von Béla II. oder III. war) —, daß er kein alltäglicher Mensch gewesen sein kann, auch schon deswegen nicht, weil er sein Werk geschrieben hatte; aber noch mehr wird man die vorige Feststellung als gültig ansehen müssen, wenn man die zweifellose politische Tendenz seines Werkes nicht aus dem Auge verliert. Es ist also nicht leicht zu denken, wie der Verfasser der *Gesta* sich von dem Gebiete des öffentlichen Lebens unter die Mauern einer Schule zurückgezogen hätte, wie dies L. Csóka ausdrücklich vermutet. (L. Csóka wollte übrigens den einstigen Notar von Béla II. in Meister P. erblicken¹.) Ein ähnliches vermutete über ihn auch schon früher L. Szilágyi, der jedoch keine Erklärung dafür versucht hatte, wieso der einstige Hofnotar — von Béla III., wie er meint — zu einem Kanoniker von Gran (Esztergom) degradiert wurde. Selbst wenn er politisch gestürzt wurde — wie es von einigen vermutet wird —, auch dann wäre es noch annehmbarer, ihn in irgendeiner ertragreichen Propstei, als unter den bekanntlich *armen*

* [Dieser Aufsatz war für die Trencsényi-Waldapfel—Festschrift (Acta Ant. Hung. XVI. 1—4) bestimmt, konnte aber aus technischen Gründen erst in dieser Nummer veröffentlicht werden. — *Red.*]

¹ MNy. 1962. 92—103.

Kanonikern von Gran (Esztergom), evtl. als Leiter der dortigen Stiftsschule, wiederzusehen.

Alle diese rätselhaften Widersprüche erscheinen vielleicht in einem anderen Licht, wenn man versucht, von dem Werk des Meisters P. auszugehen und so seine Karriere zu beleuchten.

Man findet in dem Werk von Meister P. mehrere unverkennbare Beweise dafür, daß Meister P. außer dem Lateinischen und Ungarischen auch die mittelgriechische (byzantinische), eine türkische (das Kumanische?) und irgendeine slawische Sprache gekannt hatte.

Wir wollen zunächst die Belege für seine Kenntnisse der mittelgriechischen Sprache ins Auge fassen.

Meister P. berichtet in den Kapiteln 44 – 45 der Gesta, daß zwei ungarische Führer, Zuard und Kadusa, von dem Fürsten Árpád um die Erlaubnis bitten, mit ihren Heeren nach Griechenland gehen zu dürfen, «wo sie dann beinahe das ganze Mazedonien von der Donau bis zum Schwarzen Meer erobern».^{1a} Sie besetzten auch jenseits des Vasil-Tores «die Burg des Königs Philipp, und dann eroberten sie das ganze Land bis zu der Stadt der Kleopatra . . . Szovárd nahm sich in demselben Lande Frau, und jenes Volk, *das jetzt 'Csaba-magyarja' heißt, blieb nach dem Tode des Führers Szovárd in Griechenland. Und zwar nach den Griechen hieß es darum 'csaba', d. h. dummes Volk, weil es nach dem Tode seines Herrn keine Lust hatte, sich auf den Weg zu machen*, um in seine Heimat zurückzukehren.»² Der hervorgehobene Teil heißt lateinisch: «Et Zuardu in eadem terra duxit sibi uxorem et *populus ille, qui nunc dicitur Sobamogera*, mortuo duce Zuard in Grecia remansit et *ideo dictus est soba secundum Grecos, id est stultus populus*, quia mortuo domino suo viam non dilexit redire ad patriam suam.»

Die Übersetzung von D. Pais läßt noch fühlen, daß Meister P. hier eine sprachliche-etymologische Erklärung für den Ausdruck *Sobamogera* geben will; aber man hat auf Grund der Übersetzung doch den Eindruck, als hätte Meister P. das Wort *soba* mit dem ungarischen Wort *csába* deuten wollen.³

Von den älteren Übersetzungen bietet diejenige von K. Szabó—S. Mika⁴ eine *wörtlich* zwar genauere Wiedergabe des lateinischen Textes, aber der Sinn der ganzen Stelle wird dadurch noch weniger beruhigend: «Und Zuard nahm sich eine Frau in jenem Lande, und *jenes Volk, das jetzt Sobamogera* heißt, blieb

^{1a} Übersetzt durch D. Pais: A Magyarok Cselekedeteiről = Über die Taten der Ungarn. (A magyarok elődeiről és a honfoglalásról = Über die Vorfahren der Ungarn und über die Landnahme. Red. Gy. Györffy. Bp. 1958.) 127.

² Übersetzt durch D. Pais. 128.

³ Vgl. die Anmerkungen von Pais in *Scriptores Rerum Hungaricarum*, ed. E. Szentpétery. Bp. 1937 (im folgenden: SRH).

⁴ Béla király névtelen jegyzőjének könyve a Magyarok Tetteiről. Ford. K. Szabó, a fordítást javította és bevezetéssel ellátta S. Mika (= Das Buch des anonymen Notars von König Béla über die Taten der Ungarn. Übersetzt durch K. Szabó, eingeleitet und die Übersetzung korrigiert durch S. Mika). MK. 30 und 30a. 53.

nach dem Tode des Führers Zuard in Griechenland, und *darum wurde es nach den Griechen soba genannt, d. h. dumm*, weil es nach dem Tode seines Herrn nicht die Sehnsucht hatte, in seine Heimat zurückzukehren.»

Aber beide Übersetzungen enthalten Widersprüche; das jetzt *sobamogera* genannte Volk heißt nach den Griechen darum *soba*, d. h. dumm (*stultus*), weil es nach dem Tode seines Herrn nicht die Sehnsucht hatte, zurückzukehren . . . Demnach wäre der Name *sobamogera* nicht ungarischen, sondern griechischen Ursprungs; und doch will Pais diesen Namen mit dem ungarischen Wort 'csába' deuten. Die Übersetzung von Szabó—Mika redet von einem «nach den Griechen *soba*, d. h. dumm genannten» Volk; hier wird jedoch die Verbindung der Wörter *soba* ~ *stultus* völlig sinnlos.

Den Schlüssel der Frage bildet die richtige Deutung des Ausdruckes «*secundum Grecos*». Die Präposition *secundum* wird in dem Werk des Meisters P. — abgesehen von der obigen Stelle — insgesamt nur viermal immer in demselben Sinne benutzt.

Prolog: *secundum traditiones* diversorum hystoriographorum.

c. 13. vocatus est Arpad dux Hungarie et ab Hungu omnes sui milites vocati sunt Hunguari *secundum linguam* alienigenarum.

c. 40. castrum fortissimum de terra, quod nominaverunt Selavi *secundum ydioma suum* Surungrad, id est nigrum castrum.

c. 40. Hungari *secundum suum* idioma nominaverunt Scerii, eo quod ibi ordinatum fuit totum negotium regni.

Es geht aus diesen Stellen eindeutig hervor, daß der Ausdruck *vocari* (vocare), *appellari* (appellare) *secundum* + (acc.) immer die Benennung in der Sprache eines Volkes bezeichnet. An unserer Stelle fehlt zwar das Wort *idioma* oder *lingua*, aber es kann doch gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Wendung 'secundum Grecos . . . vocatus' überhaupt nichts anderes als *secundum idioma Grecorum*, also «in der Sprache der Griechen» heißen kann. Und es gibt in der Tat ein mittel- und neugriechisches Wort, das Meister P. zu der Erklärung des Elementes *soba* in dem Wort *Sobamogera* benützt. Man findet in dem griechischen Glossarium von Du Cange unter dem Stichwort ZABÓΣ die folgenden Bedeutungen: 'curvus, uncus. Glossae Graecobarb. MSS . . . ἀγκύλον, ζαβόν, στρελλόν. Ζαβόννειν: Inclinare, d. h. 'krumm, hackenförmig gebogen, verkehrt'. Die offenbar mangelhafte Dokumentation von Du Cange wird ergänzt durch ANAPIQTHΣ: ETYMOΛΟΓΙΚΟ ΛΕΞΙΚΟ ΤΗΣ ΚΟΙΝΗΣ ΝΕΟΕΛΛΗΝΙΚΗΣ Athen 1951 (Collection de l'Institut Français d'Athènes 24: ζαβός, ἐπιθ.: σάβος ἢ σαβός — βακχέων, τρελός, also 'narrisch, verrückt, toll', das sind die genauen Entsprechungen des *stultus* bei Anonymus. Man findet bei J. K. Mitsotakis: Taschenwörterbuch der neugriechischen Umgangs- und Schriftsprache (Berlin)»: ζαβός, ἤ 'verdreht, verkehrt'; daraus gibt es auch ein Adverb ζαβά: 'verkehrt, dummer Weise'. Diese Belege zeigen eindeutig, daß der obige Ausdruck «*secundum Grecos*» nur so viel heißen

kann, wie: «in der Sprache der Griechen». Darum übersetze ich also die obige Stelle folgendermaßen: «Und Zuard nahm sich eine in demselben Land Frau, und jenes Volk, das jetzt Sobamogora heißt, blieb auch nach dem Tode seines Führers Zuard in Griechenland, und darum heißt es griechisch soba, d. h. dummes Volk, nachdem es auch nach dem Tode seines Führers nicht in seine Heimat zurückkehren wollte.»^{4a}

Es bleibt natürlich auch nach der Übersetzung der Stelle fraglich, wie man das Wort *soba* bei dem Meister P. zu lesen hat, bzw. wie jenes griechische Wort ζαβός oder σαβός in der Bedeutung 'stultus' auszusprechen ist, das unser Meister P. etymologisch und der Bedeutung nach mit dem Wort *soba* verband.

Was das Wort *soba* betrifft, ist die Aussprache, trotz der ziemlich konsequenten Orthographie des Meisters P.,⁵ problematisch genug. Der Buchstabe *s* kann nämlich bei ihm sowohl den Lautwert von *š*, wie auch denjenigen von *č* haben; man findet den Lautwert *š* z. B. in den Fällen Souyou (Kap. 17, 22, 31, 33); Saru (Kap. 47); Saroltu (Kap. 27); Saturholmu (Kap. 15); dagegen hat man den Lautwert *č* in solchen Fällen, wie: genus Saac (Kap. 6), Sac (Kap. 50); Sunad (Kap. 11, 14); Sepel (Kap. 44, 50–51), Seztureg (Kap. 44) etc.

Noch schwerer kann man den Lautwert des Buchstaben *o* in *soba* feststellen. Der Buchstabe *o* kann nämlich in den Jahrhunderten 11–12 gleichermaßen den Lautwert von *o* und *a* besitzen.⁶ Hier kann uns jedoch das *a* des griechischen Wortes ζαβός, das Meister P. dem ungarischen *soba* gleichsetzt, behilflich sein; demnach mag also in dem Zeitalter des Meisters P. dem Buchstaben *o* in gewissen Fällen irgendein Laut *â* entsprochen haben. Darum wäre also das Wort *soba* oder *šaba* bei dem Meister P. eventuell als *čaba* zu lesen. Was die Aussprache des griechischen Wortes betrifft, mag der Lautwert von *ζ* und *β* ebenfalls problematisch sein. Zweifellos hatte es im Mittelgriechischen den Lautwert *z*; aber derselbe Buchstabe mag in einigen Fällen, besonders bei Fremdwörtern, auch den Lautwert *š* gehabt haben?; dies letztere scheint eher im Inlaut als im Anlaut der Fall zu sein, z. B. 'Αλμούζης *almuš*.⁸ Nach Gyóni⁹ wurde der Name des Fürsten Almos, 'Αλμούζης bei den byzantinischen Schrift-

^{4a} Auch nach Gy. PAULER: «*soba* wäre nach Anonymus ein griechisches Wort». Pauler versucht — unter Hinweis auf Gy. SCHWARZ —, dieses Wort mit griechisch σαβός 'ein lächerlicher Tanzgang', bzw. σαβαρός 'hochmütiger, dummer Mensch' zu verbinden, was jedoch nicht möglich ist. Vgl. PAULER—SZILÁGYI: A magyar honfoglalás kútfoi (= Die Quellen der ungarischen Landnahme). Bp. 1900. p. 445.

⁵ Vgl. I. KNEZSA: Helyesírásunk története a könyvnyomtatás koráig (= Die Geschichte unserer Orthographie bis zum Zeitalter der Buchdruckerei). Bp. 1952. 79–82: die Orthographie des Anonymus.

⁶ Vgl. G. BÁRCZI: Magyar hangtörténet (= Ungarische Lautgeschichte). Bp. 1952.

⁷ Vgl. Gy. MORAVCSIK: Byzantinoturcica. Berlin 1958² II. 33 und M. GYÓNI: A magyar nyelv görög feljegyzéses szörványemlékei (= Die Streudenkmäler der ungarischen Sprache in griechischen Aufzeichnungen). Bp. 1943. 210.

⁸ Vgl. MORAVCSIK, *op. cit.* 33; GYÓNI, *op. cit.* 211.

⁹ GYÓNI, *op. cit.* 17–18.

stellern in den Jahren 1180 1183, nach 1204 1206 und nach 1282 in dieser Form aufgezeichnet, und der Buchstabe ζ hat — seiner Ansicht nach — in diesem Wort den Lautwert ž. Aber die phonetische Schwierigkeit, bzw. die Schwierigkeit der Lautbezeichnung läßt sich in dem vorliegenden Fall vielleicht durch jene Bemerkung des soeben zitierten Wörterbuches von Andriotis überbrücken, wonach das bei ihm mit ζ geschriebene Wort ζαβός später (μεταγενέστερο) auch mit σ geschrieben wurde; dieser letztere Buchstabe hatte jedoch in dem byzantinischen Griechisch, neben seinem allgemeinen Lautwert s, in Fremdwörtern auch den Lautwert ž.¹⁰ Σάνδρου < Šandru, Ἀκούσης < Akuš, Βορίσης < Boriš, u. a. m. Und was den Lautwert von β betrifft, zweifellos hatte dieser Buchstabe in dem byzantinischen Griechisch den Lautwert v; stellenweise jedoch, besonders in Fremdwörtern hatte derselbe Buchstabe auch den Lautwert b.¹¹ Βουλζοῦς bultsuu, Σομβώτου < sombotu; Σιβίριον < sibir u. a. m. Demnach hat also Meister P. das ungarische Wort šoba ~ čoba ~ šaba ~ čaba mit dem byzantinischen šabos ~ čabos 'stultus' etymologisch und semasiologisch verbunden, was etymologisch offenbar unmöglich ist, aber soviel dennoch beweist, daß der Meister P. in der Tat griechisch konnte, ja die mittelgriechische Sprache auch gesprochen hatte.

Was jedoch das Element *moger* des Namens *Sobamogera* betrifft, hat Meister P. dies in der Tat als *populus* 'Volk' gedeutet, wie auch schon E. Moór darauf hingewiesen hatte.¹² Es wäre dabei natürlich noch zu fragen, inwiefern Meister P. den Sinn des Wortes *moger* gekannt hatte, oder gekannt haben mag; er hat ja schließlich auch das Element *csaba* nicht mit Hilfe der ungarischen Sprache, sondern aus dem Griechischen erklärt und gedeutet. Und allerdings erfindet er sogleich am Anfang seines Werkes, um den Volksnamen *mogeri* zu erklären, die gelehrte Etymologie und Genealogie von dem biblischen *Magog*.¹³ Wie er in dem Prolog die Frage stellt: «Warum dieses von scythischem Land gekommene Volk in der Sprache der Fremden den Namen *hungari*, und in der eigenen Sprache den Namen *magyeri* führt.»¹⁴ Die Antwort auf die gestellte Frage erteilt er dann im 1. Kapitel: «Der erste König von Scitia war Magog, der Sohn des Jafet, und jenes Volk erhielt von König *Magog* den Namen *magyar*.»¹⁵ Aber daselbst im Prolog wird der Ausdruck *Hetumoger* durch Anonymus als «sieben fürstliche Personen» gedeutet.¹⁶ Demnach wird

¹⁰ Vgl. MORAVCSIK: Byzantinoturcica II 35, und GYÓNI, *op. cit.* 206.

¹¹ Vgl. MORAVCSIK, *op. cit.* 32; GYÓNI, *op. cit.* 205 und 210.

¹² E. MOÓR: A magyar népnév eredetének kérdéséhez (= Zur Frage des Ursprungs des Volksnamens magyar). NyK LIV. 1952. 79.

¹³ PAIS: Magyar Anonymus (= Ungarischer Anonymus). Bp. 1926 (im folgenden: MA).

¹⁴ Prologus: quare populus de terra Scithica egressus per idioma alienigenarum Hungari et in sua lingua propria *Mogeri* vocantur. SRH. I. 33.

¹⁵ SRH. I. 35: Et primus rex Scithie fuit Magog filius Japhet et gens illa a Magog rege vocata est *Moger*.

¹⁶ SRH. I. 33: septem principales persone que *Hetumoger* vocantur.

also Meister P. die genaue Bedeutung des Wortes *moger*, *magyar* kaum mehr gekannt haben. Es könnte dabei natürlich auch sein, daß er in dem einen Falle zuliebe einer «gelehrten» Etymologie den Namen «magyar» aus «Magog» ableiten wollte, während er im Falle von *Hetumoger* zuliebe einer politischen Konzeption den Volksnamen, dessen ursprüngliche Bedeutung «sieben Völker» hieß, als 'sieben (fürstliche) Personen', also als 'sieben Führer' gedeutet hatte. Man hat bei ihm in der Tat im Kapitel 36. den Eindruck, als hätte er seine «gelehrte» Rolle vergessen; nur darum kann er das Wort *Hetumoger* als Volksnamen und in der damals wohl noch bekannten Bedeutung 'Volk' gebrauchen. Man liest in diesem Kapitel, daß Zuard und Cadusa Streifzüge in der Neutra-Gegend führen und Aufklärer hinausschicken. Diese «schossen dreimal mit Pfeilen auf die Slowenen und Tschechen». Und hier mögen die Worte des Meisters P. in genauer Wiedergabe folgen: «Als die Slowenen und Tschechen, die von Zobor als Wachen bestellt wurden, sahen, daß diejenigen, die *hét-magyar* heißen, sich einer solchen Waffe bedienen, erschrecken sie sehr...»¹⁷ Hier ist also nicht von «Führern», sondern von den ausgesandten Aufklärern der Landnehmenden die Rede; *Hetumoger* ist also hier der Name des landnehmenden Volkes, in der Bedeutung «sieben Völker». Dies Wort war also dem Meister P. als *Volksname* bekannt, nur zuliebe seiner politischen Konzeption hat er es als «*sieben fürstliche Personen*» umgedeutet.

Die Tatsache jedoch, daß Meister P. versuchen konnte, das Wort *Sobamogera* -- das offenbar auch zu seiner Zeit schon eine sehr alte Bezeichnung eines Volksteiles war -- mit Hilfe des byzantinischen Griechisch zu erklären, legt den Gedanken nahe, daß im 12. Jahrhundert auf dem Gebiete von Griechenland, vielleicht eben im Tal des Flusses Vardar, ein bedeutender ungarischer Volkssplitter gelebt haben mag, aus dem bei dem Verfasser der ungarischen Hunnengeschichte, Kézai «das Volk des Königssohnes Csaba» geworden ist.¹⁸

Im Sinne dessen, was oben über das Wort *soba* entwickelt wurde, wird man auch den oben schon zitierten Ausdruck im Kapitel 45: «ultra portam Wacil... *castrum Philippi regis ceperunt*» -- anders beurteilen können. Es geht aus dem Text eindeutig hervor, daß es hier über die antike und mittellgriechische Stadt *Philippopolis* (Plovdiv auf dem Gebiete des heutigen Bulgariens) die Rede ist. Aber unser Verfasser gibt das Element *πόλις* «Stadt» des griechischen Ortsnamens lateinisch mit *castrum* wieder; das letztere Wort hatte zu dieser Zeit in der Tat die Bedeutung «Burg» und eventuell «Stadt». Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Bedeutung «Stadt» des griechischen Wortes *πόλις* im 12.—13. Jahrhundert im Westen oder bei uns allgemein

¹⁷ SRH. I. 78: Hoc cum vidissent Selavi et Boemi, quos ad custodiam constituerat Zubur, quod isti, qui dicuntur *Hetumoger*, talibus uterentur armis, timuerunt valde.

¹⁸ Vgl. J. HORVÁTH: A hűntörténet és szerzője (= Die Hunnengeschichte und ihr Verfasser). ItK 1963. p.

bekannt gewesen wäre, obwohl dieses Wort als Bestandteil in einer Menge von anderen Städtenamen vorkommt, z. B. Konstantinápoly, Drinápoly, Neapolis u. a. m. Aber selbst wenn es doch der Fall wäre, auch dann beweist der Ausdruck «castrum Philippi regis» bei Anonymus, daß er die byzantinisch-griechische Sprache gekannt hatte. Ja, er wußte auch, daß Philippopolis nach dem Vater von Alexander dem Großen, nach König Philipp benannt wurde.

Rätselhaft genug erschien bisher auch die folgende Partie aus den Gesta des Meisters P.: Meister P. erzählt im Kapitel 49, daß die Leute des Fürsten Árpád in der Umgebung des Plattensees Streifzüge führen, und über ihre Erfolge den Fürsten durch Boten benachrichtigen. «Ihre Boten fanden den Fürsten Árpád im Wald Torbágy nach Wilden herumgehend» (Pais 131.): *Missi vero eorum ducem Arpad in silva Turobag arpalice ambulans invenit.* In seiner früheren Übersetzung gab Dezső Pais dieselbe Stelle noch folgendermaßen wieder:¹⁹ «Ihre Gesandten fanden den Fürsten Árpád im Wald Torbágy [das Wort *arpalice* ist hier nicht zu enträtseln!] herumspazierend.» Die Rätselhaftigkeit der Stelle geht auch aus der früheren Anonymus-Übersetzung von K. Szabó - S. Mika hervor:²⁰ «Ihre Gesandten fanden den Fürsten Arpad im Wald turobagi (Torbágy) *árpadosan* herumspazierend.» Nahe war bei der richtigen Lösung D. Pais in seinen Anmerkungen zu der Anonymus-Ausgabe der *Scriptores*,²¹ indem er darauf hingewiesen hatte, daß in der latein-sprachigen Literatur²² der Name Harpalicus, Harpalice häufig vorkommt, welcher Name etymologisch mit griechisch ἀρπάζω, ἀρπαλίζω, zusammenhängt, «quod 'crebriter arripit, eripit' significat». Diese Lösung ist gar nicht unmöglich, aber ich glaube, man braucht gar keine solchen umständlichen Umwege zu suchen. Sowohl das Altgriechische, wie auch das Neugriechische besitzt das Verbum ἀρπάζω, ἀρπαλίζω im Sinne «rauben, ergreifen», ferner «ergreifen, zu sich greifen».²³ Möglicherweise benutzte man im Altungarischen im Sinne «jagen» die Verba «greifen, ergreifen»,²⁴ nachdem die Wurzel des Verbums «vadászik» ursprünglich «Wald» hieß;²⁵ die Bedeutung «venari» ist offenbar späteren Ursprungs, obwohl das Wort «vadász» als Ortsname schon 1339/1358 vorkommt; das Verbum «vadászik» ist erst aus dem 14. Jahrhundert belegt.²⁶ Nachdem nun griechisch ἀρπάζω keine Bedeutung «jagen» besitzt, könnte das daraus abgeleitete Wort *arpalice* nur dann den Sinn «venans, venando loca peragrans» haben, wenn man vermutet, daß im Altungarischen die Entsprechungen des griechischen ἀρπάζω, die Verba «greifen, ergreifen», zum

¹⁹ MA, Bp. 1926. 86.

²⁰ Magyar Könyvtár 30 und 30a, 56.

²¹ SRH. I. 99.

²² Verg. Aen. I. 316.

²³ Vgl. GEORGES: Griechisch-Deutsches Handwörterbuch s. v. und MITSOTAKIS Neugriechisches Wörterbuch.

²⁴ Vgl. ragadmány (= was man ergriffen hat): zsákmány (= Beute).

²⁵ BÁRCZI: Szóf.Sz. s. v. *vad*.

²⁶ Vgl. BÁRCZI: Szóf.Sz. s. v. «vad».

Ausdruck des «Jagens» gebraucht wurden. Doch es ist wahrscheinlicher — dafür spricht auch die latinisierende adverbiale Endung des Wortes *arpalice* —, daß man bei der Lösung des Wortes *arpalice* bei Anonymus lieber von dem Wort *ἀρπαλέος* auszugehen hat; dieses letztere Wort hat nämlich auch die Bedeutung «reizend, lieblich, angenehm»; die Form mit der latinisierenden Adverbial-Endung könnte den Sinn «behaglich, angenehm» haben. Denkt man an jenen passiven Sinn, der aus dem Verbum *ἀρπάζω* erschließbar ist, so wäre auch möglich, daß Meister P. mit dem fraglichen Wort in der Bedeutung «hingerissen» ein wirkungsvolles Wortspiel zu dem Namen *Árpád* machen wollte. Schwer ist etwas Sicheres festzustellen, nachdem hier zweifellos ein griechisches Wort, doch nicht mit griechischer, sondern mit lateinischer grammatikalischer Endung versehen, gebraucht wird. Aber derartiges kann sich nur jemand erlauben, für den die griechische Sprache ebenso gewohnt und heimisch ist, wie das Lateinische.

Bis zu einem gewissen Grade dieselbe Wortspiel-Praxis aus griechisch-lateinischen Elementen wird auch an einer anderen Stelle der Gesta des Meisters P. fortgesetzt. In Kapitel 55. begegnet man nämlich der folgenden merkwürdigen und nicht immer richtig gedeuteten Textpartie: *Felix igitur Hungarorum embola multa periculorum experientia iam securior et exercitior de ipsa continua exercitatione preliorum viribus et potestate prestantior totam Bavariam . . . igne et gladio consumpserunt.*

Die Stelle wird bei Szabó-Mika folgendermaßen gedeutet:²⁷ «Glücklich ist nun der Ungarn Rennen

was durch die Erfahrung vieler Gefahren

schon sicherer und geübter gemacht wurde,

und was infolge des stetigen Betreibens der Schlachten in Kraft und Macht ausgezeichnet wurde, ganz Bavarien . . . mit Feuer und Eisen haben sie verwüstet . . . »

Das Wort *embola* ist griechischen Ursprungs, aber es wurde in das Latein des Mittelalters übernommen. Die Wortbedeutung hat schon Dezső Pais Kopfzerbrechen gemacht. Seine frühere Übersetzung in Magyar Anonymus (= Ungarischer Anonymus) hieß:²⁸ «Glücklich ist also der Ungarn Gewinn: die in Gefahren gewonnene Erfahrung; schon sicherer und auch geübter ist dies infolge der ununterbrochenen Kriegführung, und auch in Kraft und Macht ist sie hervorragender». In seiner späteren Übersetzung wird dies folgendermaßen verändert:²⁹ «Glücklich ist also der Ungarn so gewonnenes Gepäck: die in Gefahren gewonnene Erfahrung» usw. Das große Wörterbuch von Gaffiot³⁰

²⁷ SZABÓ—MIKA, *op. cit.* 63.

²⁸ Bp. 1926. 95.

²⁹ A magyarok elődeiről és a honfoglalásról (= Über die Vorfahren der Ungarn und über die Landnahme), Bp. 1958. 135.

³⁰ Dict. lat.—français. Paris 1934.

beruft sich auf eine einzige Stelle im Codex Justinianus und gibt als Bedeutung «*chargement d'un navire*» an, die an der betreffenden Stelle wirklich befriedigend ist. Das Wort ist schwach aus dem Latein des Mittelalters dokumentiert, u. a. im Glossarium von Du Cange, und daraus auch im Glossarium von Bartal; darum ist auch die spätere Wortbedeutung nicht ganz klar. Und doch kommt dieses Wort auch in der Bilderchronik vor,³¹ anlässlich der Schilderung des Sieges vom ung. König Salomon und der Fürsten: «*una cum felici embola totius Hungarie cum triumpho vitorie gaudentes redierunt*». Kein Zweifel, an dieser Stelle der Chronik bedeutet das Wort *embola* weder Beute noch Gepäck. Das Wort kommt aus dem griechischen Verbum *ἐμβάλλω* «hineinwerfen, auf etwas werfen, schleudern»; es ist ein Terminus auch in der Militärsprache, im Sinne: «hineinfallen, sich hineinwerfen oder *στρατόν*, «einen Einfall machen, einbrechen». Das abgeleitete Wort *ἐμβολή* heißt in der Militärsprache: «das Hineindringen, «Einfall» = kriegerisches Eindringen, Einfall, Angriff, der Einsatz (des Heeres), und daraus mit Bedeutungsverschiebung: das kriegerische Unternehmen, «das eingeworfene Heer» → Kriegsheer. Aber die beiden letzten Phasen der Bedeutungsentwicklung sind weder in lateinischen noch in griechischen Wörterbüchern (auch in Du Cange nicht!) dokumentiert. Doch es besteht gar kein Zweifel darüber — was die obige Stelle bei Anonymus betrifft —, daß die Bedeutung des Wortes *embola* hier «Kriegsheer, Heer» heißt. Dies geht besonders aus dem geistreichen Wortspiel des Verfassers klar hervor. Offenbar erinnern nämlich die Worte *exercitator* und *exercitatione preliorum* bei Anonymus an das nicht gebrauchte Wort *exercitus*, das bei ihm durch das griechische Wort *embola* ersetzt wurde. Wie aus dem lateinischen Verbum *exerceo* «üben» die Bedeutung «das geübte, regulare Heer» hervorging, und wie aus dem anderen Verbum *legere* «lesen, sammeln» das Wort *legio*³² in der Militärsprache eine spezielle Bedeutung bekam, so konnte aus dem «Einsatz» später das (eingesetzte) Heer werden. Meister P. mag das Etymologisieren *exercitus* ~ *exercitator* ~ *exercitatio* von Isidorus übernommen haben; aber das Verbinden des griechischen Wortes *embola* mit den aus lateinisch *exerceo* abgeleiteten Worten mag seine eigene Erfindung sein. Aber kaum hätte er diese Möglichkeit ohne die Kenntnis des byzantinischen Griechisch überhaupt entdecken können.

Die bisher behandelten Momente haben es wohl schon wahrscheinlich zu machen vermocht, daß Meister P. die byzantinisch-griechische Sprache gekannt hatte. Aber man findet in seinen Gesta auch solche Momente, die den Schluß nahelegen, daß er sich — über die bloß sprachlichen Kenntnisse hinausgehend — auch über die Organisation des byzantinisch-griechischen Reiches, und über die — für die damaligen Begriffe — weltpolitischen Ziel-

³¹ c. 103, zitiert bei Pais: SRH. I. Anm. 110.

³² Siehe über diese Ernout—Meillet: Diet. etymol. de la langue lat. Paris 1959. s. v. *exercitus*.

setzungen dieses Reiches im klaren war. Ja, er schrieb die «Geschichte» der ungarischen Landnahme eben in der Absicht, weil er die byzantinischen Bestrebungen nach der Weltherrschaft, insofern diese unter außenpolitischem Gesichtspunkt auch ungarische Interessen berührten, auf historischer Ebene paralisieren, widerlegen wollte. Es wurde schon öfters darauf hingewiesen – ja, ich habe auch selber diesen Hinweis nicht versäumt –, daß das Werk von dem Meister P. in innenpolitischer, gesellschaftshistorischer Hinsicht die Rechte der landnehmenden adeligen Familien – auch der Herrscherfamilie gegenüber – hervorzuheben bestrebt war. Aber die weltpolitische Perspektive des Werkes von Meister P. wurde in der wissenschaftlichen Literatur bisher nicht beachtet.

Wir wollen die eben angedeuteten Problemkreise der Reihe nach ins Auge fassen. Es bezeugt den byzantinisch-griechischen Einfluß auf einer anderen Ebene, aber noch wesentlicher und charakteristischer als die bisher behandelten Fälle, jene Stelle der Gesta, in der Meister P. berichtet, daß der Führer Bors, der Sohn von Bonger auf gemeinsamen Entschluß an der Spitze eines großen Heeres nach dem Land der Polen geschickt wurde; seine Aufgabe war, die Grenzen des Landes zu besichtigen, diese bis zu dem Tatra-Gebirge mit Hindernissen zu befestigen, und an geeigneter Stelle eine Burg zu der Bewachung des Landes zu errichten.³³ Bors erfüllt alle diese Aufgaben, und er läßt am Fluß Boldva eine Burg errichten, die von dem dort wohnenden Volk den Namen «Borsod» (= Pfefferchen) erhielt, nachdem sie klein war. Fürst Árpád machte den Bors «für diese seine gute Tat» (*pro beneficio suo*) zum Gespan der betreffenden Burg, und «er schenkte ihm alle Sorgen dieser Gegend» (*et totam curam illius partis sibi condonavit*).

Die letztere Partie ist natürlich nur eine wörtliche genaue Übersetzung, die ohne die nötige Erläuterung kaum einen Sinn hat. Eben darum waren ja auch die bisherigen Übersetzungen bestrebt, dem obigen Text einen «Sinn» zu geben:

Szabó—Mika:³⁴ «Und der Fürst machte den Bors wegen seiner Wohltat zum Gespan in jener Burg und *hatte ihm alle Sorgen jener Gegend anvertraut*».

Pais:³⁵ «Und der Fürst machte ihn wegen seiner hervorragenden Tat zum Gespan in jener Burg, und *er hat ihm völlig anvertraut, daß er für jene Gegend Sorge trage*».

Doch kommt der Ausdruck *curam condonare* außer der obigen Stelle in der klassischen oder in der mittelalterlichen Latinität sonst kein einziges Mal vor. Auf der anderen Seite hat man die Begriffe «Sorge tragen für etwas», «sorgen um etwas» und «die Sorge von etwas jemandem *anvertrauen*» nie mit

³³ Kap. 18. Übersetzung von D. Pais.

³⁴ *op. cit.* 26.

³⁵ M. A. p. 48.

der Wortverbindung *curam condonare* zum Ausdruck gebracht. Dieser Ausdruck ist nämlich ein *calque*, der sich jedoch auch aus dem Ungarischen nicht erklären läßt. Er entspricht aber genau einer byzantinisch-mittelgriechischen sprachlichen Form; im Byzantinisch-Griechischen ist nämlich der genau entsprechende Ausdruck *πρόνοια ἀναθέτω* ein Begriff der Staatsverwaltung und des Staatsrechts. Im byzantinischen Reich war die *πρόνοια* in mancher Hinsicht dasselbe, wie im mittelalterlichen feudalen Europa das *beneficium* war, auch wenn *πρόνοια* und *beneficium* nie völlig identisch waren. Nach der Erklärung von Ostrogorsky³⁶ wurden den byzantinischen Vornehmen für gewisse Verdienste Gebiete zur Verwaltung (*εἰς πρόνοιαν*) überlassen. Die Verleihung der *pronoia* unterschied sich darin von der gewöhnlichen Gutsschenkung, daß die *pronoia* an die Person gebunden war, die sie erhielt, nur für eine gewisse Zeit, meistens lebenslänglich galt, und man konnte sie weder verkaufen noch vererben. Die Pronoia-Besitzer haben, um die ihnen anvertrauten Gebiete zu verwalten, und um ihre Einnahmen einzutreiben, nach dem Vorbild der staatlichen Verwaltungsorgane besondere und selbständige Verwaltungsorgane ins Leben gerufen.³⁷

Über eine solche Pronoia-Verleihung berichtet z. B. Zonaras III 670: *ὅ περ ὁ Μονομάχος καὶ τῇ τῶν Μαγγάνων ἀνέθετο πρόνοιαν καὶ τὰ περὶ τῆς ἐλευθερίας αὐτῶν ἐπεπίστευεν ἔγγραφα*. Nachdem byzantinisch-neugriechisch *ἀναθέτω* «übertragen, beauftragen, anvertrauen», und *ἀνατίθημι* «anvertrauen» heißt, entspricht im letzten Zitat der Ausdruck *ἀνέθετο πρόνοιαν* genau dem Ausdruck bei Meister P.: *curam condonavit*. Meister P. hat also einen byzantinischen staatsrechtlichen Terminus wörtlich ins Lateinische übertragen, und daraus ersieht man, daß er sowohl die byzantinische Sprache, wie auch die byzantinischen politischen und rechtlichen Verhältnisse gut gekannt hatte.

Es kamen übrigens in den siebziger Jahren des 11. Jahrhunderts schon massenhaft Pronoia-Verleihungen in Byzanz vor, und obwohl das Pronoia-System die Rechte der zentralen Macht fühlbar eingeschränkt hatte, beruhte die Militärmacht von Byzanz auch im Zeitalter des Kaisers Manuel auf den Pronoia-Besitzern.³⁸

Pronoia-Verleihungen waren in Ungarn in der Arpadenzeit nicht üblich, aber dasselbe System wurde bei den Balkan-Völkern, die längere Zeit hindurch unter byzantinischer Herrschaft lebten, besonders in Dalmatien unter dem Namen *pronia* (das ist die phonetisch geschriebene Form des mittelgriechischen Wortes *πρόνοια*) doch heimisch. Dies wird auch durch die folgenden verhältnismäßig spät datierten Angaben des Wörterbuches von Bartal belegt, die sich auf südslawische Gebiete beziehen und ziemlich ungenau bestimmt werden:³⁹

³⁶ Geschichte des byzantinischen Staates. München 1940. 232.

³⁷ OSTROGORSKY, *op. cit.* 232.

³⁸ OSTROGORSKY, *op. cit.* 232 Anm. und 278.

³⁹ A. BARTAL: Gloss. med. et inf. Latinitatis. Bp. 1901.

Pronia: beneficium alicui collatum; adomány Ger. Pfunde. Ljub. Mon. Sl. XVII. 100. anno 1421. territoria dantur et conferuntur nobilibus et aliis fidelibus personis in *pronias* et dicti tales vocantur *pronarii*.

Ljub. Mon. Sl. XII. 189. an. 1414.: advisamus . . . vos, quod in dictis partibus sunt nonnullae *pronie*, quae dantur certis personis de tempore in tempus . . . quae quidem persone proniari tenentur ad certa onera personalia.

Proniari (a *pronia*) labores prestare a *pronia* v. s. *Pronia*.

Pronarius, i. beneficiarius, praebendarius. V. s. *Pronia*; adományt élvező (Nutznießer eines Geschenkes). Ljub. Mon. Sl. 150. an. 1409.

Im lithographierten Heft 10. der Saopcenja Centralne Redakcije (eine Publikation der Wörterbuch-Kommission der Jugoslawischen Akademien, veröffentlicht in Zagreb durch das Jugoslawische Historische Institut) findet man die folgenden, genaueren Angaben (doch, leider, auch ohne Jahreszahl und Fundort):⁴⁰

pronia: feudum militare; *pronarius*: qui habet «*proniam*», i.e. feudum militare.

prognarius: possessor *proniae*, i.e. feudi militaris.

Meister P. muß also, im Sinne des oben Dargestellten, nicht nur die mittelgriechische Sprache gekannt haben, sondern er hat vermutlich auch das politische und Verwaltungssystem von Byzanz gut gekannt. Er rekonstruierte die Geschichte der lebenslänglichen (oder vererblichen?) Verschenkungen der Gebiete von Gespanschaften bzw. dieser Würden nach dem Vorbild der byzantinischen Pronoia-Verleihungen, und er projizierte diese Institution auf das Zeitalter der Landnahme zurück. In großen Zügen, und unter Nicht-Beachtung der Einzelheiten, war der Pronoia-Besitz — nachdem er in dem byzantinischen Reich auch ganze Provinzen (*themata*) umfassen konnte — dem System der ungarischen Gespanschaft ziemlich ähnlich, oder man konnte ihn mindestens mit mehr oder weniger Recht als eine analoge Institution auffassen und darstellen, besonders infolge seiner militärischen (und wirtschaftlichen) Rolle und Bedeutung. Natürlich ließ sich der Pronoia-Besitz erst von jener Zeit ab als ein Analogon zu der Gespanschaft auffassen, in der unsere Könige die Würde der Gespanschaft und ganze Komitate zu *verschenken* begannen.

Zweifelloos ist im Zusammenhang mit dieser Frage jene Bemerkung von Gy. Pauler berechtigt,⁴¹ wonach es eine falsche Theorie ist, daß auch der König Komitatsgüter nicht verschenken kann, nachdem solche auch schon Béla II. und Geyza II. verschenkt hatten. Aber von derartigen Gutsverschenkungen, die ganze Komitate umfaßten, und über welche Meister P. in seinen *Gesta* berichtet, wissen wir aus den Zeiten vor Béla III. gar nicht. Unsere früheren Könige verschenkten höchstens nur je einen Burghesitz. Béla III. verschenkte

⁴⁰ Zagreb 1965. 40–41.

⁴¹ Gy. PAULER: A magyar nemzet története (= Die Geschichte der ungarischen Nation). Bp. 1893.

dagegen schon i. J. 1193 das Komitat Modrus in Kroatien dem comes Bertalan Frangepan:⁴² *totam terram pertinentem ad Comitatum Modrus cum pertinentiis et totis redditibus ei et heredibus suis iure hereditario contulimus perpetuis temporibus possidendam*. Als Entgelt für diese Stiftung werden dem Beschenkten gewisse militärische Aufgaben auferlegt, eben darin besteht der Sinn der byzantinischen Pronoia-Schenkung: *Tali pactionis interventu: quod prenomiatus Comes in exercitu Serenitatis Nostre infra limites Regni nostri cum decem loricis in compensationem suscepti beneficii nobis assistat; extra Regnum vero cum quatuor loricis nobis serviat*. Die Bedingung der Schenkung besteht also darin, daß der Beschenkte innerhalb der Landesgrenzen 10, und außerhalb der Landesgrenzen 4 geharnischte Ritter dem König zur Verfügung zu stellen hat. Sowohl die Schenkung wie auch die Verpflichtung gelten gleichermaßen für den Beschenkten und für seine Nachfolger: *si iam dictus Comes absque prole ingrederetur viam carnis univ[er]se, unus ex filiis fratrum ipsius eodem pacto conventionis nostre observato sub Nostre Serenitatis dominio tranquille possideat et quiete*.

Wir glauben, es ist wohl kein Zufall, daß eine solche Besitzschenkung feudaler Art (es heißt in der zitierten Urkunde: *in compensationem suscepti beneficii*) in der Arpadenzeit zum allerersten Male unter der Herrschaft jenes Béla III. vorkommt, der in Byzanz erzogen wurde. Wobei auch die Tatsache bezeichnend ist, daß diese Form der Besitzschenkung zuerst auf dem kroatisch-dalmatinischen Ufergebiet erscheint, das im Laufe des 12. Jahrhunderts mehrmals unter byzantinischer Herrschaft stand, und darum hier die Pronoia als Besitz- und Verwaltungsform wohl seit langer Zeit her schon bekannt war. Es ist sehr bezeichnend, daß auch Venedig, das im 12. Jahrhundert so gut wie ständig Kriege gegen Byzanz für seine Gebiete auf dem Balkan führen mußte, i. J. 1163 ebenfalls mit der Familie Frangepan einen Pronoia-Vertrag über den dalmatinischen Veglia Comitatus geschlossen hatte. Im Sinne des byzantinischen Pronoia-Begriffes galt dieser Vertrag nur lebenslänglich, und er hat dem Beschenkten — gegen die Einkünfte — militärische Pflichten auferlegt:

... *qui comitatum Vegliensem prudenter regere atque tueri potestis: idcirco ipsum Comitatum et totam insulam vobis ambobus fratribus tempore vite vestre damus, concedimus atque transactamus . . . cum omnibus redditibus ut omnia integra et illibata habeatis et potestative cuncta vendicatis vobis . . . pro ipso Comitatu et insula atque redditibus illorum trecentos quinquaginta Romanatos nostro Communi (sc. Venetiarum) persolvere debetis*. Insuper etiam ipsam insulam ab omnibus inimicis Venetiae sine nostro adiutorio sine fraude *defendere debeatis*, exceptis coronatis personis et illorum exercitu . . .⁴³

⁴² G. WENZEL: Árpádkori Új Okmánytár. Codex Diplom. Arpadianus Continuat. Bp. 1873. (Im folgenden: ÁUÖ.) Bd. XI. 53.

⁴³ WENZEL: ÁUÖ. Bd. XI. 39–40.

Venedig schloß also i. J. 1163 mit der Familie Frangepan einen Vertrag, der in allem dem byzantinischen Pronoia-Begriff entsprach, über Veglia, eine Provinz Dalmatiens, die unter byzantinischem kulturellen Einfluß stand und häufig auch die politische Oberhoheit von Byzanz anerkennen mußte; dagegen schloß der ungarische König Béla III. i. J. 1193 mit derselben Frangepan-Familie einen Pronoia-ähnlichen Vertrag über das Komitat Modrus. Dieser letztere Vertrag entspricht nämlich insofern dem byzantinischen Pronoia-Begriff vollständig, daß der Beschenkte gegen das Geschenk (*in compensationem suscepti beneficii . . . eodem pacto conventionis nostre observato*) genau bestimmte militärische Aufgaben zu erfüllen verpflichtet war; insofern ging jedoch die Stiftung von Béla III. über den ursprünglichen Begriff der Pronoia hinaus, daß sie nicht bloß lebenslänglich war, sondern im Sinne des Erbrechts auch für die Erben des Beschenkten galt.

Man ersieht jedoch aus dem Gesagten, daß die obige Stiftung von Béla III. auch der klassischen Form des westeuropäischen Feudalbesitzes (*beneficium*) nicht genau entsprach. In Ungarn hatte die Ausgestaltung des Feudalismus eine spezielle Entwicklungslinie befolgt. Ein kompliziert gegliedertes Feudalsystem von westeuropäischer Prägung hat sich bei uns ebenso nicht entwickelt, wie dies auch in Byzanz nicht zustande kam.⁴⁴ Wohl eben deswegen fiel es auch dem Meister P. schwer, die richtige Terminologie auszuwählen und diese auf die ungarischen Verhältnisse anzuwenden, indem er die Geschichte der Landnahme und damit parallel das Zustandekommen der Grundlagen der späteren, mittelalterlichen ungarischen Staatseinrichtung darzustellen bestrebt war. Der in dem westlichen entwickelten Feudalsystem übliche Terminus für die Gutsbesitz-Stiftung, *beneficium*, war unter den ungarischen Verhältnissen nicht möglich. Es scheint nämlich, daß man anfänglich, als der ungarische feudale Staat unter König Stephan I. eingerichtet wurde, noch einen Unterschied zwischen dem eigenen Besitz und der königlichen Stiftung gemacht hatte, wobei die letztere offenbar für Dienstleistungen erteilt wurde, und wohl auch mit Dienstleistungen belastet war. Das erste Gesetzbuch von König Stephan I. redet in den Artikeln 6. und 7. nur über die Vererblichkeit des eigenen Besitzes;⁴⁵ dagegen erlaubt das zweite Gesetzbuch (Artikel 2.) auch schon die Vererblichkeit der königlichen Stiftung.⁴⁶ Mit dieser letzteren Ver-

⁴⁴ Zu dem westlichen Feudalwesen vgl. J. CALMETTE: *Le monde féodal*. Paris 1946, besonders 165—179. In Byzanz hat sich kein Feudalwesen von westlichem Typus entwickelt: OSTROGORSKY, *op. cit.* 302.

⁴⁵ Vgl. Gesetze des Königs Stephan I. 6: *De concessione regali proprietarum rerum . . . unusquisque habeat facultatem sua dividendi, tribuendi uxori, filiis, filiabusque atque parentibus sive ecclesie . . .*; ferner I. 7: *sicuti ceteris facultatem dedimus dominandi suarum rerum*. Ed.: E. Bartoniek: *Szent István Törvényeinek XII. századi kézírata, az Admonti kódex* (= Die Gesetze des Hl. Stephan in einer Handschrift aus dem 12. Jh., des Kodex Admontensis). Bp. 1935. 21.

⁴⁶ Zitierte Ausgabe: p. 36.: *De successoribus regaliū beneficiorum . . . unusquisque proprietarum simul et donorum regis dominetur, dum vivit . . . ac post eius vitam filii simili dominio succedant*.

fügung hat König Stephan selber die weitere besitzpolitische Entfaltung des Feudalsystems verhindert. Das *beneficium*, als mit feudalen Dienstleistungen belastete Besitzform verschwand nach einigem Schwanken bald aus dem ungarischen Staatsrecht. König Koloman scheint das entscheidende für das Aufheben dieser Form getan zu haben, indem Artikel 20. seines Gesetzbuches verfügte: der von König Stephan I. gestiftete Besitz darf ohne Einschränkung vererbt werden, dagegen sollen die Stiftungen der anderen Könige vom Vater auf Sohn, oder wenn es keinen Sohn gibt, auf den Bruder, und nach dem Tode des Bruders auf dessen Söhne vererbt werden; findet sich jedoch kein solcher Bruder, so soll der Besitz dem König zufallen.⁴⁷ König Koloman hat also die Vererblichkeit der gestifteten Gutsbesitze wesentlich eingeschränkt, und damit hat er vermutlich im Sinne einer wohlüberlegten Besitzpolitik – diejenigen Gutsbesitze, die nach König Stephan gestiftet wurden, den westlichen feudalen *beneficia* näher gebracht. Auf diese Weise kann man hinsichtlich der Benutzung jener Termini, die auch die Eigenart der Gutsbesitze zum Ausdruck bringen, bis zum Erscheinen des eben erwähnten Gesetzes von König Koloman, eine gewisse Übergangsperiode konstatieren. Ein Denkmal dieser Übergangsperiode mag es sein, wenn Kapitel 64 der Chroniken in dem Bericht über die Belohnung jenes Vecellin, der den aufständischen Koppány geschlagen hatte, das Wort *beneficium* benützt: Welinus (= Vecellinus) comes interfecit Cupan ducem et largissimis *beneficiis* a Beato Stephano tunc duce remuneratus est. (Script. rer. Hung. ed. Szentpétery, Bp. 1937. I 313.)

Nach dem obigen Gesetz des Königs Koloman verschwindet das Wort *beneficium* aus der Praxis des Rechts und aus derjenigen der Urkunden.⁴⁸

Es ist nun umso interessanter und charakteristischer, daß das Wort *beneficium*⁴⁹ im Sinne «Besitzstiftung» von neuem das erste Mal wieder in jener Urkunde des Königs Béla III. a. d. J. 1193 erscheint, in der das Gebiet des Komitates Modrus der Familie Frangepan «iure hereditario» und «perpetuis temporibus possidendam» überlassen werden; welche Ausdrücke jenen Verpflichtungen allerdings widersprechen, die als Bedingungen den Beschenkten auferlegt werden (in compensationem *suscepti beneficii*). Die Stiftung des

⁴⁷ Vgl. Corpus Juris. Bp. 1889. Bd. I. 102–103 und L. ZÁVODSZKY: A Szent István, Szt. László és Kálmán királyok korabeli törvények és zsinati határozatok (= Gesetze und synodale Beschlüsse aus den Zeiten der Könige: Stephan d. III., Ladislaus d. III. und Koloman). Bp. 1904.

⁴⁸ Sehr charakteristisch ist dafür die Textgeschichte des Gesetzes II. 2. von König Stephan I., das oben schon zitiert wurde. Die Handschrift aus dem 12. Jh. (Ausgabe von E. Bartoniek, 36) benützt noch im Titel des Gesetzes das Wort *beneficium*: «De successoribus *regalium beneficiorum*»; der Text desselben Gesetzes aus dem 15. Jh. (Thuróczy-Kodex) läßt das Wort *beneficium*, das inzwischen sinnlos geworden ist, fort, und benützt statt dessen eine sinnvolle Umschreibung: De dominio *propriarum rerum et regalis doni* (auf diese Weise wird der Unterschied zwischen *eigenem Besitz* und *königlicher Stiftung* bewahrt); derselbe Titel aber wird im Ilosvay-Kodex aus dem 16. Jh. schon völlig sinnlos: De *dono propriarum rerum et regis dono*.

⁴⁹ Mit den übrigen Bedeutungen des *beneficium*, wie «Pfründe», «stallum» etc. beschäftigen wir uns nicht.

Königs Béla III. ist demnach kein Feudalbesitz, nachdem sie «für alle Zeiten» gilt; aber er ist auch kein *donum*, weil er mit Gegenleistungen verbunden ist. Die Stiftung von Béla III. widersprach also in mehreren Beziehungen dem westlichen Begriff des «*beneficium*», während sie in manchen wesentlichen Punkten an die byzantinischen Pronoia-Schenkungen erinnerte. Darum mag also Meister P., der – wie wir vermuten – die byzantinischen politischen und Rechtsverhältnisse sehr gut gekannt hatte, diese Form der Besitzstiftung mit dem lateinischen Spiegelausdruck des byzantinischen Pronoia-Begriffes übersetzt haben: *curam condonavit*.

Es wird sich lohnen, was die Zeit der Tätigkeit des Meisters P. betrifft, im Zusammenhang mit der byzantinischen Pronoia auch darauf hinzuweisen, daß – als i. J. 1204 das byzantinische Kaisertum durch das sog. lateinische Kaisertum abgelöst wurde – auch die byzantinische Pronoia einen neuen Sinn bekam, bzw. ihr Wesen demjenigen des westlichen *beneficium* angenähert wurde. Diese Änderung war sozusagen selbstverständlich, nachdem die Kreuzritter sich nach westlichem feudalem Vorbild auf dem Gebiete des byzantinischen Kaiserreiches einzurichten bestrebt waren. Der Boden war dazu ziemlich vorbereitet, nachdem der Feudalisierungsprozeß in Byzanz – wie Ostrogorsky entwickelt (op. cit. 302) – seit zwei Jahrhunderten schon ziemlich fortgeschritten war. Die wirtschaftliche Struktur des byzantinischen Reiches unterschied sich zu dieser Zeit von der westlichen wirtschaftlichen Struktur kaum mehr wesentlich. Diese Tatsache hat die Einrichtung der lateinischen Herrschaft sehr erleichtert. In der Wirklichkeit hatte man – wie Ostrogorsky sagt – nur einen neuen Namen der byzantinischen Pronoia geben müssen, und es lag das «*feudum*» fertig vor. Die Verhältnisse, die die «*Latiner*» in den byzantinischen Provinzen vorgefunden hatten, waren für diese in manchen Fällen wohlbekannt, und so konnten sie manches ohne Veränderung übernehmen. Kein Zweifel, Ostrogorsky simplifiziert weitgehend die Darstellung des Feudalisierungsprozesses in Byzanz, und er vernachlässigt die Unterschiede zwischen dem westlichen und dem byzantinischen feudalen System, aber im wesentlichen schildert er die Hauptzüge des Prozesses dennoch richtig.

Demnach ist es so gut wie natürlich, daß Meister P. die staatliche Einrichtung zur Zeit der Landnahme – besonders was die Besitzverhältnisse betrifft – teils nach dem Vorbild der byzantinischen Verhältnisse, und teils nach jener ungarischen Praxis schilderte und rekonstruierte, die am Ende des 12. Jahrhunderts im Gange war; bedeutend war in dieser ungarischen Praxis auch die pronoia-artige Verschenkungen ganzer Komitate, die eben durch König Béla III. inauguriert wurde. Unter Beachtung jener Besitzungsformen, die gegen das Ende des 12. Jahrhunderts in Geltung waren, machte Anonymus häufig einen scharfen Unterschied zwischen dem *eigenen Gutsbesitz* und jenem anderen Gutsbesitz, den man zusammen mit einer Würde bekommen haben soll. Am bezeichnendsten ist dafür wohl Kapitel 37., in dem berichtet wird,

daß Fürst Árpád nach der Eroberung der Burg Nyitra das Geschlechtshaupt Huba zum Gespan der Burg Nyitra und zu demjenigen anderer Burgen gemacht hatte, und ihm auch eigenen Gutsbesitz schenkte, neben dem Fluß Zsitva bis zum Wald Tursok. (Nach der Übersetzung von D. Pais.)⁵⁰

In anderen Fällen versuchte er mit sorgfältiger Wortwahl die Art und Weise der Besitz-Stiftung genau zum Ausdruck zu bringen. Um die Begriffe «Privatbesitz», «Eigenbesitz» auszudrücken, benutzt er die Worte *loca*, *possessio* und *terra*, wie z. B. in Kapitel 30.: *et cepit dux donare suis fidelibus loca et possessiones magnas*; ebenso in Kapitel 46.: *hospitibus secum commorantibus dux Arpad terras et possessiones magnas dabat*; ferner in Kapitel 57.: *nobilissimus miles nomine Heten, cui etiam dux terras et alias possessiones non modicas condonavit*.

Man wird jedoch von diesen einfacheren Schenkungen jene großen Stiftungen offenbar unterscheiden müssen, anlässlich welcher, nach der Schilderung des Meisters P., ganze Burgen und dazugehörige Burggebiete zusammen mit ihren Bevölkerungen verschenkt werden. Es stimmt zwar, daß die Besitz-Stiftungen unserer ersten Könige immer mit der Verschenkung des den Besitz bebauenden Arbeitervolkes zusammengingen, und eben darum muß es einen besonderen Sinn und eine besondere Bedeutung haben, wenn Meister P. hervorhebt, daß Fürst Árpád einen größeren Gutsbesitz «mit unzählbar vielem Volk» irgendjemandem verschenkt hatte. So bekommt große Schenkungen neben der Donau Ete, der Vater von Eudu — von dem Meister P. übrigens das Geschlecht Kalán abstammen läßt — und dessen Mitfürst Boyta, von dem nach Meister P. das Geschlecht Baracska abstammt. Diesen »vermacht der Fürst Árpád für ihre getreuen Dienstleistungen keine geringen Geschenke; und außerdem für Öd, den Sohn von Ete neben der Donau Boden mit zahllosem Volk. Und an jener Stelle ließ sich Öd, nachdem er das Volk des Gebietes erobert hatte, eine Burg erbauen, die er gewöhnlich (= vulgärer: in der Sprache des Volkes) Szekeső nennen ließ, nachdem er sich dort seinen Stuhl und Wohnsitz errichtete. Ebenso gab er nämlich der Fürst Árpád großen Bodenbesitz dem Vajta in der Richtung nach Sár mit unzähligem Volk, welches Gebiet auch heute noch Vajta heißt» (Kap. 47., nach der Übersetzung von D. Pais).

Nur stellenweise erwähnt Meister P. anlässlich dieser großen Besitz-Stiftungen — aber auch dann nicht immer unmißverständlich, daß mit solchen Geschenken nicht bloß geleistete Dienste belohnt wurden, sondern daß dieselben die Beschenkten auch zu weiteren Dienstleistungen verpflichteten. Eine solche interessante Stelle ist z. B. in Kapitel 46. der Bericht über das Beschenken von Kündü, des Vaters von Korean: *in eodem loco Cundunec patri Curzan terram dedit a civitate Atthile regis usque ad centum montes et usque*

⁵⁰ *dux Arpad Hubam fecit comitem Nitriensem et aliorum castrorum et dedit ei terram propriam iuxta fluvium Sytuua usque ad silvam Tursoc.*

Gyoyg et filio suo dedit unum castrum ad custodiam populi sui. Tunc Curzan castrum illud sub suo proprio nomine iussit appellari, quod nomen usque in hodiernum diem non est oblivioni traditum. Der Sinn der hervorgehobenen Worte mag sein: «seinem Sohn gab er eine Burg zum Schutz seines (d. h. des Árpád) Volkes»; aber man könnte dieselbe Stelle auch in dem Sinne deuten, daß «die Verteidigung dieser Burg dem Volk von Korcán anvertraut wurde», oder daß die Burg zur Verteidigung des Volkes von Korcán diene. In beiden Fällen ist das Verschenken der Burg und des Besitzes mit weiterer Schutzdienstleistung verbunden. Naheliegend wird diese Deutung der Stelle, wenn man auch die topographische Lage dieser Burg – auf Grund der Forschungen von Gy. Györffy – beachtet. Diese Burg beschützte nämlich in Óbuda (Altöfen) eine wichtige Donau-Übergangsstelle, und hatte darum eine hervorragende strategische Bedeutung im Schutz des fürstlichen Quartiers. (Vgl. Gy. Györffy: Kurszán und die Burg des Kurszán, *Altertümer von Budapest* Bp. Bd. XVI. 1955. p. 20–21.) Im Zusammenhang mit den einschlägigen Erörterungen von Györffy muß ich nur bemerken – um Mißverständnissen vorzubeugen –, daß der Bericht von Meister P. offenbar die Auffassung der eigenen Zeit widerspiegelt und dies ist gerade für uns wesentlich und epochebezeichnend. Die Besetzung des eroberten Gebietes, die Ansiedlung der Stämme ging in der Wirklichkeit offenbar völlig anders vor sich, *nicht auf dem Wege von Gebietsschenkungen*. Aber dies schließt nicht aus, daß das Quartier des obersten Fürsten das Gebiet von Kündü ~ Korcán war. Auch Györffy hebt die mächtigen Besitzungen dieses Geschlechtes eben in dieser Gegend hervor: «Zweifelloos besaß dieses Geschlecht die mittelalterlichen Komitate Pilis und Pest. Ja, auch der südliche Teil von Nógrád mag ihrem Siedlungsgebiet angehört haben. Dieses Geschlecht hielt also das Herz des Landes und die wichtigste Donau-Übergangsstelle, die Fähre von Megyer in der Hand.» (Op. cit. 22). – Wie wichtige strategische Punkte im Herzen des Landes die Fahren von Megyer und Pest auch nach der Begründung des Königtumes waren, dazu siehe meine Studie über den Quellenwert der Gellért-Legenden. (*Klassen-Berichte der Ung. Akademie der Wiss.* XIII. 70–71.)

Im Grunde führt also auch die Untersuchung der obigen Stelle zu dem Ergebnis, daß nach dem Meister P. die Schenkung eines ausgedehnten Gutsbesitzes – eines ganzen Komitates an Kündü-Kurszan damit verbunden war, daß der Beschenkte gewisse, genauer nicht bestimmte, aber ihrem Wesen nach militärische Aufgaben auf sich nehmen mußte. Auch in diesem Fall hätte Meister P. schreiben können, daß der Fürst Árpád mit dem Gutsbesitz und mit der Burg zusammen alle ihre Sorgen verschenkt hatte (*curam illius partis condonavit Cundunec patri Curzan*). Es handelte sich ja seiner Auffassung nach wohl auch in diesem Fall um eine byzantinische Pronoia-Schenkungen; diese Schenkungsform war allerdings weniger umschrieben, als das westlich-feudale *beneficium*. Offenbar eben darum hat ja Meister P. in seiner Rekon-

struktion der Landnahme diese byzantinische Schenkungsform — zusammen mit gewissen speziellen Modifikationen, die sich aus den ungarischen Verhältnissen ergaben — gewählt. In anderen Fällen scheint er sich davor zurückzuhalten, die Dienstleistungen, die mit diesen großen Stiftungen verbunden waren, genau anzugeben; er wollte die Verpflichtungen offenbar nicht allzu sehr hervorheben, was ein Zeichen der Zeiten sein mag. Auf der anderen Seite mag er auch gedacht haben, daß seine Ausdrücke, die sich auf die Gutschenkungen beziehen, für die Zeitgenossen sowieso klar und eindeutig sind. Wenn er z. B. berichtet, daß der Fürst Árpád die Burg Veszprém mit allem was dazu gehört, dem Ósbó, dem Vater von Szalók geschenkt hatte (*dedit castrum Bezprem cum omnibus appendiciis suis*), für seine getreuen Dienste (*pro fidelissimo servicio*), so mag dies für einen jeden dasselbe bedeutet haben, als wenn er in demselben Kapitel (52) erwähnt, daß dem Mitfürsten von Ósbó, Velek das Komitat Zaránd verschenkt wurde (*Velequio dedit comitatum de Zarand*). Die bisherigen Übersetzungen erklären den Ausdruck *comitatum de Zarand* als «Gespanschaft von Zaránd», was irreführend sein mag, weil man dabei auch an die Würde der Gespanschaft denken kann. Nachdem jedoch die fragliche Stelle über die Beschenkungen von zwei Mitfürsten berichtet, und nachdem der eine von den beiden (Ósbó) «die Burg Veszprém, mit allem was dazu gehört», bekommen hat, kann auch der andere Fürst, Velek, nicht ein kleineres Geschenk bekommen haben: er bekam eben das Komitat Zaránd. Aber möge man das Wort «comitatus» an der obigen Stelle als «Gebiet» oder auch als «Würde» verstehen, derartigen großen Verschenkungen wollte der Punkt 16. der Goldenen Bulle ein Ende machen, indem er schrieb: «*Integros comitatus vel dignitates quancumque in Praedia seu possessiones non conferemus perpetuo.*»⁵¹ Meister P. glaubt allerdings, daß solche Gutsbesitz-Verschenkungen nicht nur zur Zeit der Landnahme, sondern auch später, z. B. in dem Zeitalter des Königs Stefan üblich waren. König Stefan hat z. B. Sunad, den Urahn des Geschlechtes Csanád, der auch dem Komitat den Namen gegeben hat, als dieser den aufständischen Ajtony geschlagen hatte, ebenso beschenkt, wie einst der landnehmende Fürst mit seinen Führern Bors, Ósbó und Velek getan hatte: *rex pro bono servicio suo uxorem et castrum Ohtum cum omnibus appendiciis suis condonavit . . . quod castrum nunc Sunad nuncupatur* (Kap. 11).

Es läßt sich, als Zusammenfassung der obigen Untersuchungen feststellen, daß die Versenkung großer Grundbesitze, ganzer Komitate, gegen gewisse Dienstleistungen, vor allem gegen militärische Schutzdienste erst mit der Stiftung von König Béla III. i. J. 1193 ihren Anfang nahm; diese Praxis scheint immer mehr zugenommen zu haben, bis der 16. Punkt der Gol-

⁵¹ Richtig übersetzt im *Corpus Iuris* Bd. I. 139: «*Ein ganzes Komitat oder irgendeine Würde geben wir als ewiges Gut oder Besitz nicht.*»

denen Bulle i. J. 1222 solche Schenkungen einstellen wollte. *Diese Jahreszahlen sind feste Zeitpunkte auch für das Entstehen des Werkes von Meister P.* Das Werk kann nicht vor dem J. 1193 entstanden sein, und darum *kann Meister P. nur der einstige Notar des Königs Béla III.* gewesen sein. Wir haben versucht, oben auch darauf hinzuweisen, daß Meister P. anlässlich der Darstellung der besitzpolitischen Einrichtungen der Landnahmezeit das lateinische Spiegelwort (*cura*) eines byzantinischen staatsrechtlichen Ausdrucks (*pronoia*) benutzt, weil um die Jahrhundertwende 12-13. wahrscheinlich eben dieses Wort im Falle komitatsgroßer Grundbesitze, die mit militärischen Gegendienstleistungen verbunden waren, am Platze gewesen sein mag. Für die Bezeichnung dieser Großbesitze wäre der westliche technische Ausdruck *beneficium* weniger geeignet gewesen. Auf die widerspruchsvolle, ungenaue Gebrauchsart dieses letzteren Ausdrucks haben wir schon — anlässlich jenes Vertrages, den Béla III. i. J. 1193 mit der Familie Frangepan geschlossen hatte — hingewiesen. Es mag hier zur Ergänzung erwähnt werden, daß das Wort *beneficium*, das bei uns auch sonst selten ist, gewöhnlich, ohne jede besondere Bedeutungsschattierung, nur ein Name für die «Schenkungen», für den geschenkten «Besitz» ist. So begegnet man diesem Wort z. B. in der Urkunde des Königs Imre aus dem Jahre 1199, in der dieser den Gespan Lőrinc *beschenkt*, nachdem der betreffende das Leben des Königs — der anlässlich einer Jagd in Máramaros von seinem Pferd gestürzt war — gerettet hatte. Die Arenga der Urkunde heißt (Hazai Okmánytár = Einheimisches Urkundenarchiv II. 1): *collata nobis fidelium servicia nuda beneficio nullatenus relinquamus*. Es ist interessant, daß dasselbe Wort wieder nur in der Arenga auch jener anderen Urkunde begegnet, mit welcher Andreas II. i. J. 1221 die Besitztümer von Pannonhalma bestätigt hatte (Wenzel: AUO I.p. 171.): *Regie Serentitatis provida circumspeccio sicut in conferendis beneficiis pro meritorum exigencia singulis se debet manu larga liberaliter exhibere, ita pariter ad collatum conservationem tenetur non impari sollicitudinis studio vigilare*.

Nachdem nun das Wort *beneficium* in der ungarländischen Latinität um die Jahrhundertwende 12-13. nur in der Bedeutung «gestifteter Grundbesitz», und auch in dieser nur selten vorkommt, hat Meister P. diesen technischen Ausdruck mit Recht weder in der Bedeutung *possessio, terra propria* (Kap. 37.), noch in der anderen: «mit militärischen Gegenleistungen belasteter Großgrundbesitz» benutzt. Wahrscheinlich hat er auch darum den Gebrauch dieses Wortes vermieden, weil ihm der im Westen übliche Wortsinn des *beneficium* (nämlich «feudaler Grundbesitz») sehr wohl bekannt war. Bei einer Gelegenheit scheint er mit der Bedeutung des Wortes *beneficium* beinahe zu spielen; ich denke an dieselbe Stelle, an der auch das Wort *cura* im Sinne «pronoia» benutzt wird (Kap. 18): «*Dux vero pro beneficio suo Borsum in eodem castro comitem constituit et totam curam illius partis sibi condonavit*» Es wäre in der Tat wohl möglich, diesen Text folgendermaßen zu übersetzen:

Der Fürst ließ als *beneficium* den Bors in derselben Burg zum Gespan werden, und die Prononia dieser Gegend schenkte er ihm (diese Prononia wäre also das eigentliche *beneficium*). Der Grund dafür, daß wir dennoch *nicht* diese Übersetzung vorschlagen, besteht darin, daß unser Verfasser sonst den Anlaß der Schenkung und nicht ihre Eigenart mit synonymen Worten bezeichnet. So z. B. in Kap. 44: Boyte *pro suo fidelissimo servicio* dedit terram magnam; Kap. 47.: quibus etiam *pro fidelissimo obsequio* dux Arpad donavit munera non minima; Kap. 52.: Vsubunec . . . *pro suo fidelissimo servicio* dedit castrum Bezprem, u. a. m.

Darum bezieht sich in dem obigen Text der Ausdruck *pro beneficio suo* auf die Begründung der Verdienste, und *nicht* auf die Umschreibung der Eigenart der Stiftung. Natürlich wäre dabei in diesem Zusammenhang der ungarische Ausdruck «für seine gute Tat» oder «für seine hervorragende Handlung» ebenso linksch, ungeschickt, wie auch das lateinische *beneficium*. Nachdem jedoch Meister P. im Sinne der vorhin angeführten Stellen auch die richtigen Ausdrücke (*servicium*, *obsequium*) zu seiner Verfügung hatte, muß man in seiner auffallenden Wortwahl *pro beneficio suo* ein mit Absicht benutztes, doch unübersetzbare Wortspiel erkennen. Er hat mit diesem Wortspiel wohl auf die Sinnlosigkeit des im Westen benutzten technischen Ausdruckes hinweisen wollen. Als hätte er sagen wollen: nicht das ist das *beneficium*, was man als Lohn bekommt, sondern das, was der Held tut, vollbringt. Es sieht die Sache natürlich anders aus, wenn man den Sinn des technischen Ausdruckes nicht von dem Gesichtspunkt des Beschenkten, sondern von demjenigen des Stifters aus zu bestimmen versucht. In diesem letzteren Fall übt das *beneficium*, die «Wohltat» der Stifter gegen denjenigen aus, den er beschenkt. Offenbar dieser letztere Gesichtspunkt kommt bei Meister P. in Kapitel 11. zur Geltung, wenn er über die Belohnung des Sunad folgendes schreibt: Cui (scil. Sunad) . . . rex pro bono servicio suo . . . castrum Ohtum cum omnibus appendiciis suis condonavit, sicut enim mos est *bonorum dominorum* suos fideles remunerare. — In diesem Satz wird der Sinn des Adjektivs *boni* erst durch das verschwiegene *beneficium* vollständig.⁵²

Man ersieht die Tatsache, daß unser Meister P. auch die im Westen üblichen Fachausdrücke für den «Feudalbesitz», nämlich *beneficium* und *honor*,⁵³ wohl gekannt hatte — und dies ist ebenso wichtig, wie seine Kenntnis

⁵² Bei Meister P. ist das Wortspiel, die «adnominatio» nicht selten; vgl. J. GYÖRÝ: P. mester franciaországi olvasmányai (= Die französischen Lektüren des Meisters P.). Magyarisztudomány 1942. 15; S. FEST: Anonymus angol forrásai (= Die englischen Quellen des Anonymus). EPhK 1935, 172; J. HORVÁTH: Árpád-kori latin nyelvű irodalmunk stílusproblémái (= Stilprobleme unserer latein-sprachigen Literatur in der Arpadenzeit). Bp. 1954. 204. ff.

⁵³ Vgl. J. CALMETTE: Le monde féodal. Paris 1946. 166--167: La vassalité se combine avec la concession terrienne . . . On appelle cette concession à charge de service — de service militaire à cheval surtout — un *bénéfice* (*beneficium*) ou un *honneur* (*honor*).

der byzantinischen Fachausdrücke --, aus dem schon zitierten Satz des Kapitels 52.: *Tunc dux Usubunec patri Zoloucu pro suo fidelissimo servicio dedit castrum Bezprem cum omnibus appendiciis suis et Veluquio dedit comitatum de Zarand et sic ceteris nobilibus honores et loca condonavit.*

Wohl geben unsere Übersetzungen das Wort *honores* an der zuletzt zitierten Stelle als «Ämter» wieder, aber wahrscheinlich versteht Meister P. hier unter *honores* ebensolche Schenkungen, wie in dem selben Satz unter den Ausdrücken: *castrum cum omnibus appendiciis* und *comitatus*; diese fielen nämlich nicht als Eigenbesitz (*terra propria*) den Beschenkten zu, sondern für militärische Gegenleistungen, also im großen und ganzen, wie die byzantinische Pronoia. Es ist wohl kein Zufall, daß auch der 10. Punkt der Goldenen Bulle, wo über die Belohnung der Angehörigen derjenigen die Rede ist, die im Krieg gefallen waren, zwischen dem *iobagio habens honorem* einerseits, und dem einfachen *serviens* andererseits unterscheidet; fällt der erstere im Krieg, so ist sein Sohn oder Bruder -- nach der Verfügung der Goldenen Bulle -- «congruo honore *donandus*», während der Sohn des im Krieg gefallenen *serviens* «sicut regi videbitur, donetur».⁵⁴ Daß in der Latinität der Goldenen Bulle *honor* und *dignitas* sich voneinander unterscheiden, das ersieht man aus dem schon zitierten Kapitel 16.: *Integros Comitatus vel dignitates quascumque in predia seu possessiones non conferemus perpetuo.* -- Es ist also sehr wahrscheinlich, daß auch bei dem Meister P. das Wort *honores* nicht einfach «Ämter» bedeutet, sondern wie die zitierte Definition besagt: «concession à charge de service -- de service militaire à cheval surtout». (Vgl. Calmette, op. cit. 167.)

Wir können unsere obigen Untersuchungen über die Besitz-Schenkungen mit den folgenden Feststellungen schließen. Meister P. unterscheidet den Eigenbesitz, und jenen anderen Besitz, für den man Dienste zu leisten hat. Zur Bezeichnung des letzteren Besitzes benützt er die lateinische Entsprechung *curam condonare* des byzantinischen Pronoia-Begriffes einmal, und ein anderes Mal das lateinische Wort *honor* -- nachdem in Ungarn die klassische, westliche Form des Feudalismus sich nicht entwickelt hatte⁵⁵. Diese Angaben sind epochebestimmend, nachdem wir nichts von der Verschenkung größerer

⁵⁴ Si quis Jobagio habens honorem, in exercitu fuerit mortuus, eius filius vel frater congruo honore sit donandus. Et si serviens eodem modo fuerit mortuus, eius filius, sicut Regi videbitur, donetur.

⁵⁵ Man findet das Wort *honores* in diesem Sinne bei uns zum allerersten Male in der Arenga der Gründungsurkunde von Pannonhalma, die mindestens von zweifelhafter Glaubwürdigkeit ist; die betreffende Arenga geht auf Heribert C. zurück: si locis divino cultui mancipatis . . . *honores et possessiones adagmentaverimus.* Es ist interessant, daß man dieser Formel das letzte Mal in der Urkunde des Königs Andreas II. aus d.J. 1225 begegnet, in der der König auf die Bitte des Abtes Uros Gönyü an Pannonhalma verschenkt (Wenzel AUO I. Bd. 209). Die Abfassung der Urkunde läßt sich also auf den Abt Uros zurückführen. -- Was die Gründungsurkunde von Pannonhalma betrifft, siehe I. SZENTPÉTERY: Szt. István király oklevelei. Szt. István Emlékkönyv (= Die Urkunden des Königs Stefan HI., HI. Stefan-Gedenkbuch). Bd. II. Bp. 1938. besonders von p. 168.ab; und neuerdings J. L. CSÓKA: A pannonthalmi alapítólevél interpolálása (= Die Interpolation der Gründungsurkunde von Pannonhalma). LK 1961. 85.

Grundbesitze, ganzer Komitate, aus der Zeit vor der Stiftung von Béla III. i. J. 1193 wissen; dagegen will die Goldene Bulle derartigen Verschenkungen ein Ende machen.

Doch hat das Werk des Meisters P. auch noch andere byzantinische Bezüge, außer den bisher untersuchten. Untersucht man nämlich seine *lateinischen* Fachausdrücke, so fällt sogleich der Ausdruck *Romani principes* in einem Satz des Kapitels 11. auf. Es heißt hier, daß Pannonien früher das Land des Königs Attila war. Nach seinem Tode haben *römische Fürsten* das Land Pannoniens bis zu der Donau erobert. (Nach der Übersetzung von D. Pais; ähnlich auch in den übrigen Übersetzungen.)⁵⁶ Richtig stellt Loránd Szilágyi fest (Az Anonymus-kérdés revíziója = Die Revision der Anonymus-Frage, Századok = Jahrhunderte, Zschr. 1937. 14), daß das Wort *principes* ein Terminus zur Bezeichnung der höchsten Würden um den König herum in unseren *einheimischen* Quellen von der Jahrhundertwende 11–12. ab und hindurch das ganze 12. Jh. ist; darum benützte also Meister P. diesen Terminus zwar anachronistisch, doch verständlicherweise zur Bezeichnung der nächsten Umgebung des Fürsten Árpád. — Aber an der eben genannten Stelle kommt das Wort doch nicht in diesem Sinne vor, und es ist auch kein ungarländischer, kein *einheimischer* Terminus. Geht man nun von dem Inhalt der fraglichen Anonymus-Stelle aus, so wäre man zunächst geneigt, etwa folgendermaßen zu vermuten: Pannonien wurde durch die Römer in der Tat zur Zeit des *Prinzipats* erobert; darum könnte also der Ausdruck *Romani principes* bei Meister P. wohl einfach «römische Kaiser» heißen. Aber man hat im Mittelalter weder die antiken noch die deutsch-römischen Kaiser jemals als «*principes*» bezeichnet. Der terminus technicus für «Kaiser» heißt in der Latinität des Mittelalters *imperator*; auch Meister P. gebraucht eben dieses Wort mehrmals im Sinne «Kaiser» (z.B. Kap. 1.: nullius umquam *imperatoris* potestate subacti fuerunt; Kap. 12.: consilio *imperatoris* Grecorum; Kap. 15.: timebat adventum *imperatoris* Theotonicorum; Kap. 20.: per gratiam domini mei *imperatoris* Constantinopolitani, a. u. m.). Der einheimische Sinn des Wortes, «Hauptpersonen», «Vornehmen», ist in dem gegebenen Zusammenhang gar nicht möglich. Dagegen wäre die andere Wortbedeutung, «Fürsten», sowohl von historischem, wie auch von sprachlichem Gesichtspunkt aus sehr unwahrscheinlich. Doch geht die Bedeutung unseres Wortes aus den folgenden Stellen klar hervor:

Kap. 33.: Quibus etiam militibus in expeditionem euntibus *principes* et ductores constituit duos filios avunculi sui Hulec Zuardum et Cadusam nec non Hubam unum de principalibus personis.

Kap. 41.: super quem exercitum constituti sunt *principes* et ductores Lelu filius Tosu, Bulsuu filius Bogat...

⁵⁶ Kap. 11: que etiam primo fuisset terra Athile et mortuo illo preoccupassent *Romani principes* terram Pannonie usque ad Danubium.

Kap. 47.: cui prefecit *principes* et *ductores* duos de principalibus personis . . .

Kap. 50.: cui exercitui *principes* et *ductores* facti sunt Vsubuu et Velec.

Ich glaube, es besteht nach dem Zeugnis dieser Stellen gar kein Zweifel mehr darüber, daß das Wort *principes* ein Synonym zu *ductores* ist; beide heißen: «Führer, Truppenführer, Heerführer», mit altungarischem Wort vielleicht: «had-nagy» (= der «Heeresgroße»). Es fiel dem Meister P., als er in Kapitel 11. den Ausdruck *romani principes* gebraucht hatte, nicht ein, daß diese Bezeichnung mißverstanden werden kann; aber sprach er über die *principes* der ungarischen Heere, so ergänzte er schon jedes Mal die Bezeichnung mit dem Synonym: *ductores*. Und auf diese Weise kann man es wirklich nicht mehr mißverstehen. Aber in sich bedeutet das lateinische Wort «*principes*» nie «Heeresführer», höchstens nur in Begleitung der Worte *legionum* oder *cohortium*. Aber dieses lateinische Wort wurde als militärischer Terminus in das byzantinische Griechisch übernommen (vgl. z. B. Theophanes p. 137: καὶ οἱ προέκυπτες ἐκάστης σχολῆς ὥμοσε τοῦτο. Vgl. Du Cange: Gloss. lat. s. v. princeps), und offenbar daher kam es in die lateinische Sprache des Meisters P., nachdem dieses Wort in der Bedeutung «Heeresführer» im Westen nicht bekannt war.

Dafür spricht u. a. ein Antwortbrief des Papstes Innocentius III. aus dem Jahre 1204 auf eine Anklage des Königs Imre. Der König hat sich nämlich beschwert, daß der Papst den Ioannitius zum König der Bulgaren krönt, obwohl jener gar kein rechtmäßiger Herr des betreffenden Landes ist. Einen Teil seines Landes hat er nämlich ihm (dem König Imre), und einen anderen Teil einem anderen Land genommen.⁵⁷ Doch die Sache verhält sich gar nicht so, wie es der Papst dem ungarischen König erklärt. Die päpstliche Autorität hatte nämlich auch früher schon mehrere Personen in Bulgarien zu Königen gekrönt, z. B. den Petrus und den Samuel, und nach diesen auch noch andere ... Aber später, als die Griechen die Oberhand gewonnen hatten, verloren die Bulgaren die königliche Würde, ja sie mußten unter dem Joch von Konstantinopel dienen. Aber zuletzt haben doch zwei Brüder, Petrus und Ioannitius — die dem Geschlecht der früheren Könige entstammen — das Land ihrer Vorfahren nicht erobert als eher zurückerobert; wie der Text von hier an lateinisch heißt: «ita quod una die de *magnis principibus* et innumeris populis mirabilem sunt victoriam consecuti.»⁵⁸

⁵⁷ THEINER: Vetera monumenta Slavorum meridionalium historiam illustrantia. I. Bd. 36. etsi scripseris (sc. rex Emericus), quod prefatus Ioannitius nullius terre de iure sit dominus, licet aliquam partem tui et aliam alterius regni ad tempus detineat occupatam, unde miraris, quod tam manifestum inimicum tuum te inconsulto, tam subito in regem proposuerimus coronare.

⁵⁸ THEINER, *op. cit.* 36: secus est tamen ex aliqua parte, ut salva tui pace loquar, cum super hoc non plene noveris veritatem. Nam antiquitus in Bulgaria multi

In diesem Text kann der Ausdruck *magni principes* kaum «Fürsten» und auch nicht «Kaiser» bedeuten, eher die «Führer» des byzantinischen Kaisers, seine *thema-duces* bzw. *megaduces*, über die in dem folgenden noch die Rede sein wird. Daß Innocentius III. in seinem zitierten Brief einen byzantinischen Fachausdruck benutzt, das kommt einfach daher, daß der Papst von dem bulgarischen Herrscher und von seiner nächsten Umgebung seine Informationen erhielt – und zwar in bulgarischer oder in griechischer Sprache, wie dies aus einer Bemerkung des Johannitius zu einem eigenen Brief aus dem Jahre 1202 an den Papst Innocentius III. hervorgeht. (Vgl. Wenzel ÁUO. VI. 228. Anmerkung, ferner ebd. p. 201 und 277–78, wo Johannitius seine eigene Urkunde mit dem byzantinischen *chrysobolum*-Wort bezeichnet.) Johannitius und seine Umgebung konnten nämlich kein Latein, darum schickte der bulgarische König i. J. 1204 zwei Knaben zu dem Papst, damit diese in der Schule die lateinische Schrift erlernen; «denn wir haben ja hier – wie er schreibt – keine Grammatiker, die uns deine Briefe übersetzen könnten.»⁵⁹

Im Sinne des eben Dargestellten heißt also der Ausdruck *Romani principes* an der obigen Stelle bei Meister P.: «römische Führer», die Pannonien besetzten. Historisch ist zwar diese Feststellung nicht ganz stichhaltig, aber sprachlich ist die Erklärung beruhigend, und sie verweist wieder nach Byzanz. Irrtümlich ist von historischem Gesichtspunkt aus die Darstellung des Meisters P. deswegen, weil nach dem Zusammenbruch des hunnischen Reiches das eigentliche Pannonien (= Transdanubien) nur Übergangsheimat für verschiedene germanische Völkerschaften sein konnte; eine dauerhaftere politische Macht errichteten hier nach den Hunnen zuerst die Awaren. Die Quellen wissen von gar keiner weströmischen oder oströmischen (byzantinischen) Eroberung auf diesem Gebiete nach den Hunnen, und auch die archäologischen Funde verraten nichts dergleichen. (Vgl. darüber zusammenfassend A. Mócsy: *Pannonia*. Pauly-Wissowa R. E. Supplementband IX. Stuttgart 1962. 773–776.) Meister P. wurde zu seiner irrtümlichen historischen Rekonstruktion wohl auch durch den Anblick der zu seiner Zeit noch bedeutenden Ruinenstädte geführt, wie Savaria (Szombathely), Valcum (Fenékpuszta), Scarbantia (Sopron), Brigetio (Ószöny), Gorsium (neben Székesfehérvár), Aquincum (Óbuda-Altofen) u. a. m. Außerdem begünstigt wurde diese Rekonstruktion

reges successive fuerunt auctoritate apostolica coronati, sicut Petrus et Samuel et alii nonnulli post illos . . . sed tandem prevalentibus Greis, Bulgari perdidierunt regiam dignitatem, quinimo compulsi sunt gravi sub iugo Constantinopolitano servire, donec novissime duo fratres, Petrus videlicet et Iohannitius, de priorum regum prosapia descendentes, terram patrum suorum non tam occupare, quam recuperare ceperunt, ita . . .

⁵⁹ WENZEL: ÁUO. VI. 293: Misi autem ad tuam magnam Sanctitatem pueros duos; . . . ut addiscant in scholis litteras Latinas, quoniam hic grammaticos non habemus, qui possint litteras, quas mittis, nobis transferre. Et postquam ipsi addiscerint, remittantur ad Imperium meum.

auch durch einen historischen Namen, der in Byzanz damals noch lebendig war, nämlich durch *Pannonia*.

Man hat nämlich unserer Ansicht nach auch den Ursprung der beiden vielerörterten Ausdrücke *pascua Romanorum* und *pastores Romanorum* in Byzanz zu suchen, und hier findet man für diese Ausdrücke auch die Erklärung. Diese Ausdrücke hängen nämlich irgendwie mit Pannonia zusammen. Für Meister P. ist *Pannonia* mit den *pascua Romanorum* gleichbedeutend. Man liest bei ihm darüber an zwei Stellen:

Kap. 9.: . . . rogaverunt Almus ducem, ut . . . in terram Pannonie descenderent, que primo Athile regis terra fuisset . . . quam terram habitarent Sclavi Bulgarii et Blachii ac *pastores Romanorum*. Quia post mortem Athile regis terram Pannonie Romani dicebant *pascua* esse, eo quod greges eorum in terra Pannonie pascebantur, et iure terra Pannonie *pascua Romanorum* esse dicebatur, nam et modo Romani pascuntur de bonis Hungarie.

Man findet die andere Stelle im Kapitel 11.: que etiam primo fuisset terra Athile regis et mortuo illo preoccupassent Romani principes *terram Pannonie* usque ad Danubium, ubi collocavissent *pastores* suos.

Man begegnet außerdem dem Ausdruck *pascua Romanorum* — in einer etwas veränderten Form — noch in dem Werk des Abtes von Saint-Denis, Odo de Deogilo über die Reise des französischen Königs Ludwig VII. ins Heilige Land (*De profectione Ludovici VII. regis Francorum in orientem an. 1147—1149.*; ed. Gombos: *Catalogus fontium historiae Hungaricae*. Bp. 1938. p. 1720.) Odo de Deogilo hat auch selber Ungarn, in der Begleitung seines Königs, Ludwig VII., besucht, und indem er Esztergom (Estrigun = Gran), die damalige Hauptstadt des Landes erwähnt, bemerkt er: Terra hec tantum *pabulosa* est, ut dicantur in ea *pabula Iulii Cesaris* extitisse. Nachdem die Wörter *pabulosa*, *pabula* «futter-reich» bzw. «Futter» heißen, dürfte man diese Ausdrücke als Synonyme für die *pascua* («Weide») des Meisters P. gelten lassen. Aber es besteht dennoch ein so wesentlich großer Unterschied zwischen den *pascua Romanorum* bei dem Meister P. einerseits, und den *pabula Iulii Cesaris* bei Odo de Deogilo andererseits, daß man jene Ansicht von B. Hóman keineswegs akzeptieren kann, wonach die gemeinsame Quelle der beiden Ausdrücke in den Urgesta des Zeitalters von Ladislaus HL. zu suchen wäre (B. Hóman: A Szt-László-kori Gesta Hungarorum = Die Gesta Hungarorum im Zeitalter des Ladislaus HL. Bp. 1925. p. 33. l.). Hóman hat übrigens auch gar keine Erklärung dafür versucht, wie der eine Ausdruck aus dem anderen hätte entstehen können, nachdem kein Wort der beiden identisch ist. *Inhaltlich* stehen aber die beiden Ausdrücke doch so nahe beieinander, daß man eine gemeinsame Quelle vermuten darf, nur diese mag keine geschriebene, eher eine mündliche Quelle gewesen sein. Es kann nämlich doch kein Zufall sein, daß die beiden Ausdrücke *pabula Iulii Cesaris* und *pascua Romanorum* bei zwei solchen Schriftstellern zum ersten Male auftauchen, deren Verbindungen mit

Byzanz über jeden Zweifel stehen. Über Odo de Deogilo weiß man bestimmt, daß er Byzanz besucht hatte. Und was den Meister P. betrifft, muß es ebenfalls angenommen werden, daß er entweder auch selber Byzanz besucht hatte, oder mindestens die byzantinischen Verhältnisse sehr gut gekannt hatte. Unsere untersuchten Ausdrücke sind nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach späten, orientalischen, byzantinischen Ursprungs. Denn in den antiken, griechisch-lateinischen historischen und geographischen Quellen⁶⁰ wird nicht der Reichtum und die Fülle Pannoniens, sondern eben die Unfreundlichkeit dieser Gegend hervorgehoben; der Boden wäre hier unbewohnbar kalt, hätte ständig Frost, wäre immer bewölkt; es gäbe hier wenig Kulturpflanzen, Öl, Wein und Korn (vgl. Borzsák op. cit. 24). Eine günstigere Beschreibung Pannoniens findet man in der antiken Literatur selten; man hebt höchstens die Berge und die riesigen Wälder Pannoniens hervor; selbst die Tatsache, daß Pannonien *glandifera*, «reich an Eicheln» ist, wird nur ein einziges Mal gesagt (die Stellen siehe in der obigen Literatur). Die Ausdrücke von Odo de Deogilo und dem Meister P., die immerhin auf Fülle hinweisen, können also nicht aus einer antiken Quelle stammen. Aber selbst in Byzanz taucht dieses Motiv erst spät auf, in jener Zeit, in der die Byzantiner anläßlich der Feldzüge des byzantinischen Kaisers Manuel (1143—1180) sich eingehendere Kenntnisse über Ungarn erworben hatten. Der gründlichste Kenner der Frage, M. Gyóni kennt nur eine einzige zusammenfassende Schilderung über die Fülle Pannoniens, nämlich eine Rede von Konstantinos Manasses, die dieser i. J. 1173 an Kaiser Manuel gerichtet hatte (vgl. Moravesik: BT. I. 355.). Man hat diese einzige byzantinische Quelle aus der Arpadenzeit, in der man Ausdrücken begegnet, die mindestens dem Sinne nach auch bei Odo de Deogilo und Meister P. vorkommen. Manasses sagt nämlich, daß das Volk Ungarns den Nutzen von vielen Ackern und Kornfeldern genießt, denn der Boden, auf dem die *Rinder weiden*, ist grasig und üppig; die *Weiden* der Wiesen und des Schilfdickichts sind fett und reich, tauig und bewässert.⁶¹

Kein Zweifel, Odo de Deogilo und Meister P. haben ihre Bemerkungen über Pannonien nicht aus einer schriftlichen Quelle geschöpft. Bei den inhaltlich identischen, doch sprachlich völlig verschiedenen Ausdrücken benützen beide Schriftsteller das Verbum *dicere*. (Meister P.: terra Pannonie pascua Romanorum esse *dicebatur* ~ Odo de Deogilo: Terra hec in tantum pabulosa est, ut *dicantur* in ea pabula Iulii Caesaris extitisse.) Die beiden Verfasser kennen

⁶⁰ Die Angaben, die sich in diesen auf Pannonien⁷ beziehen, wurden eingehend bearbeitet durch I. BORZSÁK: Die Kenntnisse des Altertums über Karpatenbecken (Diss. Pannonicae I. 6.) Bp. 1936; A. GRAF: Übersicht der antiken Geographie von Pannonien. Diss. Pannonicae. I. 5. Bp. 1936; A. MÓCSY: Pannonia. Pauly-Wiss. RE. Suppl. IX. 1962. 519—532.

⁶¹ Zitiert bei M. GYÓNI: Magyarország és a magyarság a bizánci források tükrében (= Ungarn und das Ungarntum im Spiegel der byzantinischen Quellen). Bp. 1938. 26.

also die fragliche Bezeichnung von Pannonien von Hörensagen. Darum konnte derselbe Inhalt sprachlich zwei solche völlig verschiedene Formen annehmen. Der französische Priester verstand unter dem «Römer» vor allem Julius Caesar, der auch Gallien erobert hatte. Dagegen mag Meister P. den Spruch in seiner ursprünglichen Doppeldeutigkeit aufbewahrt haben. Unter «Romani» hat man ja sowohl die Untertanen des weströmischen Reiches, wie auch die Byzantiner verstehen können. Die Byzantiner bezeichneten sich offiziell als *οἱ Ῥωμαῖοι*, und das wußte man in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts — zur Zeit des byzantinischen Einflusses — wohl auch in Ungarn. Vermutlich auch darum beließ Meister P. den Spruch in seiner ursprünglichen Doppeldeutigkeit. Ein jeder soll dabei denken, was ihm gerade gefällt, ob nämlich Ungarn als ein Weideplatz für die Griechen, für die Deutschen oder für die Leute des Papstes gelten soll.

Es ergibt sich aus den oben zitierten Texten (Kap. 9 und 11) auch das noch, daß für Meister P. die Begriffe *pascua Romanorum* und *terra Pannonie* . . . *ubi collocavissent pastores suos* (scil. Romani principes) eng zusammengehörig sind. Inspiriert wurde dieser Gedanke wohl durch die byzantinisch-griechische Volksetymologie des Namens *Pannonia*. Auch nach Odo de Deogilo: *Pannonia* = *pabula*, *pascua*. Das Wort *Pannonia* zerfällt nämlich für das griechische Sprachgefühl in zwei Elemente: *πᾶν-ρομός*; die daraus abgeleitete adjektivische Form hieß: *παν-ρόμιος-ρομή*. *Πᾶν* = alles, *ρομός* = «Weide» (Pape: Griech. Wb.: *Weideplatz*, *Weide für Vieh*; Schrevellius: *Lexicon manuale Graeco-Latinum* (Dresdae et Lipsiae 1752): *ρομός* idem quod *ρομή*: *pabulum*, regio, praefectura, provincia; ebd. im lateinisch-griechischen Teil: *pascuum*: *βόσκημα* *ρομός*, *ὁ*; *ρομή*. Auch derartige Zusammensetzungen waren nicht selten, wie *πανδαισίχ πᾶν* (neutr.) + *δαίς* femin.: «Mahl», «vollständiges Mahl», also «reichliches Mahl». Dabei hatte das Wort *ρόμιος* auch den Sinn «den Hirten betreffend» (Pape: *Griech. Wb.*). Dasselbe Wort kommt auch im Neugriechischen in der Form *ρομή* und in der Bedeutung «Weide» vor. Die volkstümliche Etymologie wurde dadurch überhaupt nicht gestört, daß in dem zweiten Teil des Wortes *Pan-nonia* anstatt des *m* ein *n* ist. Die klassische Antiquität hat diese Volksetymologie nicht gekannt. Dio Cassius (XLIX. 36.6) erklärt denselben Namen mit lateinisch *pannus* «Stoff, Lumpen Kleid», was ebenso unmöglich ist.

Wir hätten uns mit dieser falschen Etymologie gar nicht beschäftigt, wenn einerseits die bisherige Quellenkritik nicht hätte weitgehende Konsequenzen aus dem Ausdruck des Meisters P. *pascua Romanorum* ziehen wollen (Vgl. B. Hóman: *A Szt. László-kori Gesta Hungarorum*. Bp. 1925., ferner C. A. Macartney: *Pascua Romanorum*. Századok. 1940. 1–11) und wenn andererseits diese Angabe für die byzantinischen Verbindungen des Meisters nicht so bezeichnend wäre, wenn sie nicht so schlagend beweisen würde, wie gut er die byzantinischen Ansichten kennt.

Die Volksetymologie des Namens *Pannonia* mit *pascua pastores*^{61a} ist also byzantinischen Ursprungs. Aber die byzantinischen Historiker des 12. Jahrhunderts verstehen unter *Pannonia* und unter *Pannonnes* bzw. *Παννόνιοι* nicht nur Ungarn und das ungarische Volk, sondern manchmal auch Bulgarien und die Bulgaren. Die darauf bezüglichen Angaben hat sehr genau Gy. Moravcsik zusammengestellt, vgl. *Byzantinoturcica* (Berlin 1958) II. Bd. 244 (und auch *MNy* 1929 XXXIII p. 60). Diese besagen: *Παννόνια* in archaisierendem Sinne 1. «Ungarn» (X–XII. Jh.); 2. «Bulgarien» (XII. Jh.); *Πάννρονες* in archaisierendem Sinne 1. «Ungarn» (XII. Jh.), 2. «Bulgaren» (XII. Jh.).

Diese auf den ersten Anblick kaum erklärliche Begriffsstörung geht wohl auf die spätantike historische und geographische Literatur zurück. Die *Pannonii*, die Bewohner von *Pannonia* wurden nämlich hie und da schon seit dem 2. Jahrhundert u.Z. den *Παίονες* = *Paenonii* gleichgesetzt, bzw. mit diesen durcheinander geworfen. Das Durcheinander ist in dieser Hinsicht schon bei Appianus (III. 14) vollständig. Wie W. Schmitthenner (*Historia*. VII. 1958. 208.) festgestellt hatte, sind die Angaben des Appianus über *Pannonii* und *Paenones* völlig verworren. Später hat man auch *Pannonia* und *Paenonia* miteinander verwechselt, bzw. man benutzte den einen Namen für den anderen.⁶² Diese antike Überlieferung wurde auch durch die byzantinischen Historiker fortgesetzt. Darum liest man bei Gy. Moravcsik (*Byzantinoturcica*. II. 242.): «*Παίονες* in archaisierendem Sinne 1. 'Ungarn' (XI–XVI. Jh.); 2. Bulgaren' (XII. Jh.). *Παίονια* in archaisierendem Sinne 'Ungarn' (XII–XVI. Jh.).»

Durcheinandergeworfen wurden die beiden Namen, *Pannonia* und *Paenonia*, offenbar deswegen, weil sie ähnlich klingen. *Paenonia* war in der Antike Mazedonien, die Heimat der *paenones*, eines Volkes von phrygischer Herkunft. (Vgl. M. Bessnier: *Lexique de géographie ancienne*. Paris 1914. p 61.) Im byzantinischen Zeitalter wurde derselbe Name auf jene Balkanvölker angewandt, die in Mazedonien und nördlich von diesem Gebiet ansässig wurden; vor allem wurde er also ein archaisierender Name der Bulgaren. Auf die Ungarn hat man denselben Namen erst dann übertragen, als man auch *Pannonia* und *Paenonia* miteinander zu verwechseln begann.

Was nun den Meister P. und sein Werk betrifft, ist die vorige Tatsache deswegen interessant, weil man bei ihm in der Aufzählung der Völker Pannoniens dasselbe Durcheinander vermuten darf, wie bei den byzantinischen Historikern der 11–12. Jahrhunderte. Meister P. erwähnt ja unter den Bewohnern Pannoniens in der Landnahmezeit die Slaven (Slowenen?), die Bulgaren und mit den Bulgaren zusammen auch die Blachii. Der Byzantiner Niketas Choniates (+1213) erwähnt die letzteren als Bewohner von Bulgarien (die

^{61a} Es ist bezeichnend, daß auch das Wort *pastores* durch den Meister P. außerhalb des obigen Zusammenhanges nicht gebraucht wird. Anstatt dessen benützt er im Kapitel 1. die Wörter *subulci* und *bubulci*.

⁶² Siehe die Zusammenfassung der ganzen Frage und ausführliche Bibliographie dazu bei Mócsy: *Pannonia*. col. 520.

Angaben siehe bei Moravcsik: *Byzantinturcica* II. 91.). Diese Blachii hatten, wie bekannt, eine bedeutende Rolle in der Wiedergeburt des bulgarischen Zarentums am Ende des 12. Jahrhunderts.⁶³ Es wäre wohl möglich, daß Meister P. bei der Aufzählung der Völker Pannoniens (= Transdanubiens) den Namen *Pannonia* eigentlich in demselben doppelten Sinne benutzt hätte, wie dieser Name in Byzanz doppeldeutig war, nachdem er sowohl als ein Name für «Ungarn», wie auch als Name für «Bulgarien» galt. Diese Erklärung scheint mir allerdings naheliegender zu sein, als mit Anonymus Vlach-Siedler in Transdanubien zu suchen. (Vgl. die Karte bei D. Pais, *Magyar Anonymus* Bp. 1926. Beilage.) Diese «Ungenauigkeit» seitens des Meisters P. wäre also ebenfalls dem byzantinischen Einfluß zuzuschreiben.

Wie leicht eine solche geographische-historische «Verschiebung» eben infolge des Archaisierens und der irrtümlichen Gleichsetzung möglich war, dafür können wir ein klassisches Beispiel nach M. Gyóni zitieren.⁶⁴ Das Beispiel stammt aus dem Werke des Ioannes Tzetzes (cca. 1110–1180) *Historiarum variarum chiliades*. Tzetzes setzt Ungarn – wie Gyóni schreibt – dem Gebiet des europäischen Mysien gleich. Es gäbe zwei Mysien – behauptet Tzetzes – das eine in Kleinasien bei dem Fluß Kaikos, und das andere in Europa, in der Donaugegend; das letztere wäre Ungarn. Und dann beschreibt er nach Ptolemaios Moesia superior und Moesia inferior, die er irrtümlich Ungarn gleichsetzt. Die Zeitgenossen des Tzetzes – ein Kinnamos und ein Niketas Choniates – wußten genau, wo Ungarn liegt, aber er selber verlegte Ungarn auf den Balkan. – Aber es sei hier dennoch nachdrücklich betont, daß auch dieser Irrtum linguistischen Ursprungs war. Nachdem im Byzantinischen der Diphthong *oi* ebenso wie *v* als *i* ausgesprochen wurde, konnte man *Moisia* und *Mysia* dem Aussprechen nach kaum unterscheiden. Wohl aus einem ähnlichen Grunde wurde ja auch *Pannonia* mit *Paenonia*, d. h. die Bewohner von Pannonia vor der ung. Landnahme mit den Bewohnern von Paenonia, d. h. von der Balkan-Halbinsel gleichgesetzt und verwechselt.

Ein anderes Motiv in dem Werk des Meisters P., das nach Byzanz verweist, ist das folgende. Es ist bekannt, daß unsere lateinsprachigen Quellen aus der Arpadenzeit sowohl die Bedeutungen der beiden Wörter *rex* und *dux*, wie auch die beiden Würden immer streng unterscheiden. Der *dux* ist meistens der Thronfolger, und gleichzeitig auch Mitherrscher, da ein Drittel des Landes, der *ducatus* unter seiner Oberhoheit steht.⁶⁵ Man weiß eben aus einer byzanti-

⁶³ Siehe darüber N. BANESCU: Un problème d'histoire médiéval: Création et caractère du second empire bulgare (1185). Bucaresti, 1943, und OSTROGORSKY: Geschichte des byzantinischen Staats München 1940. p. 321.

⁶⁴ M. GYÓNI: Magyarország és a magyarság a bizánci források tükrében. Magyar–görög tanulmányok. Szerk. Gy. Moravcsik (= Ungarn und das Ungarntum im Spiegel der byzantinischen Quellen. Ungarisch-Griechische Studien, redigiert von Gy. Moravcsik). Bp. 1938. 26.

⁶⁵ Gy. GYÖRFFY: A nemzetségtől a vármegyéig (= Vom Geschlecht zum Komitat). Századok, 1958.

nischen Quelle, aus Iohannes Kinnamos (+ nach 1185), daß dem Titel *dux* im Ungarischen das Wort *uram* entspricht.⁶⁶ Auch bei Meister P. ist das Wort *dux* ein Titel, er steht immer neben dem Namen des «Fürsten» Árpád. Aber die «sieben Fürsten» heißen bei ihm nie *dux* bzw. *duces*, sondern konsequent immer «*septem principales persone*». Demnach gehören also Álmos, bzw. Árpád nachdem diese beiden immer den Titel *dux* bekommen nicht zu den «Hetumoger», zu den «*septem principales persone*». Aber auf diese Weise wird die Zahl «sieben» selber sinnlos! Man kann übrigens auch aus dieser Unmöglichkeit erschließen, daß ursprünglich keineswegs von «sieben Fürsten» (*septem duces*), nur von «sieben-magyar», dem alten Volksnamen der Ungarn die Rede sein konnte!

Die Führer des Heeres bzw. der Heeresteile werden bei Meister P. — wie oben darauf schon hingewiesen wurde — mindestens bei der ersten Erwähnung, konsequent *principes et ductores* genannt; später wird stellenweise je einer von diesen auch *dux* genannt. Dagegen bekommen bei Meister P. die Führer der Landesteile und der Provinzen konsequent den Titel *dux*, z. B. *dux de Kieu*, *dux Zuburiensis*, *dux bicoriensis*, und hauptsächlich heißt Salan, der Führer von Bulgarien *dux*. Nachdem der *dux* von Bulgarien — wie es durch mehrere Stellen der *Gesta* bezeugt wird — keineswegs ein selbständiger Fürst, sondern ein Untertan des byzantinischen Kaisers war, glaube ich auch den Titel *dux* bei Meister P. auf byzantinischen Ursprung zurückführen zu dürfen. Mit diesem Titel werden keine selbständigen Herrscher bezeichnet; auch das Gebiet, das unter der Führung des betreffenden *dux* steht, gehört eigentlich unter die Oberhoheit des byzantinischen Kaisers. Diese Tatsache wird bei Meister P. durch den «*dux von Bihar*», durch Menumorout auch eindeutig hervorgehoben: *terram hanc . . . per gratiam domini mei imperatoris Constantinopolitani nemo potest auferre de manibus meis* (Kap. 20). In der Tat hatten im byzantinischen Reich, im Laufe des 12. Jahrhunderts, die Führer, die Vorgesetzten der einzelnen Provinzen, der «*themata*», den Titel *dux*.⁶⁷ Das griechische Glossarium von Du Cange bemerkt noch unter dem Wort, daß außer den *duces* der Provinzen auch einzelne Städte ihre *duces* hatten. Es gibt Spuren auch für diese Wortbedeutung in unseren Quellen (z. B. *Chron. comp. saec. XIV. cap. 104.*).

Man darf zusammenfassend behaupten, daß Meister P. nicht nur die byzantinisch-mittelgriechische Sprache gekannt hatte, sondern sich auch über

⁶⁶ Vgl. M. GYÓNI: *A magyar nyelv görög feljegyzéses szórványemlékei* (= Die Streudenkmäler der ungarischen Sprache in griechischen Texten). Bp. 1943. 104.

⁶⁷ Vgl. OSTROGORSKY: *Geschichte des byzantinischen Staates*. München 1940. 260: «. . . in der Komnenenzeit sämtliche Vorsteher der Themen den Titel *Dux* tragen, wogegen als *Katepane* nunmehr die Untergebenen des Themendux bezeichnet werden, die älteste Bezeichnung *Strateg* aber schon im 11. Jahrhundert völlig verschwindet».

die staatlichen Einrichtungen und politischen Zielsetzungen des byzantinischen Reiches im 12. Jh. im klaren war; er war auch bestrebt, diese Kenntnisse in der Schilderung der ungarischen Verhältnisse zur Zeit der Landnahme zu benutzen. Einige byzantinische Fachausdrücke, die er benützt, wie z. B. der Begriff *pronoia*, sind auch für die Bestimmung der Entstehungszeit seines Werkes von entscheidender Bedeutung.

Budapest.

BEITRÄGE ZU DEN QUELLEN DES PRAY-KODEXES*

Der Pray-Kodex ist einer der ältesten in Ungarn hergestellten lateinsprachigen Kodizes, und auch darunter eines der ältesten uns überlieferten Sacramentarien, wodurch seine Bedeutung für die einheimische Liturgiegeschichte von vornherein gesichert wird. Da jedoch dem Sacramentarium, das ungefähr Dreiviertel des ganzen Werkes ausmacht (Fol. 17–144), die Synodenbeschlüsse der ungarischen Bischöfe aus der Zeit um 1100 herum (Fol. I–IV), der *Micrologus* des Bernoldus Constatiensis (Fol. V–XXVI), der an der Synode als maßgebende Form auch für die ungarische Liturgie angenommen wurde, ferner ein Kalender, chronologische Tabellen und das sog. *Chronicon Posoniense* über die ungarischen Könige (Fol. 1–16) vorangehen, und nachdem man auf dem Recto des Folio 136 das erste umfangreichere ungarische Sprachdenkmal liest, gilt derselbe Kodex im allgemeinen auch für die ungarische Kulturgeschichte als ein wichtiges Dokument;¹ sein größter Teil wurde noch im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts aufgezeichnet, aber man findet auf seinen ursprünglich leergelassenen oder halbleeren Blättern manche Eintragungen auch noch aus dem 13. Jahrhundert.

Das Untersuchen der Quellen von diesem Kodex hat auch bisher schon sehr viel Fragen geklärt; dies ist vor allem Menyhért Zalán zu verdanken, der eine Ausgabe des Werkes geplant hatte, aber dann, leider, frühzeitig verstorben war;² ebenso sind in diesem Zusammenhang auch die Arbeiten von Emma Bartoniek,³ Konrad Heilig,⁴ Károly Kniewald⁵ und Floris Kühár⁶ zu

* [Dieser Aufsatz war für die *Trenesényi-Waldapfel-Festschrift* (*Acta Ant. Hung.* XVI. 1–4) bestimmt, konnte aber aus technischen Gründen erst in dieser Nummer veröffentlicht werden. — Red.]

¹ Die ausführliche Beschreibung siehe bei P. RADÓ: *Libri liturgici manuscripti bibliothecarum Hungariae*, Budapestini, 1947, 31–58. Der Kodex ist bisher unveröffentlicht; die Vorbereitungen der Herausgabe sind im Gange.

² *Magyar Könyvszemle* 1926, 246–278; ebd. 1927, 44–66; vgl. *Jahrbuch für Liturgiegeschichte* 1927, 291–292; *Pannonhalmi Szemle* 1927, 97–104.

³ *Magyar Könyvszemle* 1931, 137–139.

⁴ *Századok* 1933, 55–60.

⁵ *Magyar Könyvszemle* 1939, 1–53; vgl. *Jahrbuch für Liturgiewissenschaft* 1939; *Theologia* 1939, 1–27, 97–111; *Magyar Könyvszemle* 1939, 413–455.

⁶ *Magyar Könyvszemle* 1939, 67–69. Weitere Literatur siehe bei P. RADÓ: op. cit. 34–35.

erwähnen. Man weiß heute schon, daß das Sacramentarium hauptsächlich nach französischen, und in kleinerem Maße nach deutschen und byzantinischen Vorbildern bzw. Mustern zusammengestellt wurde, wobei man auch einige ungarische Eigentümlichkeiten zur Geltung kommen ließ. Im Teil vor dem Sacramentarium wurden unter anderem Beda Venerabilis (bzw. Werke, die dem Beda zugeschrieben werden), die Kommentare zu Beda des Bridferthus Ramesiensis, ferner Alcuin, Bernoldus Constatiensis, Alexander de Villa Dei und Bernardus, Erzbischof von Spalato als Quellen benutzt. Wir wollen im folgenden zur Erklärung der Quellen einiger weiterer Einzelheiten desselben Kodexes beitragen.

1. Auf dem Verso des Folio 16, in jenem Teil des Chronicon Poseniense, der die Ereignisse zwischen den Jahren 1175 und 1184 aufzählt, ist nach einigen Zeilen anderen Inhalts ein Decalogus in zwei Distichen eingeschrieben worden:

Sperne deos, fugito periuria, sabbata serva,
sit tibi patris honor, sit tibi matris amor,
non sis occisor, fur, mechus, testis iniquus,
vicinique thorum, resque caveto suas.

Áron Szilády, der als erster sich mit diesen Distichen befaßt hatte, vermochte nur die Verwandtschaft der dritten Zeile nachzuweisen, und zwar in der dritten Zeile einer ebenfalls vierzeiligen Verseinlage in einer Predigt des Johannes de Verdena aus dem 15. Jahrhundert;⁷ Menyhért Zalán begnügte sich mit der Bemerkung, daß derartige Vers-Decalogi im Mittelalter in Hülle und Fülle vorkommen.⁸ Seine Worte verraten, daß er, den Ursprung dieses Decalogus nachzuweisen, für ein hoffnungsloses Unternehmen hielt. Wir vermuten dagegen die Quelle in der Aurora des Petrus Riga auffinden zu können, genauer gesagt im Decalogus des zweiten Buches der Aurora,⁹ der mit dem Decalogus des Pray-Kodex vollkommen übereinstimmt. Weil aus dem Riesengedicht des Petrus Riga keine andere Spur im Pray-Kodex wahrgenommen wurde, muß man auch mit der Möglichkeit einer indirekten Übernahme rechnen, umso mehr, da die Aurora, bereits während des Lebens des Autors, öfters exzerpiert bzw. umgearbeitet wurde, um von den Zitaten aus diesem Werk gar nicht zu sprechen;¹⁰ wenn wir aber in Betracht ziehen, daß in unserem Kodex ein längerer Text vom Zeitgenossen des Petrus Riga, nämlich dem Alexander de Villa Dei zu finden ist, kann man völlig auch eine direkte Übernahme nicht

⁷ Irodalomtörténeti Közlemények 1895, 122—123.

⁸ A. W., Magyar Könyvszemle 1926, 260.

⁹ J. WERNER: Zum Jocalis. Corona querna, Festg. für K. Strecker, Schriften des Reichsinst. für ältere deutsche Geschichte 6. Leipzig 1941. 387.

¹⁰ M. MANITIUS: Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters III. München 1931. 820 ff.

ausschließen. Obwohl nach R. Prikkel Marián¹¹ der Decalogus auf der Stelle eines ausgekratzen Textes geschrieben wurde, also eine spätere, möglicherweise aus dem 13. Jahrhundert stammende Eintragung darstellt, sieht der letzte Beschreiber des Kodexes, P. Radó¹² keinen Grund dafür, diese Eintragung einer späteren Hand zuzuschreiben. Hätte jedoch R. Prikkel mit seiner Vermutung recht, so kann als Vermittler außer Autoren, die Petrus Riga zitieren,¹³ auch der sog. Liber Jocalis aus der Mitte des 13. Jahrhunderts¹⁴ erwähnt werden, dessen letzte vier Zeilen (985–988) ebenfalls den Decalogus des Petrus Riga wiederholen.

2. Auf dem ursprünglich leergelassenen Teil des Recto vom Folio 12 wurden, durch eine Hand aus dem 13. Jahrhundert,¹⁵ zwei Maria-Offizien eingetragen; das erste gilt für Advent, das andere für Weihnachten. Das Officium für Weihnachten enthält gleich am Anfang als antiphona zwei Distichen:

Virgo Dei genetrix, quem totus non capit orbis,
in tua se clausit viscera factus homo.
Vera fide genitus purgavit crimina mundi,
et tibi virginitas inviolata mansit,

wobei *mansit* natürlich nur eine Korruptel eines früheren *manet* ist.

Am Ende der zweiten lectio findet man fünf Hexameter, kaum getrennt voneinander. Zunächst die folgenden drei:

Continet in gremio celum terramque regentem
virgo Dei genetrix, procures comitantur eriles,
per quos orbis ovans Christo sub principe pollet,

und danach kommen als versiculi noch zwei weitere Hexameter:

Maternis vehitur, qui matrem vexerat, ulnis,
angelici procures quem stipant agmine fido.

Die beiden Maria-Offizien, und die Gedichte in ihnen, wurden bisher noch nie eingehender untersucht, vor allem deswegen nicht, weil auch der Versuch den schwer zu entnehmenden, manchmal bis zur Unkenntlichkeit

¹¹ A pannonhalmi főapátság története (Geschichte der Erzabtei Pannonhalma). Budapest 1902. I. 450.

¹² A. a. O.

¹³ Siehe B. HAURÉAU: Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque Nationale. Paris 1891. II. 216.

¹⁴ P. LEHMANN: SBAW 1938. Heft 4. 55 ff., siehe auch Carmina Medii Aevi Posterioris Latina, II/5, Proverbia Sententiaeque Latinitatis Medii Aevi, ges. und. hrg. von H. WALTHER, Göttingen 1967. 91, no. 30130.

¹⁵ P. RADÓ: a. W. 33 spricht — infolge eines Druckfehlers — irrtümlich von 'Verso'.

verschwommenen Text zu lesen, erst in der allerletzten Zeit unternommen wurde.¹⁶

Es kommen zwar im Gedicht-Material des Pray-Kodexes auch Stücke vor, deren ungarländische Herkunft mit Recht vermutet wurde, so z. B. die beiden berühmten Maria-Hymnen.¹⁷ Aber die angeführten Hexameter und Distichen sind doch nicht Werke von einheimischen Verfassern, wie uns davon auch ein flüchtiges Untersuchen sogleich überzeugen kann.

Was die Hexameter betrifft, stehen uns kaum einige Angaben zur Verfügung. Zum ersten Male erscheinen sie in einer verhältnismäßig frühzeitigen Inschrift;¹⁸ dann in einer Handschrift von Sankt Gallen aus dem 11. Jahrhundert.¹⁹ Es scheint also, daß sie im Westen alles in allem nur zweimal vorkommen. Umso auffallender ist es, daß sie in Ungarn auch in zwei verschiedenen Zusammenhängen aufbewahrt wurden: teils nämlich im Pray-Kodex, und teils in dem noch älteren Codex Albensis;²⁰ allerdings liest man im letzteren nicht alle fünf obigen Hexameter, nur die ersten drei von ihnen.

Die Distichen haben eine viel weitverzweigtere Verwandtschaft im Westen. Abgesehen von jenen drei großen Variantengruppen, in denen die Anfangszeilen identisch sind, aber die Fortsetzungen bedeutendere Abweichungen zeigen, gibt es auch eine vierte Variantengruppe; zu dieser gehören auch unsere oben angeführten Distichen. Man hat diese Gruppe in zwei Dutzend Handschriften nachgewiesen und registriert; die meisten von ihnen stammen von französischem Sprachgebiet.²¹ Sehr viele Varianten derselben Gruppe sind um zwei Distichen länger als ihre Entsprechungen im Pray-Kodex.²² Der vollständigere, achtzeilige Text — in der Mitte noch mit einem Distichon ergänzt — wurde in Ungarn unseres Wissens zum ersten Male durch Kájoni im Druck veröffentlicht,²³ wobei aus den Textvarianten wahrzunehmen ist, daß er bestrebt war, die Zeilen leoninisch umzugestalten.²⁴

¹⁶ FL. SZABÓ: Irodalomtörténeti Közlemények. 1968, 65—66.

¹⁷ Das eine auf dem Recto des Folio 102, das andere auf dem Verso des Folio 144. Über ihre Authentizität siehe FL. KÜHÁR: Mária-tiszteletünk a 11. és 12. század hazai liturgiájában (= Unsere Marien-Verehrung in der einheimischen Liturgie des 11. und 12. Jahrhunderts). Budapest 1939; B. RAJECZKY: Magyar Kórus 1942.

¹⁸ G. DE ROSSI: Inscriptiones Christianae urbis Romae 7. saec. antiquiores. Romae 1888. II. 1, 439.

¹⁹ U. CHEVALIER, Repertorium Hymnologicum, Louvain 1912, IV. 85, no. 36396.

²⁰ 24v, Zeile 1—2; der Codex Albensis wurde durch Z. FALVY und L. MEZEY herausgegeben. Budapest—Graz 1963. (Auf die betreffende Stelle des Kodexes hat mich Gy. HEGYI freundlichst aufmerksam gemacht.)

²¹ Vgl. U. CHEVALIER: a. W. II. 754—755, no. 21764—21767; III. 627, no. 34587; IV. 353, no. 41540; V. 404.

²² Mitgeteilt durch G. M. DREVES: Liturgische Hymnen des Mittelalters. Leipzig 1891. 54, no. 83.

²³ Canticale Catholiceum. Csiksomlyó 1676. 398. Ein Hinweis auf KÁJONI auch bei DANKÓ: Vetus hymnarium ecclesiasticum Hungariae. Budapestini 1893. 386.

²⁴ Bei KÁJONI wird dem lateinischen Text eine nicht-quantitierende ungarische Übersetzung beigegeben, die ebenso viele Verse, ja meistens auch ebenso viele Silben hat wie das ursprüngliche Gedicht. Wohl unter dem Einfluß der Leoniner hat die Übertragung lauter Mittelreime.

Die frühesten Entsprechungen des vierten Variantentypus, drei an der Zahl, sind in Westeuropa aus dem 13. Jahrhundert;²¹ sie sind also im großen und ganzen gleichaltrig mit den Gedichten in den Maria-Offizien des Pray-Kodexes; so gehören die Distichen des ungarischen Kodexes zu den allerersten Aufzeichnungen des Gedichtes. Rechnet man noch hinzu, daß zwei von diesen Distichen -- ebenso wie die drei vorhin erwähnten ersten Hexameter -- auch im Codex Albensis vorkommen,²⁵ dann wird man sich mit leichtem Zweifel fragen müssen, ob jene Vermutung von U. Chevalier,¹⁹ wonach das Gedicht im 12. Jahrhundert entstanden wäre, nicht eine allzu späte Datierung ist. Auf der anderen Seite -- denkt man auch an die Decalogus-Distichen, die aus dem Werk des Petrus Riga (direkt oder indirekt) übernommen wurden -- liegen in den zuletzt erwähnten Gedichten wieder neue Belege dafür vor, wie eng und lebhaft Ungarns kulturelle Beziehungen um die Mitte der Arpadenzeit zu Westeuropa waren.

Budapest.

²⁵ 24v, Zeile 7—9. Es ist bemerkenswert, daß die korrupte Form *mansit* im zweiten Distichon des Pray-Kodexes hier *permansit* geworden ist. Beide vierzeiligen Gedichte haben nur hier einen metrischen Fehler.

ANTIKE MOTIVE IN DER AGGADA*

Schon früher haben wir die klassischen Zusammenhänge zahlreicher Aggaden erforscht und auch das weltliterarische Nachleben der einzelnen Motive verfolgt.¹ Freilich könnte man jetzt die Literatur dieser Untersuchungen an einigen Punkten ergänzen. Die klassischen Quellen des Motivs «Bitteres im Süßen»² könnte man jetzt auf Grund einer ausgezeichneten Bibliographie präzisieren.³ Die Rahmen des Motivs «Plötzliches Ergrauen»⁴ könnten mit der Literatur über die Vorstellung «*puer senex*» erweitert werden, wobei auf die Forschungen von E. R. Curtius hinzuweisen sei.⁵ Diesmal wollen wir vier neuere Motive behandeln.

I. Der Freund meines Freundes ist mein Freund

«Les amis de mes amis sont mes amis.» Dieses französische Sprichwort hat zahlreiche orientalische Vorläufer. Seine vollständigste türkische Form lautet:⁶ «Der Freund des Freundes ist ein Freund, der Feind des Freundes ist ein Feind; der Freund des Feindes ist ein Feind, der Feind des Feindes ist ein Freund.»

Die türkischen und persischen Vorkommen hat L. Fekete gesammelt und behandelt.⁷ In einer türkischen Quelle findet er es 1443 zuerst erwähnt, in einer persischen vor 1444. Seine Untersuchungen faßt er so zusammen: «Die

* [Dieser Aufsatz war für die Trencsényi-Waldapfel-Festschrift (Acta Ant. Hung. XVI. 1–4) bestimmt, konnte aber aus technischen Gründen erst in dieser Nummer veröffentlicht werden. — Red.]

¹ Acta Ant. Hung. 9 (1961) S. 305–306; 10 (1962) S. 233–235; 11 (1963) S. 149–154; 13 (1965) S. 267–272; 14 (1966) S. 225–229.

² Ibid. 13 (1965) S. 267–269; 14 (1966) S. 229.

³ H. GÄRTNER–W. HEYKE: Bibliographie zur antiken Bildersprache. Heidelberg 1964. S. 451, 485. Die Angabe von Curtius Rufus kommt im Werk nicht vor (V. 9.): «*sed medici quoque graviore morbos asperis remediis curant.*» Q. Curti Rufi Historiarum Alexandri Magni qui supersunt. Ed. P. HEDICKE. Lipsiae 1908. S. 136.

⁴ Acta Ant. Hung. 14 (1966) S. 227–228.

⁵ E. R. CURTIUS: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern 1948. S. 106–109; European Literature and the Latin Middle Ages. New York 1953. S. 98–101; Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie. Berlin–München 1960. S. 12–13.

⁶ H. JEHLITSCHKA: Türkische Konversationsgrammatik. Heidelberg 1895. S. 52.

⁷ L. FEKETE: MNY 57 (1961) S. 475–477.

Redeweise kommt in verschiedenen türkischen Sprachen vor und wie die Zahl der Beispiele zeigt, war sie in der Amtssprache der krimtatarischen Kanzlei eine übliche Phrase . . .; aber im Persischen war sie ebenfalls in der Praxis verschiedener Kanzleien gebräuchlich. Im Osmanisch-Türkischen wie in der persischen Sprache ist sie auch heute eine gewöhnliche Redeweise. Die fernere Spur ihres Textes konnte ich während meiner Umfragen weder in den europäischen noch in den asiatischen Sprachen ausfindig machen. Man kann somit annehmen, daß diese Redeweise türkischen oder persischen Ursprungs ist.»

Sehen wir nun, ob diese Redeweise nicht auch anderwärts zu finden ist. In der Bibel ist sie in dieser Fassung vorhanden: «Ich hasse ja, Herr, die dich hassen» (Ps. CXXXIX. 21.). Im Talmud kann dieses Wort angeführt werden: **שֵׁל וְשִׁלְכֵן שְׁלֵחַ הָיָא** (Ket. 63a; Ned. 50a.).

Im klassischen Schrifttum finden sich zahlreiche Beispiele, darunter auch solche, die um tausend Jahre älter sind als die aus dem persisch-türkischen Schrifttum angeführten.

Bei Xenophon (ca. 430—354) lesen wir diese Zeilen (VIII. 1. 5.): «Kyros kann nichts erfinden, was ihm frommt, uns jedoch nicht, denn was für ihn nützlich ist, ist es auch für uns, *und seine Feinde sind auch unsere Feinde*» («καὶ οἱ αὐτοὶ εἰσιν ἡμῖν πολέμιοι»)⁸.

M. Portius Cato (234—149) schreibt dem Aufseher des Besitzes als Pflicht vor: «Er soll sich nicht für klüger halten als seinen Herrn. Er soll *die Freunde seines Herrn als seine eigenen Freunde betrachten*» («*amicos domini, eos habeat sibi amicos*»)⁹.

Polybius (im II. Jh. v. u. Z.) lehrt: «Dem rechtschaffenen Manne geziemt es, der Freund seiner Freunde und seines Vaterlandes zu sein; er soll *die Feinde seiner Freunde hassen und ihre Freunde lieben*» («καὶ γὰρ φιλόφιλον εἶναι δεῖ τὸν ἀγαθὸν ἄνδρα καὶ φιλόπατριν καὶ συμμισεῖν τοῖς φίλοις τοὺς ἐχθροὺς καὶ συναγαπᾶν τοὺς φίλους»)¹⁰.

Nach Curtius Rufus (im I. Jh. u. Z.) sprach ein Soldat Alexanders des Großen zu ihm (VII. 1.): «Haben wir alle nicht deine Worte schier lachstäblich wiederholt, als wir den Eid legten, daß *dein Feind unser Feind und dein Freund unser Freund* sein wird?» («*Si non propemodum in tua verba, at tui omnes te praeunte iuravimus, eosdem nos inimicos amicosque habituros esse, quos tu haberes*»)¹¹.

Zuletzt beginnt Plinius der Jüngere (62 — ca. 114) einen seiner Briefe folgenderweise (VII. 12.): «Hier sende ich das Buch, das ich deinem Wunsche

⁸ Xenophon: Cyropaedia. II. Ed. W. MILLER. London—Cambridge, Mass. 1953. S. 308.

⁹ M. Porei Catonis De agri cultura. V. 3. Ed. J. KUN. Budapest 1966. S. 98.

¹⁰ Polybius: The Histories. I. Cambridge, Mass.—London 1954. S. 34. Cf. A. SCHEIBER: MNY 61 (1965) S. 221—222.

¹¹ Q. Curti Rufi Historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt. Editio maior. Ed. E. HEDICKE. Lipsiae 1908. S. 202—203.

gemäß durchkorrigiert habe, damit es *dein Freund, d. h. unser Freund* (denn können wir etwas haben, was nicht gemeinsam ist?) es gelegentlich gebrauchen kann» (*Libellum formatum a me, sicut exegeras, quo amicus tuus, immo noster [quid enim non communis nobis?], si res posceret, uteretur, nisi tibi ideo tardius . . .*).¹²

Wir können somit feststellen, daß wir die Quelle dieser Redeweise im klassischen Schrifttum zu suchen haben.

II. Der Wolf kommt!

Als Fundstätte der Fabel «Der Wolf kommt»!¹³ pflegt die Forschung Aesop,¹⁴ Phaedrus¹⁵ und Babrios¹⁶ zu bezeichnen. In der Unmenge der Parallelen ist Xenophon nirgends erwähnt. Nach ihm lehrte Kyros seinen Sohn diese Fabel, um die militärische Kampflust seiner Soldaten zu erwecken (I. 6. 19.): «Dies ist wie wenn der Jäger immer so schrie, seine Hunde so riefte, wie wenn das Wild wirklich sich nähert. Das erstemal würden sie spornstreichs gehorchen, doch wenn ihr Herr sie mehrmals irreführt, hören sie schließlich auch dann nicht auf ihn, wenn das Wild wirklich dort ist. Ebenso ist es auch mit den Hoffnungen. Wer öfters eitle Hoffnungen erweckt, dem glaubt man selbst dann nicht, wenn das, was er verspricht, begründet ist. Mein Sohn, der Heerführer soll nie etwas sagen, dessen er nicht sicher ist.»¹⁷ Aus der Fabel wurde ein Sprichwort: «*cum mendaci homini ne verum quidem dicenti credere soleamus*».¹⁸

Die sprichwörtliche Gestalt der Fabel wurde auch im Hebräischen bekannt: «Was hat dieser Lügner davon, wenn er auch die Wahrheit sagt, man glaubt ihm nicht» (מה טיבו של בדא הוה, אפילו דברים של אמת הוא א', אין מאמיני לו).¹⁹

Die parallelen Texte weichen nur in der Fassung voneinander ab (. . . עיניו של בדא . . .),²⁰ ihr Sinn jedoch ist derselbe. Sie kommt auch in den arabischen und den europäischen Sprichwörtern vor.²¹

¹² C. Plini Caecili Secundi Epistularum libri novem. Ed. M. SCHUSTER. Lipsiae 1933. S. 224—225. Cf. Appianos IV. 5. (« . . . ἡ φιλίας ἐχθρῶν ἢ φίλων ἐχθρῶς . . . »)

¹³ W. WIENERT: Die Typen der griechisch-römischen Fabel. Helsinki 1925. S. 84. No. 508; S. THOMPSON: Motif-Index of Folk-Literature. IV. Copenhagen 1957. S. 188. J. 2172. 1.

¹⁴ Fabulae Aesopicae collectae. Ed. HALM. Leipzig 1852. No. 353; Corpus Fabularum Aesopiarum. Ed. A. HAUSRATH. I. 2. Lipsiae 1956. No. 226.

¹⁵ Babrius and Phaedrus. Ed. B. E. PERRY. London—Cambridge, Mass. 1965. S. 462. No. 210.

¹⁶ Babrii Fabulae Aesopeae. Ed. O. CRUSIUS. Leipzig 1897. No. 169.

¹⁷ Xenophon: Cyropaedia. I. Ed. W. MILLER. London—Cambridge, Mass. 1957. S. 104—106.

¹⁸ Cicero: De divinatione. II. 71, 146; A. OTTO: Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer. Leipzig 1890. S. 219.

¹⁹ Gen. Rabba XCIV. 3. Ed. CH. ALBECK. Berlin 1929. S. 1173.

²⁰ Aboth de Rabbi Nathan. I. XXX. Ed. S. SCHECHTER. Londoni—Vindobonae—Francofurti 1887. S. 90; Sanh. 89b; G. ELKOSHI: Thesaurus proverbiorum latinorum. Tel-Aviv 1959. S. 228. No. 999.

²¹ I. COHEN: Parallel Proverbs. Tel-Aviv 1954. S. 143. No. 1337.

III. Der Leichnam bleibt wohl erhalten

Die Aggada glaubt von mehreren biblischen Gestalten, daß ihr Leichnam wohl erhalten geblieben ist. Jesaja XLI. 14. («So fürchte dich nicht, du Wurmlein Jakob») liest der Aggadist so: «Du Wurm, du wirst Jakob nicht sehen» (את 'עקב) (אל ת-רא' תולעת, את 'עקב).²² Somit wird Jakobs Leichnam nicht von den Würmern zerfressen werden.

Nach einer Baraita blieben die Leichname von sieben Personen unberührt von den Würmern: der Abrahams, Isaaks, Jakobs, Moses', Arons, Mirjams und Benjamins. Manche meinen, auch der Davids.²³

Ebenso bewahrt der Midrasch die Überlieferung, daß auch die Leichname der Generation, die in der Wüste umherwanderte, von den Würmern unberührt blieben (במיתתן לא ננעה בהם רמה).²⁴

Auch eine klassische Quelle kennt Derartiges. Curtius Rufus (X. 10.) erzählt als eine unglaubliche Sache folgende Überlieferung: Als die Freunde Alexanders des Großen nach sieben Tagen an den Leichnam des Königs herantraten, erblickten sie nicht das geringste Zeichen der Verwesung und keinen einzigen blauen Fleck an ihm. Die Röte verließ sein Gesicht nicht, sie wagten deshalb auch nicht, ihn zu berühren, denn sie glaubten, daß er noch lebe: *Traditum magis quam creditum refero: ut tandem curare corpus exanimum amicis vacavit, nulla tunc, ne minimo quidem livore corruptum videre, qui intraverant. Vigor quoque, qui constat ex spiritu, nondum destituerat vultum. Itaque Aegyptii Chaldaei que iussi corpus suo more curare primo non sunt ausi admoveere velut spiranti manus.*²⁵

In den Legenden der mittelalterlichen — darunter der ungarischen — Heiligen wird dann dieses Motiv ganz allgemein.²⁶

Vom Propheten Zacharja z. B. behaupten die griechisch schreibenden Kirchenväter vom V. Jahrhundert an, daß sein Leichnam auch nach zahlreichen Generationen unversehrt blieb.²⁷

²² Gen. Rabba C. 3. Ed. CH. ALBECK, S. 1286.

²³ Baba b. 17a.

²⁴ Deut. Rabba VII. 11; Midrash Debarim Rabbah. Ed. S. LIEBERMAN. Jerusalem 1940. S. 113; L. GINZBERG: The Legends of the Jews. VI. Philadelphia 1946. S. 83, Anm. 446.

²⁵ Q. Curti Rufi Historiarum Alexandri Magni Macedonis libri . . ., S. 388.

²⁶ J. E. KELLER: Motif-Index of Mediaeval Spanish Exempla. Knoxville 1949. S. 8. D. 2167; T. P. CROSS: Motif-Index of Early Irish Literature. Bloomington 1952. S. 208. D. 2167; S. THOMPSON: Motif-Index of Folk-Literature. II. Copenhagen 1956. S. 396. D. 2167. Der Leichnam des ungarischen Königs Ludwig II. hatte keinen Geruch ("corpus eius absque olfacto"). Siehe G. Sirniensis Epistola de perditione Regni Hungarorum. Ed. G. WENZEL. Pest, 1857. S. 408. Der Islam geht weiter: das Grab Mohammeds und anderer Heiliger verbreitet einen guten Duft: I. GOLDZIEHER: ZDMG. LXV. 1911. S. 619–620.

²⁷ Sozomenus: Ecclesiastica historia. IX. 17; Nicephorus: Ecclesiastica historia. XIV 8; P. SAINTYVES: En marge de la Légende dorée. Paris 1931. S. 293, 315; SH. H. BLANK: The Death of Zechariah in Rabbinic Literature. IUCA 12–13 (1937/38) S. 336–337.

IV. Tod den Beuteräubern

Josua belegt — nach der Bestürmung Jerichos — die Stadt mit Fluch: niemand darf die Beute berühren. Alle Wertgegenstände kommen in die Schatzkammer des Heiligtums. Dennoch stiehlt Achan davon einen Mantel, zweihundert Silberschekel und eine Goldstange. Josua läßt ihn deshalb steinigen und die geraubten Sachen verbrennen (Josua VII. 1–15.). Die Aggada dichtet dann Tat und Geschichte Achans weiter.²⁸

Als naheliegende Parallele bietet sich hier der Bericht Julius Caesars. Die Einwohner Galliens bieten die Kriegsbeute vor der Schlacht dem Gotte Mars an. Wenn sie siegen, bringen sie die Tiere als Opfer dar, alles andere tragen sie auf einen Platz zusammen. Wer sich dagegen vergeht, wird mit dem Tode bestraft: *Huic, cum proelio dimicare constituerunt, ea, quae bello ceperint, plerumque devovent; cum superaverunt, animalia capta immolant reliquasque res in unum locum conferunt. Multis in civitatibus harum rerum exstructos tumulos locis consecratis conspici licet; neque saepe accidit, ut neglecta quispiam religione aut capta apud se occultare aut posita tollere auderet, gravissimumque ei rei supplicium cum cruciatu constitutum est.*²⁹

In beiden Berichten handelt es sich um die gleiche Vorstellung,³⁰ die zu verschiedenen Zeiten und in voneinander fernliegenden Gebieten entstanden ist. Budapest.

²⁸ Enc. Jud. I. S. 700–701; I. ABRAHAMS: Studies in Pharisaism and the Gospels. Cambridge 1924. S. 133.

²⁹ Bell. Gall. VI. 17. C. Juli Caesaris Commentarii. Ed. B. DINTER. Lipsiae 1890. S. 124; Cf. Appianos. II. 41, 164.

³⁰ B. COHEN: Jewish and Roman Law. A Comparative Study. II. New York 1966. S. 738, Anm. 18.

L. HAVAS

LES POÈMES DE CALLIMAQUE ADRESSÉS AU ROI MATHIAS CORVIN*

Callimaque, de son vrai nom Filippo Buonaccorsi, était diplomate de Casimir Jagellon, et comme tel, menait une politique assez conséquente contre Mathias Corvin. Il surprend d'autant plus de trouver parmi ses poèmes cinq où il fait l'éloge de Mathias. Il convient donc de s'interroger sur la date de leur composition, sur le but qu'ils pouvaient servir et sur une période dans l'activité de Callimaque où il désirait se rapprocher de Mathias. En 1927, une étude de J. Huszti a essayé de donner les réponses.¹ Ugolino Verino a envoyé à Mathias, en 1483/4, son recueil d'épigrammes composé de sept livres, par l'intermédiaire de son propre fils, Silvestro d'Ugolino de Vieri, qui a fait un séjour à Buda entre 1480-83 et connaissait bien la cour royale. On y trouve une épigramme adressée à Callimaque, ami du roi hongrois, et demandant à l'humaniste italo-polonais d'intervenir auprès de Mathias en faveur du succès de l'ouvrage. D'après la conclusion de Huszti, Ugolino Verino avait appris de son fils que Callimaque se trouvait à Buda à l'époque, en 1483/4, ce qui explique qu'il lui a adressé un poème. Ainsi, les poèmes chantant l'éloge de Mathias devaient naître à la même période; plus précisément, avant l'été 1484, puisque dans un autre poème, probablement contemporain de ces panégyriques et adressé à Péter Garázda, Callimaque reconnaît les mérites de Péter Váradi, disgracié et emprisonné par Mathias cet été-là.² Huszti suppose encore que Callimaque se serait rendu à Buda pour pousser Mathias à entreprendre une campagne contre les Turcs. Cette hypothèse de Huszti a servi de base à Tibor Kardos pour en construire une autre.³ Il a supposé en effet que Callimaque aurait fait à Buda la connaissance du cercle néo-platonicien (à preuve son poème adressé à Péter Garázda) dont il a lui-même commencé à propager la doctrine en Pologne.

* [Cette étude, destinée pour le Recueil Trencsényi-Waldapfel (Acta Ant. Hung. XVI. 1-4) est publiée pour raisons techniques dans ce numéro. — *Réd.*]

¹ J. HUSZTI: Callimachus Experiens költeményei Mátyás királyhoz (Les poèmes de Callimaque Expériment au roi Mathias), Bp. 1927.

² J. HUSZTI: *op. cit.* p. 15-18.

³ T. KARDOS: Callimachus. Tanulmány Mátyás király államrezonjáról (Callimaque. Étude sur la raison d'État du roi Mathias), Bp. 1931.

Voilà une très jolie démonstration des rapports culturels hungaro-polo-nais à l'époque, il reste cependant à voir si tout cela tient debout. Parmi tous les poèmes adressés à Mathias par Callimaque, il y a un seul qui contienne une indication historique précise et auquel on puisse ainsi attribuer une date certaine, à l'aide de cet argument intérieur. C'est le poème *Pro Regina Beatrice ad Mathiam Hungarie Regem*.⁴ Il décrit le chagrin où se trouve la reine Béatrice: ce n'est que tout à l'heure (*nuper*) que son époux a triomphé de l'empereur d'Occident (Frédéric III), et déjà il va affronter les Turcs. C'est une situation historique qui ne s'accorde nullement avec les événements des années 1483 et 1484, quoique Huszti affirme que le poème devait être composé dans ces années-là. En effet, Mathias n'a conduit aucune armée contre Frédéric III en 1483/4, et on se contentait, en Occident, de manoeuvres de sondage, sans importance particulière. Il s'agit encore moins de quelque initiative courageuse, prise par Mathias contre les Turcs, puisque c'est justement en 1483 qu'il a conclu une paix avec Bayazid, pour cinq ans. La date de naissance du poème ne peut donc pas être celle qu'a supposée Huszti, et cela d'autant moins qu'en 1483, Callimaque ne se rapprochait point de Mathias, au contraire: il s'est rendu au cours de l'année à Gratz et à Prague, afin de créer une coalition contre le roi hongrois. Cette circonstance exclut toute possibilité d'un séjour de Callimaque à Buda en 1483/4 et ébranle les hypothèses de Tibor Kardos qui restent ainsi sans fondement.

Mais nous n'avons pas encore résolu le problème de savoir à quelle date Callimaque a composé ses poèmes glorifiant Mathias. La situation historique que retrace le *Pro Beatrice* . . . ne peut être que celle des années 1477/79. En juillet et août 1477, Mathias a vraiment mené une campagne importante et efficace contre Frédéric III. Il occupa une grande partie de la Basse-Autriche, et il bloqua Vienne, de sorte que Frédéric dut renoncer au titre de roi de Hongrie, dans le traité de paix de Gmunden (Korneuburg), conclu le 1^{er} décembre. Les manoeuvres de la guerre occidentale étaient à peine terminées que l'attention de Mathias fut déjà attirée par les Turcs. Ceux-ci s'étaient avancés jusqu'à Venise à travers la Croatie en 1477 et de nouveau l'année suivante. Mathias les affronta avec succès: en 1479, il mena une campagne de représailles efficace en Bosnie. Le poème de Callimaque en question renvoie à cette période historique avec évidence, donc il devait être composé de toute manière vers 1479 (opinion proche de celle qu'avait manifestée Zeissberg).⁵ Et cette date explique la naissance du poème. En avril 1479, Casimir, roi de Pologne, se trouvant dans une situation difficile, fut obligé de conclure une paix avec Mathias, et c'est sans doute cet accord qui fournit l'occasion à Callimaque de composer ses poèmes glorifiant Mathias, quoique le poète humaniste eût marqué des réserves au sujet de cette paix pendant un certain temps.

⁴ J. HUSZTI, *op. cit.* p. 19—21.

⁵ H. ZEISSBERG: *Die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters*², 1873, p. 399.

Il nous semble que ce résultat est confirmé par d'autres preuves encore. Nous avons déjà évoqué le recueil d'épigrammes qu'Ugolino Verino a envoyé par son fils à Mathias en 1483/4. On peut prouver cependant que précisément les pièces les plus longues et les plus importantes du volume, adressées à Mathias, ont été composées toutes vers 1479, comme celles qui sont intitulées *Triumphus et vita Mathyae regis admiranda versu heroico percursa* et *Gratulatio de victoria Mathyae regis Pannoniae nuper habita de incursione Turcorum*.⁶ En effet, la première parle de l'offensive turque contre Venise comme d'un événement historique récent (1477/78 — v. 168) et présente le traité de paix entre Hongrois et Polonais comme imminent (avril 1479 — v. 179 — 180); pour la dernière, la campagne de représailles de Mathias en Bosnie est un événement politique actuel (1479). Donc ces poèmes devaient être composés également vers 1479. Mais la pièce adressée à Callimaque doit provenir de la même époque, puisqu'un autre poème, qui figure près d'elle dans le recueil et entretient avec elle des rapports étroits, dépeint la victoire de Mathias remportée sur Frédéric III (*Ex agro Pannonio cessit aquila victa a corvo victore*). Tout cela prouve qu'une partie des poèmes adressés à Mathias par Ugolino Verino proviennent de la même année que ceux de Callimaque. Il peut être démontré cependant qu'à ce moment-là, Ugolino Verino connaissait déjà les poèmes de Callimaque sur Mathias, puisqu'en composant son épigramme *Ex agro Pannonio cessit aquila victa a corvo victore*, il s'est inspiré d'une idée d'un poème de Callimaque, *De corvo Mathiae Regis et aquila Caesarea*. Vers la fin de 1479 ou le début de 1480 donc, les poèmes de Callimaque devaient être déjà prêts, comment Ugolino Verino aurait-il pu les utiliser autrement? Encore un argument peut justifier la date de 1479/80 que nous avons attribuée aux poèmes d'Ugolino Verino en question: c'est en 1480 que le fils de l'humaniste florentin s'est rendu à Buda pour la première fois,⁷ et c'est alors, de toute évidence, qu'il emportait les poèmes composés par son père sur le roi Mathias en 1479, qui n'étaient sans doute pas étrangers à la politique de Laurent de Médicis se rapprochant alors de Mathias. Tout cela interdit de penser que Callimaque ait pu faire un séjour à Buda en 1483/4, et prouve qu'il avait des rapports avec Florence, la véritable patrie du néo-platonisme, où il était en correspondance avec Marsile Ficin lui-même. Cela fait douter de la conception de T. Kardos, qui expliquait les idées de Callimaque presque entièrement par l'influence du néo-platonisme de Hongrie. L'action directe, exercée sur lui par l'Italie, devait y jouer un rôle beaucoup plus considérable.

Debrecen.

⁶ Éd. de J. ÁBEL: Olaszországi XV. századbéli írónak Mátyás királyt dicsőítő művei (Ouvrages des auteurs d'Italie glorifiant le roi Mathias au XV^e siècle), Bp. 1890, p. 337—356.

⁷ J. HUSZTI, *op. cit.* p. 14.

LES LOIS DE SOLON DANS L'UTOPIE DE COMENIUS*

L'utopie de Comenius écrite sous forme de *drame didactique*, et constituant une pièce de la Schola ludus, mérite une place particulière dans la littérature mondiale.¹ Le genre attirait l'auteur dès sa première jeunesse. Il avait lu l'*Utopie* de Morus au cours de ses années d'études à Herborn et à Heidelberg, dans les premières décennies du XVII^e siècle. Il est bien possible que l'ouvrage de Campanella intitulé *Civitas solis*, paru pour la première fois en latin en 1623 à Francfort, ait passé dès lors par ses mains. A cette époque il était, lui aussi, en train d'écrire une oeuvre utopique, et après la bataille de Fehérhegy, pendant ses années d'exil, il a créé avec des éléments satiriques et utopiques la première de ses oeuvres qui est considérée jusqu'à nos jours comme un des chefs-d'oeuvre de l'histoire littéraire: *Le Labyrinthe du Monde*. L'oeuvre écrite en sa langue maternelle a été traduite par lui-même en latin — comme l'a fait Campanella — pour qu'elle puisse s'adresser à un plus large public européen dans la langue internationale de la science et de la littérature de l'époque.

Dans les années suivantes jusqu'au milieu du XVII^e siècle, le nombre des utopies répondant aux exigences et aux besoins de l'époque a augmenté dans toute l'Europe.² Ce n'est pas l'effet du hasard, que les XVI^e et XVII^e siècles sont devenus l'âge d'or des utopies. Les résultats économiques et scientifiques gigantesques du précapitalisme, ainsi que l'élan et la sécurité suscités par ces résultats promettaient des possibilités quasi illimitées, les plus grands esprits de l'époque espéraient aussi la réalisation prochaine d'un système social libre et heureux.

Ces rêves ont été analysés en des détails réels, rendus plus saisissables par les moyens de la représentation artistique des utopies, et par ce fait, ils jouèrent

* [Cette étude, destinée pour le Recueil Trencsényi-Waldapfel (Acta Ant. Hung. XVI. 1—4) est publiée pour raisons techniques dans ce numéro. — *Réd.*]

¹ J'ai pris pour base et j'ai cité l'édition suivante de la Schola ludus: J. A. COMENIUS: Opera didactica omnia. Editio anni 1657 lucis ope expressa. Sumptibus Academiae Scientiarum Bohemoslovenicae. Pragae, 1957. Tomus II. Pars III—IV. XIV. Schola ludus h. e. Janua Lingvarum praxis scenica. Pars VII. Actus I—II. 999—1017.

² J. V. ANDREAE: Christianopolis. 1619. F. BACON: Nova Atlantis. 1627. F. GODWIN: Man in the Moone. 1638. S. HARTLIB: Macaria. 1641. S. GOTT: Nova Solyma. 1648. J. HARRINGTON: Oceana. 1656. J. SADLER: Olbia. 1660.

un rôle important dans la mobilisation indispensable à l'accomplissement des tâches. Mais bientôt il devint clair que les grandes espérances ne se réaliseraient point, au contraire, quelques symptômes de crise se manifestèrent, puis la guerre de trente ans éclata. C'est alors qu'on eut besoin des utopies promettant un avenir meilleur suggérant la force et fortifiant la foi des hommes en ce que le bonheur terrestre — même si sa réalisation se trouve réjetée dans un avenir lointain — n'est pas insaisissable, ni irréalisable.

Quant à Comenius, il est certain que — en dehors des faits mentionnés ci-dessus — les commotions de sa vie privée le poussaient à lire régulièrement les utopies contemporaines, et il fut lié plus d'une fois à quelques-uns de leurs auteurs par une amitié qui dura toute sa vie. (Hartlib, Andreae, etc.) Dans ses oeuvres — dans les oeuvres pédagogiques, philosophiques et théologiques également — les éléments utopiques ont un rôle de plus en plus significatif, et ils commencent même à dominer les oeuvres. Dans les dernières années de sa vie, quand il commença à résumer les idées fondamentales de son oeuvre et à les mettre en système, ce fut encore une utopie grandiose qui sortit de sa main: l'ouvrage publié récemment pour la première fois: *De rerum humanarum emendatione Consultatio Catholica*,³ que J. Patočka, spécialiste des recherches Coméniologiques, a appelé à juste titre «l'utopie des utopies».⁴

En considérant soit la première utopie de Comenius, Le Labyrinthe du Monde, soit les éléments utopiques de tout son oeuvre, l'utopie que contient la septième pièce de la *Schola ludus* est unique dans son genre et l'est de plusieurs points de vue. Dans la *Schola ludus*, comprenant en tout huit drames didactiques, Comenius a suivi le même but que dans l'*Orbis pictus* ou dans l'oeuvre mentionnée ci-dessus et intitulée *Consultatio*: c'est toujours l'ensemble qu'il prenait en considération, il voulait y insérer la connaissance du monde entier de son époque. C'est le sujet de la *vita oeconomica et politica* qui fut son plus grand souci, car à cette époque (1650—1654) il séjournait à Sárospatak, invité par les Rákóczi, et les pièces elles-mêmes avaient été écrites pour les écoliers de Patak, pour que chaque classe pût en représenter une, en présence du prince. Mais il était conscient de l'occasion excellente qui se présentait à lui pour donner à ses élèves des préceptes selon sa meilleure conviction, concernant la vie économique et politique de son époque, les fautes du système social du féodalisme, la nécessité de les corriger, et d'autre part pour faire connaître aux jeunes gens et leur faire accepter les notions de la liberté et de l'égalité, celles de la justice sociale et du respect du travail. Ainsi il va de soi qu'il s'est servi de nouveau du genre de l'utopie. Il est vrai, que dans ses lectures, il n'a point trouvé d'exem-

³ J. A. COMENIUS: De rerum humanarum EMENDATIONE Consultatio Catholica. Editio princeps. Sumptibus Academiae Scientiarum Bohemoslovacae. Pragae, 1966. Tomus I—II.

⁴ J. PATOČKA: Utopie und System der Ziele der Menschheit bei Comenius. (Conférence Internationale Coméniologique sur «De rerum humanarum emendatione consultatio catholica à Olomouc, 20—23 Sept. 1967.) Sous presse.

ple d'utopie écrite sous forme de drame didactique, (c'est certainement une solution unique dans la littérature mondiale), mais le cadre de l'utopie devait le protéger des attaques éventuelles de la cour ou de la noblesse à cause de ses idées hardies.

C'est justement à cause de cela qu'il tient à introduire les éléments constants qui, depuis les utopies antiques, sont les traits de caractère particuliers, spécifiques de ce genre. Il nous mène dans un monde lointain et inconnu, dans une île inexplorée. Mais ceux qui la prennent en possession n'y échouent point par un naufrage ou par le hasard. Les émigrants se sont mis en route selon une décision unanime, puisque la société de leur pays ne leur avait pas assuré les conditions indispensables à la vie, ni le bonheur, ni la liberté, ni la justice, ni l'égalité devant la loi.

Et la clarté, l'esprit de système dominant cette utopie de Comenius jusqu'à la fin. Si dans d'autres oeuvres il est plus spéculatif et moins concret que ses modèles, les grands utopistes, dans cet ouvrage les points de vue didactiques et le fait qu'il est destiné aux enfants exigent le contraire. D'autre part, la situation donnée lui dressait aussi des barrières. Il n'a pas pu traiter les engagements révolutionnaires (touchant avant tout la propriété privée) qu'il avait rencontrés chez *Morus* ou *Campanella*, et avec lesquels au fond il était d'accord. Le genre du drame didactique exigeait également des changements en ce qui concerne la méthode habituelle des utopies. Ce qui explique que Comenius, bien qu'il présente — comme les auteurs des autres utopies — l'influence favorable de l'ordre social considéré comme idéal, dans tous les domaines de la vie, il n'aborde pas la réalité du côté opposé, c'est à dire qu'il n'oppose pas le mal existant au bien qui n'existe pas encore, mais qui doit être réalisé — ce serait vraiment un peu compliqué pour les enfants — mais il construit sous nos yeux la meilleure société.

Dès le premier moment de la nouvelle vie, c'est Solon, un des fondateurs de la démocratie antique, qui dirige toute activité. C'est lui le héros principal de la pièce, c'est lui que les émigrés ont invité dans l'île au climat agréable, au sol fertile et riche: ils lui ont demandé une aide pour la construction de leur ville, c'est à dire de leur État — on pourrait dire *πόλις* —, pour l'organisation de leur appareil d'État, de leur législation.

Le rôle de Solon n'est pas étonnant, — dans les pièces de la *Schola ludus* figurent encore Socrate, Platon, Eratosthène et d'autres représentants de la science et de la littérature antique — mais, de toute façon, il est symbolique: c'est l'incarnation de la démocratie.

Comment le personnage de Solon était-il considéré à l'âge de l'humanisme, quels sont les éléments qui constituent le portrait de Solon chez Comenius?

En ce qui concerne le rapport de Comenius avec l'antiquité, son oeuvre riche en présente différents composants. Ses multiples activités visant l'efficacité de l'enseignement du latin sont connues. Mais ce qui n'est devenu clair

qu'après la publication récente de *Consultatio*, plus exactement dans la partie intitulée Panglottia: c'est l'idée de la lingua una universalis qui l'attirait et qu'il considérait comme un moyen important de la compréhension parmi les peuples du monde entier et de la coexistence pacifique. Tout cela est prouvé par le fait qu'il jugeait inutile la lecture des auteurs classiques à l'école, il écrit même dans *Didactica magna* (Cap. XXV.): Les livres des auteurs païens doivent être supprimés des écoles, ou l'on ne doit s'en servir qu'avec une grande précaution. Cette constatation concernant les auteurs latins touche évidemment encore plus les auteurs grecs, dans ce dernier cas l'enseignement de la langue avait encore moins d'importance à ses yeux.

Quant à lui, il lisait sans aucun doute en original et étudiait les philosophes et les historiens grecs. Dans ses oeuvres, on rencontre en dehors des citations de Platon et d'Aristote, celles d'Hippocrate, Isocrate, etc., et il mentionne souvent Plutarque.

Sans aucun doute, la source principale qu'il étudiait pour avoir une idée du personnage de Solon, était la biographie de Solon par Plutarque. Les traités de morale et encore plus les Biographies étaient connus en traduction latine par les contemporains de Comenius, car l'âge de l'humanisme était l'époque la plus fertile de la riche survivance de Plutarque. C'est surtout la tranquillité sereine émanant de ses oeuvres qui attirait Comenius, et en plus sa foi dans la Providence, et dans l'immortalité de l'âme, pour laquelle il était considéré par les anciens écrivains chrétiens comme «mi-chrétien». D'autre part, ses idées politiques s'accordaient parfaitement avec la conception que Comenius voulait transmettre par son utopie comme programme pour la jeunesse de Patak: l'amour de la liberté et de la démocratie, le refus de l'inégalité, du désaccord, en général des extrêmes, l'importance soulignée de l'unité, de l'union.

Tout cela a un accent particulier dans la biographie de Solon qui a pu servir de fond idéal déjà dans la première partie de l'utopie où il s'agit de la participation de Solon à la fondation de la nouvelle cité. Dans le 26^e chapitre de la biographie de Solon par Plutarque nous lisons:⁵ Il rendit visite à l'île de Cypros à Philocypros, le prince d'une des grandes cités de l'île. La ville était située sur le fleuve, position idéale pour la défense, mais dans la proximité il n'y avait que des terres difficiles à cultiver. Alors, Solon persuada Philocypros de transférer les habitants dans la belle plaine s'étendant au-dessous de la ville, et de leur faire construire une autre ville plus agréable et plus grande. Il surveilla personnellement les travaux de construction, et avait même aidé à en tracer les projets. Son but était de construire une ville facile à défendre, des bâtiments beaux à voir, des maisons les plus confortables possible. Nous citons les trois exigences qui figurent dans la dernière phrase, et qu'on retrouve pres-

⁵ J'ai pris pour base et je cite l'édition suivante de Plutarque: *Vitae parallelae*. Ed. K. ZIEGLER. Lipsiae in aedibus Teubneri. 1957.

que mot à mot chez Comenius: . . . παρῶν (Solon) ἐπεμελήθη τοῦ συνοικισμοῦ καὶ διεκόσμησε πρὸς τε διαγωγὴν ἄριστα καὶ πρὸς ἀσφάλειαν . . . Dans l'utopie, Solon dit aux émigrants réunis: Videamus primo Urbem, quomodo constituenda sit, ut habitari queat Tute, Amoene, Commode. Et quia Tutae habitationi servit Circummutio; Amoenae elegantia aedificiorum; Commodae autem Aquae, Silvae, agri etc. . . svadeo, ut ante omnia eligantur viri, qui rebus his . . . praesint . . . (Pars VII. Actus II. Scena II. Col. 1003.)

Tout ce que Comenius raconte sur la construction de la ville est évidemment beaucoup plus détaillé que l'épisode constituant un seul chapitre chez Plutarque. Suivant les conseils de Solon, on choisit d'abord les artisans, puis chacun selon sa spécialité fit des projets en faveur de la réalisation des trois buts. Naturellement, à l'arrière-plan on voit partout le tableau de la ville médiévale dont les habitants veulent éliminer les défauts, pour avoir le plus de possible d'air, de clarté, d'eau, de portiques, de routes confortables. Ils choisissent par un suffrage ouvert démocratique un «architectus publicus», un «aedilis» et un «aquilex» à la tête des travaux de construction.

L'établissement de l'ordre de l'État et le règlement des affaires publiques ont été entièrement confiés à Solon. C'est lui qui établit la compétence des autorités, le nombre des fonctionnaires, leurs droits et leurs devoirs. Par contre, les titres des bureaux et des fonctionnaires sont latins, et l'attribution de leurs tâches est créée dans l'esprit de la constitution de Rome à l'âge de la république. Les affaires d'État importantes sont confiées à un sénat de 12 membres, qui choisissent d'entre eux-mêmes un consul pour la durée d'un an. De même, Solon fait des propositions pour l'élection du «praetor», du «censor», du «tribunus plebis». L'élection se déroule dans le cadre de l'assemblée populaire, par vote acclamatif. Puisqu'il s'agit d'une utopie, il n'est point étonnant que Solon propose aux dirigeants du nouvel État, comme but principal ce qui suit: ils doivent introduire dans la vie de la société l'esprit de système, l'ordre, la justice, supprimer l'anarchie qui règne dans la production, établir et délimiter les fonctions à accomplir dans le domaine de l'agriculture, de l'industrie, du commerce et du transport, et prendre en considération particulière le monde des métiers. D'ailleurs, Comenius consacre un autre drame didactique à cette question, la III^e partie de la Schola ludus (Pars III. Mundum artificialem Scena repraesentans), où 88 personnages présentent le processus de la production dans l'industrie — il espérait liquider l'état arriéré de son époque par le développement de l'industrie.

Dans les cadres de l'utopie, Comenius ne met pas l'accent sur les détails, mais il s'agit plutôt des principes. Comenius souligne que le travail n'est pas une honte, que personne ne peut être humilié par son métier (v. chapitre 2 de Plutarque avec référence à Hesiode), l'exercice des métiers, le développement des diverses branches industrielles sont indispensables, elles ont une importance décisive dans la vie de l'État. Dans le nouvel État personne ne peut vivre sans

travail, il y faut assurer pour tout le monde un revenu convenable, mais il faut empêcher l'enrichissement démesuré, on doit punir les fainéants qui rapinent d'une façon inadmissible au détriment de leurs concitoyens, et se procurent d'immenses fortunes.

Ces idées sont remuées ailleurs, dans d'autres oeuvres de Comenius, mais ici, il a l'air de tâcher de ranimer consciemment les traditions de la législation de Solon, et de suivre avec intention Plutarque. (v. sur ces questions les chapitres 2, 22, 24 de la biographie de Solon par Plutarque.) La concordance entre la partie qui traite la punition des fainéants chez Plutarque et celle de l'oeuvre de Comenius saute aux yeux — nous y reviendrons encore — d'autant plus que ni dans la III^e partie de la *Schola ludus* déjà mentionnée, ni ailleurs on ne rencontre cette idée.

Après le renforcement du nouvel État, les chefs demandent à Solon de rédiger et de systématiser les lois qui se sont montrées salutaires, et selon lesquelles vivront eux et leurs descendants. Ils lui rappellent ce qu'on a jadis promis aux habitants de l'île déserte: *Liberam rem publicam populo nostro promissimus — nemine potentiore imbecilliorum opprimente — nihil de vobis sine vobis statuere decrevimus etc. . . .* Et ces idées fondamentales ont été en effet pleinement réalisées dans le projet de la nouvelle constitution que Solon soumit à l'approbation de la population entière de l'île. (*Ordinis boni leges. Pars VII. Actus II. Scena XII.*)

Chez Comenius, les lois de Solon sont réparties en six groupes. Le premier traite la nécessité des lois et contient trois lois fondamentales. Celles-ci reviennent plus tard à peu près avec les mêmes paroles dans la *Consultatio*.⁶ 1. *Salus Reipublicae in legibus est* — 2. *Legibus subjacento omnes.* — 3. *Leges constituuntur de rebus omnibus: (ut Vestitariae, sumtuariae, de rerum pretiis et manupretiis), ut ne quisquam exorbitare aut alios defraudare valeat.*

Le deuxième groupe traite les devoirs des citoyens. Il déclare que chaque habitant du pays est citoyen de l'État, avec les mêmes droits, que chacun doit bénéficier de libertés publiques.

Le troisième groupe contient les tâches des fonctionnaires dont voici la plus importante: *Magistratuum est videre, ne Respublica aliquid capiat detrimenti: quod fieret, si permetterent 1. Quemquam civem vivere otiose. . . .* Ils doivent en dehors de cela veiller à la sainteté du mariage et à ce que la scolarité des enfants soit vraiment générale.

Le quatrième groupe règle certaines questions de la juridiction. Il souligne l'importance de la légalité, de l'égalité devant la loi, de l'exigence de l'incorruptibilité des juges, etc.

Les sujets des cinquième et sixième groupes de lois sont au fond les mêmes: il s'agit des moyens d'organiser les loisirs, le repos, les divertissements.

⁶*Op. cit.* Tomus II. Panorthosia. Col. 510.

Ce sont les garanties des lois qui en terminent la liste: le nombre des lois ne doit pas être élevé, mais leur exécution doit être rigoureusement surveillée. Personne n'en est exempt, pas même le consul. Les infractions à la loi, et le fait qu'elles restent sans représailles sont une preuve de ce que le pouvoir d'État n'accomplit pas sa tâche.

La constitution finit par le groupe des lois intitulées *Leges de Libera Omnium Censura*. Il traite comme premier point la réunion publique. La réunion qui doit avoir lieu une fois par an, donne la possibilité à n'importe qui d'intervenir dans n'importe quel phénomène de la vie publique: chacun a le droit de dire librement son opinion, de critiquer, de présenter ses propositions pour l'amendement des fautes. C'est là que tout le monde doit rendre compte, avant tout, de quoi il vit. Le censeur élu à la réunion publique doit assurer pour toute l'année la continuité de la surveillance si importante. (*Pars VII. Actus II. Scena XII. Col. 1016.*)

Comme nous le voyons, Comenius avait entrepris de systématiser les lois de l'état utopique. C'est une solution étrange qui ne s'accommode point avec les cadres de l'utopie, et qui charge encore plus le drame didactique. Ce n'est pas le point de vue esthétique qui nous intéresse pour le moment, ni l'intention de l'auteur, mais bien ce qui est conservé des lois de Solon dans cette partie à thèse, ainsi que les autres sources de Comenius.

Là aussi, comme jusqu'à présent, Plutarque, est une des sources principales. Beaucoup d'éléments de la biographie de Solon par Plutarque surgissent de nouveau; nous en avons déjà rencontrés quelques-uns, dispersés dans la pièce. L'utilisation raisonnable des loisirs, les diverses formes du repos et des divertissements p. ex. reviennent plusieurs fois dans la pièce elle-même. Ce qui saute aux yeux et qui semble être disproportionné, c'est que dans les six groupes de lois, cette question est traitée par deux parties différentes, en général les auteurs d'utopies s'y intéressent beaucoup, partout elle suit le problème de la diminution des heures de travail.⁷ Comenius était naturellement préoccupé par de tels soucis à son époque. Il considérerait comme une des questions principales la construction d'un théâtre, il souligne l'importance du sport, interdit le jeu de dés, les cartes, les débauches, mais favorise les réunions d'occasion, si elles ne se prolongent pas dans la nuit. Les réunions organisées aux frais de l'État ont lieu au «*prytaneion*». La participation à ces réunions passe pour un honneur, comme chez Plutarque. (*Plut. Cap. 24.*) C'est ici que Solon lui-même est invité par les chefs d'État pour la fête organisée en son honneur avant son départ. Car Solon, après la présentation et l'approbation unanime des lois, va partir, tout en exprimant ses meilleurs vœux aux habitants du nouvel État. (*Plut. Cap. 25.*)

En ce qui concerne la loi sur les fainéants de Solon, le rapport avec Plutarque se modifie d'une certaine manière. En parlant des tâches de l'assemblée

⁷ Voir sur l'utopie d'Erasmus: I. TRENCSENYI-WALDAPFEL: *Antiquité et réalité contemporaine dans les Colloques d'Erasmus. Acta Ant. Hung. 15 (1967) 222.*

à réunir annuellement, Comenius écrit: «Ubi ante omnia quisque rationem red-dere cogatur, unde et quomodo victum quaerat: ut ne cui (suo atque Reipublicae malo) liceat esse otioso, aut in alios iniquo, aut mendicitatem exercere ostiatim.» (Pars VII. Actus II. Scena 12) Nous trouvons son équivalent chez Plutarque, dans la phrase suivante du chapitre 22 . . . *τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴν ἔταξεν ἐπισκοπεῖν ὅθεν ἕκαστος ἔχει τὰ ἐπιτήδεια καὶ τοὺς ἀργοὺς κολάζειν.*

Mais, d'une part, chez Plutarque nous rencontrons d'autres antécédents. D'après lui Solon avait vu que la terre de l'Attique était pauvre, qu'elle ne pouvait pas nourrir des foules qui ne travaillaient pas, c'est la raison pour laquelle il estimait tant les métiers et avait chargé le «*arciospagos*» de punir les fainéants. D'autre part, il décrit la loi de Solon d'une façon assez générale. Il n'y a pas d'indication de date précise, comme chez Comenius, il ne fixe pas le degré de la punition. La loi elle-même est un peu étonnante sous cette forme, même si l'on juge les réformes de Solon tendant à la démocratie révolutionnaires. C'est pourquoi, bien que la nouvelle littérature sur Solon considère Plutarque comme une source sûre,⁸ il n'est quand même pas sans intérêt d'examiner d'autres sources concernant la question. Cette loi est connue par Hérodote, qui la traite d'une façon plus détaillée (II. 177.): *νόμον δὲ Αἰγυπτίοισι τόνδε Ἀμασίς ἐστι ὁ καταστήσας, ἀποδεικνύειν ἔτεος ἑκάστου τῷ νομάρχῃ πάντα τινὰ Αἰγυπτίων ὅθεν βιοῦνται, μὴ δὲ ποιεῦντα ταῦτα μηδὲ ἀποφαίνοντα δικαίην ζόην ἰθύνεσθαι θανάτῳ. Σόλων δὲ ὁ Ἀθηναῖος λαβὼν ἐξ Αἰγύπτου τοῦτον τὸν νόμον Ἀθηναίοισι ἔθετο . . .*

Ainsi, Hérodote dit beaucoup plus sur la loi de Solon que Plutarque, il parle d'une statistique des revenus par année, qui correspond à ce que dit Comenius. Diodore fixe la loi en question de la même façon qu'Hérodote. (I. 77.5.) La source primaire, c'est sans doute Hérodote. Il est cependant étonnant qu'Hérodote prête à Solon une telle prévention à l'égard des couches travailleuses, et peut-être la condamnation à mort est-elle aussi une exagération. C'est justement pourquoi, quoique la tradition démocratique de l'estime du travail d'Hésiode survive sans aucun doute chez Solon, la répartition des citoyens en classes fut un point de vue important lors de la constitution de cette loi.

Ainsi, nous pouvons constater que Comenius a fait appel à une autre source aussi en dehors de Plutarque. Mais il ne découle pas des faits mentionnés ci-dessus que cette source est Hérodote, puisque cette interprétation d'Hérodote était bien fertile et revenait partout, jusqu'aux recueils de lois médiévaux. Car le rassemblement des lois de Solon a commencé assez tôt. Les humanistes, étudiant le droit romain ont dû remonter aux fonds grecs. C'est justement pour

⁸ C. SONDHAUS: *De Solonis legibus*. Diss. Jena 1919. W. I. WOODHOUSE: *Solon. The Liberator*. Oxford 1938. A. MASARACCHIA: *Solone*. Firenze 1958. E. RUSCHENBUSCH: *Die Tradition über das solonische Volksgesicht*. *Historia* 14 (1965) 381—405. E. RUSCHENBUSCH: *ΣΟΛΩΝΟΣ ΝΟΜΟΙ*. *Die Fragmente des solonischen Gesetzeswerkes mit einer Text- und Überlieferungsgeschichte*. *Historia*. Einzelschriften Heft 9. Wiesbaden 1966. Sur la loi concernant les fainéants p. 45.

cette raison qu'ils s'occupaient des lois de Dracon et de Solon. Selon toute vraisemblance, les ouvrages de science politique de Melancton, de Justus Lipsius et d'autres⁹ ont passé par les mains de Comenius, car il a dû les étudier pour élaborer son système de lois.

Il est donc probable que plusieurs sources aient servi d'intermédiaires à Comenius concernant l'interprétation de la loi sur les fainéants, en même temps que cette interprétation répondait dans une grande mesure à sa propre conception. L'estime du travail et l'éducation qui préconise le travail restent les idées principales de son utopie.

Budapest.

⁹ MELANCTON: *Collatio Actionum Forensium Atticarum et Romanarum praecipuarum*. Lipsiae 1546. J. LIPSIIUS: *Monita et exempla politica. Libri duo, qui virtutes et vitia spectant*. Tyrnaviae 1598. CHR. WOLDENBERG: *Principia iuris Romani. i. e. Leges Draconis et Solonis, Leges Romuli et leges XII. Tabularum*. Rostock 1648.

KOPTISCH UND NEUGRIECHISCH*

Auf der 2. Koptologischen Arbeitskonferenz des Instituts für Byzantinistik an der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg im Dezember 1966¹ berichtete Ernst Hammerschmidt über Versuche, das Koptische in Gestalt seines bohairischen Dialektes im heutigen Ägypten wiederzubeleben,² Versuche, die im Hinblick auf ihre Parallelität zum Hebräischen wie auch mit wesentlichen Einschränkungen zum Sorbischen über die Kreise der Koptologie hinaus Beachtung verdienen.

Träger dieser Bemühungen sind weit weniger Kleriker, obgleich doch das Koptische heutigentags im wesentlichen nur noch als Literatursprache der koptischen Kirche in Gebrauch ist,³ als vielmehr Intellektuelle aus Laienkreisen, Mediziner, Techniker, Naturwissenschaftler, die ihr Koptentum nachdrücklich betonen und den bohairischen Dialekt zur Umgangssprache zumindest der koptischen Familie machen möchten. Dabei geht man, wie zweckmäßig, von der Literaturgattung aus, in der das Koptische auch heute noch lebt, nämlich der Liturgie, um im weiteren auch die übrigen Lebensbereiche einzubeziehen. Besondere Aktivität entfaltete bei diesen Bemühungen ein Kairoer Ingenieur namens Munir Barsūm (Μονήρ Βαρσούμ), der unter dem Titel «*ⲙⲓⲛⲉ ⲛⲓⲟ ⲉⲁⲃⲛⲓⲣⲕ*» Kairo 1961 eine Art koptischen Sprachkurses für Kopten herausbrachte. Er gründet diesen auf das Prinzip der Sprachlehrbücher «*through pictures*» sowie die Idee des Basic English;⁴ das heißt, rund 700 koptische Wörter sowie die Grundzüge der Grammatik werden in bildlicher Darstellung vorgeführt. Es liegt auf der Hand, daß Barsūms Buch für den Koptologen eine einzigartige Quelle dafür ausmacht, in welchem Ausmaße das Bohai-

* [Dieser Aufsatz war für die Trecsenyi-Waldapfel-Festschrift (Acta Ant. Hung. XVI. 1–4) bestimmt, konnte aber aus technischen Gründen erst in dieser Nummer veröffentlicht werden. — *Red.*]

¹ Vgl. den Bericht von R. SEYBERLICH: *Byzanzinoslavica*.

² E. HAMMERSCHMIDT: Einige Beispiele zu den Wiederbelebungsversuchen des Koptischen im heutigen Ägypten, bei J. IRMSCHER: *Probleme der koptischen Literatur*. Halle 1968. Auf diese Abhandlung wird im Nachstehenden weitgehend zurückgegriffen.

³ W. C. TILL: *Koptische Grammatik*. 2. Aufl. Leipzig 1961. 39.

⁴ BARSŪM: a. a. O. Foreword.

rische auch in der Gegenwart noch lebenskräftig ist. In unserem Zusammenhang soll dagegen ein Blick speziell auf die Neologismen geworfen werden, die einzuführen Barsūms Buch vorschlägt.

Es bedarf keines Beweises, daß eine Sprache wie das Koptische, die nicht nur der Vergangenheit angehört, sondern darüber hinaus in dieser Vergangenheit fast nur in theologischer Literatur ihren schriftlichen Niederschlag gefunden hat, für die Terminologie der modernen Welt in besonderem Maße der Ergänzung bedarf. Zu einem Teil schöpfen die so notwendig werdenden Neubildungen aus Eigenem; Hammerschmidt⁵ führt an ΠΙΕΤΖΑΛΛΙ «das Flugzeug» (= das, was fliegt), ΜΑΛΙΟΖΙ «der Bahnhof» (= der Ort des Stehens). In anderen Fällen dagegen muß auf Fremdes zurückgegriffen werden, und wir konstatieren dabei mit Überraschung eine bemerkenswerte Prädomination des Neugriechischen. Ich notiere dafür einige Beispiele:

Barsūm S. 54 ΑΕΡΟΔΡΟΜΙΟΝ «Flughafen» ~ ἀεροδρόμιον (*K. Πετρόρρης, Ἑπίτομον λεξικὸν τῆς νεοελληνικῆς καὶ τῆς γερμανικῆς γλώσσης*, 1, Neue Ausgabe von Πέτρος Παππαγεωργίου, 3. Abdruck Leipzig 1945, Anhang S. 1).

Barsūm S. 54 ΑΕΡΟΠΛΑΝΟΝ «Flugzeug» ~ ἀεροπλάνον (Petraris a. a. O.-Anhang S. 1).

Barsūm S. 64 ΑΤΜΟΜΕΧΑΝΗ «Dampfmaschine», «Lokomotive» ~ ἀτμομηχανή (Petraris a. a. O. 51).

Barsūm S. 53 ΘΕΡΜΟΜΕΤΡΟΝ «Thermometer» ~ θερμόμετρον (Petraris a. a. O. 131; hier handelt es sich natürlich um eine griechische Bildung deren sich alle europäischen Sprachen bedienen, eine Übernahme aus dem Englischen oder Französischen ins Koptische würde jedoch zu anderen Formen geführt haben).

Barsūm S. 76 ΚΟΣΜΟΣ «Erde» ~ κόσμος (Petraris a. a. O. 170).

Barsūm S. 54 ΜΕΤΡΟΝ «Meter» ~ μέτρον Petraris a. a. O. 202). Dagegen wird für «Zentimeter» nicht die griechische Form ἑκατοστόμετρον oder ὀφθατόμετρον zugrunde gelegt, sondern die lateinische: ΠΕΝΤΗΜΕΤΡΟΝ

Barsūm S. 94 ΜΟΥΣΙΚΗ «Musik» ~ μουσική (Petraris a. a. O. 209).

Barsūm S. 94 ΠΥΡΟΒΟΛΟΝ «Kanone» ~ πυροβόλον (Petraris a. a. O. 309).

Barsūm S. 94 ΤΗΛΕΒΟΛΟΝ «Gewehr» ~ τηλεβόλον (Petraris a. a. O. 367).

Barsūm S. 66 ΤΙΤΛΟΣ «Titel» ~ τίτλος (Petraris a. a. O. 369).

Barsūm S. 61 ΤΡΑΙΝΟΝ «Eisenbahnzug» ~ τραῖνο(ν) (Maria Moser-Philtsou, Lehrbuch der neugriechischen Volkssprache, München 1958, 584).

Barsūm S. 87 ΤΡΑΠΕΖΑ «Bank» (Geldinstitut) ~ τράπεζα (Petraris a. a. O. 372).

Barsūm S. 77 ΧΑΡΤΗΣ «Landkarte» ~ χάρτης (Petraris a. a. O. 410).

Barsūm S. 81 ΧΙΛΙΟΓΡΑΜΜΟΝ «Kilogramm» ~ χιλιόγραμμον (Petraris a. a. O. 413).

⁵ A. a. O.

Barsum S. 74 χιλιόμετρον «Kilometer» ~ χιλίόμετρον (Petraris a. a. O. 413).

Barsum S. 48 φαις «Scherer» ~ παλίζ (Petraris a. a. O. 419).

Barsum S. 64 ζαμαξα «Wagon» ~ ἄμαξα (Petraris a. a. O. 17).

Hinzu kommen die Monatsnamen, die vollkommen die schriftgriechische Form⁶ widerspiegeln: ιανουαριος, φεβρουαριος, μαρτιος, απριλιος, μαιος, ιουνιος, ιουλιος, αυγουστος, Σεπτεμβριος, οκτωβριος, νοεμβριος, δεκεμβριος sowie geographische Bezeichnungen wie αθηναις, ασια, δαμασκος, ελλας, ευφρατις, ιερογ-
σαλμ, ιορδανης, κρητη, κυπρος, ροδος, ρωμη, σικελια, κυρια.

Wenn das Griechische im bilingualen Ägypten bei der Entstehung des Koptischen gewissermaßen Pate stand und durch eine ungewöhnlich große Zahl griechischer Lehnwörter⁷ die volle Ausdrucksfähigkeit dieser Ausprägung der altägyptischen Sprache überhaupt erst ermöglicht wurde, so spielt bei den Bemühungen, in der arabischen Umwelt von heute das Koptische zu regenerieren, das Griechische zwar nicht mehr dieselbe Rolle wie in der ausgehenden Antike, hat aber doch wieder eine, wie unser Material zeigte, indispensable Funktion. Es liegt deshalb nahe, nach den Gründen für dieses zunächst befremdliche Phänomen zu fragen. Dabei kann unmöglich das ägyptische Griechentum übersehen werden, das seit den Tagen Mohammed Alis eine vor allem auch in ökonomischer Hinsicht wachsende Rolle im Lande spielte und in der griechischen Literatur und Kultur einen einzigartigen Platz innehatte; es bezifferte sich um 1950 auf über 100 000 Seelen,¹⁰ seit der ägyptischen Revolution, die weithin die wirtschaftliche Grundlage entzog, befindet es sich freilich in beständigem Rückgang.

Die Kopten weisen als Handwerker, Kaufleute und Beamte eine ähnliche soziale Zusammensetzung¹¹ auf wie vormals die Griechen des Nillandes, denen sie, wiewohl in verschiedenen Kirchen, auch durch den gemeinsamen christlichen Glauben verbunden sind. Alle solche Momente führten daher neben der Affinität des Koptischen und des Koine-Griechischen dazu, daß bei der Bildung neukoptischer Neologismen in so starkem Maße auf das Griechische zurückgegriffen wird.

Berlin.

⁶ Neben dieser gibt es im Neugriechischen bekanntlich noch die vulgärsprachigen Bildungen *Γενάρης, Φλεβάρης* etc. (verzeichnet bei A. MIRAMBEL: Introduction au grec moderne. Paris 1948. 258).

⁷ BARSUM: a. a. O. 83.

⁸ BARSUM: a. a. O. 77.

⁹ So richtig A. BÖHLIG: Die griechischen Lehnwörter im sahidischen und bohairischen Neuen Testament. München 1954. 6 ff.

¹⁰ *Νεώτερον ἐγκυκλοπαιδικόν λεξικόν*, 15, Athen o. J., 572 f.

¹¹ Большая советская энциклопедия, 2. Aufl., 22, Moskau 1953, 545.

T. DÖMÖTÖR

ÄTIOLOGISCHE SAGEN IN ZUSAMMENHANG MIT WEIBLICHEM ARBEITSVERBOT*

I. Trecsenyi-Waldapfel berührt in seiner Studie «Werden und Wesen der bukolischen Poesie»¹ (ebenso übrigens wie auch früher schon in manchen anderen wertvollen Arbeiten²) das Problem der winterlichen, dramatischen Maskenspiele im Volksbrauch, wie auch die Frage der damit zusammenhängenden ätiologischen Sagen, wobei er auf das ungebrochene Fortleben mancher aus der Antike bekannten Motive in der Folklore der südosteuropäischen Völker hinweist.

Die Kulmination der Festzeit fällt im allgemeinen auf die Periode von Weihnachten bis Dreikönigstag. In dieser Zeitperiode gehen nach dem Volksglauben in Osteuropa dämonische Wesen (verstorbene Ahnen, Geister, Engel u. a. m.) unter den Menschen herum, und man stellt in den Volksbräuchen diese dämonischen Wesen häufig mit Hilfe von Verkleidungen und Masken dar. Die maskierte Darstellung verbindet sich mit magischen Handlungen, Zaubertexten und Gabensammlung. Dieselben Tage sind mit verschiedenen Arbeitsverboten verbunden.³

Der Kulmination des Festkreises um die Mitte des Winters geht in Osteuropa eine Reihe von volkstümlichen Festtagen im November und Anfang Dezember voraus, die mit *weiblichem Arbeitsverbot* verbunden sind. Dieselben Tage sind für die Mädchen häufig mit Heiratsvoraussage verbunden. Manchmal verbinden sich mit diesen Tagen Maskentrachtaufzüge, Gabensammlung, Glückwünsche und Spiele. Bezeichnend für sie die Bereitung von rituellen Speisen, hauptsächlich von Brot und Brei.

* [Dieser Aufsatz war für die Trecsenyi-Waldapfel-Festschrift (Acta Ant. Hung. XVI. 1—4) bestimmt, konnte aber aus technischen Gründen erst in dieser Nummer veröffentlicht werden. — *Red.*]

¹ Acta Ant. Hung. 14 (1966). (Sonderabdruck.)

² Vgl. Pásztori Magyar Vergilius (= Ungarischer Hirten-Vergilius), Budapest 1938. — Vallástörténeti tanulmányok (= Religionsgeschichtliche Untersuchungen), Budapest 1959. 322 ff. — Literatur und Folklore im klassischen Altertum. Acta Ant. Hung. VII. 1959, ferner zahlreiche Hinweise auch sonst.

³ Man findet darüber eine zusammenfassende Literatur in meiner Studie: *Regelő Monday. (The First Monday after Epiphany)*. Acta Ethnographica VIII. Fasc. 1—2. 1959. Ferner: *Naptári ünnepek — népi színjátszás* (= Kalenderfeiertage — volkstümliche Theaterdarstellung). Bp. 1964. passim.

I. Trecsenyi-Waldapfel erwähnt von diesen Festen in seiner oben zitierten Studie das Wolfsfest der Bulgaren und die damit zusammenhängende ätiologische Sage. «Aufzeichnungen aus dem XIX. Jahrhundert zeigen, daß z. B. in Bulgarien der ganze Zusammenhang als organisches Ganzes fortlebt, vielleicht auch jenes Moment, welches in der antiken Überlieferung am unklarsten ausgesprochen wird, die Rolle der Raubwölfin Harpalyke» schreibt er. «Als nämlich der Winter einbricht . . . finden im November die sog. 'Wolfsfeste' statt, die mit einer ätiologischen Sage begründet werden; die ätiologische Sage setzt übrigens, wie oft, den mit ihr begründeten Brauch als schon in einer früheren Zeit bestehend voraus. Man hat diese Wolfsfeste vernachlässigt, der Wolf hat aber sein Recht dazu bewiesen. Eine Frau flickte — die besondere Observanz dieser Tage außer acht lassend — den Mantel ihres Gatten, danach griff ihn ein Wolf an, riß ihm den Fleck vom Mantel herab und entfernte sich nachher im Wald, usw.»⁴

Das Wolfsfest im November und das damit verbundene Nähverbot für Frauen ist nicht nur den Bulgaren sondern auch anderen Balkanvölkern bekannt. Ein Zeitpunkt des Wolfsfestes ist bei den Neugriechen der 11. November, der Menas-Tag,⁵ an dem Hirtenfrauen keine Schere in die Hand nehmen dürfen, ja die Schere wird mit einem Faden gebunden, um damit auch das Maul des Wolfes gebunden werde.

Der Tag des Wolfsfestes und des damit verbundenen Nähverbotes mag bei den Südslawen auch ein anderer sein. Schneeweiß erwähnt den Feiertag der Maria am 21. November, als den Tag des Wolfsfestes. «Am 21. November *Vavedenije* 'Darstellung Mariä im Tempel' (Ls. Homolje), *Sv. Prečista* 'die Reine' (Boljevac) feiert man in der Ls. Homolje gegen die Wölfe.»⁶

Das Wolfsfest und das damit zusammenhängende Nähverbot ist nur eines der volkstümlichen Feste zwischen Oktober und November, die mit weiblichem Arbeitsverbot verbunden sind. Čičerov schreibt darüber folgendes: «Es gibt im Alltags- und Agrarkalender des vorrevolutionären Dorfes solche hervorragende Daten in der Periode Oktober–Dezember, die besonders als von Frauen verehrte Tage in Evidenz gehalten werden, und die für die Frauen als Feiertage der Patrone ihres Schicksals, ihres Lebens und ihrer Arbeit gelten.»⁷

Diese Tage sind im allgemeinen mit weiblichem Arbeitsverbot verbunden. Es kann an diesen Tagen verboten sein: Weben, Nähen, Brotbacken, Feueranzünden, oder jegliche weibliche Arbeit.

Solche Tage waren bei den Russen z. B.: 1. September, 14. und 21. Oktober, 21. November (Tag der Darstellung Mariä im Tempel), 24. November (Katherinentag), 4. Dezember (Barbara) und 9. Dezember.

⁴ Werden und Wesen der bukolischen Poesie, 12–13.

⁵ G. A. MEGAS: Greek Calendar Customs. Athens, 1958. 21.

⁶ E. SCHNEEWEIß: Serbokroatische Volksbünde I. Berlin, 1961. 109.

⁷ В. И. ЧИЧЕРОВ: Зимний период русского народного земледельческого календаря XVI–XIX веков. Moskau 1957. ung. in Manuskript. 72 ff.)

Der weibliche Festcharakter dieser Tage und das mit ihnen verbundene weibliche Arbeitsverbot sind auch bei anderen osteuropäischen Völkern bekannt. Darunter sind ausgesprochen weibliche Feiertage auch bei den Griechen der 21. November, ein Maria-Tag, weiters der Tag der Barbara; an diesem letzteren dürfen die Frauen nicht kehren. Auch bei den Serbokroaten sind im großen und ganzen dieselben Daten bedeutend: 21. November (Maria-Feiertag); der Katherinentag, an dem man nicht spinnen darf; ferner Tag der Barbara, und bei den katholischen Kroaten, sowie bei den Slowenen auch der Luzientag.⁸

Diese Reihe der mit Arbeitsverbot verbundenen Frauen-Feiertage ist auch bei uns bekannt; bei den Ungarn kulminiert diese Reihe am 13. Dezember, am Luzientag. Ähnlich ist es auch bei jenen Nachbarvölkern, die dem Bekenntnis nach der westlichen Kirche angehören: bei den Slowenen, Kroaten, Slowaken, Mähren und bei den Österreichern; bei allen diesen Völkern hat der Luzientag eine zentrale Bedeutung.

Aber es waren bei uns auch andere Tage mit weiblichem Arbeitsverbot im November und am Anfang Dezember nicht unbekannt. Diese Tage waren im allgemeinen mit Heiratsvoraussage für Mädchen verbunden, und es wurden an diesen Tagen auch rituelle Speisen (Plätzchen, Pogatsche, Brei) bereitet.

Am 21. November, dem Tag der Darstellung der heiligen Jungfrau, gilt auch bei uns weibliches Arbeitsverbot. Der 25. November (Katherinentag) ist ein Tag der Heiratsvoraussage für Mädchen. Am 30. November gilt ebenfalls weibliches Arbeitsverbot; dies ist auch ein Tag des Liebesorakels. Am Tag der Barbara galt in Transdanubien weibliches Arbeitsverbot; auch das Feuer durften an diesem Tag nur Männer anzünden. Und schließlich verboten war die weibliche Arbeit auch am Luzientag; mit diesem Tag verband sich bei den Ungarn aller Aberglaube und alle magische Handlungen, die bei den anderen osteuropäischen Völkern mit anderen ähnlichen Tagen verbunden waren.⁹ An diesem Tag zaubert man das Kleinvieh, es wird geweißt mit Hilfe der Luzien-Pogatsche, und es wird die Anfertigung des Luzien-Stuhles begonnen etc.

In den letzten Jahren habe ich mehrere ungarische und kroatische ätiologische Sagen im Zusammenhang mit dem weiblichen Arbeitsverbot an Barbara- und Luzientagen aufgezeichnet. Die auf Luzie bezüglichen Aberglauben sind unter Ungarn und Südslawen gleichermaßen bekannt. Der Tag der Barbara hat hauptsächlich in den südslawischen Dörfern eine große Bedeutung. Die Aberglauben und Bräuche des Barbara-Tages sind dieselben als diejenigen des Luzien-Tages; man hat es also hier mit der bekannten Erscheinung der Feiertag-Verdoppelung zu tun.

⁸ SCHNEEWEIß: a. W. 109 ff. — L. KRETZENBACHER: Santa Lucia und die Lutzel-frau. München, 1959.

⁹ Darüber zusammenfassend Zs. SZENDREY: A magyarság néprajza (= Die Volkskunde des Ungarntums) Bd. IV. Kapitel: «Denkwürdige Tage».

Am Luzientag erscheinen sowohl in ungarischen wie auch in südslawischen Dörfern manchmal Maskendarsteller der Luzie; Barbara-Darsteller kommen nur in den südslawischen Dörfern vor.¹⁰

Eine gemeinsame Eigentümlichkeit der ungarischen, kroatischen und wendischen ätiologischen Sagen, die sich auf die Barbara- und Luzientage beziehen, besteht darin, daß die Schutzheilige des Festtages selber, Luzie oder Barbara, das Einhalten des Arbeitsverbotes kontrolliert; die Schutzheilige bestraft diejenigen, die dem Verbot zuwiderhandeln. Diese Form der Erklärungssagen hängt zweifellos mit dem Brauch der Maskendarstellung zusammen. Die «wahre» Luzie/Barbara beobachtet hinter der Maske die Mädchen und Kinder, wie sie sich benehmen; darum fällt auch in den Sagen ihr die Kontrolle zu, sie geht überall herum, um die dem Verbot zuwiderhandelnden zu bestrafen.

Die Darstellerin der Luzie hat meistens eine weiße Hülle an; vor dem Gesicht trägt sie ein Sieb, oder sie hat Hörner am Kopf. Eine Maskendarstellung der Barbara kommt ziemlich selten vor. Im Dezember 1966 hatte ich Gelegenheit in Horvátkimle einer Barbara-Maskendarstellung der Dorfbewohner mit kroatischer Muttersprache beizuwohnen. Die Barbara erschien hier völlig weißgekleidet, auch am Gesicht trug sie einen weißen Schleier, und in der Hand hielt sie einen Holzlöffel. Dasselbst besucht auch die Luzie die Häuser weißgekleidet, aber anstatt des Holzlöffels hat sie meistens ein Nudelholz in der Hand.¹¹

Auf slowakischem, tschechisch-mährischem und österreichischem Gebiet haben die Luzien (bzw. ihre Entsprechungen) Vogelschnäbel, oder sie haben furchterregende Masken an.¹²

Die ätiologischen Sagen von der Kontrolle und der Strafe der Luzie sind überall im Lande bekannt. Manche von diesen beziehen sich auf das Waschverbot; Luzie wirft die Waschschüssel über den Kopf der Frau, die dem Verbot zuwiderhandelt.

«Es geschah einmal am Luzientag, daß eine Frau gedünstet hatte. Da kommt eine andere und fragt sie: Was machst du denn? - Sie erwidert darauf: Ich wasche.

Aber weißt du denn nicht, was für ein Tag heute ist?

Doch ich weiß, es ist Luzientag. Aber bis sie hierher kommt, bin ich Waschen und Dünsten fertig.

— Aber Luzie hat ihr aus Strafe das Schaffel sogleich über den Kopf geworfen.»

(1963. Szentmihályhegy, Kom. Somogy)¹³

¹⁰ Zu den Luzie-Darstellungen: DÖMÖTÖR—EPERJESSY: *Dodola and other Slavonic folk-customs in County Baranya*, Acta Ethnographica XVI. 1967. 399 ff. mit Lichtbildern. Ebd. weitere Literatur.

¹¹ Vgl. T. DÖMÖTÖR: Masken in Ungarn. Sonderabdruck aus dem Schweiz. Archiv für Volkskunde Basel, Jg. 63. 1967. Heft 3—4 (mit Lichtbildern).

¹² KRETZENBACHER, *op. cit.*, passim.

¹³ Aufgezeichnet durch T. DÖMÖTÖR und E. EPERJESSY.

Einmal ging eine Frau zu ihrer Nachbarin, und sieht, daß diese wäscht. Sie sagt zu ihr: Wieso waschen Sie jetzt? Heute ist doch Luzientag. Oh, bis jene Luzie kommt, bin ich auch sechsmal mit dem Waschen fertig.

Aber kaum hatte sie dies gesagt — sie hatte den Klöpfel eben in der Hand —, als sie sich in Stein verwandelte.

(1963, Soltvadkert)¹⁴

Das Motiv der zu Stein verwandelten Wäscherin wird auch im 19. Jh. bei Ipolyi schon erwähnt:

«Man sieht in Hont auf dem Ackerfeld unter Heißquellen einen Felsen, der wie ein Laugekessel aussieht. Darüber steht eine menschliche Gestalt, und unten sprudelt eine heiße Quelle hervor. Nach der Sage hat jemand hier am Luzientag, gegen den Brauch, gelaugt. Eine Nachbarsfrau sah es, und sie warf ihr empört vor: Nachbarin, warum laugen Sie denn am Luzientag? Bis die Luzie ankommt — erwiderte die andere — bin ich mit dem Laugen schon fertig. — Aber kaum hat sie dies gesagt, und schon verwandelte sie sich zusammen mit dem Laugekessel in Stein.»¹⁵

Ernst nimmt Luzie auch das Verbot des Spinnens und Webens. Sie wirft der Frau eine Spindel zum Fenster hinein, oder «sie näht den Hinterteil der Hühner zusammen», wenn die Wirtin an diesem Tage näht. Die folgende Geschichte von Transdanubien erzählt, wie jene Frau bestraft wurde, die am Luzientag gewebt hatte.

«An diesem Tag arbeitet man überhaupt nicht, nicht wahr. Aber eine Frau tat es doch. Da erschien ihr die Luzie und fragte, warum sie an diesem Tag arbeitet? Weiß sie denn nicht, daß es Luzientag ist? Sie erwidert ihr darauf: Bis die Luzie herkommt, bin ich mit dem Weben schon fertig. — Aber die Luzie ist doch früher hergekommen, und jenes kleine Stückchen konnte sie nicht fertigmachen. Sie hätte noch etwa ein Meter weben müssen, aber das konnte sie nicht mehr beenden.»¹⁶

Die am Luzientag gemachte Arbeit wird zum Schmutz.¹⁷ Für das Arbeitsverbot am Luzientag habe ich auch eine andere Begründung in Komitat Somogy gehört.

«Am Luzientag wird also nicht genäht, und auch am Tag der Barbara nicht. Sie kennen den Heidensterz wohl, nicht wahr? Auch der wird am Luzientag nicht gebrochen. Die alten Leute pflegten es zu sagen: sonst kommt der

¹⁴ Aufgezeichnet durch M. ÉGETŐ.

¹⁵ A. IPOLYI: *Magyar mythologia* (= Ungarische Mythologie). Bp. 1929. 3. Aufl. I. 191.

¹⁶ Gesammelt durch T. DÖMÖTÖR und E. ÉPERJESSY. 1964, Harkányfürdő.

¹⁷ G. RÓHEIM: *Magyar néphit és népszokások* (= Ungarischer Volksglaube und Volksbräuche). Bp. 1925. 229 und *Adalékok a magyar néphithez* (= Beiträge zum ungarischen Volksglauben) II. Bp. 1920.

Schaft aus der Axt immer heraus, d. h. er schlottert immer. Umsonst keilt man ihn, Schaft und Axt sitzen dann nie fest . . .»¹⁸

Man sieht den Zusammenhang der Maskendarstellung und der ätiologischen Sage besonders klar dann, wenn man jene anderen ätiologischen Sagen der Arbeitsverbote ins Auge faßt, die sich auf Feiertage beziehen, an denen keine Maskendarstellungen üblich sind. In diesen anderen Fällen wird entweder die Arbeit erfolglos, oder derjenige wird bestraft, der dem Verbot zuwiderhandelt, aber die beleidigte Gottheit erscheint *nicht* persönlich, in anthropomorpher Gestalt.

Das am Fronleichnam gebackene Brot wird blutig, oder es wird zu Stein. Das Brot, das man am Tage des heiligen Kreuzes gebacken hatte, wird zu Stein, oder zu einer Kröte. Die Frau, die am Feiertag des Neumondes, oder am Sonntag Hanf wäscht, wird von der Schlange bedroht:

«Die Frau ist gegangen, um Hanf zu waschen. Sie sagt sich, bis Montag könnte er wasserweich werden, und dann ist er zu nichts mehr gut. Als sie nun den Hanf wäscht, diese Frau, Irene, da kommt ein Bettler, und er sagt zu ihr:

— Du, Frau, weißt du denn nicht, was heute ist?

Doch, ich weiß es.

Warum machst du es denn?

Darum bin ich in der Früh gekommen, um mit ihm vor der heiligen Messe noch fertig zu werden. Denn bis morgen kann mein Hanf wasserweich werden.

Darauf fragt er nun:

— Was möchtest du lieber? Ein Kind stillen, oder sogleich sterben?

Die Frau sagt:

— Dann stille ich doch schon lieber ein Kind!

Und in diesem Augenblick kommt eine Schlange aus dem Wasser, schlingt sich um die Frau und saugt an ihr.»¹⁹

Das Verbot der weiblichen Arbeit am Freitag des Neumondes oder am Sonntag führt schon zu dem Arbeitsverbot der einzelnen Wochentage hinüber. Belege für die sog. «*Frau des Dienstages*» sind in den letzten Jahrzehnten auf ungarischem Sprachgebiet nicht mehr gefunden worden; im vorigen Jahrhundert zitierte noch eine solche Angabe Ipolyi nach der Mitteilung von Karcsay. Ähnliche Personifikationen waren bei den Rumänen die *Frau des Dienstags*, die *heilige Mutter Freitag*, die auch bei den östlichen Slawen verehrt wurde, u. a. m.²⁰

¹⁸ Szentmihályhegy, Kom. Somogy. 1963. Aufgezeichnet durch T. Dömötör—E. EPERJESSY.

¹⁹ Gesammelt durch T. Dömötör—E. EPERJESSY, Szentmihályhegy, Kom. Somogy 1964.

²⁰ Zu dieser Frage siehe die Kontroverse auf den Spalten der «*Ethnographia*» mit den Beiträgen von L. KATONA, I. SZABÓ, M. ROSKA und G. RÓHEIM in den Jahrgängen 1905, 1906, 1910, 1912, 1913 und 1914. Ferner meine Rezension über Kretzenbacher, Santa Lucia und die Lutzelfrau. Ethn. 1961. 474 ff.

Die Verehrung übermenschlicher Wesen, die die Namen der Wochentage führen und das Arbeitsverbot kontrollieren, geht auch auf Asien hinüber. Diese Übereinstimmung fiel auch schon Bleichsteiner auf, der in seiner Studie «Perchtengestalten in Asien» die «Frau des Dienstags» bei den Tadshiken erwähnt; dieses mythische Wesen ist die Schutzheilige des Spinnens, an ihrem Feiertag darf man nicht spinnen. Es wurde ihr auch Mehlspeise bereitet⁵ und sie hat mit dem Geflügel eine ebensolche Verbindung, wie Luzie. Auf dem Mehl, das man ihr opfert, sieht man z. B. Hühner-Fußspuren.²¹

Es wurden mehrere Hypothesen aufgestellt, um den Ursprung jener Kalenderheiligen, die weibliches Arbeitsverbot verordnen und kontrollieren, und überhaupt um den Ursprung der winterlichen Frauen-Feiertage zu erklären. Es bleibe hier nicht unerwähnt, daß die Zeitpunkte dieser weiblichen Feiertage sich immer mehr hinausschieben, ja mehr man von Ost-Europa nach Westen geht. Wie man sah, ist dies auf dem Balkan eher noch ein Novemberfest. In Mitteleuropa ist der Luzientag, der 13. Dezember das bezeichnendste Datum. Geht man noch mehr nach Westen, so werden Name und Gestalt der Luzie durch *Perchta* verdrängt. Das Erscheinen von *Perchta* wird in Salzburg und in Tirol am Vorabend des Dreikönigstages erwartet. Auch die maskierten Darstellerinnen der *Perchta* erscheinen zu diesem Zeitpunkt.²²

Da die eingehende Erörterung dieses Problemkreises hier nicht möglich ist, möchte ich diesmal nur einige Lösungsversuche erwähnen.

Es fragt sich vor allem, ob diese Festtage, deren Zeitpunkte in der Periode von Oktober bis zum Dreikönigstag auftauchen, die vom Balkan bis zu den Alpen bekannt, und mit weiblichem Arbeitsverbot verbunden sind, deren Namen so verschieden, aber deren Charakterzüge doch ziemlich einheitlich sind, ob also diese Festtage in der Tat zusammengehören, oder voneinander unabhängig entstanden.

Diejenigen, die der Ansicht sind, daß diese Aberglauben und Bräuche einen gemeinsamen Ursprung haben, vermuten meistens das Fortleben des Kultes von irgendeiner antiken weiblichen Gottheit. Man hat hier vor allem an den Kult der Artemis-Diana-Hekate, bzw. an das Fortleben des Kultes einer uralten Mondgöttin gedacht.²³ Es könnte auch von dem Fortleben des Demeter-Kultes die Rede sein. Megas schreibt z. B. folgendermaßen über das Maria-Fest des 21. November: «This feast-day is commonly known as Our Lady Mesosporitissa . . . It is also called Our Lady Polysporitissa, because it is the custom on this day to boil several varieties of corn in a large cauldron . . .»²⁴

²¹ BLEICHSTEINER: Archiv für Völkerkunde VIII, 1953, ferner meine in Anm. 20 genannte Rezension.

²² Ich zähle hier die große Literatur über die *Perchta*-Frage nicht auf. Zusammenfassend wird die Frage behandelt: KRETZENBACHER, a. W. 66 ff. — W. LIUNGMAN: Traditionswanderungen Euphrat-Rhein I—II, Helsinki 1937—38. II. XVIII—XIX Kapitel. — A. DÖRRER: Tiroler Fasnacht. Wien 1949.

²³ Hauptsächlich LIUNGMAN, a. W.

²⁴ MEGAS, a. W. 22—23. Er beruft sich hauptsächlich auf M. P. Nilsson.

Im Zusammenhang mit der Darbringung des «panspermia» verweist er auf den Demeter-Kult. Aus demselben Grunde verband auch Schneeweiß den Tag der Varvara (Barbara) mit dem Demeter-Kult.²⁵

Die Gleichsetzung von Perchta (Bercht) der Artemis-Diana-Hekate haben gelehrte Verfasser seit dem Mittelalter schon mehrmals versucht. Auch im Humanismus kam diese Vermutung öfters hervor. Nach dem Rekonstruktionsversuch von W. Liungman hätten die Illyrier jene kleinasiatisch-griechisch-römische Tradition, die mit dem Kult dieser antiken Göttin verbunden war, an die «Bajuwaren» weitergegeben, und so wäre die Gestalt Perchta zustande gekommen. Mehrere österreichische Folkloristen haben diese Hypothese von Liungman übernommen.²⁶

Es wurde auch versucht, Perchta, Luzie und die anderen winterlichen Göttinnen aus der altgermanischen, bzw. slawischen oder keltischen Glaubenswelt abzuleiten.²⁷ Und schließlich haben *Mannhardt*, und nach ihm auch andere, in diesen weiblichen Gestalten einfache Kalenderpersonifikationen erblickt; diese Personifikationen wären zustande gekommen, um ältere, nicht mehr verständliche Tabus und magische Handlungen zu erklären. Mannhardt möchte auch in diesen Festtagen den Kult eines Vegetationsdämons entdecken. «In Rumänien glaubt man an gütige Wesen . . . d. i. heilige Mutter Sonntag, Mittwoch und Freitag . . . Die Russen haben aus dem Worte *pjatnica* Freitag eine Heilige *Pjatnica* gemacht, welche zornig sei, wenn die Leute ihr Fest nicht halten . . . Wie in den bisher angeführten Beispielen der Wochentage sind auch hervorragende Heiligtage des Kalenders zu Personen geworden, deren Namen dann natürlich mit den Namen der Heiligen zusammenfallen.»²⁸ Er ist auch damit nicht einverstanden, daß *Grimm* die Perchta für eine heidnische Göttin der Germanen hielt, wo sie in der Wirklichkeit doch nur eine Personifikation des Dreikönigstages ist, ebenso wie auch Luzie, die mittelalterliche Personifikation der Wintersonnwende zu mythischer Person geworden ist. Er schließt seine diesbezüglichen Erörterungen mit der Bemerkung, daß diese Personifikationen der Jahreszeiten und Kalender-Feiertage sich mit mythischen Vorstellungen verbanden, die in den Kreis der Vegetationsdämonen gehören.²⁹

²⁵ SCHNEEWEIß: a. W. 110. — Siehe noch das zusammenfassende Buch von E. O. JAMES: *Seasonal feasts and festivals*. London 1961, mit weiterer Literatur und M. P. NILSSON: *Greek Folk Religion*. New York 1940.

²⁶ Siehe meine Anm. 22.

²⁷ Unter anderen: E. FEHRLE: *Feste und Volksbräuche im Jahreslauf europäischer Völker*. Kassel, 1955. 25 ff. Nachdem Perchta schon zu dem Festkreis um die Mitte des Winters gehört, beruft man sich hier gewöhnlich auf die germanische Jul-Feier, an die *Modraneht* (erwähnt durch Beda *Venerabilis*), an die aus der nordgermanischen Mythologie bekannten Göttinnen und Schicksalsfrauen, an die italische Befana-Personifikation, u. a. m. Über alle diese ausführlich LIUNGMAN, *op. cit.*

²⁸ W. MANNHARDT: *Wald und Feldkulte*. I—II. Berlin, 1875. II. 184—186, in Anmerkung.

²⁹ MANNHARDT: a. W. 184.

Von Sydow bezeichnet diese übernatürlichen Wesen, mit denen man die Arbeitsverbote ätiologisch begründet, als «taboo ficts»; mit ihrer Erörterung beschäftigt er sich in mehreren Untersuchungen.³⁰

Čičerov stellt über die weiblichen Festtage, die in der Periode Oktober-Dezember vorkommen, fest, daß man über diese hindurch von Monat zu Monat die Gestalt eines vielseitigen Wesens verfolgen kann; dieses Wesen ist Helferin und Patronin der Frauen, und es fördert die Fruchtbarkeit sowohl des Menschen, wie auch des Bodens.³¹ Auch Kretzenbacher denkt an das Fortleben einer uralten, gemeineuropäischen Vorstellung, indem er schreibt: «Denn sie alle dürften eine Mittwinterfrau unter ihren Glaubensvorstellungen gehabt haben, die deswegen zur Mittwinterzeit umgeht, weil ein solches weiblich gedachtes Mythenwesen . . . unzweifelhaft mit dem Toten- und Fruchtbarkeitskult wesentlich zusammenhängt.»³²

Im wesentlichen bekommt man aus diesen Ansichten das folgende Bild: bei den ackerbauenden Völkern Osteuropas stand schon seit uralten Zeiten zu Anfang des Winters die Sorge um das neue Leben, um die Zukunft der Pflanzenwelt im Mittelpunkt des Denkens. Diese Sorge mag zu dem Kult der die menschliche und pflanzliche Fruchtbarkeit symbolisierenden Frauengestalten geführt haben. Diese Frauengestalten haben jedoch nicht nur positive sondern auch negative Züge: sie sind auf einmal Muttergöttinnen und Hexen, Wolfsgöttinnen, Hoffnung und verheerende Macht.

Unter dem Gesichtspunkt des ungarischen Volksglaubens ist diese Frage deswegen interessant, weil in den ungarischen Luzie-Aberglauben die positiven und negativen Züge des Festes gleichermaßen vorhanden sind. Man hat auf diesem Gebiete — auch nach den frühen und sehr differenzierten Analysen von Róheim — noch viele Untersuchungsmöglichkeiten. Die ungarischen Luzie-Aberglauben und Bräuche vereinigen in sich sozusagen alle Züge der ähnlichen weiblichen Festtage der Völker von uns nach Osten und nach Westen zu.³³ Darum werden wir uns auch nicht damit begnügen dürfen, daß wir die allgemeinen Merkmale dieser winterlichen Festtage erschließen. Mit Hilfe eines differenzierteren Untersuchens eben des ungarischen Luzientages wird man auch konkretere historische und geographische Zusammenhänge nachweisen können.³⁴

Budapest.

³⁰ C. W. VON SYDOW: *Selected Papers on Folklore*. Copenhagen, 1948. — Vgl. dazu meine Studien: *Zur Frage der sogenannten Kausalfiktionen*, IV. International Congress for Folk-Narrative Research. Athens, 1965. Ferner: *Animistic Concepts and Supernatural Power in Hungarian Folk Narratives and Folk Customs*, *Journal of the Folklore Institute*. Bloomington. Vol. IV. June 1967.

³¹ ČIČEROV: a. W.

³² KRETZENBACHER: a. W. 23.

³³ Róheim: in den zitierten Werken.

³⁴ Dies wird auch durch eine Anmerkung von I. Weber-Kellermann nahegelegt. (Der Luzienstuhl im deutschen und ungarischen Volksglauben, *Hessische Blätter für Volkskunde*, Bd. 49/50.) Es wird hier auf die wichtige Vermittlerrolle der ungarischen Luzienbräuche zwischen den ähnlichen Bräuchen und Aberglauben der umliegenden Völker hingewiesen.

ETRUSKOLOGIE UND NEOTROMBETTIANISMUS

I

Alle sicheren Angaben, die wir über die Herkunft der Etrusker besitzen, weisen klar darauf hin, daß die Etrusker aus *Westkleinasien* stammen und mit den *Lydern* nahe verwandt sind. *Frappante etruskisch-lydische Verwandtschaftszüge* sind schon seit langem bekannt. Auf Grund der neuesten Forschungen der lydischen Sprachreste wurde festgestellt, daß Lydisch mit dem Hethitischen eng verwandt ist. Etruskisch ist ebenfalls mit dem Hethitischen sehr eng verwandt. *Hethitisch ist jene Sprache, die sonst bekannt und mit dem Etruskischen derart verwandt ist, daß die etruskische Grammatik und die etruskischen Wörter verständlich werden.* Dies habe ich in verschiedenen Arbeiten ausführlich dargelegt.¹

Das Haupthindernis, um diese wissenschaftliche Umwälzung auf dem Gebiete der Etruskologie annehmen zu können, war der lange Zeit herrschende anti-indoeuropäistische Panmediterranismus. Heute hat der Panmediterranismus stark an Boden verloren, doch er lebt nach wie vor in verschiedenem Maße als Atavismus in den Auffassungen gewisser Forscher fort.

Unlängst veröffentlichte der italienische Sprachforscher A. Durante eine Arbeit über die sprachliche Stellung des Etruskischen unter dem Titel «Considerazioni intorno al problema della classificazione dell'etrusco».² Das ist ein Versuch, den Panmediterranismus teilweise durch einen Neotrombettianismus zu ersetzen. Zunächst formuliert M. Durante seine Auffassung folgendermaßen: «il principio, da noi formulato, che indoeuropeo e fase preistorica

¹ V. I. GEORGIEV; Hethitisch und Etruskisch. Sofia 1962; Späthethitisch = Altruskisch. *Linguistique Balkanique* 7/2 (1963) S. 5 ff.; Etruskisch ist Späthethitisch. *Die Sprache* 10 (1964) S. 159 ff.; La bilingue di Pyrgi e l'origine ittita dell'etrusco. *Linguistique Balkanique* 9/1, (1964) S. 71 ff.; Zwei neugefundene altruskische Inschriften und ihre Bedeutung für die Herkunft der etruskischen Sprache. *Glotta* 42 (1964) S. 219 ff.; Die Bilingue von Pyrgi als Beweis für die hethitische Herkunft der etruskischen Sprache. *Linguistique Balkanique* 11/1 (1966) S. 25 ff.; Introduzione alla storia delle lingue indeuropee. Roma 1966. S. 261 ff.; Hethitisch, Lydisch, Etruskisch. *Linguistique Balkanique* 11/2 (1967) S. 5 ff.; Die hethitische Herkunft der etruskischen Morphologie. *Studi Micenei ed Egeo-anatolici* 4 (1967) S. 55 ff.; Die Genitivformen des Hieroglyphisch-Hethitischen. *Revue hittite et asianique* 25 fasc. 81 (1967) S. 164 f.

² *Studi Micenei ed Egeo-anatolici* 7 (1968) S. 7 ff.

dell'etrusco costituiscono mondi indipendenti, ma non del tutto eterogenei, corrisponde a un convincimento largamente diffuso nella cultura linguistica d'oggi, che si è concretato nelle note formule di 'protoindoeuropeo' e di 'periindoeuropeo' . . . » (S. 17).

Das «periindoeuropeo» von G. Devoto ist nichts anderes als die «protindogermanische Theorie» von P. Kretschmer mit gewissen Konzessionen meiner Pelasgertheorie. Kretschmers Theorie stellt jedoch nur einen verzweifelten Versuch dar, seine veraltete und schon überwundene «vorindogermanische These» wenigstens teilweise zu retten. Sie ist nichts anderes als eine Mischung von veralteten panmediterranistischen Auffassungen mit gewissen Konzessionen in bezug auf die neuen Tatsachen der Indoeuropäistik. Diese Theorie ist heute gänzlich überwunden; sie findet eine gewisse Sympathie nur bei manchen (gewesenen) Panmediterranisten.

M. Durante hat nun einen Schritt weiter zu Gunsten der Indoeuropäistik getan,³ aber sein Versuch, den Panmediterranismus durch einen gemilderten Trombettianismus zu ersetzen, hat alles durcheinandergeworfen. Seine Methodologie wird folgendermaßen formuliert: «il metodo a cui ha sempre tenuto fede A. Trombetti, ed è, a nostro avviso, l'unica posizione coerente in materia di classificazione dell'etrusco.»

M. Durante behauptet, daß folgende «fenomeni . . . non trovano la più lontana rispondenza nella grammatica indoeuropea» (S. 9):

1) «la mancanza di *o*». Aber viele ide. Sprachgruppen (Germanisch, Baltisch, Indoiranisch, Hethitisch-Luwisch) haben kein *o*, da ide. *o* hier zu *a* wurde. In der Tat ist das Fehlen von *o* im Etruskischen ein Argument für seine hethitische Herkunft.

2) «l'indistinzione di tenui e medie». Das ist ebenfalls ein gutes Argument für die hethitische Herkunft des Etruskischen.

3) «la distinzione . . . di una sibilante forte o intensa e di una scempia o lena.» Das Etruskische hat vom Hethitischen *s* und *z* (= *ts*)⁴ ererbt; *ś* ist in der vorliterarischen Geschichte des Etruskischen entstanden, und zwar aus *sy*, *sty*, *sk'* (vor *y*, *i*, *e*), *sh*, *ks*, *tw* u. dgl.⁵ Im Spätetruskischen werden diese Laute oft verwechselt.

4) «la cosiddetta riderterminazione: *vel-us-la* 'del (figlio) die Vel'». Wie ich schon ausführlich dargelegt habe,⁶ bedeutet **Velus-sla* «Velis-e-gente (stirpe)»: *sla* ist Ablativ von *sul* «gens, stirps, natus» = lyd. *śul-oś* Abl., vgl. heth. *-hsu-* und hier. heth. *hasu-* «Geschlecht, Herkunft». Diese Bildung ist also vom Typus

³ Vgl. a.a.O., S. 23 f., 32 ff.

⁴ Darüber s. G. BONFANTE: La pronuncia della *z* in etrusco. Studi Etruschi 36 (1968) S. 57 ff.

⁵ Wie in der Geschichte des Italienischen (Toskanischen) vgl. italien. *s*, *sc(i)* = *ś* und *z* = *ts*.

⁶ Darüber s. V. GEORGIEV: Linguistique Balkanique 11/2 (1967) S. 5 ff. und Studi Micenei ed Egeo-anatolici 4 (1967) S. 69.

der Personennamen wie *Gunnarsson*, *Jakobson*. Es gibt keine «rideterminazione» im Etruskischen.

5) «l'infissazione del segno del plurale tra tema e desinenza, questa indifferente al numero: *clen-ar-āsi* 'per i figli'». Wie ich schon bewiesen habe, handelt es sich hier um ein Kollektivum.⁷ Außerdem hat Verf. selbst auf Kollektivbildungen wie lat. *centuria*, osk.-umbr. *pumperio-*, ahd. *hundari* «Hunderschaft», russ. *detvorā* «Kinder», poln. *osoria* «Wespennest» u. dgl. mit Recht hingewiesen (a. a. O., S. 14).

6) «il fatto che soltanto certe categorie nominali, ancora non ben delimitabili, ammettano un plurale.» Im Etruskischen ist der Plural gut belegt, vgl. z. B. altetr. *tameres* (Pyrgi) = heth. *dammāres* Nom. Plur., spätetr. *tameru*(. . .) (TLE 98) = heth. *dammārus* Akk. Plur. von *tamera* (TLE 170, 172, 185) = heth. *dammāra-s* c. «niedrige(r) Kulddiener(in)»,⁸ das mit kypr. *Ταμυράδαι ἱερεῖς τινες ἐν Κύπρῳ* (Hesych.) und kylik. *Tamiras*, den Namen eines, in Kypros emigrierten sacerdos-haruspex (Tac. Hist. II 3). Wie bekannt, findet man jedoch bei gewissen hethitischen Namen keinen Unterschied zwischen Singular und Plural, z. B.:

- katruwas* c. Nom. Sing. und Plur. «Zeuge» und «Zeugen».
- arahzenas* Adj. Nom. Sing. und Plur. «benachbart» und «benachbarte»
- halkis* c. Nom. Sing. und Plur. «Getreide» und «Getreiden»
- huwasi* n. Nom. Sing. und Plur. «Malstein» und «Malsteine»
- suppis* Adj. Nom. Sing. und Plur. «rein» und «reine»
- wastul* n. Nom. Sing. und Plur. «Sünde» und «Sünden»
- taksul* Adj. Nom. Sing. und Plur. «befreundet» und «befreundete»

Dieselbe morphologische Eigentümlichkeit tritt auch im Etruskischen auf: sie ist aus dem Hethitischen ererbt.

7) «Un altro fenomeno estraneo alla tipologia i.-e. arcaica . . . è la cosiddetta *Gruppenflexion*, vale a dire l'applicazione di desinenza zero a un membro interno di sintagma.» Verf. hat. keine Beispiele dafür gegeben. Es handelt sich m. E. um eine verfehlte Interpretation der Tatsachen.

8) «E pure il lessico è in gran parte eterogeneo, specialmente in quei settori semantici che . . . non rientrano che eccezionalmente nella categoria dei prestiti.» In der Tat ist der etruskische Wortschatz im Grunde hethitischer Herkunft: wie bekannt, findet man im Hethitischen luwische, hattische, hurritische und semitische Lehnwörter. Außerdem wurde das Uretruskische (= Trojanische) in Westkleinasien teilweise vom Mysischen (Dardanischen), Phrygi-

⁷ Darüber s. V. GEORGIEV: *Linguistique Balkanique* 11/1 (1966) S. 55 f.

⁸ A. DURANTE: a. a. O., S. 46 schreibt: «Il collegamento etrusco-anatolico è nostro . . .» Diese Zusammenstellung erscheint jedoch in meinen Arbeiten seit 1962, s. z. B. *Hethitisch und Etruskisch*, S. 50.

schen, Thrakischen und Luwischen beeinflußt. Später in Italien bekam das Etruskische manches vom umbrischen und dem latinisch-faliskischen Substrat, sowie auch griechische Lehnwörter. Das Hethitische zeigt, daß auch Numeralien und Verwandtschaftsbezeichnungen entlehnt werden können.

9) Infolgenden Fällen findet M. Durante keine Möglichkeit, «da permettere il puro e semplice inserimento del dato etrusco entro l'alveo della tradizione indoeuropea» (S. 10):

a) «Caso retto: morfema zero.» Das ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung: das auslautende *s* des Nominativus Singularis ist geschwunden, und zwar ebenso wie im Altlatein, im Spätgriechischen und sonst.

b) «Primo 'genitivo': -*s/š(i)*.» Es handelt sich um den vom Hethitischen ererbten Genitiv auf -*as*, was im Spätetruskischen durch Synkope zu -*s* wurde, z. B. altetr. *Tinas* > spätetr. *Tinš*.⁹ Die Form -*s/š(i)* ist kein Genitiv.¹⁰

c) «Secondo 'genitivo' (arcaico): -*š/sa*, rideclinato -*š/sla*. La distinzione dal genitivo precedente viene assicurata . . . dal fatto che la sibilante viene resa con grafemi diversi: Etruria interna -*š(i)*, ma -*sa*, -*sla*, area meridionale -*s(i)*, ma -*ša*, -*šla*.» Der Genitiv auf -*a-ša* (-*a-sa*) stammt aus ide. -*o-syo* (ide. *o* > heth. etr. *a*; ide. *sy* > heth. *ss* > etr. *s/š*), vgl. *Afunasa* Gen. von *Afuna* PN, *Velxasa* Gen. von *Velxa* PN u. dgl. Das ist die Genitivform der ide. *o*-Stämme; im Etruskischen wurde dieselbe Form analogisch auch auf andere Stämme übertragen.¹¹

Die Tatsache, daß die Genitivendung -(*a*)*sa*, -(*a*)*ša* nur bei Personennamen auftritt, weist darauf hin, daß sie hier als Archaismus beibehalten, sonst aber, wie teilweise auch bei den ide. *o*-Stämmen, durch die Genitivendung -*as* der anderen Stämme ersetzt wurde.

Die Formen auf -*š/sla* sind keine Genitive, sondern stellen ein Syntagma dar: *Veluśla* bedeutet «Velis-e-gente»; es ist ein Syntagma aus *Velus* Gen. von *Vel* PN und *sla* Abl. von *sul* «gens, stirps»; *Larḃaliśla* ist ein Syntagma von **Larḃaliś* Abl. (-*iś* < heth. -*iyaz*) vom Possessivadjektiv *Larḃal* und *sla* Abl. von *sul* «gens, strips». ¹²

d) «Terzo 'genitivo': -*al*.» Es gibt keinen Genitiv auf -*al*, sondern ein Possessivadjektiv in der Funktion des Genitivs ebenso wie -(*a*)*lis* im Lydischen. Das etruskische und das lydische Suffix stammen vom hethitischen Possessivsuffix -*alla/i*-.

⁹ Darüber s. V. GEORGIEV: Studi Micenei ed Egeo-anatolici 4 (1967) S. 84; s. auch weiter unten. Vgl. umbr. *pihaz* = lat. *piātus*, osk. *hürz* = lat. *hortus*, *humuns* aus **homōnes* Plur. u. dgl. — Zum Schwund des funktionslosen -*s* im Nominativ, wobei es im Genitiv erhalten bleibt, vgl. z. B. span. *muro*, *caballo* Sing. mit geschwundenem -*s*, aber *muros*, *caballos* Plur. mit erhaltenem -*s*.

¹⁰ Darüber s. V. GEORGIEV: a. a. O., S. 70.

¹¹ Darüber s. V. GEORGIEV: a. a. O., S. 73 und 84.

¹² Darüber s. V. GEORGIEV: Linguistique Balkanique 11/2 (1967) S. 5 ff. Vgl. auch TLE 774 (cylix) *kape mukaḃesa*. *kapes(.)sli* «Capus Mukethi Capi e-gente»: *sli* Instr. oder Dat.-Lok. für Abl.

e) «Primo 'dativo': *-i*.» Die etruskischen Dativendungen *-e/i* oder *-a* sind vom Hethitischen erbt.¹³

f) «Secondo 'dativo': *-eri*.» Es handelt sich um das oben erwähnte Kollektivsuffix *-e/ar*.

g) «Locativo *-ð(i)*.» Die etruskische Lokativendung *-t(i)/-ð(i)* ist gut belegt: sie entspricht genau der hethitischen Lokativendung *-ti*. Dagegen behauptet M. Durante: «Il locativo hittito in *-ti* . . . non esiste.» Diese Behauptung zeigt ein Ignorieren der Tatsachen; vgl. die hethitischen Lokativformen auf *-ti*: *api-ti* Dat.-Lok. von *api-* n. «Opfergrube», *irhui-ti* Dat.-Lok. von *irhui-* n. «Korb», *huprush-ti* (neben *huprush-i* und *-iya*) Dat.-Lok. von *huprush-i-s* c. «Terrine (?)», *kēti* Dat.-Lok. von *kā-s* «dieser, hic»,¹⁴ *apēti* Dat.-Lok. von *apa-s* «jener, der, is», *edi*, *idi* Dat.-Lok. von *a-* «is». Von den wohl hurritischen Lehnwörtern *irhui-* und *huprush-i-s* verleitet, hat J. Friedrich die Vermutung aufgestellt, daß die hethitische Dativ-Lokativendung *-ti* «man wohl als den hurritischen Direktiv (Richtungskasus) auf *-ta* ansehen darf (z. B. *¹Mane-ta* 'zu Mane')». ¹⁵ Diese Vermutung ist verfehlt: 1) Im Hurritischen ist *-ta* ein Direktiv und kein Lokativ wie im Hethitischen. 2) Im Hurritischen ist die Endung *-ta* und nicht *-ti* wie im Hethitischen. 3) Morphologische Elemente werden in der Regel nicht entlehnt. 4) Die Pronominalformen *kēti*, *apēti*, *edi* lassen sich als Entlehnungen aus dem Hurritischen keinesfalls erklären. In der Tat erscheint der Dativ-Lokativ auf *-ti* bei den Wörtern *irhui-* n. «Korb», *huprush-i-s* c. «Terrine (?)», nicht weil sie wohl aus dem Hurritischen entlehnt worden sind, sondern ebenso wie bei *api-* n. «Opfergrube», weil solche Wörter besonders häufig im Lokativ gebraucht werden. Hethitisch ist eine indoeuropäische Sprache, und deswegen darf man *a priori* annehmen, daß der hethitische Lokativ auf *-ti* wohl mit dem griechischen Lokativ auf *-ði* genetisch identisch ist.

A. Durante schreibt: «Apparentemente la coincidenza etrusco-indoeuropea più piena è offerta dalla formazione del locativo; però è più che dubbio che una desinenza **-dhi* si possa attribuire a un paradigma nominale della fase i-e. comune . . .» (S. 11). Es ist nicht zu verstehen, warum ein gemeinindoeuropäischer *dhi*-Lokativ notwendig wäre, um die Herkunft des etruskischen *t/ð(i)*-Lokativs zu erklären. Es genügt festzustellen, daß ein *ti*-Lokativ im Hethitischen existiert. Da das Etruskische eine Weiterentwicklung des Hethitischen darstellt, ist das etruskische *t/ð(i)*-Lokativ offenbar vom Hethitischen ererbt (und weiter ausgebreitet). Es ist eine ganz andere Frage, welcher Herkunft der hethitische *ti*-Lokativ ist. Da aber im Griechischen ein *ði*-Lokativ vorhanden ist, der aus dem Indoeuropäischen gut erklärbar ist, so

¹³ Darüber s. V. GEORGIEV: *Studi Micenei ed Egeo-anatolici*, IV. 1967. S. 69 und 85.

¹⁴ In etr. *clði*, *cali* Lok. von *ca* «hie, haec» ist *l* vom Genitiv *cel* = heth. *kel* «huius» übertragen, vgl. griech. *Ζηρός*, *Ζηρί* mit *ν*, das von *Ζῆρ(α)* Akk. übertragen wurde.

¹⁵ J. FRIEDRICH: *Hethitisches Elementarbuch*. I. 2. Aufl., Heidelberg 1960. S. 59.

muß auch der hethitische *ti*-Lokativ aus dem Indoeuropäischen stammen.¹⁶ Dabei braucht er keine gemeindoeuropäische Erscheinung zu sein.¹⁷

h) «Va considerato infine un morfema *-n(i)*, la cui funzione non appare ancora definibile.» Verf. weist auf folgende Fälle hin: *(e)cn*, *tn*, *ðn* (*itan*, *itun*); *mini*; *in-pa* (vgl. *ipa*); *ðapicun*; (*aðdemei*)-*can*; *hen*; *meiani*, *peðereni*; *spuren*; *itani-m*. Hier hat er verschiedenes durcheinandergeworfen: *(e)cn*, *tn* = *ðn*, *itan* = *itun*, (*aðdemei*)-*can* sind Akkusativformen von Demonstrativpronomina, vgl. heth. *kun* = *kan* Akk. von *ka-s* «hic, haec»; *ðapicun* ist 1. Pers. Sing. Prät. Akt. auf *-cun* = heth. *-hhun*; *meiani* ist = heth. *meyani* Dat.-Lok. von *meyani*- «halb; Halbjahr(?)», *itani(-m)* ist = heth. *edani(-ma)* Dat.-Lok. von *ed(a)-* oder *a-* «is»; *mini*, auch *mine* Akk. ist = abulg. *mene* Gen. Akk. und *mēnē* = apereuss. *mennei* Dat. «mihi».¹⁸

Die Behauptung «il sostrato preindoeuropeo del lidio» (S. 35) ist nichts anderes als ein Atavismus der oben erwähnten Theorie Kretschmers, die am Ende des XIX. und am Anfang des XX. Jahrhunderts noch möglich war, heute aber schon völlig überwunden ist. Das Vorhandensein eines vorindoeuropäischen Substrats im Lydischen müßte von neuem nachgewiesen werden, da die alten Argumente dafür sich als falsch oder als unsicher erwiesen hatten.

II

Hier müssen wir die Tatsachen der etruskisch-lydischen Verwandtschaft hervorheben, da dieselben von M. Durante angezweifelt werden, und zwar vom verfehlten Standpunkt seiner neotrombettianischen These.

Lydisch und Etruskisch sind sehr spärlich bekannt. Aber dennoch finden wir verhältnismäßig viele etruskisch-lydische gemeinsame Züge, von denen manche sogar frappant sind. Da Lydisch und Etruskisch spätere Phasen der Entwicklung des Hethitischen darstellen, haben diese gemeinsamen Züge fast immer Entsprechungen im Hethitischen.

A) GRAMMATIK¹⁹

Lyd. Akk. Sing. auf *-n/v*; etr. Akk. Sing. auf *-n* bei den Pronomina, vgl. *cn* von *ca* = heth. *ka-s* «hic, haec», *ecn* von *eca*, *tn* von *ta* «iste», *itun*, *itan* von *ita* «iste» u. dgl., vgl. heth. *kun*, *kan* Akk. Sing. von *ka-s* «hic, haec» u. dgl.

¹⁶ Vgl. auch M. DURANTE: a. a. O., S. 13, bei dem fortwährend ein Schwanken zu beobachten ist.

¹⁷ Bei H. KRONASSER: Die Sprache 13 (1967) S. 106, wo meine Erklärung der hethitischen Herkunft des etruskischen *t/θ(i)*-Lokativ erwähnt wird, findet man einen merkwürdigen Widerspruch: «G. 267 (doch gibt es keinen heth. Lokativ *-ti* nur pronominal . . .; *edi*, *kiet* sind aber sprachgeschichtlich wichtig, weil sie isoliert sind . . .)». Was für Formen sind dann *api-ti*, *irhui-ti*, *kuprushi-ti*? Es ist völlig unwahrscheinlich zu glauben, daß das *-ti* in *api-ti* etwas anderes als das «sprachgeschichtlich wichtige» *-ti* in *kēti* sei.

¹⁸ Vgl. auch M. DURANTE: a. a. O., S. 13 f.

¹⁹ Für die lydischen Formen und Wörter s. R. GUSMANI: Lydisches Wörterbuch. Heidelberg 1964. Für die Angaben aus dem Etruskischen s. meine oben zitierten Arbeiten.

Im Lydischen blieb also die hethitische Endung *-(a)n* des Akkusativus Singularis erhalten, im Etruskischen ist sie dagegen bis auf die Pronomina verschwunden. Dies ist mit dem Schwund des auslautenden (funktionslosen) Nasals verbunden, was auch im Alt- und Spätlatein und sonst der Fall ist.

Lyd. Dat.-Lok. Sing. auf *-λ/l*: etr. Gen. bei den Pronomina auf *-l*, z. B. *sel* = heth. *sel*, etr. *cel* = heth. *kel* «huius». Wie das Hethitische zeigt, ist *-l* eine pronominale Genitivendung. Im Lydischen wurde dieselbe auf die Namen übertragen, wobei sie nach wie vor als Dat.-Lok. fungierte; dann wurde sie beim Genitiv durch das Possessivadjektiv auf *-(a)li-* ersetzt.

[Lyd. Gen.-Dat.-Lok. Plur. *-av*: etr. Gen.-Dat.-Lok. Plur. *-(a)s*. Im Lydischen wurde die alte Endung des Genitivus Pluralis heth. *-an* auch auf Dat.-Lok. übertragen, dagegen blieb im Etruskischen die Endung des Dat.-Lok. und Gen. Plur. heth. *-as* erhalten.]

Lyd. *-(a)li-* Possessivsuffix (das in der Funktion des Genitivs gebraucht wird) = etr. *-al(i)-* aus *-alla/i* Possessivsuffix. Dagegen schreibt M. Durante: «il lidio non conosce un suffisso *-ali-*: si ha invece *-li-* per indicare l'appartenenza, per esempio *maneli-* 'di Manes'» (S. 44). Dieser sonderbare Hyperkritizismus hat dem Verfasser den Weg versperrt, um die Stellung des Lydischen richtig beurteilen zu können. In der Tat endigen die lydischen Namen in der Regel auf *-ali-*: *Atali-*, *Atrašali-*, *Atraštali-*, *Abrnali-*, *Anlali-*, *Artabanali-*, *Katovali-* usw. Besonders wichtig ist das altertümliche Adjektiv *civvali-* «göttlich», das mit heth. *siunali-* «göttlich» identisch ist: hier ist der Stamm heth. *siun-* = lyd. *civr-*; das Suffix ist also *-ali-*. Bildungen wie *Maneli-* sind sekundär: sie entstanden in der Geschichte der lydischen Sprache auf Grund der Proportion *Ata-* : *Atali-* = *Mane-* : *Maneli-*.

Lyd. *-si-* Possessivsuffix = etr. *-as(i)-* aus heth. *-assa/i-* Possessivsuffix. Lyd. *-m-si-* (Possessivsuffix) stammt aus heth. *-um(n)a-* + *-assa/i-* Possessivsuffixen, vgl. lyd. *ibš-im-si* «ephesisch», *kul-um-si* «koloisch».

Lyd. *-(u)ṽ* 1. Pers. Sing. Prät. Akt. = etr. *-u(n)* aus heth. *-un* 1. Pers. Sing. Prät. Akt.

Lyd. *-tat/d* 3. Pers. Sing. Präs.(-Fut.) Pass. = etr. *-ta* aus heth. *-ta(t)* 3. Pers. Sing. Präs. Med.-Pass.

Lyd. Part. auf *-āš*, *-ēnš*: etr. *-ans*, *-as* aus heth. *-anz* Part.

Lyd. (Part.) Prät. auf *-l* = etr. *-l* aus heth. *-(iy)ala-* Suffix zur Bildung von Nomina agentis.²⁰

Lyd. *-an-* Verbalsuffix = etr. *-an(ni)-* aus heth. *-annai-* Verbalsuffix.

Lyd. *-s(i)-* Verbalsuffix = etr. *-z/š-* aus heth. *-sk-* Verbalsuffix: *sk* > etr. *z/š*.²¹

Lyd. *amu* = etr. *mi* aus heth. *ammuk* «ego, me».

²⁰ Darüber s. V. GEORGIEV: Studi Micenei ed Egeo-anatolici 4 (1967) S. 58 f.

²¹ Darüber s. V. GEORGIEV: Studi Micenei ed Egeo-anatolici 4 (1967) S. 58 f.

Lyd. *-ś, -is/ś* «er», *es-* «dieser» = etr. *s/ś, -is, -s(i), e-* aus heth. *si* «er», *-si, asi-* «der erwähnte».

Lyd. *-a-, -aś* «er» = etr. *-a, -as* aus heth. *-as* «er».

Lyd. *ed-* Demonstrativpronomen: etr. *et(a)-* aus heth. *ed(a)-* «is».

Lyd. *t-λ* Dat.-Lok. Personalpronomen der 3. Person oder Demonstrativpronomen = etr. *ta, tn*, hier.-heth. *ta-*.

Lyd. *an-* Demonstrativpronomen (oder -partikel) = etr. *an* aus heth. *anni-* «jener».

bi- «er»: etr. *apa* aus heth. *apa-s* «ille, is»; lyd. *ebad* «hier, dort» = heth. *apadda* «dort».

Lyd. *-(u)m* = etr. *-(u)m* aus heth. *-ma* «autem». A. Durante schreibt: «la congiunzione enclitica *-m, -um* è inseparabile da etr. *-(u)m*; ma essa è presente anche in hittito cuneiforme.» (S. 35.) Hier ist «ma . . . auch in hittito . . .» unverständlich, da Lydisch und Etruskisch spätere Phasen der Entwicklung des Hethitischen sind.

Lyd. *-k* = etr. *-c/k* «que», vgl. heth. *kuis-ki* «quisque».

Lyd. *-a* = etr. *-(i)a* aus heth. *-(y)a* «-que».

Im Lydischen, Etruskischen und Hethitischen sind die Nominalsätze die Regel.

B) WORTSCHATZ

Lyd. *ēna-* «Mutter»: etr. *ana-* aus heth. *anna-* «Mutter». Vgl. St. Etr. XXXIV, 1966, S. 404 f. (Kantharos; VII/VI s.) *mini spuriazā XXXXrna/ś mulvanice/ alsai(a) anesi* «Me Sp. [Anka?]rni vovit Alsiae matri-suae».

Lyd. *kana-* Verwandtschaftsname = etr. *cana* «Großmutter (?)» aus heth. *hanna-* «Großmutter».

Lyd. *śul(-oś)* Verwandtschaftsbezeichnung = etr. *sul* (Abl. *sla*), s. oben.

Lyd. *aara-* «Hof, Gut»: etr. *aras* Gen. (Sing.) oder Dat.-Lok. Plur.

Lyd. *bira-* «Haus»: etr. *peras* Gen. (Sing.) oder Dat.-Lok. Plur. aus heth. *pir* (Gen. *parnas*) «Haus».

Lyd. *qira-* «unbewegliches Gut, Eigentum» = etr. *cver* «Eigentum» aus heth. *kuera-* «Feld, Flur». Bisher glaubte man, daß etr. *cver* «donum» bedeutet: M. Durante (S. 36) zeigt überzeugend, daß es «proprietà, bene privato» bedeutet und mit lyd. *qira*, heth. *kuera-* verwandt ist.

Lyd. *aśaā-* «Gunst»: etr. *as-il* «amans» aus heth. *assiya-* «lieb sein, annehmen sein».

Lyd. *civ-* «Gott», *civali-* «göttlich»: etr. *śi-, siie* (Dat.), *siannas* (Dat. Plur.) aus heth. *siu-, siun-, siwann-* «Gott», *siunali-* «göttlich».

Lyd. *ci-* «Tag»: etr. *tin* «Tag».

Lyd. *Titi-* PN = etr. *Titi, Tite* PN.

Lyd. *āntē-* «verordnen, bestimmen»: etr. *camḍi, cand-ce* aus heth. *handā(i)-* «ordnen, fügen; zurüsten»: heth. *h* > etr. *x/c*, lyd. 0.

Lyd. *i-*, *ii-*, *i-na-* «machen»; etr. *i(i)a* aus heth. *iya-* «machen». Vgl. TLE 265 (Orvieto; patera; VII–VI s.) *mī i(a) erānḫ* «Me fecit Arans». TLE 24 (Roma; patera; VI s.) *nī araz iia lareniia* «Me (*sive hoc*) Arans fecit Laraniae.» Etr. *i(i)a* = heth. *iyat* 3. Pers. Sing. Prät.

Lyd. *tam-* «errichten»: etr. *ṭam-(u)ce* «aedicavit, construxit», vgl. hier.-heth. *tam-* ds.

Lyd. *(fa-)śaknu-*: etr. *sacni*, vgl. lat. *sacer*, *sancio*.

Lyd. *lalḫ-* «sprechen(?)»: etr. *larezul* «Verabredung, Vertrag» aus heth. **lalesk-ul*, heth. *lāla-* «Zunge», *lalāi-* «reden(?)», s. weiter unten.

Lyd. *cu(ve)-* «errichten»: etr. *tva*, vgl. hier.-heth. *tuwa-* «setzen».

Lyd. *vic-* «errichten, bauen»: etr. *vaticxe* «construxit», vgl. heth. *weda-*, *wete-* «bauen».

Lyd. *(-)nak* «auch»: etr. *nac* «ita».

Lyd. *ēn* Postposition: etr. *-(i)n* Postposition.

Auch wenn man manches streichen möchte, so bleibt immerhin noch genug übrig, um die nahe Verwandtschaft des Lydischen und des Etruskischen für erwiesen zu halten.

III

Zur Illustration der Anwendung der komplexen kombinatorisch-etymologischen Methode vom Standpunkt der hethitischen Herkunft des Etruskischen aus wird im folgenden die Übersetzung einiger neugefundener etruskischer Inschriften gegeben.

1/2. G. Colonna (Studi Etruschi 36 [1968] S. 250. Caere; piatto di «impasto rosso» ceretano, con ombelico a bottone e due fori di sospensione sull'orlo).

mī spanti nuzinaia «Me sacrificat Nundinae».

R. A. Staccioli (ebda, S., 249 Caere; piatto di «impasto rosso» ceretano, con ombelico a bottone, orlo a fascia sfuggente con due piccoli fori di sospensione; VII s.).

mī karkana spanti «Me Carcani (*dat.*) sacrificat».

Kommentar

spanti = heth. *sipanti* 3. Pers. Sing. Präs. Akt. von *sip(p)ant/d-* «spenden, Gußopfer darbringen; opfern». Die Vermutung von G. Colonna, daß *spanti* «designa . . . il piatto» (a. a. O., S. 266) ist nicht überzeugend.²² Er vergleicht es mit *spanza* [(M.)], das er für ein Deminutiv von *spanti* hält. In der Tat ist *spanza* [eine Verbalform: vgl. heth. *sipanzak-* Iterativ von *sipant/d-*.

²² Der Gentilname *Spantu(-s Gen.)* stellt aller Wahrscheinlichkeit nach ein ursprüngliches Nomen agentis auf *-u-* «Opferer» von *spant-* «opfern» dar. Zur Bildung vgl. heth. *Tarku-* von *tark-* «besiegen, siegen, mächtig sein», s. darüber V. GEORGIEV: *Lingua Posnaniensis* 8 (1960) S. 17 ff.

nuzinaia Dativ von *Nuzinai-* (*ai*-Stamm) = lat. *Nūndīna* f. «Göttin der Reinigung». *Nuzinai-* ist also italischer Herkunft; für *di* > etr. *zi* vgl. gr. *Διομήδης* > etr. *Ziūmīde*, gr. *Ἀρκαδία* > etr. *Arzaza* u. dgl.²³ G. Colonna sucht *nuzinaia* als «il nome del possessore del vaso» (S. 265) zu erklären; aber ein solcher Personennamenname ist nicht bekannt. Derselbe Name erscheint auch in TLE 38 (Veii; oenochoe; VII–VI s.)²⁴ *velθur tulumnes pes(na) nuzinaie mene mul[(u)vanice* «Vultur Tolumni P. Nundinae me vov[it]».²⁵ Beide etruskische Endungen für Dativ Singular *-a* und *-e* entsprechen genau den beiden hethitischen Endungen für Dativ (-Lokativ) Singular *-a* und *-e/i* (aus *-ey*), vgl. heth. *linkiya* und *lingai* (*-ai* kein Diphthong) Dat. Sing. von *lingai-* «Eid», *isha*, *ishe* und *ishī* Dat. Sing. von *ishā-s* «Herr», *suppaya* und *suppai* Dat. Sing. von *suppi-* «rein».

karkana Dativ und *karkanas* (TLE 63, 64) Genitiv von heth. *harkatar* n. (*r/n*-Stamm), Gen. *harkannas* «Untergang, Vernichtung»: im Etruskischen wahrscheinlich Name einer Unterweltsgottheit.

Der Name des Dedikanten ist nicht angegeben, vgl. ähnlich *tinia* «Iovi» (s. weiter unten), *tinia caluṣna* (TLE 270) «Iovi infero», *tupltia* (TLE 435) «Tup(u)ltae» u. dgl.

3. G. Colonna (ebda., S. 203. Volcii? grande olla biansata su piede; VII s.)

mini muluvanice piana veleθni ce «Me vovit P. V-nius hīc.»

mini = *mi* «ego, me» (s. oben)

muluvanice «vovit», s. Georgiev, Studi Micenei ed Egeo-anatolici, IV, 1967, S. 89 f.

piana Vorname, vgl. G. Colonna, a. a. O., S. 262 f.

veleθni Gentiliz, vgl. *veleθna* (TLE 760), *veliθna* (CIE 73, 3904, 4528), *veleθia* (CIE 3638, 4328) u. a., S. G. Colonna, a. a. O., S. 263.

ce = heth. *ket* «hier», s. V. Georgiev, Hethitisch und Etruskisch, S. 36.

G. Colonna, a. a. O., S. 263 hält *veleθnice* für ein Wort, doch er selber gibt zu; «Assai imbarazzante il cumulo dei suffissi *-na* e *-ice*.»

4. Maristella Pandolfini (ebda., S. 245. Tarquinii; calice di bucchero; VI s.)

tinia «Iovi».

Tin-ia = *Tin-ia* (TLE 205, 258, 259, 270 u. a.) ist Dativ von *Tin* «dies; Iuppiter». Das zweite *i* ist ein Gleitlaut. Die Endung *-i(i)-a* hat *-i-* nach den *i*-Stämmen (wie im Lateinischen, vgl. Abl. *nāvī* = *nāve*, *praesentī* = *praesente*, Gen. Plur. *ferent-i-um* = *ferent-um* u. dgl.). Die Deklination von *Tin* heißt also, wie folgt:

²³ Darüber s. C. DE SIMONE; Glotta 46 (1968) S. 209.

²⁴ Zur Lesung s. G. COLONNA: a. a. O., S. 266.

²⁵ Vgl. auch TLE 429 (Monteriggioni; cyathus; VI s.) *mini muluvenice phlakunaie venel* «Me vovit Flacconiae (dat.) Venel.»

Nom. *Tin*

Gen. altetr. *Tinas* > spätetr. *Tins*²⁶

Dat. *Tini(i)a*

M. Durante schreibt: «nessun testo etrusco, anche arcaico, presenta un genit. in -as; *tinias*, *tinias* muovono verosimilmente dal caso retto *tinia*, TLE 718.» (a. a. O., S. 12.) Diese Behauptung zeigt ein Ignorieren der Tatsachen:

1) Der Genitiv *Tinas* tritt nur in altetruskischen Inschriften (VII–V Jh.) auf; die spätetruskische Genitivform ist *Tins* (durch Synkope). Vgl. TLE 156 (Tarquinii; cylix; VI s.) *itun turuce venel aelinas tinas cliniaras* «Istam (scil. cyclicem) donavit Venel Atelini Iovis filii» (= *Διοσ-κόρου* gen. sing. + dat. plur.); St. Etr., XXXV, 1967, p. 572 (lamina bronzea; VI s.) - - - *tinias* - - -

2) Die Form *tinia* kann auf keinen Fall «caso retto» sein, sondern sie ist ein Dativ. Außerhalb der oben angeführten Fälle vgl. TLE 718 (Feltria; lapis in duobus fragmentis ^{a)} et ^{b)}; IV–I s.) ^{a)} *ki aiser.tinia.ti . . .* ^{b)} *. . . silvanv . . .* «Hoc (est) sacrum Iovi, istud (?) . . . Silvano . . .» TLE 277 (Feren-tium; cyathus; VII–VI s.) *tinia/arvnde/arta* «Iovi (ab) Arunte (hic cyathus) ponitur.»²⁷ TLE 205 (Volsinii; basis lapidae; IV–I s.) *tinia : tinsvil / s.asil.sacni* «Iovi Tinsquil id (hoc) amans sacravit»;²⁸ TLE 258 (Orvieto; basis; IV–I s.) *tinia / tinsvil* «Iovi Tinsquil (scil. dat)» = TLE 259; TLE 270 (Orvieto; patera; IV–I s.) *tinia caluşna* «Iovi Infero».

3) Zweimal finden wir die Form *tinias*. Die wahrscheinlichste Deutung dieser Form ist, daß es sich um den Genitiv eines weiblichen Personennamens (Gentiliz) handelt. Der Name **Tinei*, Gen. *Tinias* stellt also eine Ableitung von *Tin* dar; vgl. lat. *Iovia*, griech. *Δία* als Personennamen. Diese Deutung paßt gut zu der Inschrift TLE 772 (patera) *mi larðias tinias* «Ego (sum) Lartiae Tiniae.» Sie findet eine gute Unterstützung in CIE 3640 = TLE 608 (Perusia; ossuarium; IV–I s.) *ve.tins.velus.velial(c).clan* «Ve(l) Tinis Velis Veliae(que) natus.» Diese Inschrift ist zusammen mit CIE 3647 *C.Iuentius C.f.* gefunden worden, wozu M. Pallottino, TLE S. 77 schreibt: «CIE 3640: cum titulo CIE 3647, in eodem sep. invento . . . , comparatio pro bilingui habeatur.» Hier haben wir es also mit einem zweisprachigen Text zu tun: lat. *Iuentius*, eine Ableitung von *Iovis*, ist die Übersetzung von etr. *Tins*. *Tins* (Gen.) ist hier ein Familienname (Gentiliz), vgl. lat. *Iovius*, griech. *Δίος* als Personennamen; im Griechischen tritt auch *Ζεύς* als Personennamen (Beiname) auf. Vgl. auch CIE 5058 *sedre tins*, CIE 3646 *ar.tins.ar.vipial*, CIE 3644 *vel.tins. ar.luncial.clan* u. ä. Diese Deutung paßt aber nicht ganz gut zu TLE 742 (parva statua; IV–I s.) *temres/ alpa(n)/ tinias*. Für die letztere Inschrift paßt besser die Deutung *Temres alpan Tinia s* «Temri donum Iovi (est) hoc (sive id).»

²⁶ Darüber s. V. GEORGIEV: Studi Micenei ed Egeo-anatolici 4 (1967) S. 84.

²⁷ Darüber s. V. GEORGIEV: Linguistique Balkanique 11/1 (1966) S. 54 f.

²⁸ Darüber s. V. GEORGIEV: Hethitisch und Etruskisch. S. 17.

Etr. *s/s* ist = heth. *si-* «is, ea, id».²⁹ Im Übrigen ist *tiniaš* mehrdeutig: es könnte auch = *Tinia eš* mit *es* = heth. *es* «es» oder *eszi* «est» sein; für die Kontraktion vgl. altlat. *east* = *ea est*, *datast* = *data est*, *qualist* = *qualis est*, *malust* = *malus est*, *moriundust* = *moriundum est* u. dgl.

Die Genitivendung *-as* erscheint oft im Etruskischen, besonders im Altetruskischen: sie war ursprünglich die Endung der *i-*, *ai-*, *u-* Stämme und der konsonantischen Stämme, wobei sie (schon im Hethitischen) auch auf die *a-* (< ide. *o-*) Stämme übertragen wurde. Die etruskische Genitivendung *-as* ist also vom Hethitischen ererbt, vgl. altetr. *Uni-as* Gen. von *Uni* (*i*-Stamm) «Iuno», *Velxaias* und *Velxias*³⁰ Gen. von *Velxai* f., *Marcias* Gen. von *Marcei* > *Marci* f., *Titias* Gen. von *Titei* > *Titi* f. u. dgl. Im Spätetruskischen wurde *-as* nach Konsonant zu *-s* synkopiert, vgl. altetr. *Tinas* > spätetr. *Tins*,³¹ außerdem tritt hier oft die Kontraktion *-i(y)as* > *-is*, *-u(w)as* > *-us*, *-aias* > *-ais* auf, vgl. das Schwanken *eteraias* = *eterais* in TLE 122 aus dem 4. Jahrhundert.

5. C. Bizzari (Studi Etruschi 30 [1962] S. 136 ss. Orvieto; tomba; VI s.) *aisias* «deis»

ais-i-as Dat. Plur. von *ais* «deus» mit *-i-* nach den *i*-Stämmen, vgl. lat. Gen. Plur. *ferentium* = *ferentum*, *mensium* = *mensum* u. dgl.; *-as* ist die hethitische Endung des Dat.-Lok. Plur.

6. Maria Teresa F. Amorelli (Studi Etruschi 34 [1966] S. 320. Voleii; ciotola di bucchero)

mi larθaia «Ego (sum) Lartiae.»

Die a. a. O. gegebene Lesung *larθaia* ist falsch: auf dem Foto liest man gut *larθaia*. Die Form *Larθai-a* ist Dat. Sing. von *Larθai*. Vgl. TLE 761 (oenochoe; VII–VI Jh.) *mi larθaia telicles lertum u/za* | «Ego (sum) Lartiae (Dat.) Telicli λήκλος unguenti(?)»^{31a}

7. G. Colonna (Studi Etruschi 35 [1967] S. 528. Ager Tarquiniensis; iscrizione parietale esistente nel vano di sottofaciata di una tomba)

eca šud(i) | nešl ein «Hoc sepulcrum erexit (= construxit) ille(?)».

eca «hic, haec», vgl. M. Pallottino, Die Etrusker, S. 246.

šudi = *sudi*, *suti* «Ruhestätte, Grab» stammt aus heth. **sup-ti-* «Schlafen» > Schlafstätte», Ableitung von heth. *sup-* «schlafen».

nešl = *nešl* ist ein *l*-Partizip oder ein daraus entstandenes *l*-Präteritum (wie im Lydischen, Slawischen, Armenischen und Tocharischen): es stammt aus heth. **nesk-ala/i-*, einer Ableitung durch das zur Bildung von Nomina agentis (und entsprechenden Adjektiva) dienende Suffix *-ala/i-* von heth.

²⁹ Darüber s. V. GEORGIEV: Hethitisch und Etruskisch. S. 15 (mit gewissen Verbesserungen).

³⁰ Ablaut wie in heth. *lingay-as* und *linkiy-as* Gen. von *lingai-* (*ni*-Stamm) «Eid».

³¹ Vgl. umbr. *pihaz* = lat. *piātus* u. dgl., s. oben.

^{31a} Darüber s. V. GEORGIEV: Hethitisch und Etruskisch. S. 22. Oder *lertumuzu* Deminutiv von λήκλος(?).

**nesk-* = *naisk-*, *naesk-* Iterativum von *ne-*, *nāi-* «denken, leiten, richten; schicken, wenden»: Lautwandel *sk* > *ś/s* und Synkope.³²

ein wahrscheinlich = heth. *eni-* «jener (schon erwähnte)». Nach M. Pallottino, Die Etrusker, S. 247 ist *ein* eine pronominale Partikel(?). Es bezieht sich wahrscheinlich auf den Verstorbenen.

8. G. Colonna (Studi Etruschi 36 [1968] S. 220. Ager Tarquiniensis; cippo di tufo a colonnetta tronco-conica su base a parallelepipedo; sulla fronte della base)

setuini.ra/mḃa.ś. «Ramta Setuinia (est) ea (*sive* haec).

G. Colonna faßt *ś* als eine Abkürzung von *śeḃres*. Vgl. auch Lucia C. Vanoni, ebda., S. 212 (Tarquini; cippo con base parallelepipedo) *aninai ḃana. ś/[... ?] slale x III II*. Vgl. TLE 642 *ś: caluštla*, s. weiter unten.

9. M. Cristofani (Studi Etruschi [1966] S. 364. Tuscania; fronte della cassa di un sarcofago; III—II s.)

eca: mutna: velisinas: arnḃal. marceśla «Hic sarcophagus (est) Aruntis Velisini Marci-e-gente».

mutna, auch *mutana* «Sarkophag», vgl. M. Pallottino, Die Etrusker, S. 249. *marceśla* «Marci-e-gente», s. oben.

10. Maristella Pandolfini (Studi Etruschi 36 [1968] S. 204. Ager Volcentanus; anfora apoda; VI s.)

mi larḃiale melacinasi mulu «Ego (sum) Lartis (*sive* Lartiae) filiae Melacinae-suae votum (*sive* dedicatio)».

larḃiale Dativ von *Larḃial* «Lartis (*sive* Lartiae) filia».

melacina-si weiblicher (?) Vorname (?) + enklitisches Possessivpronomen im Dativ. Vgl. (??) griech. *μελάγχμιος* «schwarz, dunkel» oder *Μελαγγεῖα* Ortsname.

mulu «votum, dedicatio», s. V. Georgiev, Studi Micenei ed Egeo-anatolici, IV, 1967, S. 89 f.

Vgl. TLE 278 (Grotte Santo Stefano; lekythos; VII—VI s.) *mi araḃiale zixuxe* «Me pro Ara(n)tis (*sive* Arantiae) filia scripsit (*sive* pinxit).» Studi Etruschi, XXX, 1962, S. 296 (Caere; amphora; VI s.) *mi arand ramuḃasi vestiricinala muluvanice* «Me Arans Ramuthae-suae V-ni filiae vovit (*sive* dicavit).» Etr. -a und -e/i = heth. -a und -e/i Dativendungen, s. oben.

11. Lucia Cavagnaro Vanoni (Studi Etruschi 33 [1965] S. 482, M. Pallottino (ebda., 34 [1966] S. 359, tomba)

mlax.ḃa.scuna/ firḃ.hinḃu «Voveo hanc pinctam (?) domum mortuis (*sive* manibus, *sive* mortuo)».

mlax aus heth. **maldáhi* «voveo», vgl. heth. *mald(a)i*, *malti* «vovet» und *maldahhun* «vovi»: heth. *ld* > etr. *l* (wie im Lateinischen) und Synkope; s. darüber V. Georgiev, Studi Micenei ed Egeo-anatolici, IV, 1967, S. 89 f.: *mlax* läßt zwei verschiedene Deutungen zu.

³² Darüber s. V. GEORGIEV: Linguistique Balkanique 11/2 (1967) S. 14.

ca = heth. *ka-s* «hic, haec».

scuna, vgl. heth. *iskunahh-* «mit einem Mal (Zeichen) versehen (?), bezeichnen (?)», *iskunant-* «fleckig, schmutzig»; *scuna(t)* = heth. *iskunan(t)*, vgl. lat. *suð* (s. weiter unten).

fira = lyd. *bira-* «Haus» aus heth. *pir* n. (Gen. *parnas*) «Haus».

hindu Acc. (statt Dat.?) Plur.³³ mit sekundärem *h-*, durch Kontraktion *iya* > *i* und Schwund des auslautenden *-s* aus heth. *iyantus* Acc. Plur. von *iyant-* «gegangen». Semantische Entwicklung *gegangen* > *weggegangen* (*vergangen*) > *gestorben*, vgl. lat. *ire* im Sinne von «sterben» = *ob-ire*.³⁴ Daneben auch *hindiu* nach den *i*-Stämmen, vgl. lat. *ferentum* = *ferentium* u. dgl., s. oben. Die Bedeutung des etruskischen Wortes steht schon seit langem fest, und zwar auf Grund von *hindial patrucles* (TLE 295) «der Schatten (manes) des Patrokles», *hindial terasiaš* (TLE 330), *hindial teriasals* (TLE 88) «der Schatten des Teiresias», wo es sich um Szenen in der Unterwelt handelt; *hind-i-al* ist eine Ableitung durch das Possessivsuffix *-(i-)al* = heth. *-(iy-)alla/i-*, eigtl. «das zum Verstorbenen gehörige».

12. A. Balland-Chr. Goudineau (Studi Etruschi 36 [1968] S. 201. Volsinii; frammento di una piccola fiasca di terracotta; II s.)

putina: ceizra: acil «Πυτίνη haec (? est) pro sacro(?) — — —»

putina = gr. πυτίνη «(mit Weidenzweigen oder Bast umflochtene) Weinflasche» oder βυτίνη· λάγυρος ἢ ἀμύς, vgl. M. Christofani, ebda., S. 261.

ceizra ist mehrdeutig. «In *ceizra* — schreibt M. Cristofani (a. a. O.) — bisogna forse identificare lo stesso nome dato dagli Etruschi a Caere.» Dann vermutet er, daß *ceizra* der Name des Fabrikanten sei, und zwar identisch mit dem Ortsnamen, was wenig wahrscheinlich ist. Man könnte folgendes vermuten: *ceizra* = *c'eizra* mit *c'* durch Elision vor dem folgenden Vokal aus *ca* «hic, haec» oder *ki* «hoc» = heth. *ka-s* «hic, haec», *ki* «hoc» (oder *ce* = heth. *ket* «hier») und *eizr-a* Dativ von *eiser* «sacer; Subst. sacrum»; für *sr* > *zr* vgl. *murs* (TLE 420) und *murzua* (TLE 619) u. dgl.³⁵ Diese Deutung kann aber nicht für sicher gelten.

acil: meine Deutung als «mortuus» paßt nicht zu allen Inschriften, in denen dieses Wort erscheint:³⁶ sie kann also nicht für richtig gelten. Die ältere Deutung von *acil* «opus» ist jedoch nicht ganz überzeugend.

³³ Oder Dat. Sing. nach den *u*-Stämmen, s. V. GEORGIEV: Studi Micenei ed Egeo-anatolici 4 (1967) S. 81.

³⁴ Vgl. LEUMANN-HOFMANN: Lat. Gr., S. 793.

³⁵ Darüber s. G. BONFANTE: Studi Etruschi 36 (1968) S. 57 ff.

³⁶ Diese Inschriften sind bei M. CRISTOFANI: a. a. O., S. 259 gesammelt.

IV

Diese Notizen möchte ich mit der Übersetzung des Anfangs des Cippus Perusinus (TLE 570) beenden. In dieser Inschrift, die einen Vertrag darstellt, ist mir noch nicht alles ganz klar, da hier verschiedene Fachausdrücke vorkommen, doch der Anfang ist klar.

Text

eu |*lat. tanna. larezuł*| *ame vaxr lautn. velđinaš. e/ šla. afunaš sleleđ*
caru/ tez an. fušleri. — — —

Wörtliche lateinische Übersetzung

«Eu (= bene) solutum (est) capere (= accipere) pactum (sive foedus). Est (sive habet) conversio. Familia Voltini e gente (stirpe) Afuni, in lite antea (= adhuc), dicit (= edicit, statuit) hoc pusillis (= liberis, posteris): — — —

Kommentar

eu = lat. *eu*, griech. *εὖ* «bene»: ein griechisches Wort, das sowohl im Lateinischen als auch im Etruskischen entlehnt wurde.

|*lat* = heth. *lān(t)* Nom.-Akk. n. von *lānt*- Partizip von *lā*- «lösen»: Schwund des Nasals vor *t* wie häufig auch im Hethitischen.

Zum Partizip etr. |*lat* = heth. *lān(t)* n., vgl. TLE 271 (Orvieto; patera; III—I s.) *suđ ikus sua* «Completum potus comple!» («Gefüllt getrunken habend fülle!»). Etr. *suđ* durch Kontraktion *u(w)a > u* aus heth. *suwan(t)* n. von *suwant*- Part. von *suwāi*- «füllen». Etr. *ikus* (oder *akus*?) durch Kontraktion *u(w)a > u* aus heth. **ekuwanz* = *akuwanz* «getrunken; akt. *potus*, getrunken habend»³⁷ Part. von *eku*-, *aku*- «trinken». Etr. *sua* = heth. *suwāi* 2. Pers. Sing. Imperat. von *suwāi*- «füllen», s. V. Georgiev: Hethitisch und Etruskisch, S. 49 und M. Durante: a. a. O., S. 37. Zum Partizip auf *-us* aus heth. *-uwanz* c. vgl. auch TLE 272 (Orvieto; oenochoe; III—I s.) *aplu ep aruš is* «Apollo, cape, adorate, hoc (sive hanc, hunc)». *Aplu* (*u*-Stamm) Nom. (oder Dat.) Sing., s. V. Georgiev: Studi Micenei ed Egeo-anatolici 4 (1967) S. 81. Etr. *ep* = heth. *ep* 2. Sing. Imperat. von *ep(p)*-, *ap(p)*- «fassen, ergreifen, fangen; (Platz) einnehmen». Etr. *aruš* durch Kontraktion *u(w)a > u* aus heth. *aruwanz* Part. von *aruwāi*- «sich niederwerfen, anbeten, huldigen», s. V. Georgiev: Glotta 42 (1964) S. 220. Etr. *is* = lyd. *-is/š* c. «er», *eš(š)* c. «dieser» oder *est* «dieses» (Nom. = Akk.) oder *esn* Akk. c.; oder *i-s* wie *i-ca*, *i-ta*, vgl. *š/š*, s. oben.

tanna = heth. *danna* Infinitiv II von *dā*- «nehmen».

larezuł < heth. **lalesk-ul* «Verabredung» Abstraktum auf *-ul*³⁸ von

³⁷ Vgl. J. FRIEDRICH: Hethitisches Wörterbuch. Heidelberg 1952. S. 40.

³⁸ Vgl. heth. *wastul* «Sünde» von *wasta*- «sündigen», *iškiul* «Bindung, Vertrag» von *iškiya*- «binden» u. dgl.

**lalesk*- Iterativum von *lalāi*- «artikulierte reden(?)», vgl. *lāla*- c. «Zunge», *lali*- «Inscription», lyd. *lalē*- «sprechen, reden», griech. *λαλέω* «schwätzen; sprechen, reden». Heth. *sk* > etr. *z*, s. oben; *l-l* > *l-r* durch Dissimilation. Etr. *larezu!* bedeutet also «Verabredung > Vertrag».

ame «habet; est», s. V. Georgiev: *Linguistique Balkanique*, 11/1 (1966) S. 40 f.

vaxr = heth. **wah-ur* Abstraktum auf *-ur*³⁹ von *wah*- «sich drehen, sich wenden; sich bewegen, umherstreifen; *intr.* umstürzen; rückgängig werden».

lautn «familia», s. M. Pallottino: *Die Etrusker*, S. 248.

velθinaš Personenname (Familiename) im Genitiv.

e šla: *e* = lat. *e(x)*, lateinisches Lehnwort (das etruskische war zu dieser Zeit schon auf dem Wege der Latinisierung); *šla* mit epenthetischem *t* = *sla* (*sla*) Ablativ Singular von *sul* «gens, stirps», s. oben. Vgl. TLE 642 (Cortona; *parva statua aen. canis*; IV–I s.) *š*: *caluštla* «Hoc (= id) (est *sive* dico) Inferorum-stirpi (= genti)».

afunaš Personenname (Familiename) im Genitiv.

sleleθ Lokativ Singular von **sl-el-*, wahrscheinlich ein Deminutiv («**liticula*») oder Dittographie für *sle<le>θ*; etr. **šli-* stammt von heth. *sulli*- c. «Zank, Streit». Lat. *lis* (Gen. *litis*), altlat. *stlis*, auch *slis*, *selis*, das bisher keine Etymologie hat, ist ein etruskisches Lehnwort; *-t-* in *litis* vielleicht durch Kreuzung mit dem etruskischen Wort, das heth. *sullatar* n. (*r/n*-Stamm) «Zank, Streit; Streitfall» entspricht.

caru = heth. *karū* «früher, vormals; schon bisher».

tez = heth. *tezzi* 3. Pers. Sing. Präs. Akt. von *te-* «sagen».⁴⁰

an = heth. *anni-* «jener».

fušleri Dativ Singular Kollektivum auf *-(e)r* (s. oben) von *fušle* = lat. *pusillus* «(sehr) klein» Deminutiv von *pūsus* «Knäbchen», wahrscheinlich ein lateinisches Lehnwort.

Sofia.

³⁹ Vgl. heth. *aniur* «(religiöse) Leistung» von *aniya-* «leisten».

⁴⁰ Vgl. TLE 480 (Clusium, amphora; VII–VI s.) *mi tes anteia tarxumenaiia* «Me dicat Anteia Tarchumeniae». St. Etr. 30 (1963) S. 221 (Viterbo; urnetta in forma di casa; III–I s.) *ravnθu* : *tēsi* «R. dicat».

ON THE INTERPRETATION OF § 70
OF THE BISUTŪN INSCRIPTION

(ELAMITE VERSION)

The text of DB El. § 70 has been discussed in great detail by J. Harmatta, *The Bisutun Inscription and the Introduction of the Old Persian Cuneiform Script*, «Acta Antiqua Academiae Scientiarum Hungaricae», XIV, 3/4 pp. 255--283. Quoting my translation of this text in my review of M. A. Dandamayev, *Iran pri pervykh Achemenidach*, VDI 1964, 3, pp. 177 sq. (where my aim was to show that *tuppi.me* cannot and does not mean 'writing system', so that I neglected a sufficiently thorough study of the other parts of the text), H. justly set me right in several points. However, even after a closer study of the text, I still disagree with its interpretation by H. in many respects. This is the text: ¹*Da-re-ia-ma-u-(i)š* ^m*sunki na-an-ri* ²*za-u-mi-in* ^d*U-ra-mas-tá-na* ³*ni* ^h*tup-pi-me tá-a-a-e-ik-ki hu-ut-tá* ⁴*har-ri-ia-ma ap-pa šá-(i)š-šá in-ni šá-ri* ⁵*ku-ut-tá ha-la-at-uk-ku ku-ut-tá* KUŠ^{idg}*-uk-ku* ⁶*ku-ut-tá* ^h*hi-iš ku-ut-tá e-ep-pi hu-ut-tá* ⁷*ku-ut-tá ta-al-li-ik ku-ut-tá* ^h*ú-ti-íp-pá pè-ép-ra-ka* ⁴*me-ni* ^h*tu-up-pi-me am-mín-nu* ^m*tá-a-ia-ú-(i)š mar-ri-tá-ha-ti-ma* ^m*ú tin-kí-ia* ⁹*taš-šu-(i)p-pè sa-pi-iš*. The following corrections and criticisms should be made to H.'s interpretation.

L. 3: H.'s position as to the grammatical form of the word *tá-a-a-e-ik-ki* is by no means clear (cf. his note 33). H. does not take into consideration that a plural in *-p* (not **-ip-!*) is not necessary when the noun in question is of the inanimate gender (cf. ^d*na-ap ap-pa tá-a-ep-pè* 'the other gods' but ^m*tá-a-ia-u-(i)š ap-pa tá-a-e* 'the other provinces'). This does not allow of the conclusion that the *-e-* is here purely orthographical, and to identify *tá-a-ki* = *aniyaθā* 'otherwise' with *tá-a-a-e-ik-ki*. The ending *-ikki* cannot here be the adjectival (or, more precisely, the participial) ending *-ik(ki)*, because *tá-a-e* alone is an adjective. It can thus only be the position *-ikki*; its most usual meanings are 'for', 'in the direction of', 'to', 'at', cf. in the Susa administrative texts quoted by Harmatta (Yusifov, VDI 1963, 3 pp. 221, 237, Nos 185, 186): ^m*Pár-ri-man-ik-ki* 'for P.'. Thus *tá-a-a-e-ik-ki* should probably be translated 'at other(s)', 'into', or 'for other(s)'.

L. 4: according to H., the relative pronoun *ap-pa* refers to *har-ri-ia-ma* 'in Aryan'. However, *ap-pa* always refers to a noun in the Absolute (= Nomi-

native + Accusative) case or to a verb; if it referred to *har-ri-ia-ma*, I should expect in the text something like **har-ri-ia-ma ap-pa e-ma . . . in-ni šà-ri*. In fact, here it quite clearly refers either to *tuppi.me* 'the text . . . , which . . . ', or to the verb *hutta*.

Harmatta contends also that *šà-ri* is not a participle but a finite verb, the form of the participle being *šà-ri-ir* (we might add that a form **šà-ri-ri* is probably also possible). However, as a finite verbal form *šà-ri* would be the 1st person Sg. of a t r a n s i t i v e verb (or of a verb of motion). As it seems, an intransitive sense for *šà-ri* is established with certainty. No doubt, the form is peculiar, and H. justly points out that the stem is **šari-*, not **ša-*, because there exists a form *šà-ri-ir* 'was (there)' DB II 69 (which, however, need not be regarded as a participle, since all forms of the intransitive verb are in Elamite virtually indistinguishable from nominal predicates), and a gerundive *šà-ri-na* 'which may exist' DB III 78. Anomalous forms are, however, not unusual for predicative copulas; here (and also in DB II 13) the form is either identical with the uninflected stem, or it stands for **šari.ri* > *ša(r)ri*. Cf. also *šà-ri-(u)t* DB I 67–68.

L. 6: I do not think that the sense of 'genealogy' for El. *e-ep-pi* is certain.

Ll. 7–8: H.'s corrections of my translations of *u.tippa*, *amminnu(?)* and *marrita.hatima* seem just, although the etymological structure of *amminnu(?)* and *marrita* escapes me.

L. 9: I would prefer the translation 'studied' for *sapi.š* on the ground of the evidence of the parallel passages quoted by H., and perhaps 'strove' for «OP» *hama[ta]xš[a]tā(?)*.

Now for the crucial word *tuppi.me*. H. thinks that the difference between *tuppi* 'tablet, inscription' and *tuppi.me* is that between singular and collective plural, so that *tuppi.me* may refer to several versions of a text made in different languages. This suggestion can hardly be accepted, because *tuppi* is a word of the inanimate gender, and in this gender the form of the «collective plural» simply coincides with the singular. In the whole text of DB we have not found a single c l e a r instance of the use of the *-me*-form for the collective plural. The suffix *-me* expresses an abstract notion deduced from a word denoting a material object; but since a *tuppi.me* can be the object of administrative activities (this is shown by the Susa texts), it cannot mean 'writing system' but only 'text' or 'inscription' as text, viz. in contrast to *tuppi* 'tablet, stela, inscription' as a material object.

As to the «OP» version of this paragraph (IV 88–92), I still think it is too damaged for a fluent and convincing translation. Although I am no expert in Old Iranian and may err in this respect, but H.'s emendations have failed to convince me; especially doubtful seems to me the translation of *patišam* as 'otherwise' in l. 89 but as 'to it' or 'in front' in l. 90. Whatever the meaning of Avestan *paitiša-* may be, Kent's old translation of «OP»

patišam as 'besides' seems so far the only one to make sense. If H.'s translation 'these inscriptions' in l. 89 of the «OP» version should prove correct, then the ll. 89—90 might be translated approximately as «...besides, these my inscriptions [...] I (also) caused to be made: they were in Aryan, both on tablets and on leather», etc. Of course this suggestion is entirely non-committal.

The Elamite text is, in my opinion, to be translated approximately as follows: «₁(Thus) saith Darius the king: ₂by the aid of Ōromazdēs ₃I made (= put) the text on to other (copies)¹ ₄in Aryan, which before did not happen:² ₅both on clay tablets and on leather; ₆both the name and the ... I made, ₇and (it) was written, and before me (it) was read. ₈Thereafter the aforementioned(?) text, which³ I sent into all provinces, ₉the people⁴ studied(?)»

Leningrad.

¹ Or, perhaps: «I made the text for other (copies)»; «I made or: the text for others (to read)»; the last translation is less probable, because a plural in *-p* would be expected.

² Lit. 'be, exist'. Thus, if *appa* refers to *hutta*; otherwise: «(such a text) as did not exist before».

³ Although the form is sometimes misused in Late Elamite, the suffix *-a* denotes the subjunctive mood.

⁴ I.e. the people bearing arms, *kāra* (certainly not 'nobles' as often translated!)

D. NEIMAN

EDEN, THE GARDEN OF GOD

Ezekiel tells us about an «Eden, a Garden of God»,¹ whose trees were superlatively beautiful and in whose midst was stretched a canopy encrusted with precious stones.² It is apparent from these passages and their context, that this canopy overspread a throne, the throne of God, the Divine King, whose place of dwelling was this «Eden, the Garden of God».

Obviously the references to Eden which we find in Ezekiel 28 and 31 reveal an ancient Hebrew tradition which contained a more elaborate description of Eden than that which we find in the second and third chapters of the Book of Genesis. While the references to the superlative lushness and beauty of the trees that grew in the Garden of Eden are in harmony with the description as given in the second chapter of Genesis,³ there is an additional factor that appears in the oracle of the prophet which we must add to our understanding of the nature of this garden. Ezekiel speaks of Eden as «the Garden of God», a designation that is not explicitly specified in the Genesis account, although it may be implied.

The divine nature of this Garden of Eden is again brought to our attention by the Second Isaiah in strophes of perfect parallelism, saying:

He will make her wilderness like Eden,
Her desert like the Garden of Yahweh.⁴

The references in Ezekiel, particularly those in 28:13, 14, are additional examples of remnants of an ancient Hebrew mythology whose elements are scattered throughout the poetic portions of biblical literature, but whose myths in their complete form were discarded by the biblical writers as they demythologized the early narratives of Israel's tradition.⁵ Thus, while the account of

¹ Ezekiel 31 : 8, 9.

² Ezekiel 28 : 13.

³ Genesis 2 : 8, 9.

⁴ Isaiah 51 : 3.

⁵ There is extensive literature on this subject, some of the more important studies being Hermann Gunkel's *Schöpfung und Chaos*, (Göttingen, 1895); Yehezkel Kaufmann, *The Religion of Israel*, trans. and ed. by Moshe Greenberg, (Chicago: University of Chicago Press, 1960); and references in *Myth, Ritual, and Kingship*, ed. by S. H. Hooke, (Oxford:

the Creation in Genesis 1 is a philosophical statement cast in poetic form, an earlier account of Creation, mythological in character, which was rejected by the biblical writers and ultimately lost, left its fragments imbedded in the linguistic imagery of biblical Hebrew.⁶

While Second Isaiah would not have tolerated a mythic account of Creation, he would not reject the potent imagery of God's power as symbolized in the ancient poetic figure of Yahweh hewing Rahab to pieces and piercing the monster of the deep.⁷ The same poetic imagery is used by the author of Job in his description of the power of God over all the phenomena of nature.⁸

We can assume with good reason that the story of Eden as preserved in Genesis 2 and 3 is a refined version of an earlier and grosser account which was rich in mythological symbolism. Much of the mythological background which was considered indispensable is still present in the account as we have it, whereas those elements considered superfluous or irrelevant were discarded. But these rejected elements, though removed from the story in Genesis, were current in the language of ancient Israel, if not in the concepts of the people, and were used as needed.

Just as Isaiah, the author of Job, and some of the Psalmists⁹ employed the dramatic figures of mythological speech, so did Ezekiel, in speaking of the king of Tyre appropriately refer to him elements of ancient Hebrew mythology which were quite well known to the Phoenicians as well as to their Israelite neighbors.

But in choosing those elements of the mythology which he felt were most appropriate to his theme, he emphasized the royal element in the myth of Eden and those other features of the site of the garden which fit the portrayal of a royal residence but which were excised from the myth in the version prepared by the author of Genesis 2 and 3.

Therefore, when we read the passage in Ezekiel 28:13, 14, we are led into a polychromatic Eden whose scenery is enriched by the descriptive detail added by the prophet.¹⁰

Oxford University Press, 1958), chapter VI, «Early Hebrew Myths and Their Interpretation», by Geo Wiedengren, pp. 149–203.

⁶ Isaiah 27 : 1; 51 : 9–10; Psalms 74 : 12–17; 89 : 9–12; and Job 9 : 13–14; 26 : 12–13. These passages reveal remnants of a mythological account of creation strikingly similar to the Marduk-Tiamat conflict of the Babylonian Creation Epic in the *Enuma Elish*, an account which no longer exists in the Hebrew tradition of the Old Testament, except insofar as its fragments are scattered among the poetic passages where they serve as dramatic elements of biblical language.

⁷ Isaiah 51 : 9.

⁸ Job 26 : 12, 13.

⁹ E.g., Psalms 74 : 13, 14 and 89 : 11.

¹⁰ «Ezekiel here adapts to his purpose a version of the Paradise-story which was evidently current in his day; it differs in many respects from the narrative in Genesis 2 and 3, especially in retaining a larger and cruder element of mythology, as might be expected in a popular tradition.» G. A. Cooke, *The Book of Ezekiel*, «International Critical Commentary,» (Edinburgh: T & T Clarke, 1936), p. 313.

There is mythology in the story of Eden as we have it in Genesis, although the nature of the mythology has undergone transformation. The Pagan elements, where they have been retained, have been made subservient to the new concepts of the biblical writer. Of those elements which have been dispensed with, Ezekiel and Second Isaiah have preserved a few. These refer specifically to the Garden as the place of God's presence of the Garden of God.

This reference to Eden as the Garden of God (Elohim) or the Garden of Yahweh is central to its older mythology, most of which has been removed from the Genesis version, the remaining elements having been attenuated. Nevertheless, the nature of the garden as a royal garden, the dwelling of the Divine King remains.

While the purely mythological phase of thought has long been outgrown, a mythical background everywhere appears; the happy Garden of God, the magic trees, the speaking serpent, the Cherubim and the flaming sword, are all elements derived from a more ancient religious tradition.¹¹

The first mythological element that we must recognize in Ezekiel's Eden, the Garden of God is the personification of God as King. God is, in the view of biblical man, King of heaven and earth, Lord of all Creation. The idea of God as King is early in Old Testament literature, appearing in the Song of the Sea,¹² in the Gideon Epic,¹³ and in the account of Samuel's struggle against the institution of monarchy.¹⁴ The prophet Micaiah, when he appeared before Ahab, had a vision of Yahweh as King, seated on His throne,¹⁵ and Isaiah, in the year of King Uzziah's death experienced a similar vision.¹⁶ Moses swears and binds the People of Israel with an oath by «The Throne of Yah»,¹⁷ and Yahweh proclaims to Moses and to Israel that He is the Lord of the whole earth.¹⁸

This representation of God as King is an element of mythology regardless of the degree to which it has been softened and symbolically interpreted. For if myth means anything else, it certainly means the representation, dramatization, and personification of natural phenomena or what are presumed to be natural phenomena.¹⁹ In fact, the representation of Yahweh as King is

¹¹ John Skinner, *A Critical and Exegetical Commentary on Genesis*, «International Critical Commentary», New York: Scribner's, 1925), p. 52.

¹² Exodus 15 : 18.

¹³ Judges 8 : 23.

¹⁴ I Samuel 8 : 7.

¹⁵ I Kings 22 : 19.

¹⁶ Isaiah 6 : 1, 5.

¹⁷ Exodus 17 : 16.

¹⁸ Exodus 19 : 5.

¹⁹ Many of the Psalms in which God is represented as King are believed to be the texts of ritual dramas of enthronement and coronation, in which case they would be truly mythic in character. See the studies in this field by Theodor H. Gaster. In *Thespis: Ritual, Myth, and Drama in the Ancient Near East*, (Garden City, N. Y.: Doubleday Anchor Books, 1961), pp. 442ff., he points out that certain Psalms possessed «a distinctly liturgical function . . . Those, for example, which begin with the words «The Lord is

identical in form with the parallel concept of the Canaanites that we find in the literature of Ugarit. The people of Ugarit also spoke of Baal as their king and judge, declaring:

Our king is Aliyan Baal,
Our judge, and none is above him.²⁰

This kingship of Baal is reaffirmed when the mythology of Ugarit speaks of «The kingship of Baal», and describes his throne as

The seat of his kingship,
His exalted dais,
The throne of his sovereignty.²¹

God as King is a mythological element found throughout biblical literature.²² In some occurrences, such as the vision of Isaiah²³ or that of Michiahu,²⁴ the depiction of God as King is gross, dramatically intense, and completely anthropomorphic. The same can be said of the encounter between Yahweh and Moses after the incident of the Golden Calf.²⁵ No less anthropomorphic and mythological is Yahweh, king of the Flood, who shoots his thunderbolts.²⁶ Here, in Psalm 29, the figure of Baal as the god of the storm of Canaanite mythology is inadequately hidden by the superimposed figure of Yahweh who appears in the poetic Hebrew strophes.²⁷

become King' (i.e., Psalms 93, 97, and 99) are now generally recognized to have been patterned after a traditional style of hymn composed for the annual enthronement of the deity at the New Year Festival.»

²⁰ UT 51 : IV : 43—44. All Ugaritic Texts will be cited as UT, followed by the number of the system of classification in Cyrus H. Gordon's *Ugaritic Textbook*, (Rome: Pontifical Biblical Institute, 1965).

²¹ UT 'nt : IV : 46—47.

²² A fuller analysis of the God-King representation as an element of ancient Hebrew mythology will be found, with references to earlier literature, in *Myth, Ritual, and Kingship*, ed. Hooke, pp. 159 ff. See note 5 above.

²³ Isaiah 6 : 1, 5.

²⁴ I Kings 22 : 19.

²⁵ Exodus 33 : 20—23.

²⁶ *Qôl Yahweh* of Psalm 29, for so must we interpret this expression in the light of its Ugaritic parallels.

²⁷ Psalm 29 as a Hebrew reflex of a Canaanite hymn of praise to Baal as Lord of the Storm is apparent from the parallels to the verses of Psalm 29 in Ugaritic Literature. H. L. Ginsberg, in his article, «A Phoenician Hymn in the Psalter,» in *Actes du XIX Congrès International des Orientalistes*, (Paris, 1935), pp. 472—476, was the first to point this out. Ginsberg's pioneer observations were reinterpreted and refined by subsequent studies of the texts by Theodor H. Gaster, in his article in the *Jewish Quarterly Review*, N. S., vol. 37 (1946), pp. 55—56, and in his study of Canaanite religious texts in *Thespis: Myth, Ritual, and Drama*, 2nd ed. (Garden City, N. Y.: Doubleday Anchor Books, 1962), pp. 443—446. These and other studies were incorporated by Mitchell P. Dahood in his edition of the Psalms in *Psalms I, 1—50*, vol. 16 of «The Anchor Bible», (Garden City, N. Y.: Doubleday, 1966), pp. 174—180.

In many biblical passages Elohim or Yahweh is proclaimed «King over all the earth». He is «Yahweh, exalted and awful», «King over all the earth, Elohim», «King over all nations, and seated on the throne of His Holiness».²⁸ God's throne is «securely established», while He is «robed in majesty».²⁹ It is not necessary to cite more, for the passages in which God is portrayed as King, Ruler, Judge, and Lord are almost without number.

Another detail in the representation of God's Royal Majesty pictures Him as seated on a throne with His feet on a footstool. The Psalmist commands his people to «Exalt Yahweh our God and bow down to His footstool»,³⁰ and the prophet dramatizes his appeal to the People of Israel by declaring, «Thus says the Lord: Heaven is my throne and the earth is my footstool».³¹ As figurative and metaphorical as this passage from Isaiah 66 may be, and as devoid of mythological intent as it assuredly is, one cannot avoid noting the close linguistic identity between this picture of Yahweh and that of El in the mythology of Ugarit who also sits on his throne while «He places his foot on the footstool».³²

There is another element to be noted in the verbal representation of Yahweh in His role as King. He alone sits enthroned «on the Cherubim».³³ Cherubim, as we see them in pictorial representations carved on Phoenician ivories, were sculpted into the sides of thrones, forming the armrests.³⁴ The relationship of the carved figures to the seat was such that the person occupying the throne was seen as «seated on the Cherubim». The expression «seated on the Cherubim» is synonymous in Hebrew with Divine Kingship. The noun «king» or the verb «to rule» is, in the case of Yahweh, set parallel to the phrase «seated upon the Cherubim». A perfect model of this verbal parallelism is the couplet:

Yahweh is King, the nations tremble;
He sits upon the Cherubim, the earth quakes.³⁵

²⁸ Psalm 47.

²⁹ Psalm 93.

³⁰ Psalm 99 : 5.

³¹ Isaiah 66 : 1.

³² UT 51 : IV : 29, and 2 Aqht : II : 11.

³³ *Yoseb Hakk^erubim*, 1 Samuel 4 : 4; II Kings 19 : 15; Isaiah 37 : 16; Psalms 80 : 2 and 99 : 1.

³⁴ A throne with carved cherubim forming the sides and legs, the armrests being above the outspread wings of the cherubim is found on an ivory table from Canaanite Megiddo (c. 13th cent. B. C.), now in the Jerusalem Museum. It is reproduced in *The Art of the Middle East*, by Leonard Woolley, in the series «Art of the World», (New York: Crown Publishers, 1961), p. 110. Another carving, showing Ahiiram, king of Byblos seated on a throne with cherubim forming the sides and legs, is found in *Ancient Near Eastern Pictures Relating to the Old Testament*, (ed. James B. Pritchard), (Princeton: Princeton University Press, 1955), figs 456 and 458 (pp. 157, 158).

³⁵ Psalm 99 : 1. It should be noticed that the title *Yoseb Hakk^erubim* in the Old Testament refers exclusively to Yahweh, whereas the glyptic representations on Phoenician ivories depict the human king sitting on the cherub throne. The kings of Canaan may have had, among their many titles and epithets the designation *Yoseb Hakk^erubim*.

But Cherubim, as represented in the palaces of Assyria, were guardians of the palace gates, figures sculpted in stone, standing guard at the entrances to the royal residences as so many watchful sentries who neither sleep nor slumber. These colossal sculptures, on which the wings of an eagle or other great bird were carved as growing out of the shoulders of a large beast representing brute power — usually a lion or a bull — were topped by a human head whose eyes were fixed in a steady, watchful gaze. The human head was usually a royal portrait sculpture.³⁶

Eden, the Garden of Yahweh was also guarded by Cherubim posted at its gates to keep man from entering its inner precincts.³⁷

We have, therefore, many elements in the representation of Yahweh Elohim in the Bible which are remnants of a mythographic tradition in ancient Hebrew literature. Using these elements, we can construct a model of the abode of God as King as it appeared in ancient Hebrew mythology.

God-King was pictured as having His Divine Royal residence, His palace and throne room, in the midst of a divinely beautiful garden, fruitful and luxuriant, with trees flourishing in abundance, excelling in their beauty all that man could imagine. In the midst of this Garden was the Divine Throne, a magnified and exalted version of the thrones of earthly kings as they were known to the biblical writers and as they are known to us from their carved prototypes from Canaan, Assyria, and Egypt.³⁸ The throne had its seat set on the backs of Cherubim and was ceiled by an overarching canopy. The throne and its canopy were dazzling in their brilliance, encrusted with jewels and precious stones.

This model of the Divine Royal residence can be built with the following verses from biblical literature:

Yahweh is King !	Psalms 93:1; 97:1; 99:1
He sits enthroned on the Cherubim.	Psalms 80:2; 99:1
He is seated on the Throne Divine, in the midst of the seas.	Ezekiel 28:2

Professor William F. Albright, in private correspondence, points out that the distinction I am attempting to prove between Israelite and Canaanite attitudes on this point may be nonexistent. He indicates that among Western Semites generally, as well as in Israel it is only the god who is seated upon the cherub throne. The case of Ahiiram of Byblos is admissible, explains Dr. Albright, because he is represented as deceased, therefore divine.

³⁶ André Parrot, *The Arts of Assyria*, (New York: The Golden Press, 1961), pp. 30—31.

³⁷ Genesis 3 : 24.

³⁸ The Golden Throne of Tut. Ankh. Amon can also be construed as a variant of the cherub throne. The legs of the Golden Throne are leonine, the armrests end in lions' heads, and the wings of the figure on the back of the chair, while emerging from that figure, are so positioned as to form a composition of elements which, viewed together, impress one with the figure of a winged lion. See photograph of the Golden Throne in Christine Desroches-Noblecourt, *Tutankhamen*, (New York: New York Graphic Society, 1963), plate facing p. 43.

In Eden, the Garden of Yahweh,	Isaiah 51:3
In Eden, the Garden of God.	Ezekiel 28:13
His canopy is inlaid	
with every precious stone,	Ezekiel 28:13
He walks among precious stones	
flashing as flaming fire.	Ezekiel 28:14
So beautiful are the trees of Eden	
which are in the Garden of God.	Ezekiel 31:8, 9
Every tree which is pleasant to see	
and good to eat is planted in Eden.	Genesis 2:9
And God strolls in His Garden	
in the breeze of the day.	Genesis 3:8

The gold, the gems, and the precious stones which appear so prominently in Ezekiel's portrayal of the Garden of God on the Sacred Mountain³⁹ reflect quite accurately the Canaanite concept of the House of God as revealed in the mythological poems from Ugarit. The prophet, in addressing the Ruler of Tyre, compares his dwelling place to the Garden of Eden, the primeval paradise of the Hebrew tradition which is known to us from Genesis.

But the description of the Eden that he gives is more reminiscent of the dwelling place of Baal, god of Tyre that we find in Ugaritic literature. There we find the gold, the jewels, and the precious stones of Ezekiel's speech. In describing the plans for the building of the House of Baal, the planners say:

The mountains will yield much silver,
The hills the choicest of gold;
The mines will bring thee precious stones.
And you'll build a house of silver and gold,
A mansion of precious lapis.⁴⁰

The glorious throne that Ezekiel describes, set under a canopy encrusted with every precious stone, is the throne that was built for Baal by Kothar-we-Ḥasis, the divine artisan and craftsman of the Canaanite pantheon.

The Skilled on goes up to the bellows,
The hands of Ḥasis hold the tongs.
He pours forth molten silver,
And casts pure flowing gold.
Silver he casts by the thousands,
And gold by the myriads of shekels.

³⁹ Ezekiel 28 : 13, 14.

⁴⁰ UT 51 : V : 77—81.

He fashions a glorious crown
 Studded all over with silver,
 Adorned with reddish gold.
 He builds a glorious throne,
 Above a magnificent footstool
 Glittering in brilliant beauty.⁴¹

Ezekiel, therefore, in speaking of Eden, The Garden of God and describing its royal throne, its jewels, and its glittering canopy encrusted with precious stones, was expressing Canaanite concepts of the throne room of God.

But Eden is more than the dwelling place of God the Divine King. It also contains the separated, isolated qualities of His divinity, the secret, elusive elements whose mystery holds the keys to divine knowledge and to eternal life. These two elements which are characteristic of God: Eternal Life and Divine Intelligence, are present in the garden in the form of the fruit of two trees which contain, in combination, those qualities which are essential to divinity. These elements of godhood must be kept from man.⁴² But since, as man knows to his sorrow, he did succeed in acquiring one of these divine qualities; namely, Intelligence, God must by all means prevent him from seizing the fruit of the tree that will grant him immortality. Therefore, to keep man from entering the Garden, «in order that man not eat of the fruit of the Tree of Life and live forever»,⁴³ man must for all time to come be barred from entering the Garden of God. And so he is.

To give force to this everlasting decree of exile from the Garden of God, «[Yahweh Elohim] placed at the east of the Garden of Eden the Cherubim and the flame of the revolving sword to guard the way to the Tree of Life».⁴⁴ The Garden remains, therefore, eternally the possession of God, His place of residence, His Garden, barred forever to man, and the Royal Palace of His Divinity. Like the palaces of earthly kings, its gates are guarded by the sleepless, watchful, human-headed, eagle-winged, leonine or taurine figures called Cherubim.

It should be apparent that Eden, as we can reconstruct its nature from the picture given in Genesis 2 and 3, supplemented by passages from the Psalms, Isaiah, and Ezekiel, is the place where God dwells, and is conceived in terms of mythological origin which are known to us from Canaanite and Mesopotamian sources, both literary and glyptic.

But there is more that Ezekiel reveals of his concept of Eden which is again reinforced by biblical passages from other sources as well as by Canaanite

⁴¹ UT 51 : I : 24—36.

⁴² Genesis 2 : 17 and 3 : 22, 24.

⁴³ Genesis 3 : 22.

⁴⁴ Genesis 3 : 24.

literary material. Ezekiel, in speaking of the dwelling-place of God describes it at one point as «The Mountain of Holiness», or «The Holy Mountain».⁴⁵

Now the dwelling places of the gods of Canaan, wherever there is occasion to describe them, are pictured as being located on mountains. In describing a journey to the house of El, the father of the gods, the poet writes:

Then he turns his face towards Lutpan, god of mercy,
In the midst of the mountain.
He enters the abode of El,
Comes into the home of the king.⁴⁶

Baal, when he extends an invitation to the goddess 'Anat to visit him in his home, says to her:

Come, and I shall reveal it to you
In the midst of my mountain, God of Šaphon.⁴⁷

On another occasion Baal speaks of his home as being

In the midst of my mountain,
God of Šaphon
In the Holy Place,
The mountain of mine inheritance.⁴⁸

This idea of the Holy Mountain which Ezekiel mentions, which appears also in Ugaritic literature as the place of the dwelling of the gods, appears in the same form in Psalm 24:3. There the Psalmist asks:

Who shall ascend the Mountain of Yahweh,
And who can stand in His Holy Place?

If the Psalmist was not being entirely figurative, the question must have been put in reference to a real House of God or Temple on top of a real mountain. Even if the reference is clearly to the Temple of Yahweh on the summit of the mountain of Jerusalem, the reference in the Psalm does not exclude the ideal concept of an eternal «Mountain of Yahweh», an ideal «Holy Place» which is the place of Yahweh's presence.

The parallelism between this «Mountain of Yahweh» and the ziggurat of Babylon must not be overlooked, for the Babylonian Temple of the gods

⁴⁵ Ezekiel 28 : 14.

⁴⁶ UT nt, pl. ix, col. III : 21—23.

⁴⁷ UT nt, pl. ix, col. III : 16.

⁴⁸ UT nt : IV : 63—64.

which stood at the summit of the ziggurat E-Sagila was the Holy Place of the gods Marduk, Enlil, and Ea,⁴⁹ and the Holy Mountain, or the «Mountain of the Gods» in the concepts of the Babylonians was clearly the ziggurat E-Sagila.⁵⁰

Just as E-Sagila was a real mountain, a man-made temple tower raised in the midst of Babylon and crowned by an E-Gal, a temple which was the House of the Gods, yet was represented in the mythology in the *Enuma Elish* as an ideal heavenly abode of the divinities in which the Gods did in truth dwell, so was the Temple in Jerusalem, while physically real, represented in the idealization of the poetic imagery of the Psalms as the place of God's dwelling, the earthly representation of the divine abode situated in regions accessible to God alone.

But the close parallelism in imagery between *Enuma Elish* and Psalm 24 is further enhanced by the description of E-Sagila, the Mountain of the Gods as being founded in the subterranean waters of *Apsu*⁵¹ while the earth which Yahweh made is «founded upon the seas, and established upon the rivers».⁵² Just as the land masses of the inhabited earth are designated poetically as *Esharra* and pictured cosmologically as a canopy created by Marduk to stretch and arch over the subterranean waters of the *Apsu*,⁵³ so is «the earth and all that is therein» founded «upon the seas and the rivers»⁵⁴ and «stretched out over the waters».^{54a} Just as E-Sagila, the Mountain of the Gods is founded in the nethermost depths and rises from the bottom of the *Apsu*⁵⁵ so is the Mountain of Yahweh founded in the very lower levels of the creation, rising from the subterranean seas to the loftiest heights.

Now the «mountain of Yahweh» of Psalm 24 is referred to as an ideal place, the place of God's dwelling, for the mountain is described as *m^eqôm godšô*, «His holy place». This reference to God's holy place is followed immediately by a reference to the Creation. The fact of creation is not presented as a direct statement, but through the symbolic use of a particular act of creation, the whole being understood from its part. Creation is presented in these words:

«For He has founded it upon the seas,
And established it upon the rivers.»⁵⁶

This verse is followed immediately by the question:

⁴⁹ *Enuma Elish* VI : 64.

⁵⁰ *Enuma Elish* VI : 51—64.

⁵¹ *Enuma Elish* VI : 62—64.

⁵² Psalm 24 : 2.

⁵³ *Enuma Elish* IV : 142—145.

⁵⁴ Psalm 24 : 1, 2.

^{54a} Psalm 136 : 6.

⁵⁵ *Enuma Elish* VI : 62.

⁵⁶ Psalm 24 : 2.

«Who shall ascend the Mountain of Yahweh,
And who shall arise in His holy place?»⁵⁷

We have then, in two couplets, a statement of the creation of the earth and all that it contains, the foundation of the earth upon the seas and the rivers, and the place of God's presence as being the Mountain of Yahweh, His holy place. And all of these elements: Creation, the mighty waters which are the foundations of the earth, and the place of God's presence, are in close proximity to each other. This is identical with the first chapters of Genesis, where the account of Creation is given in chapter 1, Eden, the place of God's dwelling is described in chapters 2 and 3, and the presence of the mighty waters is alluded to in the references to the subterranean river of Eden⁵⁸ and to the four rivers which flowed forth from the one.⁵⁹ The Garden of Eden, the place of God's dwelling, is in fact the source from which all the world's mighty waters flow.⁶⁰

The description of the «Holy Place of Yahweh» as «the Mountain of Yahweh»⁶¹ is explicit. God dwells on this mountain which is founded, like the earth He created, upon the seas and established upon the rivers.⁶² But this description of God's dwelling, the «Mountain of Yahweh», and its foundation «on the seas» and «on the rivers», is almost identical with that of Ezekiel, who speaks of «The Holy Mountain»,⁶³ as well as of the «dwelling place of God» [*mošab Elohim*] which is situated «in the heart of the seas» [*beleb yammim*].⁶⁴

The words used in Psalm 24 for «seas» and «rivers» are the regular plurals of *Yamm* and *Nahar* set parallel to each other and equivalent or identical in meaning. This imagery of the Psalmist does not present us with normal streams or rivers common to the Israelite experience. The *Neharot* of Psalm 24:2 are the rivers primeval, equivalent to the *Yammim*, which were primary

⁵⁷ Psalm 24 : 3.

⁵⁸ Genesis 2 : 6.

⁵⁹ Genesis 2 : 10—14.

⁶⁰ E. A. Speiser, «The Rivers of Paradise,» in *Festschrift Johannes Friedrich*, (Heidelberg, 1959), pp. 473—485, and *Genesis*, of the «Anchor Bible Series,» (Garden City, N. Y.: Doubleday, 1964), pp. 19—20. Speiser's attempt to locate the Garden of Eden in a geographically identifiable locale is futile, for it fails to recognize the significance of the mythological elements in the story and what they are meant to represent. This leads him to distort the plain meaning of the Hebrew text of the story in order to create the conditions that he feels are necessary; namely, to find a *confluence* of four rivers in the southern regions of Mesopotamia. In fact the language of the passage clearly says «And a river flows out of Eden to water the Garden, and from there it divides and becomes four headwaters.» The directive force of the verb *yaša* «to go out» is inescapable. The solution to the problem of the identification of the Rivers of Paradise will not be found by any attempt to locate them as four real streams within the valley of the Tigris and Euphrates. They must be sought in the realm of the mythological and cosmological concepts inherent in the story of Eden.

⁶¹ Psalms 24 : 3.

⁶² Psalms 24 : 2.

⁶³ Ezekiel 28 : 14.

⁶⁴ Ezekiel 28 : 2.

products of the Creation.⁶⁵ These are the subterranean and earth-girdling rivers and oceans on which the foundations of the earth are set, the ever-flowing circumterrestrial ocean stream in the center of whose circle the lands of habitable earth are fixed and in whose waters the foundations of the earth are established.⁶⁶

It is clear that we are dealing with terms which have their exact parallels in Ugaritic Mythology, where *Yamm* is always set parallel to *Nahar*.⁶⁷

The passages in Genesis, Ezekiel, and Psalms, while closely paralleled by analogues in Canaanite Mythology, show striking parallels to Babylonian Mythology as well as has been demonstrated above. Canaanite Mythology speaks of a «Mountain of God»⁶⁸ as does the Babylonian⁶⁹ and both are similar to the description of the «Mountain of Yahweh» of Psalm 24. There is, however, a feature of Hebrew Cosmology which is very close to Babylonian Cosmological concepts, but which is apparently not shared by the Canaanite. This is the concept of a subterranean fresh water ocean, the *Apsu* of Babylonian Mythology and the *Neharot* of Psalm 24:2 on which the earth is founded.

The concept of a primeval river, a subterranean fresh-water stream of oceanic magnitude, is basic to Babylonian Cosmology and plays a central role in the mythology of creation which we find in the *Enuma Elish*. The cosmology of the *Enuma Elish* — and this is to be expected — perceives of the significant features of the physical universe in terms which are the product of the Babylonian experience. Because the rain which falls from heaven upon the earth beneath is of vital significance to the inhabitants of Canaan and plays a most important, nay a decisive role in their very existence, it is understandable that rain should play an analogous role in Canaanite cosmology, and therefore in their mythology.

But rain, on which the Babylonians are not directly dependent for their existence, plays a rather insignificant role in Babylonian cosmology and this is reflected in their mythology.

What is significant to Babylonian civilization and vital to the life of Mesopotamia is the flow of the two great rivers, the Tigris and the Euphrates. They provide the key to man's existence in the valley of the two rivers. The irrigation systems which were basic to the economy of the valley from the period before the dawn of history, derived their waters from these two great streams. The life of the Mesopotamian depended entirely on their waters.

When, therefore, the Babylonian conceived his cosmologies, the creative forces of his world were seen as the Sun, personified in Marduk, the Sea, who

⁶⁵ Genesis 1 : 9—10.

⁶⁶ Psalms 24 : 1—3, and Psalms 104 : 3.

⁶⁷ UT 68 : 12—13, 14—15, 16—17, and 22.

⁶⁸ UT 51 : IV : 19.

⁶⁹ *Enuma Elish* VI : 51—64.

was dramatized as Tiamat, and the source of the great rivers which was visualized as the subterranean ocean of fresh waters and personified as *Apsu*. *Apsu* represented to the Babylonian the fertilizing, fructifying power of the potent male principle in nature, the irrigating force which impregnates the earth with its quickening elements and brings it to fertility. *Apsu* is the male creative principle in Babylonian mythology, the source of all creative power.⁷⁰ He is «the male personification of subterranean waters».⁷¹

This personification of *Apsu* reveals him as the counterpart of the Canaanite figure of Baal who is, to the Canaanites, the male creative principle in nature, quickening the earth, impregnating her, and bringing her to a state of fecundity through the activating force of the fresh waters he controls, which he releases to the earth in the form of his fertilizing drops of dew and rain.⁷² «[Baal] was manifest in the thunder, lightning, massed storm clouds and violent rains of autumn, . . . As such [He] was acclaimed as Baal, 'Lord' par excellence, on whom the life of the community and indeed of all nature in those latitudes depended.^{72a}

While the source of fertility and creative power to the Canaanite is Baal, the dispenser of rain and dew who dwells on high, to the Babylonian it is *Apsu*, the lord of the subterranean fresh-water sea. Babylonian cosmology conceives of the inhabited earth as a sheet stretched out, a canopy overarched the abyss of the *Apsu*.⁷³ The life-giving waters of this fresh water ocean well up from below ground to flow as two great rivers through the lands of man's habitation, rendering them fertile.

Life in Canaan, unlike the Babylonian experience, depended on the regularity of the seasonal rainfall and dew. The rivers of Canaan played an insignificant role in antiquity relative to that of the seasonal rain cycle. The winter rains of Canaan alternate with rainless summer during which the heavy dewfall helps in the ripening process of the fruits that will be harvested in late summer and fall. Canaanite cosmology, therefore, which sees the source of its life and its energizing principle as coming down to earth from above in the form of rain and dew, conceives the reservoir of its life-giving waters as a cosmic supercaelian fresh-water ocean whose flow is controlled by Baal, the Lord of the earth, of rain and of dew. Baal, at his will and at the proper time, through the control of the sluice-gates or «windows» of this heavenly reservoir, releases the waters from the ocean above in the form of rain or dew.

⁷⁰ *Enuma Elish* I : 29.

⁷¹ A. Leo Oppenheim, *Ancient Mesopotamia*, (Chicago: University of Chicago Press, 1964), p. 265.

⁷² Cyrus H. Gordon, «Canaanite Mythology,» in *Mythologies of the Ancient World*, ed. by Samuel Noah Kramer, (Garden City, N. Y.: Doubleday Anchor Books, 1961), p. 184. Theodor H. Gaster, *Thespis*, pp. 114—124.

^{72a} John Gray, *The Legacy of Canaan*, (Leiden: E. J. Brill, 1965), pp. 20—21.

⁷³ *Enuma Elish* IV : 142—145.

This Canaanite concept is clearly fixed in the Ugaritic Epic concerning Baal and the establishment of his kingship⁷⁴ and in the Hebrew Cosmology which describes this supercaelian ocean at the time of the Creation.⁷⁵

The Babylonian *Apsu* is the source of creative power, the creative force in the Babylonian cosmology. This *Apsu* is the cosmic fresh-water ocean, the dwelling place of the fertilizing and creative divinity Apsu, in whose depths the foundations of the earth are set.⁷⁶

The Canaanite mythology places the domicile of El, the father of the gods, «the Creator of all creatures»,^{76a} «at the sources of the Two Rivers, in the midst of the wellsprings of the Two Oceans»,⁷⁷ and the home of Baal, the lord of rain and dew, in a heavenly reservoir of life-giving waters from whose windows rain will fall upon the earth when Baal chooses to open them.⁷⁸

The Garden of Eden in Genesis 2:10–14 is also described as the source of the world's great streams, the place from which the world's waters flow forth. This idea is reinforced by Ezekiel's description of the abode of the god (*mošab elohim*) as being «in the heart of the seas».⁷⁹

Ezekiel, who in this particular prophetic address is speaking to the great Canaanite, the King of Tyre, in directing his verbal missiles at him has taken care to sharpen his darts and to tip them with penetrating barbs fashioned from his target's own religious literary tradition. When he hurls at him the accusation,

«You have said, 'I am a god,
I sit in the seat of god
in the heart of the seas.'»,

he knows very well that his adversary will not fail to recognize in this statement the figure of the head of the Canaanite pantheon, the divine father El whom we know from the Canaanite Mythology as recorded in Ugaritic Literature, El who sits on his throne in the very heart of the seas, «At the sources of the Two Rivers, at the center of the upsurging of the Two Great Deep».⁸⁰

⁷⁴ UT 51 : V : 121–127; 51 : VI : 1–12; and 51 : VII : 17–31.

⁷⁵ Genesis 1 : 6–8.

⁷⁶ Erich Ebeling and Bruno Meissner, *Reallexikon der Assyriologie*, (Berlin and Leipzig: de Gruyter, 1932), vol. I, p. 122.

^{76a} UT 49 : III : 5, 11; 51 : II : 11; 51 : III : 32; and 2 Aqht : I : 25.

⁷⁷ UT 51 : IV : 21–22.

⁷⁸ UT 51 : VII : 15–29.

⁷⁹ Ezekiel 28 : 2.

⁸⁰ UT 49 : 5–6; 51 : IV : 21–22; and 2 Aqht : VI : 47–48. It is quite possible that Ezekiel, in this passage, intends to convey the force of the proper name «El» rather than the less definite noun «god.» Thus he would be quoting some more Canaanite mythology to the Ruler of Tyre and saying, «You have said, 'I am El. I sit on the Throne Divine in the heart of the seas.'» This would be a far more acerbic remark and might score a more telling blow.

We see, in tracing the nature of the abodes of the gods who exercise the life-giving, the quickening functions in the mythologies of the ancient Near East, that they dwell at the sources of the great fertilizing waters. But these sources are viewed mythologically, in the sense that they are not seen as the actual sources of the rivers, but rather as the ideal sources, the elemental cosmic oceans of life-giving waters from which the rivers of the real earth come forth. In Babylonian mythology these waters would be identified -- in the real world -- with the Tigris and Euphrates Rivers. In Canaan, they can only be identified with the winter rains and the summer dew, although a distant place, the abode of El, is at an inaccessible navel of the cosmos from which the great rivers and oceans flow.

What, then, is the nature of Eden, the Garden of God as we can recognize its features from biblical and extrabiblical sources?

Eden is the Garden of God, the dwelling-place of the Creator of the cosmos. Within the garden are the symbols of his divinity in the form of trees of Life Eternal and of Divine Intelligence. His throne stands in the midst of the Garden, under a canopy inlaid with all precious stones. The garden is on a mountain, the mountain of God, which may have a temporal likeness, a miniature-scale model on earth in the form of a hill on whose top there stands a Temple where men can come to worship God in his House which is but his earthly dwelling, his vicarious place of being.

The ideal dwelling of God, the divine residence, is -- and this is of prime importance -- the place from which all life-sustaining forces flow forth. These vital forces are realized in the bodies of water which help to sustain man and his environment. The God dwells, therefore, at the sources of the rivers, at the wellsprings of the world-encompassing oceans, or in the heavenly reservoir, in the supercaelian fresh-water ocean. The great rivers and the oceans flow forth from God's divine dwelling, from their source which is in the Garden of God. They flow forth from subterranean depths to quicken the earth, the habitation of mankind.

God's dwelling place is too distant from the world of men for man to be able to reach it; it is at the very ends of the earth, beyond the regions that man can traverse. Gilgamesh «ranged and wandered over all the lands», «traversed difficult mountains», and «crossed all the seas», in order to reach the home of Utnapishtim, who was but a man rendered immortal by the gods.⁸¹ The gods of Ugarit and their messengers, in traveling to the dwelling place of El or that of Baal, traverse distances which are expressed in the exaggerated figures of «thousands of acres, even tens of thousands of leagues».⁸² And the Garden of Eden is also the place of God's dwelling, and beyond the reach of men.

⁸¹ Gilgamesh, Tablet X, Assyrian Version, col. v. Speiser's translation in *Ancient Near Eastern Texts* (1950), p. 92.

⁸² UT 51 : V : 86; 51 : VIII : 24—26; and nt : IV : 82.

While the Garden of God is too far from the earthly habitation of man for man to be able to traverse the distance between them, the Garden is the Royal Residence Divine, the dwelling place of the Eternal King, and its gates must, therefore be guarded by watchful sentries who will not permit the sacred precincts to be violated by mortal man. Thus, as do the palaces of earthly kings in Mesopotamia, so too the Garden of God has Cherubim at its gates to guard against man attempting to enter through them into the Garden which is forever forbidden to him.

Boston College.

C. SANDULESCU

RECHERCHES SUR LA VALEUR LITTÉRAIRE DU CATALOGUE DES VAISSEAUX

(AVEC DES OBSERVATIONS SUR LE PROBLÈME CHRONOLOGIQUE)

Le Catalogue des vaisseaux est l'un des plus controversés passages de l'Iliade, parce qu'il cumule les difficultés analitiques et d'interprétation propres à son texte (B 484 - 877) avec les différents éléments encore discutés qui composent le problème homérique. On peut formuler brièvement la question génétique du Catalogue de la manière suivante: est-ce que ce vaste passage du chant B représente une création originaire, organiquement intégrée à l'épos homérique ou s'agit-il d'un grand fragment à thème particulier, — d'un «raccord» pour utiliser le terme de *M. Croiset* — annexé tardivement, pareil à tant d'autres passages qui ont été correctement ou quelquefois arbitrairement délimités dans le texte si souvent analysé de l'Iliade? Le problème est rendu encore plus difficile par l'imprécision connue des notions «ancien» et «récent» chez Homère et nous sommes confrontés pratiquement ici avec la situation alternative mentionnée à propos du Catalogue, qu'on a depuis longtemps discutée avec des arguments sinon toujours convaincants, du moins assez utiles et intéressants pour tous ceux qui se préoccupent de la complexe question homérique.

La tentative de trouver une solution pour le problème du Catalogue des vaisseaux abordé déjà de l'antiquité¹ mérite à être reprise, même si les résultats positifs — nous voulons dire les certitudes — obtenus jusqu'à présent surtout par la corroboration des dates archéologiques et historiques avec celles de nature littéraire et linguistique ne sont pas toujours satisfaisants. On doit ajouter encore que les espérances suscitées par le déchiffrement du linéaire B en ce qui concerne les problèmes de l'épos ne se sont pas avérées à ce qu'il semble, suffisamment fructueuses; il y a même des auteurs comme *A. Heubeck*, qui poussent leur critique jusqu'à affirmer que les tablettes ont compliqué plutôt qu'éclairer les différentes controverses de l'épos homérique.²

¹ Arist. *Poet.* 23, 3. Macrobe, V 15, 6—8.

² «Die Tafeln haben die homerische Frage mehr erschwert als erleichtert.» *A. HEUBECK*, *Gnomon* 1961, 2, p. 113 (analyse *D. PAGE*, *History and Hom. Iliad*). *VENTRIS* et *CHADWICK* dans leur travail fondamental (*Doc. in Myc. Greek*, 1965) ont constaté par exemple que de 630 mots contenus dans 3500 tablettes 40% sont homériques et 60% n'ont pas d'équivalent. Pendant cette décennie les mycéénologues ont relevé certainement

Dans les recherches suivantes nous avons l'intention et nous espérons en même temps d'apporter une contribution complémentaire et personnelle — si cela serait possible — à la discussion sur le problème général de la Boïotie, c'est-à-dire implicitement sur les principaux aspects de la question homérique même. A cette fin nous utiliserons les informations indispensables qu'on trouve dans le texte même du Catalogue, ainsi que les études essentielles des divers auteurs — des monographies et des articles — qui traitent d'une manière directe ou accessoirement les questions respectives. Nous devons assigner encore que notre travail présente un caractère plutôt analytique et illustratif et ne prétend pas d'avoir un aspect original dans un domaine de recherches si assidûment fréquenté de la philologie.

On sait que les opinions sur la valeur littéraire du Catalogue sont assez disparates et même quelquefois opposées. Il y a aussi des auteurs qui ont nié tout mérite littéraire au texte de la Boïotie, qui serait dépourvu d'intérêt et même de structure poétique. Le chorège de ceux qui ont apprécié négativement le Catalogue des vaisseaux paraît être G. Jachmann qui considère ce vaste passage de l'épos comme une invention sans nerf poétique et comme un produit sec de type «catalogistique»; son auteur serait un versificateur maladroit, un mauvais artisan («ein armseliger Stümper») qui aurait actionné à une époque tardive.³ L'autorité reconnue de ce philologue en ce qui concerne par exemple l'étude de la tradition épique préalexandrine, ne constitue pourtant une recommandation pour que nous acceptons sans réserves les qualificatifs et les accusations mentionnées, qui ont été d'ailleurs critiquement analysées et repoussées comme trop catégoriques et injustes. L'examen attentif du contenu littéraire de la Boïotie prouve plutôt que les éléments authentiquement poétiques ne manquent pas dans cet original et vaste passage du

d'autres parallélismes lexicaux avec l'épos, mais G. S. SHIPP dans un travail très loué démontre pourtant, en analysant 37 mots considérés par V. CH. comme éléments de liaison entre le mycénien et Homère, que 16 mots existaient déjà dans l'attique, l'ionique et l'éolique et ne demandent pas à être déduits de tablettes. Quant au reste, quelques mots y compris le bien connu *di-pa dépas* ne peuvent pas être complètement identifiés avec le vocabulaire épique; d'autres mots désignant des armes ont été utilisés par le grec commun et en dérivent pas chez Homère de tablettes. Enfin il y a encore 15 mots (comme: *do-e-ro*, *to-pe-za*, *e-re-pa*, etc) qui plus séparent, d'après SHIPP, que rapprochent l'épos du dialecte mycénien, lui-même assez controversé quant à sa nature. Cf. plus loin sur le problème du caractère linguistique du Lin. B. (Essays in Myc. and Hom. Greek, 1961)

³ *Der hom. Schiffskatalog und die Ilias*. 1958. Malgré la tendance hypercritique de JACHMANN en ce qui concerne la valeur littéraire et l'auteur du Catalogue («Kompilierender Pfuscher,» etc.) on doit retenir ses arguments sur quelques aspects du problème par ex. sur la difficulté d'expliquer pourquoi l'auteur du Catalogue a choisi la première année de la guerre et non la dernière, c'est-à-dire la neuvième avec laquelle commence le récit de l'Iliade? Voilà un premier argument pour démontrer que le Catalogue représente une pièce indépendante, ultérieurement ajoutée — la date ne peut pourtant pas être précisée — au texte de l'Iliade. Nous reviendrons sur le problème quand nous analyserons l'hypothèse de l'ancienneté mycénienne de la Boïotie. Cf. sur le travail de JACHMANN les compte-rendus de TH. KAKRIDIS, *Gnomon* 1960, 5 p. 393 seq., D. PAGE, *Class. Rev.* 1960, 2 p. 107 et K. MARÓT: *Die Anfänge d. gr. Lit. Vorfragen*, 1960 pp. 486—490.

2-ème chant de l'Iliade. La recherche minutieuse concernant le vocabulaire et le style représente d'autre part un moyen, auxiliaire sans doute pour évaluer la place que le Catalogue des vaisseaux occupe dans l'ensemble du poème homérique même et — ce qu'il y a de plus important — constitue une vraie méthode pour statuer dans de certaines limites sur l'ancienneté de ce texte. Nous assistons certainement ici à une première implication fondamentale du problème de la Boïotie dans la question générale de l'épos homérique et nous avons déjà mentionné l'importance de cette inévitable discussion.

C'est un fait suffisamment connu aussi que le Catalogue des vaisseaux est constitué par un assez long et original tableau ou inventaire de noms propres et géographiques, c'est-à-dire par un vaste répertoire onomastique et toponymique disposé systématiquement par groupes et finissant d'une manière stéréotype avec la spécification du nombre des vaisseaux que chaque région du monde grec a fourni pour la guerre troyenne. Il s'agit donc dans le texte du Catalogue d'une vraie schème répétée plusieurs fois où l'on reconnaît, d'après Th. Webster quelques traits structurels caractéristiques.⁴

A une première lecture et surtout si nous examinons le texte en pensant par exemple à la création littéraire de quelque poète moderne, la succession des noms propres du Catalogue des vaisseaux paraît un peu choquante et assez dure par sa facture quasi-statistique, qui se révèle avec plus d'acuité dans les traductions, même les plus inspirées de l'Iliade. Cette simple constatation nous offre la raison pourquoi le texte du Catalogue n'a pas été trop goûté ou apprécié du point de vue esthétique et littéraire. L'analyste E. Bethe parlait même d'une certaine «aversion pour le Catalogue», tout en rappelant en même temps que les anciens étaient d'un autre avis.⁵

⁴ Chaque paragraphe est traité d'après la schème: 1. le lieu ou les lieux — les peuples qui fournissent des combattants; 2. le chef qui commande les troupes, et 3. le nombre des vaisseaux. TH. WEBSTER: *From Mycenae to Homer*, 1960 p. 99: «All that dwelt in Y. Z. etc., that led A and with him followed n ships.» Mais cette disposition schématique ne doit pas être considérée trop rigide, car elle ne s'applique pas qu'à la première partie, grecque du Catalogue; en ce qui concerne le nombre des vaisseaux il a été déjà considéré à cause de sa disproportion avec les royaumes et les peuples grecs, totalement inventé. Nous estimons aussi que la répétition fixe même des vers qui expriment ces chiffres reconnaît un caractère artificiel.

D. GRAY critique la distribution des forces par régions: «an odd distribution of the armed forces of Mycenaean Greece at any time.» (Chapitre XI et dernier, «The Last Decade», du livre de J. MYRES: *Homer and his critics*, 1955). Nous trouvons une observation analogue chez F. STUBBINGS. On mentionne par exemple pour la Béotie 28 sites, dont 4 reviennent dans le texte de l'Iliade, mais pour l'Attique on ne cite dans le Catalogue qu'Athènes, en dépit du fait qu'on a attesté archéologiquement dans cette région de la Grèce préhomérique au moins 17 sites mycéniens. H. THOMAS et F. STUBBINGS expliquent le fait par l'existence du synoecisme attique. On remarque aussi l'absence du Catalogue de la célèbre localité Eléusis qui datait déjà du 3-ème millénaire. Enfin, d'après les mêmes auteurs le Catalogue des vaisseaux représenterait dans l'ensemble de la composition épique une espèce de «réportage», «a gazetteer of the Achaean Greece and a conspectus of the foreign nations north and east of the Aegean.» (A Companion to Homer. 1963, p. 285, Cf. aussi pp. 288 et 289).

⁵ «Der Hass gegen den Katalog ist beim modernen Poesiegeniesser verständlich, die Alten teilten ihn nicht.» *Homérphilologie heute und künftig*. *Hermes* 1935, 1, p. 57.

L'aspect particulier du répertoire géographique et historique — plus exactement historique et mytique — de la Boïotie découle d'après D. Page du fait qu'il s'agit ici d'une *évidence* des armées grecques, qui sont en cours de participer à la guerre—ou pour utiliser un terme technique nous rencontrons dans la Boïotie un vrai «*ordre de bataille*» datant de l'époque mycénienne.⁶ Cette opinion est partagée aussi par Th. Webster, qui utilise le terme militaire de «*revue des troupes*».⁷ L'avis de V. Burr, auteur d'un ouvrage fondamental est que la mention des armées dans le Catalogue découle d'après l'ordre successif de leur arrivée dans les ports d'Aulis et de Halos,⁸ pendant que Fr. Focke croit que cette action militaire est accomplie tout simplement en rapport avec les quatre points cardinaux⁹ (la théorie de la rose des vents).

Nous essayerons en premier lieu à démontrer que le Catalogue des vaisseaux n'est pas dépourvu d'éléments littéraires et poétiques, soit qu'il s'agit d'épithètes et de formules épiques inspirées, soit que nous rencontrons, et ce fait est beaucoup plus important des passages narratives très vifs ou des brefs récits caractéristiques pour tant de chants de l'Iliade. Cette affirmation implique certainement à être confirmée par des arguments péremptoires, tout en tenant compte que l'économie structurelle du Catalogue des vaisseaux n'est pas celle d'une oeuvre épique courante. On peut se demander pourtant s'il a existé quelque part un poète auquel l'on puisse prétendre sa présence intégrale et permanente dans les régions de l'inspiration pure et irréprochable. Nous croyons que le contraire de ce fait constitue la règle et que notre poète ne peut pas en faire exception. Quandouque bonus . . .

En ce qui concerne la manière «*catalogisante*» on connaît que ces évidences apparemment dépourvues d'attrait, comme c'est le cas de la Boïotie étaient assez fréquentes chez les auteurs classiques et ont représenté, d'après notre opinion, une vraie mode littéraire.¹⁰ Dans le texte même de l'Iliade la Boïotie ne représente pas le seul exemple de cette nature et par conséquent

BETHE considère aussi le Catalogue étroitement lié à l'Iliade («*sie auszuscheiden ist unmöglich*»), tout en soutenant pourtant l'ancienne théorie de OTTFR. MÜLLER, admise par M. CROISSET et par d'autres auteurs, d'après laquelle les deux parties du Catalogue, grecque et troyenne ont une valeur inégale et une origine différente. E. BETHE, *Homer, Dichtung u. Sage*. Ilias 1914, p. 210.

⁶ «*An order of battle.*» D. C. PAGE, *History and Homeric Iliad*. 1959, p. 135. Cf. aussi p. 134: «*it is a list of participants in a military campaign.*», L'importance du fait dépasse la simplicité de cette formule.

⁷ «*The muster list survives in the Catalogue of Ships in the second book of Iliad, which we have seen to be Mycenaean in its basic form and has seemed to many scholars to be Mycenaean also in its basic content.*» TH. WEBSTER, op. cit. p. 122.

⁸ V. BURR *Νεῶν κατάλογος*. Unters. zum hom. Schiffs-Katalog. Klio Beihefte, 49. 1944.

⁹ FR. FOCKE, *Gymnasium* 57, 1950. p. 263 seq. Cité par TH. KAKRIDIS, *Gnomon* 1960, 5. p. 394 (note).

¹⁰ En dehors du fait que ce procédé a été utilisé par ex. par Hésiode on a aussi imité largement le Catalogue: *Appolonios de Rhodos*, les Argonautiques I 20 seqq.; *Vergile*, *Enéide* VII 641 seqq.; *Silius Italicus*, *Punica* III 222 seqq.; *Statius*, *Thébaïde* IV 32 seqq. et même *Milton*, le *Paradis perdu* I 376 seqq.

nous n'avons pas le droit d'isoler ces vers dans l'ensemble du poème ou d'appliquer, guidés par de simples considérations sur le style la méthode de l'athétèse.¹¹

Pareil à d'autres éléments de la construction épique les «énumérations» ou les répertoires statistiques¹² du Catalogue forment une partie organique du texte de l'Iliade, que nous ne devons pas atomiser par l'analyse exagérée. Un certain respect pour le texte de l'épos homérique dans sa forme présente reste toujours indiqué (our Iliad, unsere Ilias). Si la manière catalogisante a été ou non empruntée aux héthites par exemple où elle se trouve dans beaucoup de documents, cela dépasse notre compétence; mais nous signalerons un autre fait important à ce point de vue. D'après l'avis de K. Marót la poésie traditionnelle des catalogues a été connue par les grecs bien longtemps avant Homère et représente probablement un héritage de la civilisation minoïque qui favorisait «les listes» dans tous les domaines.¹³ Le procédé de l'énumération successive ou de l'inventarisation auquel correspond la forme littéraire assez caractéristique de l'exposition détaillée se retrouve dans l'acception même du verbe à nuance suggestive *κατάλεγω* qui est utilisé plusieurs fois dans l'épos.¹⁴

Ainsi que nous l'avons déjà annoncé le Catalogue des vaisseaux en dehors de sa fonction d'évidence onomastique et toponymique doit être considéré et apprécié aussi du point de vue littéraire ou pour mieux dire du point de vue de sa valeur artistique présente certainement dans ce texte en conditions que nous estimons acceptables et positives. Essayons donc d'analyser le Catalogue et d'approfondir ce problème dans les pages suivantes.

Déjà pendant l'époque antique les critiques ont accordé au Catalogue des vaisseaux des qualités essentiellement poétiques en parlant même de «son charme et de sa magnificence».¹⁵ Vers la fin du siècle passé l'auteur d'une très honnête et encore utile histoire de la littérature grecque considérait que la Boïotie ne présente pas seulement un intérêt littéraire, particulièrement

¹¹ «Stilgeföhle sind es in erster Linie gewesen die überall die chirurgische Gedichtbehandlung veranlassten.» DORNSEIFF, Homerphilologie, Hermes 1935, I p. 240.

¹² Par ex. dans l'Iliade le Catalogue des villes messéniennes I 149—152; le Catalogue des Néréides Σ 39—48; le Catalogue des héros grecs — 310—522 ou dans l'Odyssée le Catalogue des femmes de la Nekyia λ 225—322. Il faut ajouter que le déchiffrement du Lin. B a fourni aussi du matériel catalogisant: la liste «des rameurs et de troupes» PY 53—60, étudiée par MÜHLESTEIN, Die OKa-Tafeln von Pylos. Ein myken. Schiffskatalog, 1956, (basé sur la lecture o-ka ὀλκάς).

On démontre donc encore une fois qu'Hésiode n'est pas innovateur en ce qui concerne de telles listes ou évidences. «Die Erfindung des Katalogstils dürfen wir endgültig nicht Hesiod zuschreiben». K. MARÓT, op. cit. p. 453.

¹³ K. MARÓT, La Béotie et son caractère hésiodique. Acta Ant. Hung. I 1952. p. 270. Ce problème est largement traité dans l'ouvrage du même auteur Anfänge d. griech. Lit. Vorfagen, 1960 passim.

¹⁴ Par exemple dans K 384: ἀλλ' ἄγε μοι τόδε εἰπὲ καὶ ἀτρεκέως κατάλεξον. Κατάλεγω c'est le verbe de l'énumération narrative par excellence.

¹⁵ «Die antike Kritik erkannte den Katalog auch dichterische Vorzüge (ἡδὺς καὶ μεγαλοπρεπής Schol. B. II. 494 p. 137. 3 D; *Dyonis Halic.* de compos. verb. 16 p. 67 Us-Rad)». SCHMID-STÄHLIN, Gesch. d. griech. Lit. I I. 1959 (1929) p. 151, note 2.

objectif, mais elle ne manque pas aussi d'importance pour l'histoire de la poésie homérique.¹⁶ Il y a encore d'autres auteurs, dont l'avis est favorable en ce qui concerne le contenu littéraire du Catalogue et nous ne ferons que citer ici l'opinion de l'homéologue très estimé Th. Kakridis, qui tout en affirmant que le Catalogue représente un ancien produit littéraire, déclare que cette pièce de l'Iliade constitue une certe réalisation dans l'ensemble de la création poétique grecque.¹⁷

Pour ces raisons il devient opportun à ce moment de connaître plus en détail le contenu de la Boïotie, qu'en dépit de son aspect de répertoire onomastique et toponymique comprend des passages assez développés, qui concourent par leur style et par les motifs poétiques avec les plus exquis parties de l'Iliade. Il s'agit en espèce de brèves narrations, comme par ex. celle du chanteur Thamyras, aveuglé par les Muses (B 594 - 600) ou de la légende du chef rhodien Télépôle (B 653 - 670) et d'autres passages encore dont l'analyse thématique et surtout linguistique nous facilitera des intéressantes et peut-être aussi des nouvelles conclusions sur le sujet. Ces petits récits de l'épos ne sont pas — comme l'a remarqué Bassett — dépourvues de sens utilitaire, parce qu'ils préparent toujours un certain épisode auquel ils sont attachés ou qu'il approfondissent du point de vue émotif ou enfin, ces récits servent à contourner poétiquement le caractère d'un certain héros.¹⁸ Ces conclusions sur le rôle et la fonction des épisodes chez Homère présente une importance particulière, justement dans le cas du Catalogue des vaisseaux, parce que les brèves narrations parsemées dans le texte conditionnent pratiquement la transition entre les éléments «prosaïques» d'évidence catalogistique et les faits de nature purement littéraire et contribuent de cette manière à changer systématiquement l'aspect formel et structurel des vers de la Boïotie.

Le Catalogue des vaisseaux représente une partie de l'Iliade bien homogène dans son économie complexe et assez intimement liée au reste du deuxième chant; en même temps, les éléments narratifs, les aspects du style formulaire et d'autres faits encore lui confèrent un caractère analogue à l'ensemble du poème de l'Iliade, ce que nous tâcherons à démontrer.

Commençons donc notre succincte analyse par la légende de l'aède aveugle Thamyras, qui se trouve dans les vers 594 - 600. Ce récit est occasionné par la mention de la cité de Dorion, la dernière de neuf cités qui forment le

¹⁶ TH. BERGK, Griech. Literaturgesch. I. 1872 p. 565; cf. aussi p. 563: «es fehlt ihm (à l'auteur du Catalogue) nicht an poetischen Talente.»

¹⁷ «Die katalogistische Dichtung, einerlei ob es sich um Götter- oder Männerlisten handelt, ist ein Ausdruck der Dichtung gewesen.» TH. KAKRIDIS, *Gnomon* 1960, 5. p. 401.

¹⁸ S. E. BASSETT, *The Poetry of Homer*, 1938 p. 74. Nous ne pouvons pourtant pas apprécier dans quelle mesure on réussit à «moderniser» l'analyse de l'épos si l'on sera d'accord avec BASSETT sur l'existence d'une «méthode impressioniste» chez Homère. (Op. cit. p. 108 seq.)

royaume de Nestor:¹⁹ (Nous citons d'après la traduction de P. Mazon.) «...Dorion, où les Muses jadis vinrent mettre fin au chant de Thamyras le Thrace. Il arrivait d'Oechalie, de chez Euryte d'Oechalie, et, vantard il se faisait fort de vaincre dans leur chants les Muses elles-même, filles de Zeus qui tient l'égide. Courroucées, elles firent de lui un infirme; elles lui ravirent l'art du chant divin, elles lui firent oublier la cithare.»

Sur les péripéties de la vie de Thamyras et sur le sens complexe de cette légende qui se trouve dans le texte de la Boïotie on a discuté déjà dans l'antiquité surtout en ce qui concerne le motif particulièrement cruel de l'aveuglement des chanteurs.²⁰ Il est de même important à remarquer qu'on a attribué une origine thrace à ce personnage plutôt mythique et nous estimons opportun de noter à ce propos que cette région si souvent mentionnée du monde antique, la Thrace paraît avoir été par tant d'allusion littéraires le vrai berceau des Muses à une époque assez reculée de l'histoire. La légende fondamentale d'Orphée n'est donc pas le seul épisode de cette nature.

Le récit relatif à l'événement de Thamyras se développe d'une manière vive et pleine de charme en dépit de sa petite étendue, ce qui nous décèle ici, encore une fois, le principe compositionnel de l'économie stylistique propre au poète de l'épos. Malgré sa brièveté, le contexte original de Thamyras contient des termes suggestifs et même des images poétiques. L'idée de l'opposition des mortels envers les dieux, ainsi que le motif cité de l'aveuglement des chanteurs sont assez répandus chez certains auteurs classiques, comme un réflexe du mythe respectif commun à cette époque. La cruelle vengeance des Muses divinités qui chez Homère possèdent des traits particuliers, — envers les mortels qui ont osé leur disputer la priorité nous rappelle la légende connue de Marsyas, qui se trouvant en compétition honnête avec Apollon fût lui aussi durement puni. Nous rappelons que si le mythe de Marsyas a constitué l'objet d'inspiration pour les poètes modernes, celui de l'aède Thamyras n'a pas connu ce privilège. Remarquons encore que chez Homère le destin de Thamyras est habilement présenté, malgré le fait que ce passage ne contient que six vers et nous aurons plus loin l'occasion de constater que l'auteur de ces petits récits très intimement liés au contexte ne peut pas être un mauvais artisan ou un

¹⁹ C'est ici une erreur de l'auteur du Catalogue des vaisseaux (Dorion, cité élique au lieu de Dotion cité de la Thessalie) mentionnée déjà par *Stephanus de Byzance* (SCHMID-STÄHLIN op. cit. p. 53, note 5). De neuf villes nestoriennes *Αἰτώ* (B 592) a été localisée jusqu'à présent en trois lieux, mais aucun n'est pas juste, le mot n'étant pas ici, d'après l'opinion de WYATT JR. un toponymique, mais un adjectif. Plus intéressant semble le fait que l'identification des neuf villes du Catalogue avec les neuf villes des tablettes PY Jn 829 est devenue illusoire. Les toponymiques ne sont pas identiques, Pylos même étant absent dans les tablettes. La liste des neuf villes homériques n'est probablement qu'une interférence de γ 7—8: 'Ενρία δ' ἔδραι ἔσαν. . . «It seems that the Catalogue is indebted to the Olyseus, but for the tradition of nine towns and for the name of one of them.» W. F. WYATT JR. *Hom. Αἰτώ*. *Class. Phil.* 1964, 2. p. 184.

²⁰ RE IX Hbhd. 1936. Col. 1239 s. v. Thamyras (W. GEBHARD). La légende des aèdes aveugles se retrouve par exemple chez Hésiode et Euripide.

simple versificateur. Nous estimons en même temps que l'auteur du passage de Thamyris ne peut être qu'identique au personnage qui nous entretient sur les neuf villes de Nestor (B 591 – 596), c'est-à-dire avec l'auteur du Catalogue des vaisseaux.

Quant au style nous rencontrons dans ce passage quelques expressions authentiquement poétiques comme *παῦσαν ἀοιδῆς, ἀοιδὴν θεσπείην, ἐκλέλαθον καθαριστήν*, ainsi que des épithètes communs à l'épos, par ex. *Διὸς αἰγιόχοιο* qu'on a désigné par sa désinence aussi comme assez ancienne. On sait en effet que les noms et les adjectifs en *-ao* et *-oio* apparaissent souvent dans le texte du Catalogue des vaisseaux et que cela ne présente pas une importance accidentelle (les formes considérées comme mycénienes en *-oio* 22 fois et les formes probablement aussi anciennes en *-ao* 17 fois pour le total des 393 vers du Catalogue).²¹ La discussion concernant le problème complexe de ces désinences, qui a été depuis longtemps l'objet des recherches minutieuses, dépasse notre compétence et nous nous limitons à rappeler que les philologues sont arrivés aujourd'hui à une conclusion assez ferme justement sur cette question qui appartient au domaine si controversé de la linguistique pré grecque, mycénienne. Il est difficile -- dit par exemple M. Lejeune -- à ne pas identifier la finale homérique *-oio* avec la finale myc. *...ojo*, la seule finale propre au génitif établie d'après cet auteur pour le singulier du type thématique en mycénien. D'autre part on a effectué naturellement une analyse de ce fait du point de vue linguistique indo-européen, en expliquant l'hom. *-oio* par des éléments similaires des autres langues: sanscr. *asya*; arm. *oy*; it. (falisque) *osio*, etc.²² Ces constatations ne suffisent pas sans doute pour attester uniquement par la présence de ces anciens éléments grammaticaux ou même d'autres restes similaires («fossilized survivals», Webster) l'ancienneté du texte de la Boïotie.

²¹ Voilà les lieux du Catalogue où se trouvent les formes archaïques à désinence *oio* et *ao*: *αἰγιόχοιο* (49I, 787); *ὑπερθύμοιο* (746); *πεδίοιο* (785, 801); *θανάτοιο* (avec *μέλας* 834); *Κηφισοῖο* (523); *Ἀλφειοῖο* (592); *ἑοῖο* (662); *Ἀγκαῖοιο* (609); *Δουλιγίοιο* (625); *Χαρόποιο* (672); *Εὐρυπέλοιο* (677); *Εὐρηνοῖο* (693); *Αδμήτοιο* (713); *Τιτάνοιο* (735); *Πειριθόοιο* (741); *Πριάμοιο* (788, 791); *Αἰσῆποιο* (825); *Λήθοιο* (843); *Τροϊζήνοιο* (847); *ses gén. en -ao*: *Ἀλκείδαιο* (513); *Ναυβολίδαο* (518); *Πετεῶο* (pour *Πετεοο* 552); *Ταλαϊονίδαο* (566); *Ἀνγηγίδαο* (624); *Ἡρακλείδαο* (679); *Σεληπιίδαο* (693); *Πελίαο* (715); *Φιλοκτήταιο* (725); *Καινείδαο* (746); *Φηρητιάδαο* (763); *Αἰσνήταιο* (793); *Ἀγχίσαιο* (819); *Τενταμίδαο* (843); *Κεάδαο* (847); *Αἰακίδαο* (860, 874).

²² M. LEJEUNE, *Essais de phil. myc.* Rev. de Phil. 1965, I p. 18 – 19. BRUGMANN a expliqué cette désinence par analogie avec l'article hom. *τοῖο* qui par un interm.* *τοο* a produit des formes contractées de l'article: ion. — att. *τοῦ*, dor *τῷ*. La forme i.-é. serait* *το-οιο* (sanscr. *tásya*). D'après WITTE les formes en *-oio* sont éoliques, premier terme de la transition — *oi-oo-ov*. La forme *-oio* se trouve plus souvent dans le style formulaire que les formes *-ov*. (RE VIII 1913. Col. 2219 s. v. Homeros). PISANI admet aussi la désinence interm.-*oo*, d'ailleurs présente dans l'épos *Ἰλίοο προπάρουθεν* 104; *Αἰολόο* K 160. Deux mss. présentent la même désinence pour K 373 *ἔνθεν δουρός* (St. della I. gr. Encicl. Cl. II 5. p 35). Enfin d'après le mycénologue regretté S. LURIA existaient deux formes du gen.-abl. myc. en *-ojo* et *-o* (Gnomon, 1960, 3. p. 206). Nous remarquons finalement que malgré le caractère incertain de la syllabe finale en mycénien la désinence myc. *-ojo* (hom — *oio*) paraît être positivement attestée à l'heure actuelle.

mais c'est peut-être justifié si l'on admet qu'une conclusion est pourtant possible par la corroboration de divers arguments historiques, archéologiques et en premier lieu linguistiques. Donnons-en un exemple qui se rapporte au passage cité de Thamyris et qui concerne le domaine linguistique. Nous trouvons dans un vers de ce récit la forme verbale imp. 3 sing. *στεῦτο* qui d'après l'opinion de J. Wackernagel est archaïque;²³ dans deux passages du Catalogue des vaisseaux est utilisé l'adjectif très discuté *ἔγχεσίμωρος* (692, 840) dont le sens n'est pas suffisamment clair, mais qui possède toutes les chances pour être un mot de nature archaïque. D'après Frisk (Gr. Et. W.) *ἔγχεσίμωρος* dérive par son deuxième terme d'une racine i.-é. *-μωρος* (celt. Nerto-marus; vieux allem. Volkmar; vieux slave Vladi-mers. Quant au sens de cet adjectif nous avons dit qu'il nous semble difficile à interpréter, malgré les précisions apparentes des vocabulaires.²⁴ Après tout, il s'agit ici de mots et de formes grammaticales dont l'importance pour la théorie des éléments archaïques dans l'épos ne peut pas être ignorée. Comment et surtout quand ces éléments ont été introduits dans le texte, cela est naturellement difficile à établir;²⁵ nous devons nous contenter quelquefois simplement à signaler leur présence ou à les analyser dans le Catalogue ainsi que dans le reste de deux poèmes homériques.

²³ D'après WACKERNAGEL le mot *στεῦτο* est aussi un aoriste et prouve l'ancienneté du lexique conservé par la tradition (Hom. Unters. 1916. p. 203). Ce fait ne constitue pas — nous le répétons — un argument net en faveur de l'archaïsme du contexte, mais on peut pourtant conjecturer sur le caractère ancien du passage respectif, surtout si l'on ajoute — comme nous avons déjà remarqué — d'autres arguments en faveur de cette thèse. D'ailleurs les opinions des philologues servent aussi comme un point d'appui dans ce sens. Cf. par exemple SCHWYZER, Gr. Gram. 1939. p. 102: «Anderseits ist aber doch in den homerischen Gedichten manchen kostbare Erbstück der Vorzeit erhalten... Wortbildung und Wortschatz: ἀνδρόμεος ἔγχεσίμωρος ἰθαγενής τηόσιος στεῦτο.

²⁴ *ἔγχεσίμωρος* L. S. J. «fighting with the spear»; BAILLY: «à la lame furieuse»; FRISK: «speerberrühmt», (Voss: «speergewöhnt,» «lanzengeübt»). EBELING: «hastis pugnans», «bellicosus.» On voit donc que le vrai sens est discutable. Nous estimons qu'on a attribué aussi une qualité animiste à cette arme offensive ce qui équivalait à une note d'archaïsme. Le poète même n'a pas compris le sens intégral de certains mots, dit LEUMANN qui cite ex. g. *κύμβαχος* et *παρήγορος*. Hom. Wörter. 1950 pp. 222—231 et 231—233. Pour le mot *ἔγχεσίμωρος* cf. aussi p. 37: «seine Bedeutung 'berühmt' oder 'Kämpfend' ... unsicher.» (Risch) et p. 272 note 18.

²⁵ On est confronté ici avec un problème assez controversé: quelle est chez Homère la juste acception des notions «ancien» et «récent»? Quand est-ce qu'un mot ou une forme grammaticale — car les éléments de la culture matérielle sont plus facilement datables — peuvent être précisément caractérisés comme anciens ou comme récents? Avons-nous toujours le droit d'identifier ancien avec mycénien, quand on assiste au déploiement d'une terminologie si variée, comme proto- et sousmycénien, primitif ionique («urionisch») et primitif arcado-cypriote, achaïque, protoachaïque et protoéolique, etc.? MEILLET désignait l'ancienne phase de la langue homérique comme «achaïque», passée après dans la phase éolique et finalement dans la phase ionique. (Ap. de la I. gr.³ p. 175). Ce fait aussi ne représente pas un moyen sûr pour déterminer exactement ce qu'il y a d'authentiquement ancien dans la langue homérique; d'ailleurs la théorie de MEILLET a été critiquée. Il semble que l'opinion actuelle est que le mycénien est situé proche du proto-arcado-cypriote et du proto-ionique sans s'identifier avec ceux-ci. Il est difficile en principe d'affirmer si une forme est certainement «achaïque» et non éolique ou ionique. Cf. Risch, Gnomon. 1958, 1 p. 90 (dans l'analyse du travail de RUTSCH, L'élément achéen dans la langue épique 1957).

Examinons maintenant un autre épisode, plus développé, concernant le chef des combattants rhodiens, Tlépolème (653—670). La mention du nom de ce personnage épique offre au poète du Catalogue l'occasion de nous présenter un nouveau récit sur l'origine et la vie de ce héros. Voilà le contenu de ce passage toujours d'après la version si exacte de P. Mazon:

«Tlépolème, le noble et grand Héraclide, amène de Rhodes neuf nefes de Rhodiens altiers. Ce sont les gens de Rhodes, ordonnés en trois groupes: de Lindos, d'Iélyse, de la blanche Camire. Ceux-là obéissent à Tlépolème, l'illustre guerrier, qu'Astioché a mis au monde pour le puissant Héraclès. Héraclès l'avait ramenée des bords du Pelléis d'Ephyre, après avoir détruit plus d'une autre cité de jeunes hommes issus des dieux. Mais Tlépolème, en son manoir solide, n'était pas plus tôt devenu un homme qui tuait l'oncle de son père, Licymnios, le rejeton d'Arès, déjà vieillissant. Bien vite alors il construisait des nefes, puis rassemblant un fort parti, prenait le large et s'exilait sous les menaces des fils et petit-fils du puissant Héraclès. Sa course errante ainsi le mène à Rhodos à travers bien des peines. Ils s'y installent, formés en trois tribus. Il y gagne l'amour de Zeus, qui règne sur les dieux autant que sur les hommes; et le fils de Cronos a épandu sur eux une merveilleuse opulence.»

Ce texte peut être considéré comme caractéristique pour les divers éléments du style formulaire homérique (Formelsprache, Formular language). Nous signalons par exemple la présence dans le passage de la légende de Tlépolème des épithètes, des expressions typiques et des répétitions; nous citerons seulement: *μεγάρον ἐδπίκτω*, *Ῥοδίων ἀγερώχων*, *Τληπόλεμος δοουρικλυτός*, l'expression souvent analysé *ὅζον Ἄρνος*, les formules *βίη Ἡρακλείη*, *νιέες νιωνοί*, *βῆ φεύγων*, etc.²⁶ On doit encore remarquer dans ce texte la présence du pron. gén. archaïque *ἐοῖο πατρός*, mais nous sommes obligés aussi de mentionner les mots que G. Jachmann considère comme tardifs et qu'il cite dans son ouvrage sur le Catalogue: les adverbes *αὐτίκα* et *τάχα* et les deux mots beaucoup discutés par les homéologues *Πανέλληνες* et *ἀμφιδουρής*.²⁷

Dans cette narration du Catalogue le style est assez dégagé et riche en termes poétiques. Le thème de ce passage nous rappelle des anciens motifs de la mythologie grecque placés aux confins de l'histoire proprement dite, comme par exemple les informations sur l'exil forcé de Tlépolème à Rhodos

²⁶ D'après les travaux connus de MILLMANN PARRY le style formulaire même de l'épos indique l'ancienneté du contexte et représente un élément caractéristique pour la transmission orale («oral poetry» PARRY, LORD, RHYS CARPENTER: «oral epic» KIRK). Les récitateurs ou les aèdes seraient inclinés à utiliser des formules fixes et des répétitions, ainsi que l'on a conclu à la suite de minutieuses études sur le folklore des divers peuples (PARRY et son élève LORD). Mais cette conclusion ne semble point avoir un caractère définitif et nous devons nous rappeler seulement que d'après WILAMOWITZ ni les serbes, ni les finlandais, ni les islandais n'expliquent pas les ioniens d'Homère et son oeuvre (Ilias u. Homer, 1920, p. 20).

²⁷ Pour la critique des assertions de JACHMANN sur ces 4 mots cf. TH. KAKRIDIS, Gnomon 1965, 5 p. 40.

ou sur la triple division géographique de cette île. On doit remarquer que dans ce passage du Catalogue aussi le nom de Tlépolème n'est mentionné isolément, car le poète fait ici encore appel au procédé explicatif de la narration, pour mieux tracer les conditions de la vie et le passé aventurier de l'héros.

Nous nous occuperons maintenant d'un troisième récit du Catalogue, qui par son réalisme descriptif avoisine à l'histoire et que nous analyserons du même point de vue littéraire et linguistique. Une brève allusion à l'héros grec Philoctète offre à l'auteur des vers «catalogisants» l'occasion d'accomplir d'après le procédé mentionné auparavant — une brève incursion dans les antécédents biographiques de ce héros (B 715 — 728), qui deviendra comme l'on sait déjà le personnage principal dans la tragédie du même nom de Sophocle. Philoctète, qui est présenté dans la Boïotie comme un homme habile à manier l'arc *τόξον εὖ εἰδώς* était au début de la guerre le chef des combattants grecs de Méthone, Taumachie, Melibée et Olizone, villes de la Magnésie, en Thessalie. Mordu par un serpent d'eau *ὀλοόφρονος ὕδρου* 723 (chez Sophocle *ἐχιδνα*) Philoctète fût abandonné par les grecs dans l'île de Lemnos, car il était épuisé par la blessure et par la maladie, *ἀγρία νόσῳ καταφθίνοντα* (Phil. v. 265). L'auteur du Catalogue des vaisseaux présente le bref récit véridique et réaliste de Philoctète dans les meilleures conditions expositives:

«Cependant Philoctète est couché dans son île en proie à de dures souffrances. Il est à Lemnos, la divine où l'ont abandonné les fils des Achéens; il y souffre de la plaie cruelle qu'il doit à une hydre maudite. Il est là, couché, dans l'affliction . . .»

Pendant ce temps l'armée grecque ne resta pas sans commandant *οὐδ' οἷ ἀναρχοὶ ἔσα*, car Philoctète fut remplacé par Médon, le beau-fils d'Oilée; nous estimons utile à rappeler que justement dans ce lieu du texte on trouve l'une des contradictions caractéristiques analysée déjà par *Ottfr. Müller*. Médon est présenté ici (726 — 728) comme le chef des grecs de Méthone, etc., pendant que dans deux autres lieux de l'épos N 693 et O 333 il est désigné comme le chef des phthiens de Phylake. Une contradiction analogue entre le Catalogue et le reste de l'Iliade concerne un autre héros grec Mégès, qui commande les doulichiens en B 623, mais qui devient le chef des épéens en N 692. Nous ne faisons que simplement enregistrer ces discordances d'ordre historique, tout en rappelant leur importance pour la discussion sur l'unité de l'épos. D'ailleurs on sait qu'il y a dans l'Iliade des contradictions encore plus complexes et plus frappantes que celles de Médon et de Mégès.²⁸ Sans vouloir nous assumer la tâche difficile de justifier les contradictions insérées dans le Catalogue nous citons d'abord une ancienne observation que Kirkhoff faisait déjà vers la fin

²⁸ Par ex. Pilémène le chef des paphlagoniens dans le Catalogue est tué par Ménélas dans le chant E 576 — 579, mais il apparaît pourtant vif dans N 658. L'exemple de la contradiction de Schédios est même plus curieuse: ce héros est tué deux fois par Hector, O 515 et P 306.

du siècle passé dans son étude bien connu sur l'Odyssée (1879). Il considérait en effet tout simplement que ces éléments discordants de l'épos homérique représentent des manifestations inhérentes à l'évolution ininterrompue du texte. Cette conception logique et fructueuse a été souvent reprise depuis sous diverses formes par les homérologues.²⁹ Nous en citerons à titre d'exemple P. Causer qui croyait expliquer la présence des contradictions dans l'épos par la multiplicité des auteurs. Cette affirmation favorisait – si l'on tient compte de la lutte entre les unitaires et les analysts, (récemment «les néoanalystes»; «Einheitshirten», «Liederjäger», Schadow.), les protagonistes de l'esprit critique analytique. C. M. Bowra – pour citer encore une opinion concernant ce problème – constate à son tour que les contradictions perdent de leur valeur si l'on admet la tradition orale du texte épique, parce que dans une oeuvre si longtemps récitée par les rhapsodes et constamment reprise, les discordances diverses entre les parties du poème sont toujours possibles.³⁰ Hormis le fait de la transmission même de l'épos par les aèdes nous devons nous rappeler aussi qu'à une époque ultérieure des différents correcteurs et des «diaskevastes» ont apporté leur contribution à l'accomplissement alexandrin de la Vulgate et que par conséquent nous ne pouvons pas prétendre à l'heure actuelle que le *textus receptus* soit aussi le *textus planus*, uniformis et sine contradictionibus. Mais il y a aussi des arguments de nature sociale et historique qu'on doit avoir en vue quand on discute la question des contradictions.

Dans une monographie très informée sur Homère, A. F. Losev observe que l'on n'a pas tenu suffisamment compte de l'évolution sociale multiséculaire, reflétée dans ce qu'il appelle «la mobilité de l'épos homérique» et qui explique en même temps le grand nombre de rudiments complexes («bigarrés» d'après le terme de Losev), appartenant à de diverses époques.³¹ Voilà donc encore un argument pour que nous accordions la signification due aux contradictions de l'épos, qui ne méritent certainement pas à être évaluées d'une position négativement inopportune que les auteurs anglais désignent par le terme de «high criticism». Sans doute l'Iliade n'est pas une oeuvre strictement unitaire et homogène, quoique structurellement bien organisée d'après un plan que personne, même les analysts ne doivent pas nier, mais elle ne peut en même temps pas être considérée comme le résultat fortuit de la réunion d'une foule d'éléments épars, des divers «membra disjecta» ou d'un simple «surfilage».³²

²⁹ Le premier auteur qui a analysé systématiquement les contradictions a été K. ROTHE; *Die Bedeutung der Widersprüche für die hom. Frage*, 1899.

³⁰ C. M. BOWRA: *Tradition and Design in the Iliad* 1934, p. 113: «To the stern eye of criticism they (= les contradictions) violate the possibilities of time. Perhaps Homer did not mind this.» Cf. aussi p. 191: «Poetry is not history and it is absurd to expect an epic poet to write chronicle . . .» etc. (Ouvrage fondamental) Cf. aussi note 57 (K. MARÓT).

³¹ A. F. LOSEV: *Homère*, Moscou 1960 (en langue russe).

³² «Flickwerk», (flicker *ῥάπτειν*); nous estimons interpréter ce mot non pas comme une collation fortuite ou comme un rapiècement maladroit des fragments, mais comme leur assemblage artistique.

Dans ce passage sur le héros abandonné dans l'île de Lemnos nous trouvons aussi des formules et des expressions poétiques par exemple *λήμων ἐν ἀγαθέη, κεῖτ' ἀχέων, ἰφι μάχεσθαι* où l'on utilise l'instrumental modal *ἰφι*, dont la présence dans le vers B 720 n'est pas accidentelle, comme aussi dans d'autres lieux de l'épos (A 151, etc.). Pierre Chantraine qui nous offre dans sa grammaire une analyse substantielle de la désinence *-φι* chez Homère considère qu'il s'agit dans ce cas d'un archaïsme très précieux, mais il relève en même temps l'existence de quelques constructions artificielles nouvelles avec cette désinence.³³

Le quatrième et dernier passage que nous estimons utile à analyser du point de vue de sa valeur littéraire et de ses aspects linguistiques se trouve au début de la deuxième partie du Catalogue, c'est-à-dire au commencement du Catalogue troyen. Ce morceau plus étendu (786–810) sert comme moyen de liaison entre les deux parties de la Boïotie et l'on peut affirmer aussi que cette soudure, ainsi que celle avec le reste du chant B, la Dia – ou Apopeira (L'Épreuve) est réalisée dans les meilleures conditions.³⁴ A ce propos P. Mazon observe que beaucoup de détails de l'Épreuve semblent indiquer la liaison avec le Catalogue des vaisseaux; par exemple quand Agamemnon parle de la multitude des guerriers ennemis, il prépare l'auditoire pour le Catalogue troyen, c'est-à-dire B 803–804 représente l'écho de B 130–131. Il est aussi intéressant à remarquer avec Mazon et d'autres auteurs encore que le vers *τίσασθαι δ' Ἑλένη; ὀρμήματα τε στοναχάς τε* se trouve deux fois dans B 356 et B 590. Enfin l'allusion à la colère d'Achille (688 seqq., 771 seqq. et 796–797) dans la bouche d'Iris indique que pour l'auteur du Catalogue, ainsi que pour celui de l'Épreuve le combat qui commence représente le premier jour de guerre.³⁵

L'adaptation parfaite mentionnée concerne surtout les deux parties de la Boïotie, réciproquement et avec le reste du chant B; il faut pourtant observer que son contenu garde comme nous le verrons un certain caractère d'indépendance; bref, la Boïotie constitue une pièce séparée de l'épos homérique, mais assez habilement insérée dans l'économie générale du texte. Nous citerons donc avec réserves l'opinion de D. Page qui affirme que l'on n'a pas fait aucune tentative d'adaptation du Catalogue à l'Iliade.³⁶ C'est vrai que les contradic-

³³ P. CHANTRAINE: Grammaire homérique. I³. 1958, p. 234–245. «La désinence *-φι* est l'un des archaïsmes les plus précieux du dialecte épique.» D'après WITTE *-φι* remplace les formes casuelles aux quelles manque une syllabe courte ou qui ne peuvent pas entrer dans un hexamètre. *-φι* serait une désinence éolique qui se trouve à l'instrumental, au locatif et à l'ablatif, plus rarement aux cas génétif et datif, au singulier et au pluriel; il est apparenté au sanscr. *-bhiṣ* (*nau-bhiṣ vañ-φι*). La forme *-φι* est une contamination d'après *-σν*.

³⁴ «Les deux catalogues sont très bien rattachés à la première partie de B. Ils sont aussi bien liés l'un à l'autre». P. MAZON, Introduction à l'Iliade. 1959 p. 151.

³⁵ P. MAZON, op. cit. p. 151 seq.

³⁶ D. PAGE: History and the Homeric Iliad. 1959 p. 129. Cf. aussi p. 196: «The Iliad is the final product of a continuous development over a long period of time;» mais le Catalogue a subi, d'après l'opinion de PAGE, très peu de modifications (ibidem).

tions entre le Catalogue et l'Iliade sont assez nombreuses et variées -- nous en avons cité déjà quelques unes -- surtout en ce qui concerne la géographie et l'histoire. Il y a par exemple des différences irréconciliables sur la question de l'étendue des royaumes d'Achille, d'Agamemnon et d'Ulysse ou sur le rôle des athéniens dans l'épos, etc., car le texte du Catalogue nous offre des informations différentes dans ces problèmes. On trouvera donc ici autant de motifs pour affirmer le caractère détaché de la Boïotie et les auteurs ont en effet depuis longtemps soutenu cette conception; nous citons pour le moment l'opinion de D. Page qui constate que les deux parties du Catalogue ont été composées indépendamment, qu'elles révèlent un aspect archaïque mycénien et qu'elles ont été transmises par voie orale dans le Dark Age et ultérieurement incorporées à l'Iliade avec des nombreux addenda et des ajustements.

Reprenant les opinions plus anciennes de Müller, Koechly et Bergk sur l'origine du Catalogue des vaisseaux, M. Croiset considérait -- sans trop se préoccuper du problème de l'adaptation -- que les deux parties, grecque et troyenne du Catalogue ont été ajoutées à une époque tardive.³⁷ Les opinions diffèrent en général peu sur l'origine isolée du Catalogue ou sur un aspect que nous estimons mieux dénommer l'hétérogénéité du Catalogue des vaisseaux.

La transition entre les deux parties du Catalogue est habilement assurée; en même temps la cohésion entre les épisodes nous semble si organiquement positive que nous sommes obligés à réfléchir sur l'intervention d'un facteur coordonnateur et sur l'existence d'un plan préalable de création ou du moins d'organisation du matériel épique. Du point de vue strictement scientifique on n'a pas certainement le droit d'appuyer ses conclusions sur des conjectures subjectives et sur l'intuition, mais en analysant constamment le texte du Catalogue nous ne pouvons pourtant qu'acquiescer la conviction sur l'existence d'une force régulatrice dans la structure du chant B, même si on ne peut pas préciser le nom du personnage qui a accompli cette action.³⁸

La soudure organique entre la partie grecque et celle troyenne du Catalogue est pratiquement exécutée par l'introduction du passage d'Iris. Ce courrier des dieux *ποδῖπρος ὁκέα Ἴρις* (786) intervient spontanément -- comme dans d'autres situations de l'épos -- et annonce successivement à Priam et à Hector que les grecs approchent avec impétuosité et sont prêts à combattre (796 -- 801). Dans ce lieu du Catalogue on fait appel au procédé homérique de la transfiguration, car Iris prend l'aspect de Politès, le fils de Priam.

³⁷ «Il est reconnu aujourd'hui (1928) d'une manière presque unanime que le premier de ces deux morceaux ne convient pas à la place qu'il occupe et qu'il a dû y être inséré tardivement. Quand au second, comme il correspond au premier il y a lieu de croire qu'il a été composé pour en être le complément.» A. ET M. CROISSET, *Hist. de la litt. grecque* I. 1928, p. 119 -- 120.

³⁸ «...die Frage ob ein derart meisterliches Planen an Einzelelementen nachzuweisen ist, heute zu den zentralen Problemen der gesamten Homerforschung gehört.» A. LESKY; *Anz. f. d. Alt.* Heft 3 Der Forschungsbericht. Homer I. Col. 149. Mais, quelle est cette personne et quand a-t-elle élaboré le plan?

«Ah, vieillard, tu n'a donc plaisir qu'aux propos sans fin? Tu te crois au temps de la paix, quand s'est levée déjà une lutte acharnée! Certes, j'ai souvent pris part à des batailles entre guerriers. Mais jamais encore je n'ai vu d'armée si forte et si belle. On dirait vraiment des feuilles ou des grains de sable, à les voir ainsi à travers la plaine marcher au combat contre notre ville.»

Les vers 802—806 qui suivent immédiatement ont le rôle évident de préparer aussi opportunément le fait même de «l'énumération» ou de «la catalogisation» similaire des forces troyennes et alliées, différentes comme origine et comme langage: ἄλλη δ' ἄλλων γλῶσσα πολυσπερέων ἀνθρώπων.³⁹ Dans ce passage nous trouvons la même allusion aux chefs et aux armées commandées par eux, présentée d'après le modèle de la partie grecque du Catalogue. On assiste ici à la même action systématique qui concerne la disposition des troupes, ce qui rappelle de près le dystiche suggestif connu de B 362—363 «*κρίν' ἀνδράς κατὰ φύλα . . .*» etc. où est exprimée l'idée de l'ordre et de l'organisation. Voilà le contenu des vers 802—806 du Catalogue des vaisseaux:

«Hector, c'est à toi surtout que je m'adresse: fais comme je te dis. Les alliés sont nombreux dans la grande ville de Priam. Chacune a sa langue à soi parmi les multiples races humaines. Que chaque héros donne donc ses ordres aux hommes à qui il commande, puis, après les avoir rangés, se mette à la tête des siens.»

Du point de vue littéraire le récit d'Iris est particulièrement intéressant aussi, parce qu'on trouve encore une fois ici les qualités de la poésie homérique en général et nous citerons uniquement les deux vers 799—800 où les foules sont comparées avec les feuilles des arbres et le sable de la mer:

Ἄλλ' οὕτω τοίονδε τοσόνδε τε λαὸν ὅπωπα
Λίην γὰρ φύλλοις ἐοικότες ἢ ψαμάθοισιν.

Cette comparaison particulièrement poétique, qui exprime une vive musicalité rythmique générée aussi par les allitérations peut être classée dans le deuxième groupe établi par Fränkel dont le but est celui de réaliser «la clarté intuitive» de la phrase.⁴⁰ Quant aux aspects littéraires de l'épisode de la déesse Iris, il abonde généralement en images et en expressions inspirées,

³⁹ Les troyens parlent partout la langue grecque et dans aucun lieu de l'épos on ne lit pas qu'ils utilisent une autre langue que le grec, comme c'est le cas avec les cariens «barbarophones» (B 867).

⁴⁰ H. FRÄNKE: *Hom. Gleichnisse*. 1921. Chap. III: *Wesen und Art der hom. Gl. «Anschauliche Deutlichkeit»*. WINTER croyait que le monde des comparaisons est identique au monde de l'époque égéenne et que les comparaisons «post-mycéniennes» seraient les «répétitions diluées» des anciennes comparaisons («verwässerte Wiederholungen»). PLATT affirmait que les comparaisons se détachent de l'époque archaïque vers le monde moderne grec, probablement ionique. (Les opinions de WINTER et PLATT sont citées d'après le livre de FRÄNKE). Enfin BOWRA déclare au contraire: «in the similes there is no thing which is incontrovertibly mycenaean.» *Op. cit.* p. 120.

suggérant à la manière particulière du style homérique de faits divers, guerriers, par exemple le tremblement de la terre sous les pieds des combattants impétueux *γαῖα δ' ὑπεστενάχισε* (781) ou la sortie violente de l'armée troyenne *πολὺς δ' ὀρυμαγδὸς ὀρώρει* (810); nous remarquons dans cette dernière expression que la description gagne en force plastique grâce aux moyens vigoureux d'expression à nuance onomatopéique. Le poète utilise par exemple dans le même mot *ὀρυμαγδὸς* les phonèmes *ο μ γ* et la répétition sonore du *ο* et des vocales: *ὀρυμαγδὸς ὀρώρει*.⁴¹ L'effet acoustique de cette association de phonèmes est présent aussi dans le vers 797 *πόλεμος δ' ἄλίστοζ ὀρώρει*.⁴²

Dans le récit d'Iris on trouve encore des épithètes communes à l'épos, comme *ἀργυρότοξος Ἀπόλλων* (766) *Ἀγαμέμνονι ποιμένι λαῶν* (772); *Διὸς αἰγίοχοιο* (787); *πόδας ὥκεα Ἴρις* (790 cf. aussi 786); *κορυθαίολος Ἑκτωρ* (816), épithète que Webster considère d'origine mycénienne, comme l'objet qu'elle désigne c'est-à-dire la casque d'airain; *μέλανος θανάτοιο* (834); *Πελασγῶν ἐγγεσιμῶρων* (840), épithète archaïque aussi d'après Wackernagel et que nous avons discuté auparavant. Ce passage contient encore d'autres épithètes et des expressions propres au style formulaire: *νήεσσι κορωνίσι ποντοποροισιν* (770 ou *νήεσσι* présente une forme archaïque); *ῥηγμῖνι θαλάσσης* (773); *νέοι ἦδε γέροντες* (789); etc.

En dehors de la présence dans ce passage des formes génitiales en *-οιο* et les formes en *-φι(ν) ναῶν* (794) sur lesquelles nous avons déjà discuté, il faut signaler encore la présence du nombre duel, par ex. dans *νῆε δύο* (822, 831) et dans d'autres vers encore, ayant en vue que le duel représente dans une certaine mesure un indice de vétusté. Il est aussi possible de considérer du même point de vue la présence des formes infinitivales en *-μεν* et *-μεναι*, comme *ἔμμεναι*, *ἰδμεναι* qui sont des formations dactyliques et qui ont été conservées justement pour ce motif à côté de *εἶναι*, etc. Naturellement nous ne ferons que mentionner ces faits grammaticaux à structure ancienne, car nous ne possédons pas la compétence nécessaire pour exprimer une opinion définitive sur le problème du duel homérique, si caractéristique par ex. pour le 9-ème chant de l'Iliade. Nous estimons pourtant que ces formes grammaticales présentent une certaine valeur pour affirmer à côté d'autres arguments l'ancienneté du texte de la Boïotie.

Du point de vue littéraire on doit remarquer que la deuxième partie du Catalogue apparaît moins dense et plus proche du style fluent de la narration épique que nous trouvons si souvent dans les meilleurs passages du reste

⁴¹ L'effet complexe que nous signalons ici et qui se produit par le cumule des consonnes *φμγ* dans le même mot est net aussi dans B 210; *σμεραγεῖ δέ τε πόντος*.

⁴² Il y a certains verbes appartenant à la riche synonymie homérique qui aident à réaliser l'impression agressive de l'impetus guerrier, par ex. le verbe épique *ἐπισσένω*, qui se répète successivement dans le même passage d'Iris (807 et 808). Il est nécessaire peut-être d'étudier plus profondément les qualités rythmiques intérieures des vers homériques.

de l'Iliade. On assiste plus rarement ici au déploiement du style «énumératif» des cités et des chefs. Les héros troyens dont les noms grecs ont été considérés par certains auteurs comme étant d'origine asiatique, — par ex. Hector, Enée, Pandorus, Pylémène, etc. — sont tous qualifiés avec des épithètes par le poète du Catalogue, qui nous offre quelquefois, d'après la manière connue, des petits récits informatifs sur la vie et sur l'origine de ces héros.

Le style formulaire dont la définition complète n'est pas encore réalisée malgré les études des auteurs compétents semble représenter aussi une expression caractéristique de la transmission orale et en même temps un indice présumé de l'ancienneté du texte. Nous avons soutenu cette thèse à propos du problème des répétitions dans l'épos, car il est difficile à concevoir qu'un auteur avisé puisse parsemer son oeuvre d'un nombre si grand de *versus iterati*.⁴³ Un tel monument littéraire comme l'Iliade suppose une longue élaboration pendant beaucoup de siècles, commençant dans l'époque prédorienne et qui a été transmise oralement à l'aide de divers rhapsodes; un poète très adroit qui n'est pas le même pour l'Odyssée a exécuté dans le 8-ème siècle l'assemblage de diverses pièces dans lesquelles les émules de Phémios et de Dèmodikos chantaient les *κλέα ἀνδρῶν*. Les expressions formulaires représentent la création de ces aèdes et constituent un moyen pour raviver les vers récités, changeant constamment d'aspect en rapport avec le contexte et malgré leur apparente stéréotypie. Nous estimons utile à faire une distinction entre les formules plus développées de l'épos et les expressions formulaires brèves et les épithètes qui ont un caractère peu modifié.

Mais en général la variation du style formulaire constitue la règle et en même temps un moyen particulier d'ordre littéraire pour rafraîchir les vers de l'épos.⁴⁴ La variation si large des éléments structurelles et la diversité des formes grammaticales et des informations concernant la culture matérielle constitue le résultat de cette longue évolution de la tradition épique; surtout on ne peut pas prétendre si on tient compte de cette évolution que la langue homérique soit homogène et unitaire. Le langage subit des transformations chez n'importe quel peuple, mais il conserve en même temps des anciens éléments qui disparaissent difficilement de la circulation et dont quelques-uns

⁴³ C. E. SCHMIDT; Parallel-Homer. p. VIII (cité d'après D. PAGE) a calculé qu'il y a dans l'Iliade et l'Odyssée 1804 vers *complètes* répétés avec 4730 répétitions ou approx. 1/6 du nombre total des vers. Si l'on inclue aussi les répétitions des vers légèrement modifiés on a 2118 vers avec 5612 répétitions en total. Si on ajoute à ces chiffres les répétitions *partielles*, le chiffre total des *versus iterati* devient 9253 c'est-à-dire approx. 1/3 du total des vers de l'Iliade et l'Odyssée. On voit donc quelle importance présente le problème des répétitions pour l'économie structurelle de l'épos. Le poète génial même qui aurait systématisé ce vaste matériel *Homerus ipse!* — ne pouvait pas retrancher des parties si massives présentes organiquement dans le texte transmis.

⁴⁴ «Dass epische Formelhaftigkeit in der hom. Sprache ständig von reichen Variationsmöglichkeiten umspielt ist, gibt diesen Versen bei aller Bindung an einen festen Bestand die unvergängliche Frische und Lebendigkeit.» A. LESKY, Anz. f. d. Alt. 1953. Heft 3. Der Forschungsbericht. Homer I. Col. 150.

persistent pendant une période indéfinie surtout si la langue parlée devient — comme c'est le cas avec l'épos — une langue écrite. Il ne faut donc pas s'étonner si de l'époque prédorienne, qu'on peut appeler ad libitum mycénienne, achaique ou autrement ont survécu des éléments diverses, des mots, des épithètes ou des formules, perpétués jusqu'à la première constitution «rédactionnelle» de l'Iliade et de l'Odyssée. Ces sont là des conclusions logiques sur la genèse du texte épique actuel qui ont été d'ailleurs plus d'une fois soutenues depuis qu'on discute la question homérique; nous demandons excuses au lecteur hypercritique si nous ne faisons pas des précisions chronologiques ou techniques sur la constitution du texte, c'est-à-dire si nous refusons à conjecturer par ex. sur le problème si intéressant du rapport entre l'épos homérique et l'écriture chez les grecs. Ce problème peut être actuel et même passionnant, mais les discussions aporétiques qu'il implique sont voisines quelquefois aux pratiques de la divination et par conséquent nous obligent à ne pas dépasser certaines limites conjecturales.

Nous avons insisté sur ces faits parce qu'on peut arriver à la même conclusion en ce qui concerne les parties considérées anciennes de l'épos, comme c'est le cas même du Catalogue des vaisseaux. S'agit-il ici d'une transmission orale ou d'une transmission écrite de «notre» texte («dictée», d'après l'opinion de quelques auteurs)? Nous avons déjà dit qu'on a fait couler beaucoup d'encre pour éclairer ce problème; on a même supposé la persistance du Linéaire B pendant le Dark-Age. D'autres savants ont soutenu la théorie contraire de la disparition totale de l'écriture B à la fin de la civilisation mycénienne à cause du matériel périssable utilisé à cette fin. Peut-être devons-nous admettre que le linéaire B représentait un système d'écriture limité, réservé aux nécessités bureaucratiques, qui était exécuté par «les scribes de la cour». De cette manière la disparition complète de l'écriture B serait dans une certaine mesure concevable.

Si l'on admet que le style formulaire constitue un héritage de l'époque mycénienne, on doit supposer aussi l'existence d'une poésie archaïque datant de cette époque; c'est une pure hypothèse qu'on peut accepter ou rejeter, car les preuves indiquées, qui d'après Heubeck doivent être de nature linguistique, manquent jusqu'à présent. Cet auteur avisé considère en même temps comme une vérité triviale, «eine Binsenwahrheit», l'affirmation que tout ce qu'apparaît comme archaïque chez Homère n'est pas aussi authentiquement archaïque.⁴⁵ On a formulé même une hypothèse sur la tendance archaïsante du poète, concrétisée par ex. dans le fait que l'épos ne contient aucune

⁴⁵ A. HEUBECK: *Gnomon* 1961, 2. p. 117 (rec. D. PAGE, *Hist. and Hom. Iliad*). La terminologie mycénienne des armes ne concorde pas, d'après HEUBECK avec le vocabulaire homérique, que pour les termes généraux: ko-ru *κορύς*, to-ra-ke *θώρακες*, pa-ka-ne *πάσγανα*, e-ke-a₂ *ἔγχεα*.

information sur les doriens et sur les ioniens d'Asie.⁴⁶ Nous estimons pourtant qu'on n'a pas le droit de faire abstraction intégrale et sans appel en ce qui concerne les éléments linguistiques anciens de l'épos, même s'ils n'ont pas la même signification que les documents archéologiques analysés avec tant d'acribie par les savants, de Helbig (1887), jusqu'à Lorrimer (1950).⁴⁷ Il est plus logique à admettre pour chaque peuple surtout à son âge héroïque l'existence d'une certaine création poétique propre. Si le Linéaire B ne nous a pas révélé à Knossos ou à Pylos que des actes administratifs et cadastraux, cela n'infirme pas la possibilité d'une littérature mycénienne folklorique ou écrite dans ce système. Th. Webster consacre dans son livre «De Mycènes à Homère» un chapitre entier (IV) à «la poétique mycénienne»; malgré la critique de ses idées trop archaisantes peut-être, nous devons admettre que l'épos homérique ne représente pas une oeuvre détachée de réalités du monde complexe pré-dorien. Il est par ex. utile de rappeler que Th. Webster affirme l'existence de cinq formes grammaticales transmises de l'époque mycénienne.⁴⁸ Des savants comme Palmer, Richardson et d'autres admettent aussi la présence réelle d'une poésie mycénienne. C'est vrai, dit Bowra, que la perte de la poésie préhomérique nous place sur un «terrain glissant, on slipping ground», mais ce fait ne nous autorise pas à nier complètement l'existence de cette poésie. Enfin Stählin est d'avis que la tradition poétique épique a commencé à l'époque mycénienne et qu'elle a évolué sans cesse, mais nous ne saurons jamais quand cette tradition a été poétiquement réalisée.⁴⁹

Si l'on n'adhère pas à cette conclusion, même si elle présente l'aspect net de compromis, la discussion risque à rester perpétuellement stérile, comme il arrive quelquefois dans d'autres domaines controversés de la question homérique.

Qu'on ait donc le courage d'accepter la moins risquée des solutions nous semble la meilleure voie à suivre. Pour illustrer ce fait nous apportons l'exemple caractéristique de la discussion ambiguë et prolongée sur les toponymiques de la Boïotie. Dans ce cas typique la succession des arguments peut être systématiquement résumée de la façon suivante:

⁴⁶ I 172 seq. pour les doriens et N685 seq. pour les ioniens sont considérés comme des interpolations.

⁴⁷ Il était plus difficile par ex. à démontrer l'ancienneté du mot *φάσγανον* que celle de la cuirasse d'Agamemnon ou de la casque «à crocs de sanglier». Le problème Mycènes et Homère reste l'un de plus ardents de l'exégèse épique et nous attendons avec un légitime intérêt l'ouvrage synthétique qui va paraître prochainement, dû à F. MATZ.

⁴⁸ 1. Les génitifs en *-oio-ao-aon*. 2. La terminaison phi comme instr., sociatif et locatif. pl., plus tard aussi sing. 3. Le dat. -loc. avec la prép. *ἐξ* et *ἀπό*. 4. La digamma. 5. L'évitement des contractions vocales. «Often H. Keeps to Mycenaean practice in these respects (1-5) and this adherence proves that the tradition behind his poetry leads back to the Myc. age.» TH. WEBSTER: op. cit. p. 93. Nous signalons pourtant que cet auteur admet que les formes grammaticales en — phi peuvent être artificielles, dictées par la métrique.

⁴⁹ SCHMID-STÄHLIN; op. cit. p. 55.

1. La majorité des noms des localités citées dans le Catalogue ont, d'après l'opinion de quelques savants un caractère ancien, mycénien.

2. Oui, c'est vrai — répondent d'autres savants — mais ces toponymes pourraient être mentionnés comme tels à n'importe quelle autre époque ultérieure.

3. On réplique tout de suite qu'une bonne partie des toponymiques du Catalogue n'était plus connue et identifiée sur le terrain ni même par les grecs de l'époque historique, le nom de quelques unes de ces localités étant depuis longtemps oublié et ces localités même abandonnées déjà à la fin de la période mycénienne.⁵⁰ Comment donc un auteur tardif du Catalogue pourrait-il se rappeler le nom de tant de cités? La toponymie du Catalogue des vaisseaux doit par conséquent être considérée comme mycénienne.

4. Non, elle n'est pas mycénienne, intervient la partie adverse, parce que Strabo qui cite le nom d'une de ces localités connaît aussi l'ancienne toponymie mycénienne et cela nous indique qu'il était possible que les vieux noms persistent à une époque assez tardive en rapport avec l'époque mycénienne.

5. Argumentation définitive? Pas du tout, parce que — répliquent les autres — le cas de Strabo est isolé et ne nous autorise pas à affirmer que tous les 164 toponymiques de la Boïotie ou du moins la majorité pouvait se conserver pendant tant de siècles dans la mémoire des populations postmycéniennes. Les toponymiques persistent sans doute très longtemps et passent éventuellement dans le vocabulaire du peuple nouvellement arrivé, d'habitude le peuple vainqueur, mais ce fait ne concerne pas tant les noms des localités, que surtout ceux des cours d'eau et des montagnes.⁵¹

Il est possible que la discussion se prolonge avec de nouveaux motifs, mais nous estimons qu'elle doit être arrêtée à ce point avec l'admission de la thèse sur l'origine mycénienne de la toponymie du Catalogue des vaisseaux. En tous cas nous avons ici un bel exemple d'argumentation en chaîne concernant un problème de l'épos, comme il y en a tant d'autres dans la vaste série des questions homériques. Nous devons ajouter que cette fois les faits de nature archéologique concourent d'une manière à peu près parfaite à soutenir la théorie de l'ancienneté des toponymes du Catalogue.

Allen démontrait en effet dans son ouvrage fondamental «The Homeric Catalogue of Ships» que la majorité des localités citées dans le Catalogue a été attestée par les fouilles comme étant d'origine archaïque. De 164 localités les archéologues ont identifié un nombre de 96, dont 48 ont été confirmés par les excavations comme mycéniennes; seulement 35 sites n'ont pu pas être iden-

⁵⁰ Par ex. *Bessa*, *Augeiai*, *Arne* etc.

⁵¹ Dans l'ancien territoire de la Dacie par ex. Olt, Argeș ou Mureș représentent des hydronymiques préromains, pendant que les toponymiques daces et romains (*Drobeta*, *Potaissa*, les diverses «*davae*») ont disparu complètement avec la disparition de leur base matérielle. Nous pouvons comparer le cas des toponymiques *Histria*, *Tomis*, etc. avec celui des toponymiques du Catalogue.

tifiées, mais elles présentent des dénominations prédoriennes. Allen a publié sa monographie en 1921, mais nos connaissances sur la géographie mycénienne ont augmenté certainement depuis en ce qui concerne leur nombre; nous mentionnons seulement qu'à Aulis même on a découvert un ancien cimetière mycénien et qu'à Hyria, la première localité qui ouvre le Catalogue on a trouvé une stèle mycénienne décorée par des vases.⁵² Pendant les 45 ans qui ont succédé à l'étude d'Allen, des nombreuses découvertes archéologiques ont fourni une riche documentation pour mieux identifier les localités citées dans le Catalogue.

Nous devons pourtant ajouter, pour avoir une vue vraiment synthétique sur ce problème, que la confrontation des toponymiques du Catalogue avec les termes géographiques identifiés dans les tablettes n'a pas apporté un appui particulièrement solide aux efforts d'identification historique et géographique concernant le texte du Catalogue. La découverte en 1939 par Blegen et Kuruniotis d'un grand nombre de tablettes à l'écriture linéaire B dans la nécropole de Pylos-Paleokastro en Messénie a provoqué une nouvelle série de discussions; ces tablettes seraient d'ailleurs décalées chronologiquement avec presque deux siècles en rapport avec les tablettes de Knossos. Mais ce qui nous intéresse particulièrement c'est la relation qu'on peut établir entre les informations des tablettes et le texte de la Boïotie. Dans le matériel édité par E. L. Bennett (P Y Jn 829) on trouve la mention de 9 toponymiques qui désigneraient des cités appartenant au royaume de Nestor; mais suivant l'opinion d'autres auteurs aucun de ces toponymiques ne correspond pas aux localités homériques du Catalogue. Le nom de Pylos même manque dans les tablettes.⁵³ Le passage de la Boïotie qui traite la question du royaume de Nestor reconnaîtrait, d'ailleurs son origine dans deux vers de l'Odyssée γ 7—8: 'Εννέα δ' ἔδοιαι ἔσαν.⁵⁴

Pour finir ces considérations d'ensemble sur la toponymie du Catalogue on doit mentionner aussi qu'en dehors de la présence des noms de cités considérés depuis longtemps comme appartenant à l'époque pré grecque Tirinthos, Lyrnessos, etc., qui pourraient certainement être utilisés par un auteur tardif, il y a dans le Catalogue un précieux élément linguistique et littéraire qui nous fournit aussi des arguments en faveur de son ancienneté. Ce sont les épithètes des localités du Catalogue qui ne présentent pas le simple aspect des épiclèses ornantes, mais qui supposent le contact étroit de leur auteur avec les réalités

⁵² JHS (1956). Suppl. 18 et BLEGEN: *Hesperia*. Suppl. 8 (1949) p. 39 seq. (Cité d'après l'ouvrage de WEBSTER, p. 122, note).

⁵³ C'est par ex. l'opinion de H. THOMAS et F. STUBBINGS: «It may be only coincidence that the tablets, like the Catalogue, list nine principal towns in the Pylian kingdom; for their names are not those of the Catalogue and Pylos itself is not one of the nine». (*A Companion to Homer*, 1963, p. 293.)

⁵⁴ W. F. WYATT JR.: op. cit. p. 18. Les analystes ont trouvé aussi d'autres passages de l'Odyssée qui constitueraient la source d'inspiration de certains passages de la Boïotie. Les relations entre celle-ci et le texte de l'épos sont donc plus larges que l'on admet communément et nous rappelons ici l'idée juste de F. JACOBY «que la Boïotie occupe une sorte de position-clef pour comprendre notre Iliade.» (cité d'après K. MARÓT.)

topographiques respectives, c'est-à-dire la connaissance de visu ou du moins très intime de ces localités. Les épithètes utilisés pour l'énumération géographique du Catalogue expriment les traits spécifiques aux localités même, par ex. Histée «abondante en raisins» (537), Messé, «abondante en pigeons» (582), Néritos (632) et Pélion (757) «qui agitent le feuillage», Pytho (Delphes) (519) et Calydon (640) «rocailleuses», Iton «la mère des moutons» (686), Enispré «battue des vents» (606), Tirinthe «entourée de murs» (559); de même pour Epidaure, Lacédémone, Orchomène et d'autres cités présentées avec des qualificatifs qui dénotent la familiarisation directe ou par oui-dire avec les sites géographiques de la Grèce mycénienne.

Pour revenir à la question de la valeur littéraire du Catalogue nous constatons encore une fois que les épithètes des toponymiques, comme tant d'autres de l'épos sont riches en nuances poétiques, ce qui justifie l'effort et en même temps la satisfaction des interprètes: *πολυστάφυλος* et *ἀμπελόμεναι*, *εἰνοσίφυλλος*, *τειχιόεις*, *κητώεις*, *κλωμακόεις*, etc. La valeur stylistique et le rôle des épithètes homériques ont été suffisamment étudié, ainsi que du point de vue de leur caractère traditionnel, stéréotype. Les épithètes de l'épos — nous citons ici Werner Jäger — ne sont plus utilisées dans un sens caractéristique, bien défini, car elles ont acquis au cours de tant de siècles une fonction pur ornementale et se trouve ainsi dans des lieux mal ajustés et même incompatibles de l'épos.⁵⁵ Nous n'aurons qu'à mentionner ici la présence dans le Catalogue des vaisseaux de quelques épithètes qui semblent avoir une particulière force suggestive du point de vue de la terminologie poétique. Nous limitons nos mentions à la riche série du vocabulaire épique qui concerne la mer et les cours d'eau: *καλλιροον ὕδωρ* (752) *Ἑλλήσποντος ἀγάρροος* (845), *Ἀξιοῦ εὐρυρέοντος* (849), etc.⁵⁶ La belle expression *Ἑλλάς καλλιγύναιξ* (683) ou les formules homériques *πόλεμος φοιτῆναι* (833) et *λάσιον κῆρ* (851) font aussi parti du style traditionnel de l'épos comme beaucoup d'autres expressions qui animent le texte de la Boïotie. Celle-ci ne manque donc pas de charme verbal et d'attraction malgré sa structure statistique. D'ailleurs nous nous permettons avec tant d'illustres savants de relever le fait presque commun à l'heure actuelle que la valeur de l'épos réside avant tout dans ses éléments poétiques complexes.

⁵⁵ «In unserem Großepos, welchem schon eine lange Entwicklung des Heldengesanges vorausgegangen war, ist der Gebrauch dieser Epitheta vielfach schon nicht mehr lebendig, er wird durch die Konvention des epischen Stils gefordert. Die einzelnen Beiwörter werden nicht mehr immer in charakteristischen Sinne verwendet, sondern sind größtenteils ornamental geworden, ein unentbehrliches Element des seit Jahrhunderten feststehenden Gepräges dieser Kunst, das auch an solchen Stellen auftritt, wo es nicht hingehört oder gar störend wirkt». (Paideia, V 1936² p. 71. Homer als Erzieher).

⁵⁶ Dans B 613 on trouve aussi le bien connu épithète homérique de la mer *οἶνον πόντος* (18 fois dans les deux épopées; dans N 703 *βόε οἶνον* désigne la couleur de la peau). J'estime que le sens n'est pas assez clair: «de la couleur du vin», mais quelle est cette couleur? EBELING: «quod vini colorem habet i.e. splendens.» On doit encore mentionner qu'on a identifié *οἶνον* avec le myc. *wonoqoso*, qui est un nom de boeuf. (VENTRIS. CHADWICK. D. M. G.) D'après l'opinion de LURIA le mot *wonoqoso* correspond à *οἶνοπος*. (Gnomon, 1960, 3. p. 206).

On explique de cette manière l'importance des études particulières sur la poésie homérique comme ceux de K. Meister, E. Drerup, E. Tirolla, Fr. Arnoldi ou M. Cenmann (H. W. op. 11 — 36. Über poetische Wörtern), que nous n'avons pas malheureusement utilisé dans tous leurs détails. L'analyse du point de vue génétique et psychologique de la poésie de l'épos nous réserve encore des belles conclusions critiques.

Enfin on doit se rappeler aussi l'existence dans le Catalogue des épithètes qui qualifient les différentes armes ou l'armure défensive; nous remarquons pourtant que l'archaïque *ἐκνήμις* si fréquent dans l'épos (17 fois dans l'Iliade et 4 fois dans l'Odyssée) manque complètement dans le Catalogue des vaisseaux.⁵⁷

Pour finir, le lecteur sera peut-être d'accord que la complexité des faits que nous dévoile le texte, disons mieux le cosmos homérique pose toujours des problèmes que nous devons examiner avec patience et aimer avec passion. Rappelons ici les beaux mots de Werner Jäger (Gnomon 1951, p. 247) cités par A. Lesky dans l'introduction de son Histoire de la littérature grecque: «Ce qu'il y est du vraiment important ce sont les problèmes et nous avons accompli notre mission si nous les maintenons ouvertes et si nous les transmettons vivants aux générations futures.»

Les petits récits ou les épisodes du Catalogue des vaisseaux qui servent à définir les toponymiques et les personnes, les épithètes traditionnelles et les expressions formulaires si nombreuses qu'on doit exclure l'hypothèse de la rédaction tardive du Catalogue, tout cela nous offre l'aspect précieux du point de vue littéraire. Sans doute ce texte contient comme le reste de l'Iliade des interpolations comme par ex. le célèbre passage d'Ajax le Salaminien (546 — 558) qui a suscité tant de discussions qui ne semblent pas avoir pris fin avec la théorie de «l'Ilias Atheniensium» de Bolling. Tous ces faits ne diminuent pas l'importance et la valeur purement littéraire du Catalogue, ce que nous avons essayé de mettre constamment en évidence. Le Catalogue offre aussi au lecteur bienveillant des dates importantes qui rappellent d'autres créations grecques de la catégorie «catalogisante», historique et géographique. Mais, comme l'affirme K. Marót, il est logique de considérer le Catalogue non pas comme un document historique, mais comme un procédé poétique dérivé d'un genre inconnu; de cette manière nous pourrions mieux le comprendre.⁵⁸

En effet on ne doit pas regarder aujourd'hui la Boïotie d'après la conception du siècle passé, par «des lunettes de l'esthétique pure» — comme s'ex-

⁵⁷ L'apparition de l'épithète dans le texte épique daterait de l'époque mycénienne tardive. C. M. BOWRA, *Εκνήμιδες Ἀχαιοί*. Bibl. Class. Batav. IV-ème série. Vol. XIV, 1916, Fasc. 2 p. 97—101.

⁵⁸ K. MARÓT: op. cit. p. 386: «Die Kritik hätte jedenfalls mehr damit rechnen müssen, daß sie es nicht mit einer historischen Quelle, sondern mit einem Dichterwerk zu tun hat.» Le 3-ème et 4-ème chapitre de l'ouvrage sont entièrement consacrés aux problèmes du Catalogue.

prime le même auteur qui distingue originellement deux styles dans l'épos: l'un pathétique et humain et l'autre sobre et moins agréable et «deux Homère»: l'un, grand inventeur de récits et grand poète et l'autre moins inspiré et plus dure, le poète des Catalogues.⁵⁹ C'est une solution qui nous semble pratiquement opportune pour mieux analyser les aspects compositionnels de l'épos homérique, y compris le texte du Catalogue des vaisseaux.

Si, utilisant les méthodes des illustres philologues cités auparavant nous avons réussi même partiellement d'aboutir à une meilleure connaissance surtout en ce qui concerne les aspects littéraires du Catalogue, le but de cet étude critique sera atteint. Nous avons essayé constamment, peut-être avec quelque succès de nous tenir à l'écart de toute construction artificielle et de l'argumentation purement intuitive assez stérile pour la discussion des problèmes homériques. Ces tentations de l'imagination sont vraiment réelles pour ceux qui parcourent les chemins pleins d'enchantement de l'épos. «Homer songs», «Homer Träume», ces expressions actuelles et véridiques appartiennent à deux homérologues très estimés.⁶⁰

D'autre part il a été évident pour le lecteur que nous avons délibérément hésité à prendre parti pour l'une ou pour l'autre de deux attitudes fondamentales qui concernent la question homérique, pour le bon motif que nous ne possédons pas une opinion ferme ni en ce qui concerne la conception des unitaires, ni sur la thèse des analystes. Il nous semble plus utile et peut être plus logique d'affirmer avec Leumann «l'unité sans unité des deux épopées», «die uneinheitliche Einheit der beiden Epen».

Notre devoir permanent reste celui de chercher patiemment la vérité scientifique dans un domaine d'études si difficile comme c'est le cas avec le Catalogue des vaisseaux et les problèmes de l'épos en général.

București.

⁵⁹ K. MARÓT; op. cit. p. 378—379.

⁶⁰ Cf. aussi FR. COMBELLACK: *Class. Phil.* 1963. p. 245: «... those mystical visions of subtle allegory and symbolism that seems to have become an endemic disease in contemporary discussions of the literary qualities of Homer.»

WIE KAMEN DIE PYTHAGOREER ZU DEM SATZ EUCL., ELEM. II 5?*

I

Man hält den Satz «Elem.» II 5 – nach den Ergebnissen jener historischen Forschung, die heute gewissermaßen als *consensus doctorum* gilt – für einen Bestandteil der *altpythagoreischen Mathematik*, genauer: für einen Satz der sog. «*geometrischen Algebra der Pythagoreer*». Gewöhnlich wird nämlich dieser Satz zusammen mit dem unmittelbar nach ihm folgenden, dem Satz II 6 behandelt. Diese beiden besagen:

II 5: «Teilt man eine Strecke sowohl in gleiche als auch in ungleiche Abschnitte, so ist das Rechteck aus den ungleichen Abschnitten der ganzen Strecke zusammen mit dem Quadrat über der Strecke zwischen den Teilpunkten dem Quadrat über der Hälfte gleich.»

II 6: «Halbiert man eine Strecke und setzt man ihr irgendeine Strecke gerade an, so ist das Rechteck aus der ganzen Strecke mit Verlängerung und der Verlängerung, zusammen mit dem Quadrat über der Hälfte, dem Quadrat über der aus der Hälfte und der Verlängerung zusammengesetzten Strecke gleich.»

Man liest in der heute maßgeblichen historischen Darstellung der griechischen Mathematik über den Satz II 5 die Feststellung, daß dieser sich als ein geometrisches Äquivalent für unsere algebraische Formel

$$a^2 - b^2 = (a - b) \cdot (a + b)$$

bzw. für

$$a^2 = (a - b) \cdot (a + b) + b^2$$

auffassen läßt.¹ Aber eigentlich besagt dasselbe auch der Satz II 6. Wozu diese «*seltsame doppelte Form*»? – Es wurde versucht, dieses Rätsel folgendermaßen zu erklären:² im Grunde wären II 5 und II 6 nicht Sätze, sondern *Lösungen von Aufgaben*: es handelte sich in II 5 um die Konstruktion von zwei Strecken x und y , deren *Summe und Produkt* gegeben sind, während

* Text eines Kurzvortrags für die Griechische Akademie in Athen; vorgetragen am 16. 5. 1968.

¹ B. L. v. d. WAERDEN, *Erwachende Wissenschaft*, Basel-Stuttgart 1956 196.

² Ebd. 198. – Natürlich geht diese Erklärung auf H. G. ZEUTHEN, bzw. noch auf P. TANNERY zurück; siehe unten meine Anm. 6.

in II 6 die *Differenz und das Produkt* gegeben sind. Unter «Aufgaben» — um deren Lösung es sich hier handeln soll — verstand man eigentlich «*algebraische Aufgaben*», die man erst nachträglich in geometrisches Gewand gekleidet hätte.³ Ursprünglich hätten nämlich noch die Babylonier sich diese algebraischen Aufgaben gestellt und gelöst,⁴ und die Pythagoreer hätten — wie es uns versichert wird — offensichtlich die babylonischen Regeln zur Lösung der algebraischen Systeme geometrisch formuliert und bewiesen.⁵

Ablehnen muß ich diese historische Interpretation aus den folgenden Gründen:

1. Selbst wenn wir glauben, daß es eine «babylonische Algebra» wirklich gegeben hatte — wie O. Neugebauers Forschungen uns davon überzeugen möchten —, auch dann hat man bisher noch *mit gar keiner konkreten Angabe* wahrscheinlich machen können, daß die Griechen in voreuklidischer Zeit eine solche Algebra wirklich gekannt hatten, geschweige denn, daß sie dieselbe übernommen und geometrisiert hätten. (Die Griechen haben nicht einmal die positionelle Bezeichnungsart der Zahlen von den Babyloniern übernommen!)

2. Jene Sätze bei Euklid, die man gewohnt ist — seit einer Arbeit von P. Tannery⁶ — als «algebraische Sätze in geometrischem Gewand» anzusehen, haben mit der Algebra in der Wirklichkeit nursoviel zu tun, daß wir in der Tat sehr leicht unsere algebraischen Äquivalente für diese Sätze angeben können. Aber es kann gar keine Rede davon sein, daß diese Theoreme ursprünglich «*algebraische Sätze*», oder Lösungen für «*algebraische Aufgaben*» gewesen wären. Nein, diese sind alle — sowohl die Sätze, wie auch die Aufgaben — *rein geometrischen Ursprungs*. Auch II 5 ist ein rein geometrischer Satz. Wohl kann man diesen Satz in der modernen Interpretation mit einer «algebraischen Aufgabenlösung» *vergleichen*. Aber man überlege sich, damit ein solcher Vergleich den ursprünglichen und echt geometrischen Sinn des Satzes nicht verdunkle!

³ In diesem Sinne wird II 5 natürlich auch bei TH. L. HEATH, *Euclid's Elements* vol. I 382 ff. (Dover Publication) behandelt. Darum redet HEATH über eine «Geometrical solution of a quadratic equation». Der Unterschied gegen B. L. v. d. WAERDEN besteht bloß darin, daß HEATH «Babylon» noch nicht erwähnt. Er hat ja seine Kompilation noch vor O. NEUGEBAUER zusammengestellt. Siehe die nächste Anm.

⁴ Hingewiesen wird dabei gewöhnlich auf den Entdecker der sog. babylonischen Algebra: O. NEUGEBAUER, «Zur geometrischen Algebra. Studien zur Geschichte der antiken Algebra III.», *Quellen und Studien zur Gesch. d. Math. etc.* B 3 1936 245–259.

⁵ Das letztere nach B. L. v. d. WAERDEN, op. cit. 203.

⁶ P. TANNERY: «De la solution géométrique des problèmes du second degré avant Euclide», 1882 = *Mémoires Scientifiques* I. Paris 1912. 254–280. — H. G. ZEUTHEN, dessen «Verdienste» um die Entdeckung der sog. «geometrischen Algebra der Griechen» durch O. NEUGEBAUER (siehe oben meine Anm. 4) so übertrieben hervorgehoben wurden, hat in der Wirklichkeit in seinen beiden Werken («Die Lehre von den Kegelschnitten im Altertum, Kopenhagen 1886» und «Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter, Kopenhagen 1896»; ein Auszug aus dem letzteren Werk auch bei O. BECKER, «Zur Gesch. d. griech. Mathematik, Darmstadt, 1965» 18 ff.) — was die «geometrische Algebra» betrifft — nur den irreführenden *Vergleich* von P. TANNERY weitergebaut. (Man hätte sich nämlich erst einmal fragen müssen: inwiefern überhaupt *erlaubt* ist, im Zusammenhang mit EUKLIDS *geometrischen Konstruktionen* über Lösungen von *algebraischen Gleichungen* zu reden!)

II

Nach meiner historischen Interpretation ist II 5 — wie man es im folgenden sehen wird — ein rein geometrischer Hilfssatz zu der Lösung bzw. zu dem Lösungsbeweis jener ebenfalls rein geometrischen Aufgabe, die in dem Satz II 14 folgendermaßen gestellt wird:

«*Ein einer gegebenen geradlinigen Figur gleiches Quadrat zu errichten.*»

Daß der Satz II 5 in der Tat ein Hilfssatz zu dem eben genannten II 14 ist, das ersieht man zunächst nicht bloß aus den modernen Ausgaben und Übersetzungen, in denen anlässlich des Satzes II 14 auf II 5 meistens zurückverwiesen wird, sondern noch mehr aus dem *Wortlaut des Urtextes*. Denn in dem Beweisteil des Satzes II 14 wird ja der Wortlaut von II 5 weitgehend wiederholt — zum Zeichen dessen, daß auch der antike Verfasser auf II 5 zurückverweisen wollte.

Ja, denkt man an die komplizierte, schwerfällige sprachliche Form des II 5, so muß man sich unwillkürlich fragen: ist dieser Satz nicht sozusagen ein «Fertigbauteil» zu dem anderen (II 14)? Mußte der antike Verfasser den II 5 nicht eben deswegen so kompliziert und schwerfällig formulieren, weil er im voraus wußte, daß er das betreffende Theorem *eben in dieser, scheinbar schwerfälligen sprachlichen Form* wird in dem Beweis des II 14 am bequemsten gebrauchen können? — Ich werde in dem folgenden zeigen, daß zwischen den beiden Sätzen — II 5 und II 14 — in der Tat eben dieser Zusammenhang besteht.

Aber ich möchte hier nebenbei auch darauf hinweisen, daß offenbar eine ebensolche Erklärung auch noch für andere Sätze bei Euklid gültig sein muß, die man bisher ähnlicherweise als Bestandteile einer «geometrischen Algebra» erklären wollte. Der oben zitierte Satz II 6 ist z. B. ein ebenso *rein geometrischer Hilfssatz* (ebenfalls ein «Fertigbauteil») zu dem Beweis des Satzes II 11, wie II 5 zu dem Beweis des Satzes II 14. Der Satz II 6 sieht nur darum als ein «Spezialfall» des II 5 aus, weil auch sein Hauptsatz, der hochinteressante II 11 (zu dessen Beweis II 6 benutzt wird) im Grunde nur ein Spezialfall des II 14 ist. Kein Wunder, daß eben deswegen auch die Hilfssätze — II 5 und 6 — zu den beiden hochwertigen Sätzen II 14 und II 11 als Spezialfälle voneinander aussehen.

Ja, genau auf dieselbe Weise ein *rein geometrischer Hilfssatz*, ein «Fertigbauteil» ist auch der Satz II 10, den man ebenfalls zu der «geometrischen Algebra» hinzurechnen wollte.⁷ Daß in der Wirklichkeit derselbe Satz (II 10) ein Hilfssatz ist, wird durch Proklos bezeugt.⁸ Wohl wurde in diesem Fall das betreffende altpythagoreische Theorem, zu dessen Beweis man II 10 benutzt hatte, in Euklids «Elemente» *nicht* aufgenommen, aber die moderne

⁷ Vgl. B. L. v. d. WAERDEN, op. cit. 202.

⁸ Kommentar zu PLATONS Staat II. Kapitel 23 und 27.

Forschung vermochte dasselbe Theorem — eben aufgrund der erwähnten Proklos-Stelle — über jeden Zweifel zu rekonstruieren.⁹

Ich möchte jedoch in diesem Zusammenhang einstweilen nur die Genesis des Satzes II 5 näher beleuchten. Darum muß ich in dem nächsten Kapitel vor allem an einige Elemente einer interessanten pythagoreischen Theorie über die Flächenbestandteile der Parallelelogramme erinnern.

III

Wir wollen zunächst von jener Szene in Platons Dialog 'Menon' (82 B--85 E) ausgehen, wonach dem ungelerten Sklaven durch Sokrates die Frage gestellt wird: wie verdoppelt man die Fläche jenes Quadrats (in Quadratform), dessen Seite *2 Fuß lang* ist. Mit anderen Worten: wie lang wird die Seite jenes anderen Quadrats — *als eine Zahl ausgedrückt* —, dessen Fläche das Doppelte der Fläche des gegebenen mit *2 Fuß langer Seite* darstellt? — Der Sklave glaubt zunächst, daß man, um die Fläche des Quadrats zu verdoppeln, seine Seite verdoppeln müßte. Er möchte also das gesuchte Längenmaß als die *Zahl 4* angeben. Aber Sokrates zeigt ihm, sogleich nach dieser ersten Antwort, daß durch die Verdoppelung der Seite die Fläche des Quadrats nicht verdoppelt sondern vervierfacht wird. (Die Fläche des Quadrats mit 4 Fuß langer Seite besteht aus 16 kleinen Quadraten, wobei das Ausgangsquadrat aus 4 solchen bestand; siehe *Abb. 1.*) Der nächste Versuch des Sklaven — das Längenmaß der gesuchten Quadratseite *als eine Zahl* zu bestimmen — geht darauf hinaus, daß vielleicht das Quadrat mit *3 Fuß langer Seite* die doppelte Fläche des Quadrats mit *2 Fuß langer Seite* haben könnte. Aber Sokrates zeigt — wieder vermittels einer Zeichnung (siehe *Abb. 2.*) —, daß die Fläche des Quadrats mit *3 Fuß langer Seite* aus 9 kleinen Quadraten besteht, also keineswegs das Doppelte der ursprünglichen Quadratfläche ist. — Es wird also in diesen beiden ersten Versuchen wohl angedeutet, daß die Seite des Quadrats, dessen Fläche das Doppelte eines anderen (kleineren) Quadrats mit *zahlenmäßig bestimmter Seite* darstellt, *sich nicht als eine Zahl angeben läßt*. In der Tat ist die gesuchte Quadratseite — zu der Seite des gegebenen Quadrats — eine *der Länge nach inkommensurable Größe*. Merkwürdigerweise wird jedoch das Problem der Inkommensurabilität in unserer Platon-Szene ausdrücklich *nicht* erwähnt. Anstatt dessen zeigt Sokrates — vermittels einer neuen Zeichnung (*Abb. 3.*) —, daß die *Diagonale* die Fläche des Quadrats in zwei untereinander gleiche gleichschenklige Dreiecke auflöst, und daß man eben deswegen mit der Diagonale als Seite ein solches größeres Quadrat konstruieren kann, dessen Fläche — wie die Zeichnung zeigt — gerade das Doppelte der ursprünglichen Quadratfläche ausmacht.

Ich glaube, wir dürfen aufgrund dieser 'Menon'-Szene zu rekonstruieren versuchen, wie einst die griechischen Mathematiker die lineare Inkomen-

⁹ B. L. v. d. WAERDEN, op. cit. 206 ff.

surabilität entdeckt haben mögen. — Es tauchte zunächst in der *Geometrie* ein *arithmetisches* Problem auf. Man ging von einem Quadrat aus, dessen Seite als eine *Zahl* gegeben war, und man wollte die Seite des dazugehörigen anderen Quadrats mit gerade doppeltem Flächeninhalt ebenfalls als eine *Zahl* angeben. Aber diese Aufgabe erwies sich innerhalb der *Arithmetik* — unter Beachtung

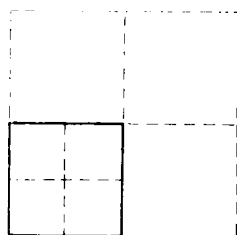


Abb. 1

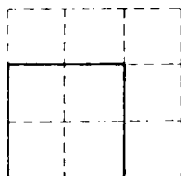


Abb. 2

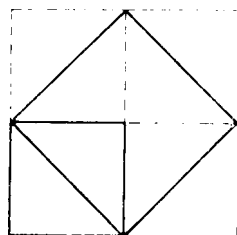


Abb. 3

der grundlegenden Euklidischen Definition für die «Zahl» (VII def. 2) — als *unlösbar*. Interessant war jedoch dasselbe Problem auch von der *Geometrie* her betrachtet. Nachdem man nämlich eingesehen hatte, daß die Fläche eines beliebigen Quadrats mit der *Diagonale* desselben, als mit Seite eines größeren Quadrats, sich verdoppeln läßt, und nachdem die Länge dieser Diagonale — im Verhältnis zu der Seite — *sich zahlenmäßig nicht bestimmen ließ*, mußte man wohl bald dahinterkommen, daß die Diagonale des Quadrats zu der Seite *linear inkommensurabel* ist. Die Entdeckung der linearen Inkommensurabilität ging jedoch Hand in Hand mit der Erkenntnis der quadratischen *Kommensurabilität*. Die Diagonale des Quadrats ist im Verhältnis zu der Seite nur der Länge nach unmeßbar; nachdem sie jedoch als Seite eines neuen Quadrats gerade die doppelte Fläche des ursprünglichen ergibt, ist sie *quadratisch meßbar*. — Die Schwierigkeit der *linearen Inkommensurabilität* kann also auf dem Wege der *quadratischen Kommensurabilität* umgangen werden.

Noch interessanter wird dieselbe 'Menon'-Szene von historischem Gesichtspunkt aus, wenn man bedenkt, daß das *arithmetische Problem der Quadratverdoppelung* mit dem Problem der *Mittleren Proportionale zwischen einer Zahl und ihrem Doppelten* äquivalent ist.¹⁰ Es muß in der Tat den pythagoreischen Arithmetikern der folgende Satz bekannt gewesen sein:

¹⁰ Wie bekannt, hat HIPPOKRATES von Chios vorgeschlagen: man soll zwischen einer Zahl und ihrem Doppelten *zwei* Mittlere Proportionale einfügen, und damit wird das Problem der *Würfelverdoppelung* gelöst; vgl. O. BECKER, Das mathematische Denken der Antike, Göttingen 1957, 75. — Aber wie kam HIPPOKRATES auf diesen glücklichen Einfall? — Offenbar auf dem Wege, daß er wußte: die *planimetrische Aufgabe* der Quadratverdoppelung wird dadurch gelöst, daß man zwischen einer Zahl und ihrem Doppelten *eine* Mittlere Proportionale einfügt; das verwandte *stereometrische Problem* der Würfelverdoppelung löst sich also wohl dadurch — so mag HIPPOKRATES *richtig* geschlossen haben —, daß man anstatt einer einzigen *zwei* Mittlere Proportionale zwischen den fraglichen Größen (d. h. genauer: zwischen einer Größe und ihrem Doppelten) einfügt.

«Zwischen einer Zahl und ihrem Doppelten gibt es keine mittlere Proportionalzahl.»

Ich erschließe die Kenntnis dieses Satzes aus dem noch stärkeren Satz *Sectio canonis* 3, der besagt:

«Zwischen zwei Zahlen in überteiligem Verhältnis -- also: $(n + 1) : n$ -- gibt es keine mittlere Proportionalzahl.»

Nun glaube ich — unter Berücksichtigung des eben angeführten arithmetischen Satzes, sowie der vorhin erwähnten 'Menon'-Szene — drei interessante Schritte in der Entwicklung der voreuklidischen Mathematik folgendermaßen rekonstruieren zu dürfen:

a) Es tauchten zunächst in der Arithmetik Probleme auf, die man *nicht* lösen konnte. Man ist dann, auf dem Wege der genaueren Untersuchung, bald dahintergekommen, daß diese Probleme in der Arithmetik entweder *völlig unlösbar*, oder *nur unter gewissen Bedingungen lösbar* sind. -- Ein solches unlösbares Problem der Arithmetik war z. B. die mittlere Proportionalzahl (x) zwischen einer Zahl und ihrem Doppelten (also zwischen a und $2a$). Es war natürlich eine große Errungenschaft, wenn man schon aussagen, und auch begründen konnte: warum es eine solche Zahl *nicht* geben kann.

b) Man hat wohl erst verhältnismäßig *später* entdeckt, daß man dieselben unlösbaren (oder auch *nur unter gewissen Bedingungen lösbar*) arithmetischen Probleme auf geometrischem Wege leicht lösen kann. Ist z. B. a nicht eine Zahl sondern eine beliebige gerade Strecke, so findet man die Mittlere Proportionale (x) zwischen a und $2a$ auf dem Wege, daß man mit a als Seite ein Quadrat konstruiert; die Diagonale (d) dieses Quadrats wird die gesuchte Mittlere Proportionale ($d = x$), nachdem $a : d = d : 2a$ ist. Man beweist die letztere Proportionalität mit Hilfe von ähnlichen rechtwinkligen Dreiecken (siehe z. B. meine *Abb. 3*) — *gesetzt, daß die Verhältnisgleichheit (= Proportionalität) auch für inkommensurable Größen definiert ist, wie z. B. in der sog. eudoxischen Definition bei Euklid, «Elem.» V. def. 5.* — Man sieht also, daß auf dieser Entwicklungsstufe die geometrische Lösung derselben Aufgabe, die auf *Stufe a)* *arithmetisch unlösbar* erschien, auf das engste verbunden ist -- nicht nur mit der Kenntnis der *Inkommensurabilität*, sondern auch mit derjenigen der *eudoxischen Definition der Proportionalität*.

c) Es gibt jedoch auch eine «mittlere Entwicklungsstufe»¹¹ zwischen a) und b). Man kann nämlich die arithmetisch unlösbaren Probleme der *Stufe a)* geometrisch auch so lösen, daß dabei weder das Problem der Kommensurabi-

¹¹ Ich will natürlich keineswegs behaupten, daß die *Stufe c)* auch zeitlich der *Stufe b)* unbedingt vorangehen muß. Die Stufen b) und c) könnten sehr wohl auch gleichaltrig sein. Wichtiger als die Frage der Chronologie — die sich hier nicht entscheiden läßt (denn schließlich ist ja auch das nicht unbedingt sicher, daß die sog. «eudoxische Definition der Proportionalität» wirklich *erst* von EUDOXOS stammt!) — scheint mir die Tatsache selbst, daß die *Stufe c)* den Versuch zeigt, das betreffende Problem ohne Rücksicht auf Proportionen und auf Inkommensurabilität zu lösen.

lität (bzw. Inkommensurabilität) noch die Frage der Proportionen berücksichtigt werden. Allerdings muß man dazu die ursprüngliche Aufgabe *transformieren*. Man fragt z. B. in dem vorhin behandelten Fall *nicht* nach der Mittleren Proportionale zwischen einer *Zahl* (oder *Größe*) und ihrem Doppelten, sondern man fragt *nach jener Strecke, mit deren Hilfe ein Quadrat mit gegebener Seite (a) sich verdoppeln läßt*. Diese letztere Frage ist der vorigen (nach der Mittleren Proportionale) völlig gleichwertig; doch braucht man nach der Transformation sich gar nicht mehr um die Proportionen und um die Frage der Inkommensurabilität zu kümmern. Die große Bedeutung dieser mittleren Entwicklungsstufe besteht eben darin, daß die Transformation der Aufgabe die Probleme der Proportionen und der Inkommensurabilität sozusagen *ausschaltet*. Vermutlich eben die Entdeckung dessen, daß die angedeutete Transformation möglich ist, hat den Ausbau jener interessanten pythagoreischen 'Flächengeometrie' veranlaßt, die ich in dem folgenden behandeln werde, und die man früher als «geometrische Algebra» interpretieren wollte.

*

Nun möchte ich hier vor allem darauf hinweisen, daß jene historische Entwicklung in drei Stufen, die ich (in den Punkten *a*, *b* und *c*) zu rekonstruieren versuchte, sich in der Tat mit zahlreichen Beispielen aus Euklids «Elementen» illustrieren läßt. Es seien hier darum zunächst drei Beispiele dafür eingefügt.

Erstes Beispiel

Stufe a) Man denke an die folgenden arithmetischen Sätze in den «Elementen»:

IX. 16: «Sind zwei Zahlen gegeneinander *prim*, so ist nicht möglich, daß, wie die erste zur zweiten, sich die zweite zu einer weiteren verhielte.» (Sind also *a* und *b* relativ prim, so gibt es keine *x*, worauf $a : b = b : x$ wäre.)

IX. 18: «Bei zwei gegebenen Zahlen zu prüfen, ob es möglich ist, zu ihnen eine Dritte Proportionale zu finden.» (Also wie sollen die Zahlen *a* und *b* beschaffen sein, damit man eine *x* finden könne, worauf $a : b = b : x$ ist?)

IX. 19: «Bei drei gegebenen Zahlen zu prüfen, ob es möglich ist, zu ihnen eine Vierte Proportionale zu finden.» (Wie sollen die Zahlen *a*, *b* und *c* beschaffen sein, damit man eine *x* finden könne, worauf $a : b = c : x$ ist?)

Man ersieht aus diesen Sätzen, daß es zu jener Zeit, als diese abgefaßt wurden, den Arithmetikern schon bekannt war: die Aufgabe, eine Dritte Proportionale zu zwei gegebenen Zahlen, *a* und *b* — oder eine Vierte Proportionale zu drei gegebenen Zahlen, *a*, *b* und *c* — zu finden, ist *nur unter gewissen Bedingungen lösbar*.

Stufe b) Natürlich kann man dieselben Aufgaben in der Geometrie – wenn a , b und c keine Zahlen, sondern beliebige gerade Strecken sind – immer lösen. Eben dies wird bei Euklid in den Sätzen VI 11 und 12 gezeigt. Doch werden die Konstruktionen der letzteren Sätze nur aufgrund der *eudoxischen Definition der Proportionalität* gültig. Denn die gefundene Dritte bzw. Vierte Proportionale wird ja häufig eine *inkommensurable Größe*.

Stufe c) Man kann jedoch dieselben Aufgaben – auf einer vermutlich mittleren Entwicklungsstufe – auch *ohne Rücksicht auf Proportionen und Inkommensurabilität* allgemeingültig lösen, wenn man die folgende Transformation vollzieht. Die Frage nach der Dritten Proportionale zu zwei gegebenen Zahlen oder Größen ($a : b = b : x$) läßt sich auch so auffassen: gegeben ist das Quadrat b^2 , und man sucht das flächengleiche Rechteck ax , dessen eine Seite (a) ebenfalls gegeben ist. Ähnlicherweise transformiert man die Frage nach der Vierten Proportionale ($a : b = c : x$): gegeben ist das Rechteck bc , und man sucht das andere flächengleiche Rechteck mit der einen gegebenen Seite a . – Für beide Aufgaben gilt der Euklidische Satz:

I 44: «An eine gegebene Strecke ein einem gegebenen Dreieck gleiches Parallelogramm in einem gegebenen geradlinigen Winkel anzulegen.» (Nur zuliebe einer größeren Allgemeingültigkeit ist in dem Wortlaut dieses Satzes die gegebene Fläche, anstatt eines *Rechtecks*, ein «Dreieck»; und eben darum redet auch Euklid anstatt des anderen *Rechtecks* von einem «Parallelogramm in einem gegebenen geradlinigen Winkel».) Das ist die bekannte *parabolische Flächenanlegung* der Pythagoreer, bei der die Inkommensurabilität und die Proportionen *nicht* berücksichtigt werden.

Zweites Beispiel

Stufe a) Man beachte die beiden Sätze bei Euklid:¹²

VIII 18: «Zwischen zwei ähnlichen ebenen Zahlen gibt es eine Mittlere Proportionalzahl.»

VIII 20: «Läßt sich zwischen zwei Zahlen eine Mittlere Proportionalzahl einschalten, so müssen die Zahlen ähnliche ebene Zahlen sein.»

(Zugrundeliegen beiden Sätzen die Definitionen: VII def. 16 und def. 21.)

Im Sinne dieser beiden Sätze gibt es also zwischen zwei Zahlen, a und b , nur dann eine Mittlere Proportionalzahl, wenn eine solche Faktorenzerlegung möglich ist: $a = cd$ und $b = ef$, wobei $c : e = d : f$ ist. Wird diese Bedingung nicht erfüllt, so findet man keine Mittlere Proportionalzahl zwischen den beiden gegebenen Zahlen, d. h. die betreffende Aufgabe ist *arithmetisch unlösbar*.

Stufe b) Sind jedoch a und b keine Zahlen sondern beliebige gerade Strecken, so findet man zu ihnen *immer* die Mittlere Proportionale nach dem

¹² Ich zitiere den Satz VIII 18 – Einfachkeit halber – in verkürzter Form.

Euklidischen Satz VI 13. Doch ist die Konstruktion des letzteren Satzes wieder *nur* aufgrund der *eudoxischen Definition der Proportionalität* gültig. Denn die gefundene Mittlere Proportionale wird ja häufig eine *inkommensurable Größe*.

Stufe c) Man kann dasselbe Problem auf einer «mittleren Entwicklungsstufe» mit der folgenden Transformation lösen. Die Frage nach der Mittleren Proportionale zwischen zwei gegebenen *Zahlen* oder *Größen* ($a : x = x : b$) ist gleichwertig mit dem Problem: gegeben ist das Rechteck ab , und man sucht dazu das flächengleiche Quadrat (x^2). — Gerade diese Aufgabe wird bei Euklid — *ohne Proportionen und ohne Rücksicht auf die Inkommensurabilität* — in dem Satz II 14 gelöst.

Drittes Beispiel

Stufe a) Als drittes Beispiel möchte ich den sog. 'pythagoreischen Lehrsatz' selbst anführen. Wie bekannt, läßt sich dieser Satz *arithmetisch* *nur* dann verifizieren, wenn die Seiten des rechtwinkligen Dreiecks sog. 'pythagoreische Zahltripel' (also etwa 3, 4, 5; oder 7, 24, 25 etc.) sind. Es scheint, daß die Bahnbrecher der griechischen Mathematik in der Tat an dieser arithmetischen Verifikation interessiert waren. (Wohl darum hat man auch Regeln dafür ausgearbeitet, wie man solche Tripel in unbeschränkter Anzahl herstellen kann.¹³) Nun ist also die Verifikation des 'pythagoreischen Lehrsatzes' wohl auch eine solche Aufgabe, die *in der Arithmetik nur unter sehr beschränkten Bedingungen lösbar ist*.

Stufe b) Allgemeingültig beweist man den 'pythagoreischen Lehrsatz' meistens mit Hilfe von *Proportionen*, indem man von dem rechten Winkel auf die Hypotenuse das Lot fällt, und dadurch das gegebene rechtwinklige Dreieck in zwei kleinere, sowohl untereinander wie auch zu dem ursprünglichen Dreieck ähnliche rechtwinklige Dreiecke auflöst. Nachdem die Seiten der ähnlichen Dreiecke untereinander proportionell sind, kann man aus den entsprechenden Proportionen die bekannte Formel $a^2 + b^2 = c^2$ leicht ableiten. — Wohl ist ein solcher Beweis bei Euklid *nicht* überliefert worden. Da jedoch eine allgemeinere Form des 'pythagoreischen Lehrsatzes' auch bei Euklid (VI 31) mit *Proportionen* bewiesen wird, kann man mit Recht vermuten, daß der Beweis mit Proportionen für die gewöhnliche Form desselben Satzes auch schon in voreuklidischer Zeit wohl benutzt wurde. — Doch wird ein solcher Beweis mit Proportionen *nur* dann zwingend, wenn die Proportionalität auch für inkommensurable Größen irgendwie schon definiert ist. (Diese Aufgabe erfüllt bei Euklid die eudoxische Definition: V def. 5.)

Stufe c) Bei Euklid wird der 'pythagoreische Lehrsatz' (I 47) nicht mit Proportionen, sondern mit einer Art 'Flächengeometrie' bewiesen, für welche

¹³ Vgl. O. BECKER, Das mathematische Denken der Antike, 52 ff.

dasselbe charakteristisch ist, was auch in den beiden anderen Beispielen die *Stufe c)* kennzeichnet, daß sie nämlich *die Proportionen und das Problem der Inkommensurabilität gar nicht berücksichtigt*. (Zu dem folgenden siehe *Abb. 4*.) Verlängert man nämlich das Lot (CD) von dem rechten Winkel eines allgemeinen rechtwinkligen Dreiecks auf die Hypotenuse, so wird dadurch — also durch DE — das Quadrat auf der Hypotenuse in die beiden Rechtecke « R_1 » und « R_2 » geteilt. Daß nun « R_1 » = « Q_1 » und « R_2 » = « Q_2 » ist, wird folgendermaßen gezeigt. Die beiden schraffierten Dreiecke CAF und HAB (*Abb. 5*)

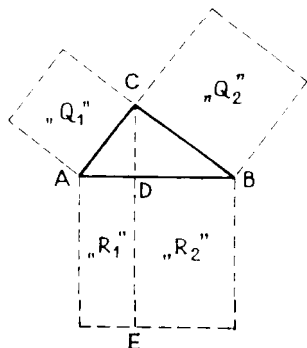


Abb. 4

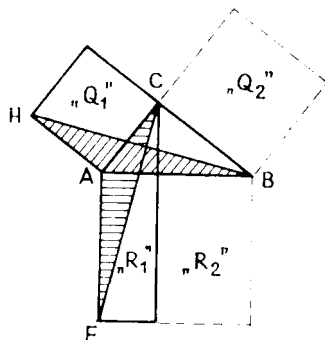


Abb. 5

sind offenbar kongruent; je zwei Seiten und ihr Winkel sind nämlich auf alle Fälle gleich. Das eine Dreieck (HAB) macht dabei die halbe Fläche von « Q_1 », während das andere (CAF) die halbe Fläche von « R_1 » aus (vgl. den Satz I 41 bei Euklid). Darum müssen also auch die ganzen Flächen « Q_1 » und « R_2 » untereinander gleich sein. — Mit ebensolchen «Hilfsdreiecken» beweist man auch die Gleichheit von « Q_2 » und « R_2 »; und addiert man dann die beiden Teilergebnisse für « R_1 » und « R_2 », so hat man damit den pythagoreischen Lehrsatz 'flächengeometrisch' bewiesen.

Nun hoffe ich, sowohl mit dem 'Menon'-Beispiel wie auch mit den danach angeführten anderen drei Beispielen im voraus wahrscheinlich gemacht zu haben, daß jene 'Flächengeometrie', deren elementare Bestandteile in dem folgenden zusammengestellt werden — also die *Stufen c)* — die Anwendung von Proportionen und das Problem der Inkommensurabilität zu beseitigen bestrebt war.

*

Wir werden die elementarsten Bestandteile jener 'Flächengeometrie', die bisher, nach einem Vergleich von P. Tannery,¹⁴ als «geometrische Algebra» ausgelegt wurde, in *drei Punkten* überblicken.

¹⁴ Siehe oben Anm. 6.

1. Es wird sich lohnen, wieder von der Sklavenszene in Platons Dialog 'Menon' auszugehen. — Sokrates zeigt dem Sklaven zunächst ein Quadrat mit 2 Fuß langer Seite. Das gezeichnete Quadrat besteht also aus vier kleineren, nachdem die Seite *zweigeteilt* ist. Später wird durch Sokrates auch darauf hingewiesen, daß die *Diagonale* die Quadratfläche *halbiert*. (Siehe Abb. 6 sowohl für die Auflösung der Quadratfläche in vier kleinere Quadrate, wie auch für die Halbierung mittels der Diagonale. Schon hier muß ich auch die triviale Tatsache hervorheben, daß die Strecken, die die Seiten halbieren, und die Diagonale sich *in einem Punkt* schneiden. Dieser Schnittpunkt der Diagonale wird in dem folgenden eine wichtige Rolle spielen.) Nun sind die beiden Arten, die Quadratfläche in kleinere Bestandteile aufzulösen — also das Teilen mittels der Diagonale einerseits, und das Halbieren der Seiten andererseits —, *in je einer allgemeineren Form*, auch als Euklidische Sätze überliefert worden. Denn bei Euklid wird ja in dem Satz I 34 gerade dasselbe, was Sokrates über die Quadratdiagonale ausspricht, auf Parallelogramme verallgemeinert: «*das Parallelogramm wird durch seine Diagonale halbiert*». — Noch interessanter ist die Euklidische Verallgemeinerung dessen, wie man das Quadrat durch *Teilen der Seite* in kleinere Flächenbestandteile auflöst. Sokrates ging von jenem einfachsten Fall aus, daß die Seite des Quadrats *halbiert* wird; dies führt zu vier kleineren kongruenten Quadraten. Aber wie wird die Quadratfläche aufgelöst, wenn man die Seite in zwei *beliebige Segmente* teilt? Gerade dies wird bei Euklid in dem Satz II 4 behandelt:

«*Teilt man eine Strecke, wie es gerade trifft, so ist das Quadrat über der ganzen Strecke den Quadraten über den Abschnitten und zweimal dem Rechteck aus den Abschnitten zusammen gleich.*»

Durch das Teilen der Quadratseite in zwei beliebige Segmente wird also die Quadratfläche selbst in die Summe von zwei verschiedenen Quadraten und von zwei kongruenten Rechtecken aufgelöst (siehe Abb. 7). — Wohl ist dieser Euklidische Satz das geometrische Äquivalent für unsere algebraische Formel $(a + b)^2 = a^2 + b^2 + 2ab$, aber ich glaube nicht, daß man diese Tatsache in dem Sinne auslegen dürfte, als ob hier die «nachträgliche Geometrisierung eines ursprünglich algebraischen Gedankenganges» vorläge. Denn erstens kann man aus der griechischen Überlieferung der voreuklidischen und Euklidischen Zeit die Spuren von irgendwelchen echt algebraischen Gedankengängen gar nicht nachweisen. Und zweitens würde man durch die eben angedeutete historische Auslegung auch den *grundlegenden Unterschied* zwischen der angeführten algebraischen Formel und dem vorhin zitierten Euklidischen Satz unerlaubterweise verwischen. Schließlich ist ja der Ausdruck $(a + b)^2$ in der Algebra viel allgemeingültiger als der entsprechende bloß-geometrische Satz bei Euklid. (Der geometrische Satz ist nur *eine mögliche* Auslegung für die algebraische Formel, die jedoch keineswegs nur «Quadrate» und «Rechtecke» bedeuten kann!)

2. Es läßt sich zeigen, daß die Pythagoreer den eben zitierten Satz II 4 — über die Auflösung der Quadratfläche durch das Teilen der Seite in zwei beliebige Segmente — auch auf *Parallelelogramme* verallgemeinert hatten. Ihr alter Satz hieß etwa folgendermaßen (siehe *Abb. 8*):

«Zieht man durch einen beliebigen Punkt der Diagonale zwei Parallelen zu den beiden Seiten eines Parallelogramms, so wird dadurch die Fläche des Parallelogramms in insgesamt vier Flächenstücke zerlegt. Von diesen vier Flächenstücken sind zwei — die beiden 'um die Diagonale liegenden Parallelo-

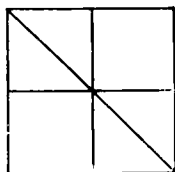


Abb. 6

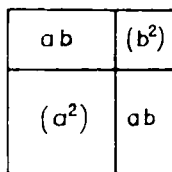


Abb. 7

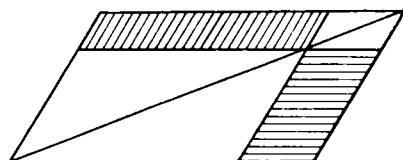


Abb. 8

gramme' (die leergelassene Flächenstücke in *Abb. 8*) — sowohl untereinander wie auch zu dem ursprünglichen Parallelogramm *ähnlich*, während die beiden anderen Flächenstücke — die sog. *παραπληρώματα* (schraffiert in *Abb. 8*) — untereinander *gleich* sind.»

Wohl ist dieser Satz zunächst nur meine eigene Rekonstruktion. Man findet ihn bei Euklid nirgends in dieser wiederhergestellten Form. Denn Euklid mußte ihn — offenbar aus kompositorischen Gründen — in *zwei Sätze* zerlegen, von denen der eine erst im Buch VI. der «Elemente» untergebracht werden konnte. In der Tat behandelt der Satz VI 24 die *Ähnlichkeit der 'um die Diagonale liegenden Parallelogramme'*; zu dem vollständigen Beweis dieses Satzes ist ja die *eudoxische Definition der Proportionalität* im V. Buch (V def. 5) unerläßlich nötig. — Dagegen konnte die andere Hälfte des rekonstruierten Satzes — über die *Gleichheit der 'Ergänzungen' (parapleromata)* — auch schon im I. Buch behandelt werden (I 43), nachdem in diesem Fall die Proportionalität und die Inkommensurabilität gar nicht berücksichtigt werden mußten. Der Beweis für diesen letzteren Satz wird einfach auf dem Wege von Subtraktion der überflüssigen Flächenstücke geführt.

Nun muß ich hier nachdrücklich betonen, daß der von mir eben rekonstruierte Satz eine sehr wichtige Rolle in jener 'pythagoreischen Flächengeometrie' gespielt hatte, die nach P. Tannery den unglücklichen und irreführenden Namen «geometrische Algebra» erhielt. Der Satz über die Gleichheit der 'parapleromata' hat z. B. jene *parabolische Flächenanlegung* der Pythagoreer¹⁵ ermöglicht, auf die ich hier nochmals hinweisen möchte. — Es wurde

¹⁵ Proclus in Eucl. (F) 419, 15—420, 23; aus der modernen Literatur siehe dazu TH. L. HEATH, Euclid's Elements vol. 1, 343 f.

oben, anlässlich meines «ersten Beispiels», schon erwähnt, daß man die Suche nach der Vierten Proportionale zu drei gegebenen *Zahlen* oder *Größen* ($a : b = c : x$) auch so auffassen kann: gegeben ist das Rechteck bc , und man sucht dazu das andere flächengleiche Rechteck, dessen eine Seite (a) ebenfalls gegeben ist. Nun wird diese Aufgabe bei Euklid in dem Satz I 44 aufgrund der folgenden Überlegung gelöst (siehe *Abb. 9* und *10*): man faßt das gegebene Rechteck bc als ein 'parapleroma' auf. Eine beliebige Seite des gegebenen Rechtecks (c oder b) und die Strecke a ergeben im ersten Schritt das eine 'um die Diago-

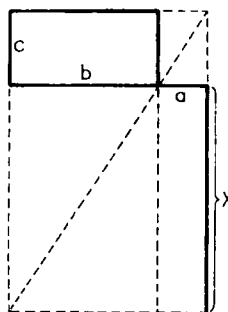


Abb. 9

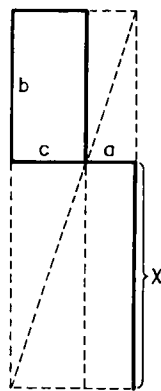


Abb. 10

nale liegende Parallelogramm' (ac oder ab). Die Verlängerung der Diagonale selbst und die Verlängerung der Rechteckseite (c oder b) ergeben im zweiten Schritt auch das andere 'um die Diagonale liegende Parallelogramm' (bx oder cx). Nachdem man nun das eine 'parapleroma' und die beiden 'um die Diagonale liegenden Parallelogramme' gewonnen hat, muß man nur noch das andere 'parapleroma' bzw. seine gesuchte Seite x hinzufügen. (*Parabolisch* heißt diese Art Flächenanlegung deswegen, weil die gegebene Fläche bc an die gegebene Strecke a *angelegt* wird; vgl. das Wort *παράβállειν*.)

Aber es gibt auch einen anderen, wie mir scheint, noch wesentlicheren Beleg dafür, daß der vorhin rekonstruierte Satz eine sehr bedeutende Rolle in der Geometrie der Pythagoreer gespielt haben muß. Fasse man nur noch einmal denselben Satz ins Auge. Man zieht durch einen beliebigen Punkt der Diagonale zwei Parallelen zu den beiden Seiten eines Parallelogramms; es wird dadurch die gegebene Fläche in zwei solche Flächenstücke zerlegt, die untereinander *g l e i c h*, und in zwei andere, die untereinander (und zu dem ursprünglichen Parallelogramm) *ä h n l i c h* sind. — Hat nicht eben diese, an und für sich einfache und doch schöne Entdeckung auch zu jener berühmten *altpythagoreischen Aufgabe* geführt, über die Plutarch bei einer Gelegenheit (Symp. VIII 2, 4) folgendermaßen berichtet:

«Es gibt unter den schönsten geometrischen Theoremen, oder eher Problemen, die folgende: gegeben sind zwei Figuren, und man soll eine dritte konstruieren, die der einen von den gegebenen *gleich* und der anderen von den gegebenen *ähnlich* ist. Man sagt auch, daß Pythagoras in seiner Freude über diese Entdeckung sein berühmtes Opfer dargebracht hätte. Kein Zweifel, dieses Theorem ist in der Tat viel raffinierter und der Wissenschaft viel würdiger, als jenes andere, wonach das Quadrat auf der Hypotenuse der Summe der Quadrate auf den beiden Katheten gleich ist.»¹⁶

3. Zum Schluß muß ich unter den elementaren Bestandteilen der behandelten pythagoreischen 'Flächengeometrie' noch die Euklidische Definition für den geometrischen Begriff 'Gnomon' anführen:

II def. 2: «*In jedem Parallelogramm soll ein beliebiges der um seine Diagonale liegenden Parallelogramme zusammen mit den beiden Ergänzungen (parapleromata) ein Gnomon heißen.*»

Wie man sieht, hat auch zu diesem Begriff die vorhin behandelte *Vierteilung* des Parallelogramms geführt. Man zieht nämlich durch einen beliebigen Punkt der Diagonale zwei Parallelen zu den beiden Seiten des Parallelogramms. Aber diesmal werden von den insgesamt *vier* Flächenstücken, die auf diese Weise entstehen, *drei* — ein beliebiges der 'um die Diagonale liegenden Parallelogramme' und die beiden 'parapleromata' — als «Gnomon» zusammengefaßt. Zur Illustrierung zeige ich als *Abb. 11* den Gnomon eines Quadrats. Die drei Bestandteile des Gnomons wurden durch verschiedene Schraffierungen kenntlich gemacht. Außerdem zeigt diese Abbildung auch noch, daß das ursprüngliche Quadrat (x^2) diesmal in die Summe des kleineren Quadrats (y^2) und des Gnomons aufgelöst wurde. (Mit anderen Worten: subtrahiert man das kleinere Quadrat y^2 von dem größeren x^2 , so bleibt ein Gnomon übrig.)

Wichtig ist nun die eben angedeutete Auflösung des Quadrats (x^2) in die Summe eines kleineren Quadrats (y^2) und des Gnomons deswegen, weil man dabei den Gnomon selbst sehr leicht in ein *Rechteck* verwandeln kann. Ja, es gibt sogar zwei verschiedene Möglichkeiten für diese Verwandlung des Gnomons in flächengleiches Rechteck. Man kann nämlich entweder so verfahren, wie es unsere *Abb. 12*, oder so wie es die *Abb. 13* zeigt. In dem einen Fall (*Abb. 12*) bleibt bloß das eine 'parapleroma' an seiner ursprünglichen Stelle; dagegen wird die Fläche, die aus dem 'Parallelogramm um die Diagonale' (dem kleinsten Quadrat, auf unserer Abbildung) und dem anderen 'parapleroma' besteht, dem an seiner Stelle belassenen 'parapleroma' als eine Art 'Fortsetzung nach links zu' hinzugefügt. — In dem anderen Fall (*Abb. 13*) bleiben dagegen das eine 'parapleroma' und das 'kleinste Quadrat' an ihren ursprünglichen Stellen,

¹⁶ Ich kann mich mit dieser Aufgabe in dem vorliegenden Zusammenhang nicht eingehender beschäftigen. Man vergleiche jedoch dazu, wie diese in der historischen Forschung bisher behandelt wurde, einstweilen TH. L. HEATH, *Euclid's Elements* vol. I, 343 ff.

und bloß das andere 'parapleroma' wird ihnen als 'Fortsetzung nach links zu' hinzugefügt. — In beiden Fällen wird die eine Seite des konstruierten Rechtecks, das dem *Gnomon* flächengleich ist (schraffiert in den *Abb. 12* und *13*): $x + y$, und die andere Seite: $x - y$. (Zu den Buchstaben x und y siehe auch *Abb. 11*.) Ein Unterschied besteht zwischen den beiden Fällen bloß insofern: *was mit dem 'kleinsten Quadrat', dem Bestandteil des ursprünglichen Gnomons wird?* — In dem ersten Fall (*Abb. 12*) scheint dieses kleinste Quadrat dem konstruierten Rechteck zu *fehlen* (ἐλλείπειν). Darum ist dies ein sog. *ellipti-*

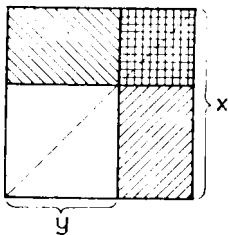


Abb. 11

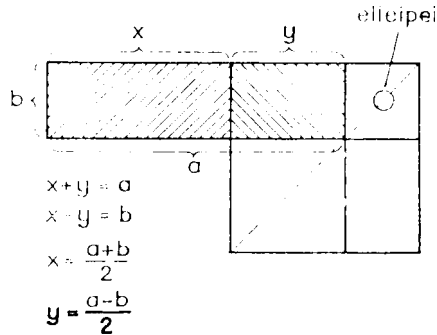


Abb. 12

scher Fall der Flächenanlegung. — In dem anderen Fall (*Abb. 13*) *schießt* dasselbe kleinste Quadrat *über* das Quadrat y^2 *hinaus* («Überschuß» – ὑπερβολή). Darum ist dies ein *hyperbolischer Fall der Flächenanlegung.* — Nun kann ich mich in diesem Zusammenhang mit der '*Elleipsis*' und mit der '*Hyperbole*' nicht eingehender beschäftigen.¹⁷ Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß bei Euklid in der Konstruktion des Satzes II 5 eben die angedeutete *elliptische Flächenanlegung*, während in der Konstruktion des Satzes II 6 der *hyperbolische Fall* zur Anwendung kommt.

IV

Nun können wir zu dem Satz II 5, dessen Genesis hier erklärt werden soll, zurückkommen.

Es wurde oben im Kapitel II. schon angedeutet, daß dieser ein Hilfsatz zu dem Beweis des anderen wichtigen Satzes, II 14 ist; er wird auch in dem Beweisteil des letzteren wörtlich zitiert. Darum fassen wir vor allem den Satz II 14 näher ins Auge. Die in ihm behandelte Aufgabe heißt:

«*Ein einer gegebenen geradlinigen Figur gleiches Quadrat zu errichten.*»

Euklid erstrebt immer die größtmögliche Allgemeingültigkeit. Darum geht er nicht sogleich von einem *Rechteck*, sondern im allgemeinen von einer

¹⁷ Siehe wieder die vorige Anmerkung!

«geradlinigen Figur» aus. Zuerst wird — unter Hinweis auf den früheren Satz I 45 — die gegebene «geradlinige Figur» in ein Rechteck verwandelt, und erst dann kommt der wesentliche Inhalt des Satzes II 14, der sog. '*tetragonismos*' = «das Verwandeln des Rechtecks in flächengleiches Quadrat».

Ich habe oben, in meinem «zweiten Beispiel» schon darauf hingewiesen, daß das Verwandeln eines Rechtecks in flächengleiches Quadrat der Aufgabe *die Mittlere Proportionale zwischen zwei Zahlen oder Größen zu finden*, gleichwertig ist. Die Konstruktion der Mittleren Proportionale zu zwei geraden

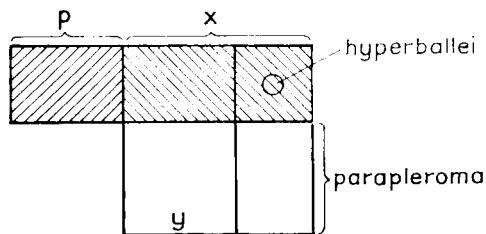


Abb. 13

Strecken wird bei Euklid in dem Satz VI 13 behandelt. Die beiden Sätze VI 13 und II 14 führen also zu demselben Ergebnis.¹⁸ Uns interessiert jedoch diesmal eben der *Unterschied* der beiden Sätze.

Das Überraschende an den Konstruktionen in VI 13 und II 14 ist nämlich, daß die wichtigsten Schritte in beiden Fällen auf den ersten Anblick als *völlig identisch* aussehen (siehe Abb. 14). In beiden Fällen werden zunächst die Seiten des betreffenden Rechtecks — bzw. die Strecken a und b , zu denen man die Mittlere Proportionale sucht — einer geraden Linie entlang *addiert*. Dann *halbiert* man die Summe der beiden Strecken und man schlägt mit der halben Strecke den *Halbkreis* um den Halbierungspunkt. Und schließlich errichtet man die *Senkrechte* in dem Berührungspunkt der beiden Strecken a und b bis zur Peripherie des Halbkreises; die so gewonnene Strecke d wird die gesuchte Mittlere Proportionale zwischen a und b , bzw. die Seite des dem ab flächengleiches Quadrats.

¹⁸ Wie bekannt, hat J. L. HEIBERG («Mathematisches zu Aristoteles», Abhandlungen zur Gesch. d. math. Wissenschaften, 18. Heft, Leipzig 1904) unter Hinweis auf die beiden wichtigen ARISTOTELES-Stellen, *De anima* II 2.413a 13–20, und *Metaph.* B 2.996b 18–21, den Satz VI 13 für den älteren und ursprünglicheren gehalten; demgegenüber könnte — seiner Ansicht nach — II 14 eine *jüngere Variante* sein. Derselben Ansicht hat sich auch TH. L. HEATH («Mathematics in Aristotle», Oxford 1949 191–193) angeschlossen. — Ich muß in diesem Zusammenhang zwei Tatsachen festlegen: 1. der Satz II 14 ist aller Wahrscheinlichkeit nach *altpythagoreisch*; 2. die relative Chronologie der beiden Sätze VI 13 und II 14 läßt sich *nicht* mit Bestimmtheit entscheiden. (Siehe auch oben meine Anmerkung 11.) Auch VI 13 kann *altpythagoreisch* sein, obwohl zu seinem Beweis bei EUKLID allerdings die eudoxische Definition der Proportionalität nötig ist.

Beachtet man bloß die eben zusammengefaßten Schritte, so wäre man zunächst geneigt, die beiden Konstruktionen (VI 13 und II 14) für identisch zu halten. Und doch unterscheidet sich der *Sinn* derselben Schritte in den beiden Fällen so vollkommen wie nur möglich! Die Gedankengänge der beiden Sätze, die sich hinter den «identischen Schritten» stecken, sind völlig verschieden. Man überlege sich nämlich zunächst, welchen Sinn die eben ange deuteten Schritte — von dem Gesichtspunkt des Satzes VI 13 aus — haben müssen.

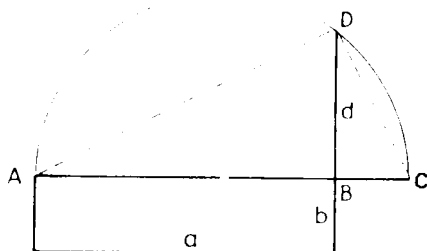


Abb. 11

Man *addiert* die beiden Segmente a und b — zu denen die Mittlere proportionale gesucht wird —, weil man die *Hypotenuse* eines rechtwinkligen Dreiecks (AC, Abb. 14) bekommen will. (Man weiß dabei im voraus, daß a und b je für sich *längere Kathete* bzw. *kürzere Kathete* von zwei anderen rechtwinkligen Dreiecken werden!) Man *halbiert* das Segment AC, und man schlägt mit der halben Strecke den Halbkreis, weil man — im Sinne des thaletischen Satzes — zunächst die geometrischen Stellen aller jener rechtwinkligen Dreiecke sucht, deren Hypotenuse AC ist. Und schließlich wird d die gesuchte Mittlere Proportionale zwischen a und b , weil sie *kürzere Kathete* des rechtwinkligen Dreiecks ABD, und zu gleicher Zeit *längere Kathete* des rechtwinkligen Dreiecks BCD ist, wobei die Dreiecke ABD und BCD untereinander ähnlich sind. — Zweifellos bildeten eben diese Gedanken die Grundlage zu der Konstruktion in dem Satz VI 13. Aber man findet nichts von denselben Gedanken in der *nur scheinbar* identischen Konstruktion des Satzes II 14. — Versuchen wir in dem folgenden jene Gedankengänge zu reproduzieren, die zu der Konstruktion in dem Satz II 14 geführt hatten.¹⁹

Soll man ein gegebenes Rechteck ab — ohne Anwendung von Proportionen — in flächengleiches Quadrat verwandeln, so denkt man etwa folgender-

¹⁹ Ich möchte hier dankbar betonen, daß mein Leitfaden in der folgenden Rekonstruktion — wie auch sonst in der Rekonstruktion antiker mathematischer Gedankengänge sehr oft — das schöne Büchlein von G. PÓLYA, «How to solve it?» war. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß nicht nur die mathematische Heuristik in den Dienst der historischen Forschung gestellt werden kann, sondern auch umgekehrt: die historische Forschung die keimende Wissenschaft der Heuristik fördern soll.

maßen. Wir haben sozusagen einen Weg hinter uns zu legen. Gegeben ist unser «Ausgangspunkt», das Rechteck ab . Das «Ziel», zu dem wir gelangen müssen, ist das dem Rechteck ab flächengleiche Quadrat, d^2 . — Man hat das Gefühl, daß «Ausgangspunkt» und «Ziel» ziemlich weit voneinander entfernt sind; es gibt sozusagen einen *Niveau-Unterschied* zwischen den beiden. Könnten «Ausgangspunkt» und «Ziel» nicht irgendwie einander nähergebracht werden? Es wäre z. B. sogleich etwas gemeinsames in dem «Ausgangspunkt» und in dem «Ziel», wenn man sie beide als *Ergebnisse je einer geometrischen Operation* auffassen könnte. Wie wird nun sowohl das gegebene Rechteck ab , wie auch das gesuchte Quadrat d^2 zum «Ergebnis je einer Operation»? — Wir wollen es zunächst mit dem Rechteck versuchen.

Man denke an die Subtraktion in den obigen Abbildungen 11 und 12. Subtrahiert man von einem größeren Quadrat x^2 ein kleineres y^2 , so bleibt ein 'Gnomon' übrig, der jedoch sehr leicht in das Rechteck $(x + y) \cdot (x - y)$ verwandelt werden kann. — Unser Rechteck (ab) unterscheidet sich von dem letzteren bloß darin, daß hier anstatt der Quadrate, die man auseinander subtrahieren soll $- x^2$ und y^2 —, unmittelbar die Seiten des Rechtecks a und b gegeben sind. Aber selbstverständlich kann man aus den beiden Seiten des Rechtecks auch die Quadrate x^2 und y^2 bekommen:

$$x^2 = \left(\frac{a+b}{2}\right)^2 \quad \text{und} \quad y^2 = \left(\frac{a-b}{2}\right)^2.$$

(Siehe die Abb. 12.) Wir fassen also unseren «Ausgangspunkt», das Rechteck ab als die Differenz der beiden Quadrate $\left(\frac{a+b}{2}\right)^2 - \left(\frac{a-b}{2}\right)^2$ auf. So wird der «Ausgangspunkt» zu dem «Ergebnis einer geometrischen Operation». (Eigentlich wird eben diese Transformation des «Ausgangspunktes» durch den Hilfssatz II 5 im voraus zustandegebracht!)

Ähnlich kann man auch das «Ziel», zu dem wir gelangen wollen, d^2 , als «Ergebnis einer anderen geometrischen Operation» auffassen. Ja, auch diese andere Operation kann eine *Subtraktion* sein. Denn für das rechtwinklige Dreieck in unserer Abb. 15 gilt ja der 'pythagoreische Lehrsatz': $x^2 = y^2 + d^2$. Subtrahiert man darum aus dem Quadrat der Hypotenuse das Quadrat der einen Kathete, so bekommt man das Quadrat der anderen Kathete: $x^2 - y^2 = d^2$. — Hat man dies erkannt, so hat man die Lösung unserer Aufgabe — das Verwandeln des Rechtecks ab in flächengleiches Quadrat — sozusagen schon in der Hand.

Denn vorhin führte die Subtraktion der beiden Quadrate auseinander zu einem *Rechteck*, und jetzt führte dieselbe Subtraktion²⁰ zu einem *Quadrat*. Will man also ein Rechteck ab in flächengleiches Quadrat verwandeln, so

²⁰ Meine Buchstabierung in Abb. 15 wollte im voraus den Gedankengang für den Leser erleichtern.

besteht die Lösung daraus, daß man die beiden Ergebnisse miteinander verbindet. Das größere Quadrat $\left(\frac{a+b}{2}\right)^2$ von dem man das kleinere subtrahiert, wird das Quadrat auf der Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks. Dagegen wird das kleinere, das subtrahierte Quadrat $\left(\frac{a-b}{2}\right)^2$ das Quadrat auf der

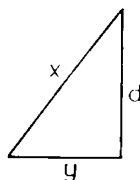


Abb. 15

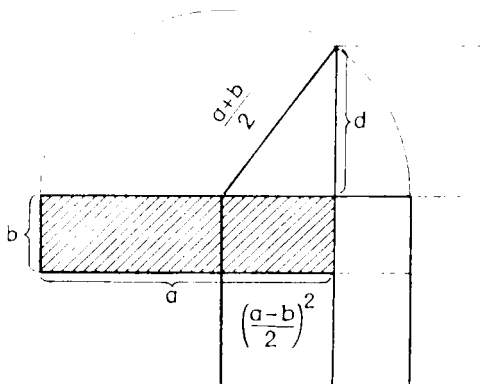


Abb. 16

einen Kathete. Aus den beiden Angaben: $Hypotenuse = \frac{a+b}{2}$ und eine $Kathete = \frac{a-b}{2}$ soll man die andere Kathete des rechtwinkligen Dreiecks bekommen (siehe Abb. 16). Das Quadrat auf dieser anderen Kathete (d) ist flächengleich dem gegebenen Rechteck ab . Das ist der Sinn der Konstruktion im Satz II 14.

Man sieht also, daß das *Addieren* der beiden Seiten des Rechtecks ($a+b$) in dieser Konstruktion (s. Abb. 16) in der Tat einen anderen Sinn hat, als in dem Satz VI 13 (siehe zu dem letzteren die Abb. 14). Dort addierte man die beiden Strecken, weil die Summe $a+b$ Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks wurde. Diese Hypotenuse mußte in VI 13 *halbiert* werden, um den thaletischen Satz anwenden zu können. — Dagegen haben *dieselbe Addition und dieselbe Halbierung* in II 14 den Sinn, daß die halbe Summe der beiden Seiten des Rechtecks: $\frac{a+b}{2}$ selber Hypotenuse eines anderen rechtwinkligen Dreiecks wird (Abb. 16).

Es sei hier als eine interessante Tatsache noch hervorgehoben, daß in der Konstruktion des Satzes II 14 die Seite jenes kleineren Quadrats $\left(\frac{a-b}{2}\right)^2$, das von dem Quadrat der Hypotenuse $\left(\frac{a+b}{2}\right)^2$ subtrahiert wird, gar nicht

besonders konstruiert werden soll. Denn die *Strecke zwischen dem Halbierungspunkt von $a + b$ und dem Berührungspunkt von a und b* ist eben: $\frac{a - b}{2} = y$.

*

Zum Schluß muß ich noch meine frühere Behauptung — daß nämlich der Satz II 5 nur einen Hilfssatz, sozusagen einen «Fertigbauteil» zu dem Beweis des Satzes II 14 darstellt — etwas näher begründen.

Es sei vor allem darauf hingewiesen, daß Euklid den II 5 (den Wortlaut siehe oben am Anfang des I. Kapitels) an einer Zeichnung erklärt und beweist, die in allem wesentlichen meiner *Abb. 12* entspricht. Mit dieser Abbildung habe ich veranschaulicht, wie die Pythagoreer eine beliebige Quadratfläche in die Summe eines *kleineren Quadrats* und eines *Gnomons*, bzw. in diejenige eines *Quadrats* und eines *Rechtecks* auflösten. Es handelt sich im Grunde eben um dasselbe auch in dem Satz II 5. Allerdings geht Euklid nicht von einem Quadrat, sondern von einer Strecke aus, die *halbiert und in ungleiche Abschnitte geteilt wird*. — Das Teilen in ungleiche Abschnitte ist offenbar nur die Umkehrung dessen, daß in II 14 die beiden Seiten des Rechtecks *addiert* werden. In II 14 macht man aus den beiden Seiten des Rechtecks eine Strecke, während in II 5 aus der gegebenen Strecke — durch beliebiges Teilen — ein Rechteck gemacht wird. — Die «Halbierungen» haben in beiden Sätzen — II 5 und 14 denselben Sinn: auf die halbe Strecke wird jenes größere Quadrat errichtet, von dem ein kleineres subtrahiert werden soll.

Aber noch interessanter ist das folgende. Ich habe schon hervorgehoben, daß zu der Anwendung des 'pythagoreischen Lehrsatzes' in II 14 auch die *halbe Differenz der beiden Rechteckseiten* $\left(\frac{a - b}{2}\right)$ nötig ist. (Das Quadrat auf dieser Strecke wird von dem Quadrat der Hypotenuse $\left(\frac{a + b}{2}\right)^2$ subtrahiert.) Man braucht jedoch diese Strecke gar nicht besonders zu konstruieren; sie ist die «*Strecke zwischen dem Halbierungspunkt von $a + b$ und dem Berührungspunkt von a und b* ». Dasselbe Segment wird bei Euklid in II 5 als die «*Strecke zwischen den Teilpunkten*» bezeichnet. — Auch diese sprachlich schwerfällige, beinahe unbeholfene Bezeichnungsart ist für mich ein schlagender Beweis dafür, daß der alte Geometer den Satz II 5 im Hinblick auf II 14 im voraus aufgestellt und bewiesen hatte.

V

Man könnte jene Ergebnisse der vorangestellten Untersuchung, die mir auch von dem Gesichtspunkt der weiteren Forschung aus als wichtig vorkommen, etwa in den folgenden Punkten zusammenfassen:

1. Der Satz II 5 ist ein rein geometrischer Hilfssatz zu dem Beweis des Satzes II 14. Es wäre irreführend, diesen Satz als «Lösung einer algebraischen Gleichung» aufzufassen. Die algebraische Auslegung — auch wenn sie dem Satz Euklids äquivalent ist — verdunkelt den wahren geometrischen Sinn dieses Satzes, und historisch erweckt sie den falschen Schein, als hätten die Griechen in voreuklidischer Zeit in der Tat mit «algebraischen Gleichungen» operiert.

2. Es wurde oben im Kapitel II. auch darauf hingewiesen, daß auch die übrigen Sätze der sog. «geometrischen Algebra der Pythagoreer» sich als rein geometrische Sätze erklären lassen. Dagegen hat man Spuren von echt algebraischen Gedankengängen²¹ aus der voreuklidischen und Euklidischen Überlieferung bisher *nicht* nachweisen können.

3. In einem Punkt werden jedoch die Gedanken von P. Tannery, mit denen er die späteren Spekulationen über die angebliche «geometrische Algebra der Griechen» angeregt hatte,²² beibehalten. P. Tannery war nämlich der Ansicht, daß diese Art Geometrie ihr Entstehen der Entdeckung der Inkommensurabilität zu verdanken hat. Es wurde in der Tat auch in meiner Arbeit darauf hingewiesen, daß die behandelte 'Flächengeometrie der Pythagoreer' das Problem der Inkommensurabilität *ausschaltet* und die Benutzung von Proportionen konsequent *vermeidet*.

4. Jene Vermutungen, die die «geometrische Algebra der Pythagoreer» als Übernahme bzw. griechische Weiterentwicklung von ursprünglich babylonischen Gedankengängen auffassen wollten, waren voreilig. Der Zusammenhang dieser Art Kenntnisse mit der «babylonischen Wissenschaft» ist in der Wirklichkeit *nirgends erwiesen*. Im Gegenteil! Man hat eher den Eindruck, daß die hier behandelte 'Flächengeometrie der Pythagoreer' eine *rein griechische Errungenschaft* war.

Budapest.

²¹ Echt algebraisch ist z. B. die Interpretation von B. L. v. d. WAERDEN für den Beweis des Satzes II 14 (Erwachende Wissenschaft 1956, 193; oder Science awakening 1963, 118). Anstatt von *Flächen* arbeitet hier der moderne Verfasser mit *Produkten aus zwei Faktoren*, bzw. mit *Größen zweiten Grades*, wobei man die Gefahr läuft, daß in dem Leser der grundlegende Unterschied der Geometrie und der Algebra gar nicht bewußt wird. Natürlich ist auch der moderne Beweis von B. L. v. d. WAERDEN *tadellos*. Aber mit dem antiken Gedankengang hat er in der Wirklichkeit *gar nichts zu tun*.

²² Vgl. oben meine Anmerkung 6.

D. HEGYI

ATHENS AND AIGINA ON THE EVE OF THE BATTLE OF MARATHON

1. At the turn of the 6th and 5th centuries B. C. Greek history arrived at a critical period. Within the poleis the relations between the thin ruling layer holding the state affairs in its hands and the middle class having limited political rights became more and more tense. Simultaneously with the social tensions there increased the contrast among the Greek poleis and tribes struggling for hegemony. Sparta and Argos, Athens and Thebes, Thessaly, Boiotia and Phocis, as well as Athens and Aigina were regarded as ancient enemies already in this period. At the same time the Persian danger became more and more imminent and this placed the poleis of Greece before a choice of alternatives in a decisive question, *viz.* the question of national independence. The Greeks, for the first time in the course of their history, had to face a situation, which would have demanded a uniform attitude from them.

From the interaction of the internal social fights, the rivalry among the poleis and the international events a very complicated situation arose. The problems, as this was stated also by Herodotus, appeared most sharply in the discord between Aigina and Athens (VII. 145) and finally they resulted in the fact that Aigina joined the ranks of those poleis which surrendered voluntarily.¹

The pro-Persian attitude of Aigina in the Greek language *μηδισμός* — raises two questions for the historian, *viz.*: 1. What interests could determine such a decision of Aigina? 2. Did Aigina fulfil her obligation assumed towards the Persian King?

2. The reply on the first question can be found in the archaic age conditions of Aigina. Thus our task is first of all to show the main tendencies of the economic, social and political development of the insular state on the basis of the sources at our disposal.

According to Strabo, (VIII. 6. 16. C 376) the main branch of the economic life of Aigina was formed by «emporía», commerce. The emerging and grad-

¹ Regarding the history of Aigina see G. WALTER: Aigina. Berlin 1938; H. WINTERSCHEIDT: Aigina. Eine Untersuchung über seine Gesellschaft und Wirtschaft. Köln 1938; T. J. DUNBABIN: BSA 37 (1937) 83 foll.; A. ANDREWES: BSA 37 (1937) 1 foll.; T. J. JEFFERY: AJPh 83 (1962) No. 329, 44--45; TH. KELLY: AJA 70 (1966) 113--21; G. WELTER: AIGINA. Athens 1962.

ual expansion of the commercial relations of Aigina can be followed well in the archaeological material.² The fragments of ceramics originating from the early geometrical period show relations with Argos and Corinth, and those from the late geometrical period show relations with Corinth, the Aegean Sea, Naukratis and Attica. The Aiginetan Law limiting the Attican importation of ceramics was in all probability the echo of Solon's prohibition of grain exportation.³

The desire for trading and discovery attracted the Aiginetan sailors towards more distant territories and in the course of their sea voyages they turned up at the coasts of Hispania, Italy and Egypt. Thus it is evident that Aigina was also among the founders of Naukratis, the Greek commercial colony in Egypt. The measure of their interests in Naukratis is shown by the circumstance that they did not become partners in the setting up of the joint sanctuary Hellenion, but they built a separate sanctuary in honour of Zeus. The Egyptian articles coming to light in the island of Aigina, viz. faience vessels, scarabs and other finds, preserve the memory of trade carried on with Egypt. For the Aiginans not these products were the essential articles of importation, but Egyptian grain, which proved to be indispensable to cover the requirements arisen.⁴

Simultaneously with the development of systematic commercial relations craftsmanship also began to prosper. Aiginetan craftsmanship in bronze is mentioned by Pliny, viz. «*Insula et ipsa, nec aes gignens, sed officinarum temperatura nobilitata. Bos aereus inde captus in foro Boario est Romae. Hoc erit exemplar aeginetici aeris: deliaci autem Jupiter in Capitolio in Jovis Tonantis Aede. Illo aere Myron usus est, hoc Polyclethus, aequales atque condiscipuli. Aemulatio iis et in materia fuit. Privatum Aegina candelabrum superficiem dumtaxat elaboravit . . .*» The sanctuaries of Olympia and Delphoi were adorned by bronze statues of Aiginetan masters made on foreign orders. Besides craftsmanship in bronze pottery played also a significant role in the economic life of the island. The attributes of the Aiginetan merchants — *ζωποπωλᾱι, παντοπωλᾱι* — testify that besides the manufacture of vessels, the production of cheap fancy articles, mainly made of clay was also popular in the island. And the industry of cosmetics was represented by the manufacture of various unguents.⁵

² G. WELTER: AIGINA. Athens 1962. 126—129. Regarding the cult of Zeus Xenios and Themis insuring the protection of the foreigners, as well as regarding the hospitality of the Aiginetans see Schol. Pind. Ol. VIII. 30.

³ Her. V. 88; A. BÖCKH: Die Staatshaushaltung der Athener.³ Berlin 1886. (Unveränderter photographischer Nachdruck) 1967. 73—4; G. WELTER: *op. cit.* 32.

⁴ Her. II. 178; G. WELTER: *op. cit.* 31; H. PRINZ: Funde aus Naukratis. Leipzig 1908. Index. Aigina.

⁵ Etym. M. 28, 9; Hesychios Aiginaia; Schol. Pind. Olymp. 8, 29b; Athen. XV. 689d; Plin. NH XXXIV, 5; Ditt. Syll.³ I. 18. ep. Paus. X. 9, 3; Ditt. Syll.³ I. 33 ep. Paus. X. 9, 3; Ditt. Syll.³ I. 36 ep. Paus. VI. 6, 5; H. WINTERSCHIEDT: *op. cit.* 23.

The products of these branches of industry were forwarded by Aiginetan merchants to the Greek poleis and to the ports of the Mediterranean. Commerce was a risky undertaking, but in the case of a successful transaction it resulted in high profits.

The increase of commercial profit was promoted also by the introduction of the minting of coins, in which Aigina played a pioneering role in the European territories. Its priority also suggests at the same time that she monopolized the importation of silver. In Greece the profits of Sostratos from Aigina, earned by him, when in the course of one of his sea voyages he visited Hispania rich in silver, became proverbial. However, the monopolistic position of Aigina did not last for a long time. The Greek minting of coins started one generation later reflects already the discontinuation of the monopoly and at the same time the appearance of two spheres of commercial interest. The application of the Aiginetan and Euboic measure and coin systems — the latter was used also by Solonian Athens — meant the economic division of Greece into two and the starting of rivalry.⁶

The conditions of economic development fixed also the frames of social life. The picture of Aiginetan society can be drawn up only in outlines on the basis of the ancient sources and it can be reconstructed mostly from data relating to economic life. The final result of this reconstruction is interpreted by Winterscheidt as follows: «Es entstand das Bild einer aiginetischen Gesellschaft, die eine Kaufmannsgesellschaft, von einer Kaufmannsaristokratie regiert, ist, und ausschliesslich von händlerischem Erwerbe lebt, eine Gesellschaft ohne innere Gegensätze, ohne nennenswerte innere Unruhen, ... die grosse Sklavenmassen beschäftigt.»

According to the opinion of Winterscheidt this picture is onesided and Strabo's erroneous statement served as its starting point. In fact, Strabo explains the developed state of the emporia (VIII. 6. 16 C 375) by the circumstance that the island is barren and thus it does not render sufficient possibility for agriculture. Winterscheidt, on the other hand, examining the present conditions of the island, arrives at the conclusion that a significant part of the island can be made fertile. Although the soil is covered by a thin layer of lime, this can be removed easily and in the 500 to 1000 metres long openings brought about this way today grain and vegetables are grown. In connection with this method Winterscheidt reminds us of the ancient myth according to which for the founder of Aigina Zeus creates subjects so that he turns the ants into human beings. According to him this myth came about on account of the fact that the above mentioned method was known already in ancient times and

⁶ J. BELOCH: *Griechische Geschichte* I.² 1, 292; A. BÖCKH: *op. cit.* I. 76; Her IV. 152; A guide to the principal coins of the Greeks from circ. 700 B. C. to A. D. 270. Based on the work of B. V. HEAD. London British Museum. 9 and 22; G. WELTER: *Aigina*. 29.

the mounds of earth dug out from the openings reminded the strangers of ant-hills. The myth of the ant-men would have been evolved by popular fancy on the basis of these. Thus, according to his opinion, the natural characteristics of the island made possible some agriculture also in ancient times. Winterscheidt goes even farther than this, and relying on the data of Pindaros tries to show that the ruling class of the island was formed by a layer of land owner and horse breeding aristocrats of Dorian origin, the representatives of which achieved salient results in the Greek games.⁷

The conception of Winterscheidt can be attacked also at two points. It is possible that in ancient times agricultural methods similar to the present ones were employed, but it is questionable whether these were used in a measure similar to the present one. Besides this, there is no evidence to the effect that the Dorian clans definitely to be traced also in Aigina would have formed the ruling class exclusively. This class is called by Herodotus *παχῆς* (VI. 88–91). This denomination does not point to the advantages rendered by origin, but to the financial state. Besides the «well-to-do» the producing layer was formed by individuals of different legal state.⁸ Besides the Aiginetan demos having citizenship we also know a free, *synoikoi* layer, which, however, has no citizenship (Paus. II. 29, 5), whose position resembled very likely to that of the *metoikoi* of Athens.

From the view-point of the judgement of the whole of the Aiginetan social system, very important for us is a fragment of disputed value by Aristotle, the text of which goes as follows: *Ἀριστοτέλης δ' ἐν Αἰγινήτων πολιτείᾳ καὶ παρὰ τούτοις γησὶ γενέσθαι ἐπὶ καὶ τεσσάρων μυριάδων δούλων . . .* On account of the surprisingly high figure 470.000 the text is in general held as corrupted. Its interpretation is rendered difficult also by the fact that we do not know to what date it refers. At any rate it can hardly be a later time than the middle of the 5th century B.C., since in fact the power of Aigina was already crushed by Athens by this time. According to Böckh, on account of the unusually high number of the Aiginetan slaves Aristoteles was induced to give credit to an obviously exaggerated datum and to include it in his work.⁹

⁷ Ephoros-Strabon VIII. 6, 16 C 376; Apollodoros III. 12, 6; H. WINTERSCHIEDT: Aigina. III–IV. Vorwort; TH. KELLY: The Calaurian Amphictyonie. 121

⁸ Handicraft and commerce required considerable man power. This explains the circumstance that in Aigina the employment of the superfluous population did not mean a problem and thus no significant colonizing activity took place. The foundation of a commercial colony by Aigina at the Black Sea coast served the security of the importation of grain. Kydonia in Crete and the colony established in Umbria, Italy were meant for the higher security of trade and not for the solution of the problem of over-population. Her. III. 69; Strabon VIII. 6, 16 C 376; G. WELTER: *op. cit.* 34.

⁹ Aristoteles-Athenaios VI. 272d; Paus. II. 29, 5; G. WELTER: *op. cit.* 29–30; G. WELTER: AIGINA. Athens 1962. 6; H. WINTERSCHIEDT: *op. cit.* 14 and 21; A. BÖCKH: *op. cit.* I. 51. WELTER in his work published in 1938 writes as follows: «Wir gehen nicht fehl in der Annahme, dass der Adel von Attika und Megara, die gefährlich zunehmende Menge seiner Leibeigenen abzustossen bestrebt war und an Aigina gegen wertbeständiges

We should like to raise the question in a more general form. Can we find in the development of the Aiginetan society something special, some characteristic which is different from the general Greek development, which would justify the presence of a higher number of slaves in the island?

If we take into consideration the general line of Greek development, we can see that side by side with the expansion of handicraft a broad free middle layer came into existence. This middle layer, the *demos*, comes into antagonism with hereditary aristocracy sooner or later, its movements are headed by energetic leaders and this overthrows the rule of hereditary aristocracy. In the course of the further development the *demos* itself strives more and more for political power.

The economic prerequisites of a similar development were given also in Aigina, but the course of political development mentioned above did not ensue in spite of this. Thus for example, with the exception of the import-tyrannis attempt by Pheidon from Argos, we did not find the system of tyrannis in Aigina. Thus, the layer, which could have formed the social basis of tyrannis, did not yet prove to be an earnest social force. The weakness of the same layer was manifested in the fiasco of the uprising led by Nicodromos in the beginning of the 5th century. In fact, Athens tried to crush the resistance of Aigina led by the «well-to-do» by sending the exiled Aiginetan Nicodromos to the island to organize the uprising of the Aiginetan *demos* against the ruling class.¹⁰ The promised Athenian aid was delayed only for a short time — according to the statement of Herodotus only for one day —, however Nicodromos received such a weak local support that he was unable to wait until the Athenian aid arrived.

The explanation for the weakness of the Aiginetan *demos* cannot be looked for exclusively in its oppressed state. If in the vital branches of production they would have formed the bulk of man power, then, even on account of their important position in production, sooner or later they could have compelled their ruling class to make concessions, just like this was actually the case in the other Greek *poleis*. Of course, a completely different situation could come about if in production not the free but slave man power was dominant. In this case the Aiginetan *demos*, fearing from the slave movements as well

Geld verkaufte. So dürfte sich die bisher unerklärbare, weil ohne Zusammenhang überlieferte Zahl von 470 000 Sklaven, die Aigina einmal besessen haben soll, auf eine hohe Zahl Sklaven beziehen, die Aigina zu einem bestimmten Zeitpunkt aufkaufte und auf den Markt brachte. He writes in 1962: «Αὐτός ὁ ὑψηλὸς ἀριθμὸς δούλων παρέσχεν εἰς τοὺς Αἰγινήτας τὴν δυνατότητα νὰ ἐπανδρώσουν ἱκανὸν ἀριθμὸν πλοίων μεγάλης χωρητικότητος καὶ νὰ ἀναπτύξουν ἐμπόριον μεγάλης ὀγκῆς, ἰδιαίτερος ὅσον ἀφορᾷ τὴν μεταφορὰν σιτηρῶν ἐκ τῶν χωρῶν παραγωγῆς, δηλ. τῆς Αἰγύπτου καὶ τοῦ Πόντου.»

On account of the inadequacy of the sources, the attempt of WELTER for a solution did not prove to be satisfactory.

¹⁰ Her. VI. 88 and 91—4; Arist. Pol. 1291b 24; H. WINTERSCHIEDT: *op. cit.* 25—6.

as from the retaliatory measures of the ruling class, could not develop into a significant social layer, directing also the course of political life. The historical facts prove the latter case.

However, the high measure of slave holding can be presumed not only on the basis of more general considerations alone. We know the slave acquiring methods of the Aiginetans. We know that at the end of the 6th century Aiginetan pirates attacked the settlers of the Cretan Kydonia, defeated them and made them all slaves (Her. III. 59). In the course of similar undertakings, naturally, they got hold of very large numbers of slaves. The number given by Aristotle, however, seems to be exaggerated even under such circumstances.

From the aboves it follows that in Aigina we can speak about the general character of the slave holding system already in the beginning of the classical age. This development, however, did not go side by side with the elevation of the free middle layer, like in other Greek poleis.

The crushing of the movement of the Aiginetan demos shows the firmness of the power of the slave holding «well-to-do» and at the same time it also indicates whose word was dominant in the beginning of the 5th century B.C. both in internal and external political questions.

First of all the interests of the «well-to-do» were expressed in those decisions which came about in the course of the 490-es and 480-es. But what interests can actually be thought about here? As we have seen, the richness of the Aiginetan ruling class originated mainly from the profits gained by industry and commerce.¹¹ At the same time the island was not able to produce sufficient food for its population. Both circumstances demanded the maintenance of the commercial relations on the old level in the island. But in these years, as a result of the Persian invasion trading with Naucratis was rendered difficult and navigation directed towards the Pontus became also dangerous. It can be presumed that under such circumstances economic difficulties arose in Aigina and social contrasts also increased. The restoration of commercial relations became, therefore, a vital question for Aigina. This had two conditions, *viz.*: 1. To conclude some kind of agreement with Persia, who at the end of the 6th century brought the area of Naucratis and the southern coastal region of the Black Sea under her supremacy; and 2. to discontinue the old hostilities with Athens and to come to some mutual agreement, or to push Athens out of the commerce of the Mediterranean definitively and to take over her raw material resources and markets.¹²

¹¹ A. Böckh: *op. cit.* I. 51; A. Burn: Persia and the Greeks, the defence of the West c. 546–478. London 1962. 232. In connection with this Burn writes as follows: «Aigina . . . an eastward trading state, it would be economic suicide for her to be an enemy of Persia, even apart from the eventuality of a Persian invasion.»

¹² Regarding the formation of the state of power of Athens and Aigina see Plut. Per. 8, 7; Athen. III 99d; Aelius Aristides I. 251 D; Paus. II, 29, 5.

The history of the taking up of Greco—Persian diplomatic relations appears in the sources very incompletely, although according to the evidence of the archaeological material relations between Greece and the eastern sea ports did not stop entirely even after the Persian conquest.¹³ This fact permits the assumption of the existence of some kind of agreement between Persia and certain Greek poleis.

According to our knowledge the first open taking of sides against Persia on part of the Greeks took place when the delegates of Darius appeared in Greece. Very likely Aigina did not negotiate with the Persians on this occasion for the first time, and the symbolic handing over of earth and water meant only the confirmation of the earlier relations.

The pro-Persian attitude of Aigina rendered a new pretext to the renewal of the Atheno—Aiginetan conflict lasting since the beginning of the 6th century and led to the outbreak of an open war.

3. By this, in fact, we have arrived at our second main question, *viz.*: Did Aigina fulfil in some form the obligation assumed by her towards the Persians, and how does this manifest itself in the further formation of Atheno—Aiginetan relations?

First of all we must take a glance at the history of Aiginetan events at the turn of the century. Our main source, the relevant description by Herodotus, contains the following more important elements:

1. The Boeotian Thebes — on the advice of the Delphoi sanctuary — asks for the aid of Aigina against Athens. Thebes wants to revenge her defeat suffered from Athens, when she supported the Spartan Cleomenes at the time of the Eleusis invasion. At first Aigina sends the images of the Aiacids to help the Thebans, then under the effect of a new defeat of the Thebans, the Aiginetans attack the Attican Phaleron (Her. V. 79—81).

2. Athens also turns to Delphoi for advice and receives the following prediction: She should not attack Aigina but should wait for thirty years, and then they should fix a sacred place for Aiakos, the Aiginetan heros and they should start war against Aigina. Athens does not want to accept the instruction of Pythia, but the plan of the attack is frustrated by the Spartans. The Spartans are informed that Pythia gave the prediction upon the encouragement of the Alkmaionids that the Peisistratids should be driven away from Athens (in 510 B.C.) (Her. V. 89—90).

3. Sparta wants to help back Hippias to Athens but her allies dissuaded her from this plan (Her. V. 93).

4. In the course of the war of Cleomenes against Argos (495?) Aiginetan warships captured by the Spartans (Her. VI. 92) also fight on the side of

¹³ S. L. WOOLLEY: A forgotten kingdom. 1953. 178—9.

Sparta. On account of this Argos demands indemnification from Aigina, but the demand is turned down by the latter (Her. VI. 92).

5. After the defeat of the Ionian revolt, Darius sends Persian delegates to Greece in order to induce them to peaceful submission. A significant part of the Greeks fulfils the demand of the Great King. Aigina is also among them. Athens, frightened by the attitude of Aigina, lodges a complaint with Sparta, the head of the Peloponnesian federation against Aigina. Cleomenes, king of Sparta, marches against Aigina and wants to carry off the leaders of Aigina. The Aiginetan Krios — very likely a leading principal of the polis — prevents him in carrying out his plan, saying that it is an illegal act that is wanted to be carried out only by one of the Spartan kings (Her. VI. 49–50).

6. Cleomenes returns to Sparta, replaces Demaratos, who intrigued against him in his absence, and makes Leotychides associate king. Hereafter they set out together to punish Aigina and the frightened Aiginetans deliver the 10 hostages to Athens, including also Polycritos, son of Krios (Her. VI. 61; VI. 64–5; VI. 73–4).

7. After the death of Cleomenes the Aiginetans demand that Leotychides should intercede in Athens for the release of the Aiginetan hostages. However, the intercession of Leotychides with Athens results in a fiasco (VI. 85–86).

8. Aigina again launches an attack against the Attican shores, at Sunion (VI. 86–7).

9. Athens sends the exiled Nicodromos to the island in order that he should incite the Aiginetan demos to rebellion. His attempt resulted in a fiasco (VI. 89–91).

10. Athens hires 20 ships from Corinth and sails against Aigina altogether with 70 ships. Aigina suffers a defeat. She turns to Argos for help. On account of earlier grievances, Argos refuses official aid, and only one thousand volunteers arrive from Argos. In the meantime Aigina still has become strong enough to defeat the Athenians.

11. Themistocles recommends the development of the Athenian navy. The reason is not the Persian danger but the crushing of the power of Aigina (483 B.C.; Her. VII. 144, cf. Aristot. Pol. Ath. XXII. 7).

The above mentioned events took place between 505 and 483 B.C., however the chronological arrangement of the certain details within the given period is not an easy task. Although for us it would be very important to determine how the chronological arrangement of the Aiginetan events is related to the chronology of the international events. It would be of decisive importance to clarify when the Phaleron and the Sunion invasions of the Aiginetans took place.

In connection with the Phaleron invasion we only know from Herodotus that it fell between the Attican attack of Cleomenes in 508/7 B.C. and the attempted restoration of Hippias in the years preceding the Ionian uprising.

This is the period when the first negotiations between Athens and the Persian Empire known by us took place.

The story of the Aigino—Athenian war burst out as a result of the Sunion invasion is told by Herodotus before the description of the battle of Marathon. The correctness of the dating given by Herodotus is accepted by a part of the investigators,¹⁴ while it is doubted by others.¹⁵

The arguments showing the untenability of the chronology of Herodotus are summed up by the authors of the How-Wells commentary as follows:

1. The candidacy of Leotychides took place after the arrival of the Persian delegates, thus it could fall on the end of 491. There is, therefore, no time in the period between the candidacy of Leotychides and the battle of Marathon for the discovery of the bribing of Pythia, the exile of Cleomenes, his calling back, his death and the demanding back of the Aiginetan hostages.

2. The navy programme of Themistocles in 483 was directed against Aigina. Thus war was at this time still in progress. If the war broke out in the years 490—1, then where were the Aiginetans when their Persian ally attacked Eretria and Athens — the question is raised by the commentary.

3. The prediction, which advises the Athenians to wait for 30 years, is in all probability a *vaticinium post eventum*. In fact, Athens defeated Aigina in 458, thus the prediction can relate to the year 488.

4. Before the year 490 Argos could not send 1000 volunteers, because in the second half of the 490-es the war of Cleomenes against Argos was still in progress.

5. The Paros expedition in 489 occupied the navy of Athens. This excludes the possibility of fight simultaneously also with Aigina.

The decision whether the objections raised are justified or not, would be made possible for us if we could establish the date of the festival held by the Athenians in Sunion. We quote the relevant statement of Herodotus: ἦν γὰρ δὴ τοῖσι Ἀθηναίοισι πεντετηρίς ἐπὶ Σουνίῳ, λοχήσαντες ὧν τὴν θεωρίδα νέα εἶλον πλήρεα ἀνδρῶν τῶν πρώτων Ἀθηναίων (VI. 87). To the passage the commentaries cite generally, as a parallel, the following sentence of Lysias: Νενίκηκα δὲ τρήρει μὲν ἀμιλλώμενος ἐπὶ Σουνίῳ, ἀναλώσας πεντεκαίδεκα μνᾶς (XXI. 1, 5). On the basis of the two passages it is stated that here we have to do with ship races arranged in honour of Poseidon, organized in every fifth year. The only strange thing is that none of the Greek sources knows that in Sunion some larger scale series of festivals would have been held separately in honour of Poseidon. The question can be raised, whether this ship race in Sunion could not eventually be brought into connection with some other

¹⁴ Ed. MEYER: Geschichte des Altertums. Stuttgart 1939. IV. 330; G. WELTER: CAH IV. 157; J. L. MYRES: Herodotus, Father of History. Oxford 1953. 193.

¹⁵ W. HOW—J. WELLS: A commentary on Herodotus. Oxford 1912. 101—102; A. BURN: *op. cit.* 267.

known Athenian or Attican festival. The context of the sentence of Lysias quoted above also refers to the Athenian relationship of the festival. In fact, the accused enumerates his good services, *leiturgiai*, rendered to the Athenian people, and the furnishing of ships for the Sunion ship race is mentioned in the enumeration among the *leiturgiai* rendered on the occasion of the Thargelia, Panathenaia, Dionysia, etc.

The phrase *πεντετηρίς* «festival held in every fifth year» appears twice in Herodotus in connection with Attica. First it is mentioned in connection with the Sunion ship race and for the second time in connection with the brave attitude shown by the Plataians in the battle of Marathon. «From this time onwards — Herodotus says — on the occasion of the Athenian festival arranged in every fifth year the keryx, besides the Athenians, prays also for the well being of the Plataians» (VII. 111). Here, undoubtedly, the great Panathenaia is referred to. But had the Panathenaia something to do with the Sunion ship race? From an inscription originating from the 4th century we know the prizes given to the winners of the great Panathenaia, and on this we can read: *νικητήρια νεῶν ἀμίλλης ΗΗΗ τῇ φυλῇ τῇ νικωσέ[ι]* (Ditt. Syll³ III. 1055. 78--79).

Thus, on the occasion of the Panathenaias also ship races were held and the winner phyle was awarded a prize of 300 drachmae. It is a question, however, where these races took place. From a fragment of the comedy writer Plato we know that in general the starting point of the ship races (*ἀμίλλα νεῶν*) was the Peiraeus (Plut. Them. 32). The conclusion is obvious that the final point or the turning point could be the first major port after Peiraeus, and according to the statement of Thucydides (VIII. 4) this was the port of Sunion. Here, besides the sanctuary of Poseidon, there was also an Athene sanctuary. Thus the ship races could be held in honour of both of them.¹⁶

The time to which the Sunion invasion is dated by Herodotus, coincides exactly with the date of a great Panathenaia. The great Panathenaias were held in the period from the 24th to 28th of the month of Metageitnion (July-August) of the 3rd year of each Olympiad, and this was followed very likely on the 29th by the ship races. A great Panathenaia fell just on the month of Metageitnion of the year 490 and the battle of Marathon took place in the second half of the following month of Hekatombaion.

Thus, the Aiginetans wanted to provoke a new war with Athens still before the landing of the Persians at Marathon, and by this they would have rendered a good service also to the Persian king, since in this case the Athenians could not have marched up their full strength against the Persians.

Athens, however, still had sufficient time to repel the attack of Aigina with the aid of Corinth, and this circumstance gives the reply on the question

¹⁶ E. MEYER: PWRE Sunion 916—7.

of How and Wells, where were the Aiginetans when their Persian allies attacked Eretria and Attica. The victory of Athens obviously broke the strength of Aigina and thus she was unable to render help to the Persians.

The fight between Athens and Aigina was renewed only after 488. In the description of Herodotus the war was obviously divided into two phases. The first phase ended with an Athenian victory, while the second one was won by Aigina with the help of Argos. Herodotus could be mistaken only inasmuch as he told also the story of this second phase before the description of the battle of Marathon. However, the unfinished character of the narrative¹⁷ shows that he also knew that the war was not closed down definitively before Marathon. Later on he himself mentions that the fights were going on even in 482 (VII. 147).

It was possible only in 481 to subordinate — temporarily — the contrasts among the poleis to the common Greek cause and it can be attributed to this that in the sea battle of Salamis the Aiginetan ships were also fighting on the side of Athens.

However, the initial *μηδισμός* of Aigina was not forgotten and later on it rendered a good pretext to the Athenians to destroy the thriving economy and power of the island — as if in punishment for the «treason» — once and for all.

Budapest.

¹⁷ T. J. JEFFERY: *op. cit.* 49. He holds the whole Her. VI. 87—93 an interpolation just on account of the unfinished state of the narrative. However, this assumption is not necessary, since later on Herodotus himself (VII. 147) refers to the further course of the events.

З. А. ПОКРОВСКАЯ
ЭСТЕТИЧЕСКИЕ ВЗГЛЯДЫ ЛУКРЕЦИЯ

(ИДЕАЛ ЖЕНСКОЙ КРАСОТЫ)

В первом веке до н. э. в Риме наблюдается определенная эмансипация женщины: она получает солидное образование, приобретает известную самостоятельность в семейной жизни, в распоряжении своим имуществом.

Теневой стороной этого процесса является обилие разводов и процветание любовных приключений дам из высшего света.

Такой ультраэмансипированной дамой была, например, знаменитая Семпрония,¹ красивая, образованнейшая женщина, прекрасная танцовщица и музыкантша, принимавшая участие и в политической жизни Рима.

Невозможно умолчать и об ее именитой родословной, ведь она, как известно, была правнучкой Сципиона Старшего, внучкой его дочери Корнелии, этой образцовой матери древности, дочерью Гая Гракха и матерью Децима Юния Брута, одного из убийц Цезаря.

Другим примером может служить известная своими похождениями Клодия, воспитанная Катуллом под именем Лесбии и упоминаемая Цицероном в деле Целия.

В это время появляются в Риме мимические актрисы (напомним, что мим единственный вид драмы, где женские роли исполнялись женщинами), а также в большом количестве певицы, танцовщицы и флейтистки. Это были, как правило, женщины образованные, изящные и остроумные — они-то часто и становились подругами поэтов.

Такова, например, Киферида (Ликорида), воспитанная римским элегиком Галлом² или героиня-возлюбленная поэта Цецилия,³ сумевшая оценить его ученую поэму.

Именно в это время, когда женщина становится достойной и интересной подругой мужчины, появляется любовная лирика Катуллы с его поисками идеальной любви *amor bonus* (61, 205).⁴ Так что в это время в самом воздухе носились вопросы идеала женской красоты и любви, чему в значительной

¹ Sall., Conj. Cat. XXV.

² См. Verg. Buc. X, 2.

³ См. Cat. 35.

⁴ См. И. В. Шталь «Человек в поэзии Катуллы», дисс. М., 1963., стр. 213 сл.

степени способствовали все более проникающие в Рим моды и вкусы эллинизма с их культом женщины и триумфом красоты.⁵

Наиболее полное решение этого вопроса в первом веке до н. э. мы встречаем у Катуллы, но и Лукреций не остался чуждым ничему человеческому, волновавшему его современников.

Рассмотрение «женского вопроса» у Лукреция полезно начать с тех слов, которыми он обозначает особу женского пола.

Общее значение «женщина» Лукреций подает как бы в двух планах: семейном и социальном.

1. Женщина в семейном аспекте

Слова *virgo* и *puella*, встречающиеся в поэме по одному разу, относятся к богине Диане (*Triviae virginis aram* I 84) и к девам — данаидам в подземном царстве (*aevo florente puellas* III 1008).

Для обозначения «девической прически» невесты Ифианассы встречается один раз прилагательное — *virgineos comptus* I 87.

Много раз в поэме появляется слово *mater* обычно в поэтическом олицетворении мифологических богинь: *матери-земли* (*imbres . . . pater aether in gremium matris terrae praecipitavit* I 250 сл.)⁶; *alma . . . mater terra* II 992 сл.; *terram matrem* V 1402); *Великой матери Кибелы* (*magna deum mater materque ferarum* II 598 сл., *divinae matris imago* II 609; *numen matris* II 614); *Матери Флоры* (*Flora mater* V 739).

В таком же значении встречается в поэме слово более высокого стиля *genetrix* применительно к богиням *Венере* (*Aeneadum genetrix . . . alma Venus* I, 1) и *Кибелы* (*et nostri genetrix, haec dicta est corporis una* II 599 сл.)

Трижды в поэме слово *mater* встречается в обычном значении «женщина-мать» (IV 1211, V 225, VI 1258).⁷ При сравнении с молодой матерью юной земли, полной питательных соков, Лукреций в значении «мать» употребляет слово *femina* (*femina, cum reperit, dulci repletur lacte* V 813 сл.). Идея материнства затрагивается Лукрецием косвенно в детской теме, к которой он многократно возвращается в поэме (I 936; III 447 сл., IV 400, 1026; V 223, 227, 530, 1032; VI 885).

Понятие жена передается в поэме обычно словом *uxor* (IV 1238, 1255, 1266, 1268), один раз словом *coniux* (IV 1277) и один раз описательно *mulier coniuncta viro* V 1012. Здесь Лукреций говорит о появлении семьи — первой ячейки цивилизованного общества, когда женщина стала жить единым с муж-

⁵ A. Grenier. Le génie romain dans la religion, la pensée et l'art. Paris. La Renaissance du livre, 1925, p. 276, 293—294.

⁶ Очень напоминает отрывок из Эсхила, frgm. 44№ 2.

⁷ Словом *mater* называет Лукреций мать-корову и мать-овцу (II 355, 368), страдания которых в связи с потерей ими своих детенышей, уведенных людьми на закланья, Лукреций описывает с тонким проникновением в переживания животных.

чиной хозяйством (*concessit in unum hospitium* V 1012 сл.) и им стали ведомы социальные законы брака (*ac lecti socialia iura duobus cognita sunt* V 1012^a сл.); это словосочетание служит переходом к следующему разделу.

II. Женщина в социальном плане

В значении добропорядочной полноправной гражданки встречается у Лукреция не обычное *matrona*, а *mater* при описании тени от цветного театрального навеса на нарядах сенаторов и матрон (*patrum matrumque decorum* IV 79).

В значении рабыни-кормилицы, нежной няни, ласково коверкающей слова, мы встречаем у Лукреция обычное слово *nutrix* (*almae nutricis blanda atque infracta loquela* V 230). Рабыню-служанку у гетеры он называет словом *famula* (IV 1176), а слово *ministra* (*manus — ministras* IV 830) встречается в образном олицетворении рук.

Для обозначения женщины-возлюбленной, независимо от ее социального положения, Лукреций употребляет слова *femina* (IV 819, 1209, 1280) и *mulier* (IV 1054, V 1012).

Одобрительно-ласкательное значение придает Лукреций слову *muliercula* (IV 1279), в то время как у Цицерона оно имеет иронически-презрительный смысл (Cic., *In Ver* V, XXXI). Любовницы и гетеры обозначаются ироническим *Veneres nostrae* (*nec Veneres nostras hoc fallit* IV 1185) и *Venus vulvivaga* (IV 1071). Еще Плавт (*Cure.* 192; ср. *Rud.* 420; *Bacch.* 216) и Катулл (86,6) своих героинь называли Венерами, но у Лукреция оно окрашено презрительной иронией. В резко порицательном значении встречается у Лукреция слово *scorta* — шлюхи (букв. «шкуры»), в то время как у Саллюстия (*Conj. Cat.* VII) и у Катулла (6,17) оно имеет более нейтральный смысл, а в десятом стихотворении он придает этому слову даже иронически-ласкательное значение, что еще подчеркнуто уменьшительным суффиксом (*scortillum* 10, 3).

Итак, хотя для обозначения женщины разного положения Лукреций употребляет в основном обычные слова, однако акценты он расставляет по-своему: так *virgo* и *puella* встречаются у него только, а *mater* преимущественно применительно к богиням или героиням эпоса, а такие слова как *muliercula*, *Veneres*, *scorta* имеют у Лукреция свои оттенки.

Одним из основных качеств женщины, на которое обращается внимание в древности является внешность и красота.

В статье «Изображение женской красоты в художественных системах римской литературы республиканского периода»⁸ И. В. Шгаль отмечает, что красота в комедии становится часто социальной характеристикой героини

⁸ *Acta Ant. Hung.* T. XIII, 1965 г., стр. 405—416.

в таких словосочетаниях как *forma liberalis, honesta, bona*, относящихся к внешности только добропорядочной женщины, полноправной гражданки. При этом красота в комедии обычно подается как ряд отдельных признаков, Катулл же раскрывает понятие красоты уже как синтез отдельных черт — (стих. 35, ср. 10). У Лукреция о внешней красоте в некоторых случаях сказаны только самые общие слова. Так в соответствии с эпической традицией лишь названа красота Елены (*Tyndaridis forma* I 473), о внешности некрасивой, но достойной любви женщины сказано *deteriore forma* IV 1279 без раскрытия изъянов ее внешности.

Красота по Лукрецию — это одно из природных качеств, которое, наряду с силой и умом, отличало древнего человека среди других сородичей. В древнем обществе эти качества вызывали уважение и лишь открытие золота и появление богатства лишило почта красивых и сильных (*aurum . . . facile et validis et pulchris dempsit honorem* V 1114; *cp. fortes et pulchro corpore creti* V 1116).

Эту мысль о красоте, вызывающей почтение и уважение, Лукреций относит и к своему времени, выражая это словосочетанием *oris honor* IV 1171 (*cp. plena honoris* IV 1163).

Если вспомнить, что слово *honor* обычно включается в комплекс, определяющий идеального *vir bonus*, которому воздаются почести за *ergo res gestae*,⁹ то применяемое к оценке женской красоты далеко не добропорядочной римлянки, а прелестницы неизвестного происхождения, слово *honor*, приобретает у Лукреция совсем иной смысл, чем слово *honesta* в комедии, где оно относится к красоте полноправной гражданки. Высшей оценкой красоты у Лукреция является выражение *Veneris vis* IV 1172, но в чем состоит эта *vis*, в данных стихах Лукреций не раскрывает.

Для оценки красивого цвета лица Лукреций употребляет прилагательные *praeclarus, pulcher* (*Nuntia praeclari vultus pulchrique coloris* IV 1033; *ex hominis facie pulchroque colore* IV 1094).

Но Лукреций не ограничивается лишь общей характеристикой понятия красоты, так в четвертой книге среди стихов, посвященных теме любви, имеются любопытные и весьма многозначные десять строчек.

*Nigra melichrus est, immunda et fetida acosmos,
Caesia Palladium, nervosa et lignea dorcas,
Parvula pumilio chariton mia, tota merum sal,
Magna atque immanis cataplexis plenaque honoris.
Balba loqui non quit, traulizi, muta pudens est;
At flagrans odiosa loquacula Lampadium fit.*

⁹ См. С. А. Утченко. Идеино-политическая борьба в Риме накануне падения республики. М., 1952, стр. 55, 188, др.

Ischnon eromenion tum fit, cum vivere non quit
 Prae macie; rhadine verost iam mortua tussi.
 At tumida et mammosa Ceres est ipsa ab Jaccho,
 Simula Silena ac Saturast, labeosa philema IV 1160—1169.

В этих стихах обращает на себя внимание обилие греческих слов, что свидетельствует о принадлежности «авторов» этих характеристик к высшему римскому обществу, где греческий язык был в моде, и что их подругами были образованные женщины типа Семпронии или дамы полусвета — актрисы и музыкантши, возможно гречанки.

В приведенных выше строчках описание качеств красавицы Лукреций дает в двух аспектах: первым планом дается название какой-нибудь детали характеристики латинским словом, которое с точки зрения поэта имеет отрицательное значение.

На втором плане стоит обычно греческое слово (иногда латинское, реже то и другое вместе), которое характеризует это же качество уже с точки зрения влюбленного героя, вкладывающего в него положительный смысл, притом часто обобщенный на основе лишь единичного признака.

Разберем эти характеристики героинь по порядку расположения стихов в поэме.

1. *nigra* — *μελίχρος* *est*

nigra — черная, под этим словом имеется в виду темный цвет лица как нечто некрасивое,¹⁰ в отличие от *pulehro colore* IV 1094, под которым разумеется, очевидно, белая матовая кожа лица. Так Катулл называет цвет лица красавицы белым (*candida*, 85,1) и матовым (*ore sicco* 43,3); Теренций же как пример неприятной кожи лица называет лицо с веснушками (*sparso ore*, Heaut, 1062). Герою же Лукреция нравится темное лицо цвета меда, и он называет свою милую ласково «смугляночкой» или буквально «медоцветной».

2. *immunda et fetida* — *ἄμοσμος*

Неопрятная грязнуха (*immunda et fetida*) особенно неприятна Лукрецию. Герою же эта неряшливость представляется, так сказать, лирическим беспорядком — *ἄμοσμος*.

3. *caesia* — *παλλάδιον*

Женщина с серо-голубыми глазами (*caesia*) кажется Лукрецию некрасивой. Здесь он придерживается распространенного в период республики идеала римлян, для которых черные глаза — норма прекрасного. Так для Катулла некрасива женщина с нечерными глазами (*nec nigra ocellis* 63,2; ср. Плавт Roen. 1101). Некрасивы любые нечерные глаза: зеленые (*oculi herbei*,

¹⁰ См. J. André «Etude sur les termes de couleur dans la langue latine». Paris 1949, p. 104.

Cure. 231) — у Плавта, сероголубые (caesia, Neaut. 1062; Неч. 440: magnus, rudicundus, crispus, crassus, *caesiūs* — как признак смешной внешности) — у Теренция. Любопытно, что слово caesia, являющееся в республиканский период признаком некрасивой женщины, служит вместе с тем непременным атрибутом красоты богов и богинь (напр., Цицерон: caesios oculos Minervae, caeruleos esse Neptuni, de nat. deorum I 30, 83).

Следуя этой традиции, герой Лукреция и называет свою подругу с такими глазами портретом Паллады — *παλλάδιον*.

4. *Parvula pumilio χαρίτων μία tota merum sal*

Крошечная пигалица (parvula pumilio) герою представляется одной из харит *χαρίτων μία*, вся «сплошная соль» (tota merum sal). Sal и gratia (gratia у Лукреция соответствует сочетанию «одна из харит») являются основным критерием изящества и красоты, но это понятие сложное, состоящее из целого ряда признаков. Так Какулл свою возлюбленную называет красавицей в целом (Lesbia formosast quae cum pulcherrima totast; 86, 5), но только после перечисления единичных признаков. Такая героиня одна похитила у всех женщин все достоинства Венеры (Tum omnibus una omnes surripuit Veneres, 86, 7). О красоте как о синтезе ряда качеств говорит и Лукреций:

Sed tamen esto iam quantovis oris honore
Cui Veneris membris vis omnibus exoriatur IV 1171 сл.

Герой же Лукреция одно только качество — маленький рост — возводит в общий принцип высшей красоты и изящества: tota merum sal, что является нелепостью. А сама гипербола напоминает изящную шутку Катулла о предполагаемой просьбе Фабулла превратить его целиком в нос (totum . . . nasum 13, 14), как только он почувствует запах благовония, которым удостоит своего друга Катулл.

5. *magna atque immanis — καταπλήξις plenaque honoris*

Огромная дылда (magna atque immanis) не нравится Лукрецию, и в этом он солидарен с Катуллом: для него в Квинтии, героини 86-го стихотворения, хотя она высока и стройна, нет ни «блесточки соли» (nulla in tam magnost corpore mica salis). Mica salis — это один из позитивных критериев красоты, поэтому герой Лукреция в порыве восторга дает такую оценку в гиперболической форме — tota merum sal. Но такая чрезмерность и низводит на нет его идеал. Отсутствие mica salis дает право Катутллу отказать Квинтии в красоте («formosa» nego), т. к. она лишена обаяния (venustas), без чего ее внешность распадается на ряд отдельных черт. Герою же Лукреция крупная женщина кажется поразительной (*καταπλήξις*) и полной достоинства (plenaque honoris). Лукреций как и Катулл не признает за такой женщиной права на высшую красоту (oris honor, vis Veneris IV 1171 сл.).

6. a) *balba loqui non quit* — *τρανλίζει* b) *muta-pudens est*. c) *At flagrans odiosa loquacula* — *λαμπάδιον fit*.

В этих двух стихах говорится о женщине с недостатками речи. А между тем одним из неперемненных признаков обаятельной женщины было умение вести беседу. Так Плавт говорит о девушке не только милой внешне, но и умеющей разговаривать (*non modo ipsa lepidast, commode quoque, Hercle, fabulantur*, Cist., 315). Катулл отказывает в красоте подруге Формиона не только за нечерные глаза и другие физические изъяны, но и за неумение изящно беседовать (*Nec sane nimis elegante lingua* 43, 4). Саллюстий останавливается на умении Семпронии владеть и скромной, и нежной, и дерзкой речью (*sermone uti vel modesto vel molli vel procaci*), что и было одним из слагаемых ее прелести и остроумия (*prorsus multae facetiae multusque lepos inerat*, Conj. Cat. XXV).

Заика, не умеющая говорить (*balba loqui non quit*) кажется герою мило щебечущей (*τρανλίζει*), а немая стыдливой (*muta pudens est*). Стыдливость и скромность одно из достоинств добропорядочной женщины в комедии. Так стыдлива (*rudica*) Алкмена в «Амфитрионе» Плавта (Amph, 930), героиня в «Пунийце» умеет скромно беседовать (*modeste*, 1210); героиня свекрови у Теренция также *pudens modesta* . . . *uti liberali esse ingenio decet*; такова и девушка в «Андреишке» (*bene et pudice eius doctum et eductum*, act. 1, sc. 5).

Саллюстий осуждает Семпронию за то, что она, обладая и знатным родом и красотой, имея достоинства полноправной гражданки (*liberalis*), ни во что не ставила *decus atque pudicia* (Conj. Cat. XXV). И будучи образованнейшей женщиной (*litteris Graecis atque Latinis docta*), она умела плясать и танцевать изящнее, чем подобает честной женщине (*elegantius quam necesse est probae*). Понятие стыдливости и скромности Лукреций вкладывает в слово *casta*¹¹, говоря о девической чистоте Ифианассы, когда она на пороге свадьбы была бесчестно предана отцом на заклятие во имя религии: *Sed casta incestu nubendi tempore in ipso*

Hostia consideret mactatu maesta parentis. I 98 сл.

Но делать вывод о стыдливости молчаливой подружки с точки зрения Лукреция — нелепо.

Особенно ненавистна ему несносная трещотка (*flagrans odiosa loquacula*), которую герой влюбленно называет «огонек» *λαμπάδιον*

7. a) *ισχνὸν ἐρωμένιον tum fit, cum vivere non quit Prae macie*; b) *ῥαδινὴ verost-iam mortua tussi*

Из неприязни, с какой говорит Лукреций о том, как его герой называет «изящной любушкой» (*ισχνὸν ἐρωμένιον*), «самой нежностью» (*ῥαδινὴ verost*) —

¹¹ Этим словом Цицерон называет «стыдливых» матрон в Сицилии, тайно приходивших на кутежи к Верресу (*castiores*; In Verr. V, XI). По Овидию: *casta est, quam nemo rogavit*, Am. I, VIII. 43, ep. II, II, 14.

исхудавшую от чахотки и погибающую от смертельного кашля (*cum vivere non quit prae macie; iam mortua tussi*) можно сделать вывод, что для поэта только здоровая женщина может быть красивой.¹²

8. *At tumida et mammosa -- Ceres est ipsa ab Jaccho*

Тучную, грудастую (*tumida et mammosa*) девицу герой одобрительно называет Церерой, кормящей Вакха. Лукреций же находит это несовместимым с понятием красоты, хотя в других частях поэмы, он с удовольствием персонафицирует образ земли, наделяя ее атрибутами пышной матери-кормилицы (V, 813). Отрицательное отношение к тучности находим мы и в комедии Теренция, где матери стараются затянуть девушке грудь (*vincto pectore*), сажают на диету, чтобы из «кулачного бойца» (*rugilem*) сделать «тростиночку» (*iunseam*, Eun. 313 сл.)¹³.

9. *Simula — Silena ac Satyrast (Σειλήνη Σάτυρα)*

Любой не прямой и неправильный нос считается признаком некрасивой внешности. Так Теренций неодобрительно называет крючковатый нос (*aduncto naso*, Heaut., 1062), а Катутлу не нравится крупный нос подруги Формиона (*neq. minimo puella naso*, 43, 1). Герой же Лукреция ласково называет курносую женщину «силеной» или «сатирой» (сатирессой), переосмысляя козлоногих сатиров и их папашу Силена в особ женского пола.

10. *Labeosa — φίλημα*

Губастая представляется герою «сладким лобзанием» (*φίλημα*), а Лукреций явно неодобрительно расценивает это качество. Так в другом месте он называет губы и рот более привычными для любовной лирики уменьшительными словами (*labelli, oscula* IV 1080).

Итак, разобранные выше десять строчек благодаря точности характеристик и меткости выражений напоминают сценку из комедии; это замечено и оценено в новое время Мольером, использовавшим эти стихи в «Мизантропе», но без язвительности, отличающей здесь Лукреция.

В этих десяти стихах, своеобразных по своей лексике, имеется нарочитое накопление мифологических образов (Паллада, хариты, Церера, Вакх, Силен и сатиры) — все они с точки зрения автора олицетворяют отрицательные или в лучшем случае преувеличенные качества героинь. Нарочитые грецизмы, некоторые из которых очень редки даже в греческом языке (напр. *ἑρωμένιον* встречается только в греческой лирике, *ῥαδίη* — только у Эсхила, а *φίλημα* — только в трагедии и у Ксенофонта), говорят о знакомстве героев с греческой литературой. Но поскольку они употребляют эти грецизмы не к месту, то Лукреций тем самым показывает их плохой эстетический вкус,

¹² Ср. недоумение Катутла по поводу любви Флавия к «лихорадочной» девчонке (*Verum nescioquid febriculosi scorti diligis*; 6, 4 сл.).

¹³ См. И. В. Шталь, указ. статья, стр. 409.

как бы восклицая вместе с Катуллом: *o saeculum insapiens infacetum!* (Cat. 43, 8). Греческий колорит языка соответствует и внешнему виду героев, одетых во все иноземное. Одежда на них из дорогих Вавилонских, Алиндских (г. в М. Азии) и Хиосских (остров) тканей (*Babylonica, Alidensia Cicaque*), на ногах у них сияет роскошная Сикионская¹⁴ обувь (*pulchra in pedibus Sicyonia rident* IV 1125), на руках сверкают драгоценная зелень смарагдов в золотой оправе (*grandis viridi cum luce zmaragdi auro includuntur* IV 1126) и плещется на них платье цвета морской волны (*thalassina vestis* IV 1127), необычного для римлян, но модного у ионийцев в М. Азии.¹⁵

Изысканные грецизмы как нельзя лучше контрастируют с грубовато-эмоциональными просторечными словами, на — *osus* (*nervosa, odiosa, mammosa, labeosa*) и уменьшительными на *-ula* (*parvula, simula, loquacula*).¹⁶

Разобранные десять стихов написаны в двух планах: отрицательном с точки зрения Лукреция и положительном с точки зрения его героя. При этом автор называет только латинские, обычно парные синонимы или сходные по какому-либо признаку слова: *nigra; immunda et fetida; caesia; nervosa et lignea; parvula pumilio; magna atque immanis; balba-loqui non quit — muta; at flagrans odiosa-loquacula; cum vivere non quit prae macie iam mortua tussi; tumida et mammosa; simula labeosa*.

Герой же называет преимущественно греческие слова: *μελίχρους, ἄκοσμος, παλλάδιον, δορκάς, χαρίτων μία, καταπλήξεις, τραυλίζει, λαμπάδιον, ἰσχυρὸν ἐρωμένιον, ῥαδινή, Ἰακχος, Σειλήνη, Σάτυρα*.

В трех случаях герой дополняет греческие слова латинскими (*totamerum sal, plenaque honoris, Ceres est ipsa*) и всего один раз употребляет только латинское слово (*pu dens est*).

Написаны эти строки таким образом, что конкретное единичное качество, отрицательное с точки зрения автора, герой возводит до обобщенного положительного. Такое построение как нельзя лучше подтверждает слова Лукреция о том, что ослепленные страстью (*homines . . . cupidine caeci*) не замечают пороков души (*praetermittas animi vitia omnia*) и тела (*aut quae corpori sunt*) той, кого любишь и жаждешь (*eius, quam praepetis¹⁷ ac vis*), наделяя возлюбленную достоинствами, которых у нее нет (*Et tribuunt ea quae non sunt his commoda vere*, см. IV 1151—1154¹⁸).

Судя по разобранным строчкам, Лукреций довольно подробно останавливается на внешнем портрете героинь: его интересует цвет глаз и волос, форма носа и рта, рост и телосложение. В этом чувствуется веяние времени, о

¹⁴ См. мимиямб Герода «Башмачник».

¹⁵ См. André, указ. соч. стр. 104.

¹⁶ Слово *loquacula* — ἄ. λ.; сходны с ним по значению *dicacula* (*amatrix*, Plaut., *Asin.*, 3. I, 8), *linquosus* у Петрония (*Sat.*, 43).

¹⁷ *praepetis* — *vox Lucretiana*, встречается еще только у Феста.

¹⁸ Это напоминает настроение четвертого стихотворения из второй книги *Amores* Овидия, для героя которого все женщины хороши, ведь в каждой есть что-то красивое (*Am.* II, IV).

чем можно судить по сохранившимся скульптурным и живописным портретам I в. до н. э.

Но что особенно интересно, из двух планов — отрицательного авторского и положительного — героя, — вытекает третий — позитивный идеал Лукреция. Исходя из критики поэта следует, что для него красива прежде всего женщина не темнолицая.

В эротической поэзии эллинизма белое и розовое было обычным для описания цвета лица красавицы.¹⁹ Начиная с Катулла это проникает и в латинскую поэзию. Так что и в Лукрециевом отрицании темнолицей красавицы, вероятно, заложено утверждение белого лица с румянцем.

Итак, красавица по Лукрецию белолица и черноглаза, с прямым носом, небольшим ртом, нормального роста с изящной грудью и средней комплекции. Правда портрет Лукреция бедноват красками, хотя хроматический словарь его в других частях поэмы достаточно разработан и богат.²⁰

Кроме того у него нет описания волос и прически, хотя у греков и у Катулла мы находим настоящий культ волос, отражающий в это время в какой-то мере сложное парикмахерское искусство древних.

В основном же вкусы Лукреция передают идеал портрета красавицы, присущий первой половине последнего века Республики. Для Лукреция, также как для комедиографов, Катулла и Саллюстия, обаятельна только та женщина, которая умеет вести беседу: ведь язык — глашатай мысли (*animi intrepres lingua* VI 1149).

Но в идеале Лукреция обращает на себя внимание утверждение здоровья и чистоты. Недаром Лукреций в первой же строчке из десяти с неприязнью называет неопрятную грязнуху (*immunda et fetida* IV 1160), а в конце четвертой книги говорит о привлекательности чистоплотной женщины (*munde corpore culto* IV 1281) и настойчиво отрицает наличие красоты у больной женщины.

В этих двух моментах — чистота и здоровье — проглядывает этический идеал эпикурейца, для которого философия — это здоровье души (*τὸ κατὰ ψυχὴν εὐταίριον* Ep., ad Men. 122), а высшее блаженство — это чистое и ясное удовольствие (*liquida pura voluptas*, III 40), состоящее в отсутствии страданий тела и души (*corpore sciunctus dolor absit mensque fruatur iucundo sensu cura semota metuque* II 18 сл.). Итак, высший идеал поэта-эпикурейца основывается на физическом и моральном здоровье на принципе телесной чистоты и моральной гигиены. Утверждение этического идеала не путем наличия, а путем отсутствия тех или иных качеств,²¹ Лукреций проводит и в своей эстетике.

¹⁹ См. Андрэ, указ. соч., стр. 324.

²⁰ Андрэ считает, что Лукреций имеет здесь случай, показать разнообразную хроматическую гамму, но не считает нужным., см. указ. соч., стр. 323.

²¹ См. З. А. Покровская «Основные понятия этики у Лукреция и Эпикура», ВДИ, М., № 4, 1966 г., стр. 164.

Такая негативная манера подачи своего идеала не путем утверждения положительного, а путем развенчания отрицательного находит себе место в римской литературе уже у Теренция (Heaut. 1061 сл.) и особенно у Катутлла (salve, nec minimo puella naso . . . , 43).

Самым важным для нас в разобранных выше строчках являются оценочные термины. Если в комедии для оценки красоты встречаются преимущественно прилагательные (*lepidus, luculentus, festiva, bella, venusta* и др.)²², то у Катутлла встречается только *pulchra, formosa* и *bella*, а у Лукреция *pulcher* и *praeclarus* применительно к цвету лица красавицы; прилагательное *bellus* относится у него не к внешности, а к внутренним качествам женщины (*bello animo*).

В середине I в. до н. э. в оценке женской красоты преобладают существительные, что показывает большую степень обобщения качества:

- 1) у Лукреция — *forma, lepos, sal, vis Veneris, oris honor*;
- 2) у Катутлла — *forma, lepos, sal, facetia, venustas, Veneres*;
- 3) у Саллюстия — *forma, lepos, facetia*.

Итак, для трех авторов самым общим является слово *forma* — «внешность», большей частью «красивая» и *lepos* — красота, привлекательность (у Лукреция о Венере I 14). Понятие изящества, женского обаяния передается словами *sal, facetia* и *venustas*, последнему у Катутлла соответствует метонимия *Veneres*, а у Лукреция *vis Veneris* (сила, т. е. обаяние Венеры = *venustas*) и *χαρίτων μία* «одна из харит», постоянных спутниц Венеры, что соответствует по смыслу латинскому *gratia* или *elegantia*. Понятие эlegantности и изящества Катутлл относит к языку героини 43-го стихотворения (*nec sane nimis elegante lingua*); отсутствие этого качества лишает женщину обаятельности. Саллюстий о своей образованной и знатной героини говорит, что Семпрония танцевала и плясала изящнее, чем это необходимо для честной женщины (*elegantius, quam necesse est probae*, *Conj. Cat. XXV*). Таким образом, Саллюстий в понятие *elegantia* вносит социальную мерку, превышение которой влечет за собой исключение женщины из числа порядочных.

Пожалуй самым оригинальным оценочным термином у Лукреция является выражение *oris honor* (ср. *plena honoris* IV 1163; *aurum pulchris dempsit honorem* V 1114), применяемое к понятию женской красоты и означающее «достоинство лица». В таком значении оно синонимично слову *dignitas*, которое Цицерон считает качеством мужского лица: *vultus multum affert tum dignitatem tum venustatem, venustatem muliebre ducere debemus, dignitatem virilem*. (Cic., *De off. I 30,7*). У Лукреция же получается, что словосочетание *oris honor* равноценно *venustas*, а не цicerоновскому *dignitas*.

Слово *sal* как синоним *lepos, facetia* встречается в это время поименительно к стихам у Катутлла (*versus . . . habent salem ac leporem* 16,7 ср 12,8

²² См. И. В. Шталь, указ. статья стр. 408.

ср. у Лукреция *aeternum da dictis, diva, leporem* I 28), применительно к речи и уму у Цицерона (*Caesar leporem quendam et salem est consecutus, de or. 2, 23, 93; sale et facetiis Caesar vicit omnes, de off. I 37; sal dicendi, ad Qu. fr. I 2, 2; Speciem . . . humanitatis, salis, suavitatis, leporis, Tusc. 5, 19, 55 ср. Tusc. 2, 23, 28; 5, 19, 55*).

По словам Плиния [31, 7(41)] слово «sales» (plur.) как ни одно другое означает и «духовные наслаждения (*voluptates animi*) и «всякую красоту жизни» (*omnis vitae lepos*), и «высшую радость» (*summa hilaritas*) и «отдыхновения от трудов» (*laborum requies*).

Но из всех этих оттенков Лукреций и Катулл избирают свое индивидуальное, что как нельзя лучше передает то понимание женской красоты, которое сложилось к середине I в. до н. э. Применительно к женской красоте слово *sal* встречается впервые у Катулла и Лукреция, и именно оно является самым характерным эстетическим термином этого времени, т. к. кроме общего понятия красоты оно включает в себя примесь чего-то индивидуального, какой-то «изюминки» (*mica salis* Катулл, *tota-merum sal* — гипербола Лукреция) и воплощает в себе, таким образом, частное в общем, как бы подытоживая, синтезируя отдельные черты красивого. Эти синтезирующие оценки встречаются, как мы уже говорили, у поэтов в развернутом виде, у Катулла применительно к красоте Лесбии (86,5), и у Лукреция в ироническом смысле по отношению к неизвестной прелестнице (IV 1171). Но Катулл подает этот синтез как позитивное качество, Лукреций же своей иронией лишь констатирует его наличие, не считая, очевидно, строго обязательным.

Понятие женской красоты неизменно связано с темой любви, красота женщины, как объект чувственной любви, обычная тема античной поэзии.

Лукреций также говорит о пленительности женщины, источающей любовное обаяние из всего тела: *Seu mulier toto iactans e corpore amorem*, IV 1054. Любовь Лукреций называет *Amor*, *Venus*, *Voluptas* (*Haec Venus est nobis; hinc autemst nomen Amoris*, IV 1058) и отмечает в любви несколько «разновидностей: настоящую и счастливую (*in amore proprio summeque secundo*, IV 1141) несчастливую и неудачную (*in adverso atque inopi*, IV 1142), постыдную любовь к недостойной подруге (*foedo amore* IV 1158), непристойную любовь (*nec ficto amore, ex animo*, IV 1192 сл.), любовь к единственной женщине (*unius amore*, IV 1066).

В любви Лукреций отмечает чувство физической приязни. Так он называет чувство любви, охватывающее весной все живое (*blandum per pectora amorem* I 19), любовь Марса к Венере (*aeterno devictus vulnere amoris*, I 34; *pascit amore avidos . . . visus*, I 36), любовь Париса к Елене (*amoris ignis, Alexandri Phrygio sub pectore gliscens* I 473).

В любви Лукреций подчеркивает чувственный момент наслаждения, ласки, утех, которые он называет *blanda voluptas* (IV 1085, 1263), *Veneris dulcedinis gutta* (IV 1059 ср. *res. Veneris blanditur* II 173, ср. 437; V 848), *com-*

munis voluptas (IV 1207), mutua gaudia (IV 1205), conubia Veneris (III 776), Veneris fructus (IV 1073), harmoniai Veneris (IV 1248).²³

Лукреций поэтически обожествляет любовную страсть: *dux vitae dia voluptas* II 172, что напоминает эпитет Венеры в начале поэмы, открывающейся символическим образом богини любви: *Aeneadum genetrix, hominum divumque voluptas, Alma Venus*, олицетворяющей здесь, как отмечает А. Ф. Лосев,²⁴ древний принцип космической любви.

В этой эротике у Лукреция можно усмотреть линию философии Киренайков с их гедонистическим учением, воспринятым Эпикуром, смягчившим, однако, голый гедонизм Аристиппа учением об атараксии.

Вместе с тем, Лукреций отмечает в любви не только сладостное, приятное чувство (*Veneris dulcedinis in cor stillavit gutta* IV 1059), но еще большее чувство горечи, заботы и страдания (*successit frigida cura* IV 1060).

И хотя страдания (*poenas*) Венера смягчает лаской и удовольствием (*frangit Venus . . . blandaque . . . admixta voluptas*, IV 1084), однако в самом разгаре наслаждения (*medio de fonte leporum*) поднимается нечто горькое (*surgit amari aliquid*), что в самом расцвете душист (*quod in ipsis floribus angat*, IV 1133 сл.).

Этот мотив сладко-горького чувства любви восходит еще к *γλυκὺ-πικρὸς ἔρως* Сапфо (Ant., frgm. 21) и встречается в Катулловой «сладкой горечи» (*dea . . . quae dulcem curis miscet amariciem*, 63, 18).

В горечи любви Лукреций выделяет два плана: социальный и психологический. Его героя начинают вдруг мучить угрызения совести (*consciis ipse animus se forte remordet*²⁵ IV 1135) от того, что он праздно проводит жизнь (*desidiose*²⁶ *agere aetatem lustrisque perire*, IV 1136).

К тому же ослепленные страстью люди (*homines . . . cupidine caeci* IV 1153) проматывают свое состояние (*labitur interea res* IV 1123), забывают свой долг (*languent officia* IV 1124) и расшатывают свое доброе имя (*aegrotat fama vacillans* IV 1124).

Мотив осознания бесполезности, праздности жизни, занятой только любовными увлечениями, совершенно отличает здесь поэзию Лукреция от Катулла, который рассматривает любовь как служение.²⁷

Однако употребление Лукрецием официальных терминов *res*, *officia*, *fama*, *desidiose* (обычно существительное *desidia*) вовсе не говорит о том, что он выступает здесь защитником гражданского идеала Цицерона, т. к. для

²³ В поэме встречаются и традиционные мифологические атрибуты Венеры: оружие и стрелы, тенета и узы (*Veneris telis* IV 1052; *V. sagittis* IV 1278; *in compagibus* V. IV 1113; *V. nodos* IV 1148).

²⁴ См. А. Ф. Лосев «Олимпийская мифология в ее социально-историческом развитии». Уч. зап. М. Г. П. И. им. Ленина, т. LXXII, 1953 г., стр. 143.

²⁵ *remordere* в таком значении до Лукреция не встречается.

²⁶ *desidiose* — *vox Lucretiana*.

²⁷ См. И. В. Шталь, дисс., стр. 226 сл.

него образцом является не государственный деятель, а ученый — философ.²⁸

И поэтому для Лукреция любовная страсть вредна не для общества, как у Цицерона, а для самого человека, поскольку всякая страсть чужда природе эпикуровской атараксии²⁹. Второй причиной «горького» в любви являются извечные муки ревности: от того, что любимая бросила неясный намек (*in ambiguo verbum iaculata reliquit*), который жжет страстное сердце (*cupido adfixum cordi vivescit ut ignis*), или от того, что «она» слишком стреляет глазами (*nimum iactare oculos aliumve tueri*), и «он» видит на ее лице следы улыбки, предназначенной другому (*in vultuque videt vestigia risus* IV 1137—1150).

Поскольку любовь приносит заботу (*frigida cura*), страдания (*poenas, animus conscius se remordet*) и стесняет свободу человека, т. к. влюбленные живут по капризу другого (*alterius nutu degitur aetas*, IV 1122), то такое чувство неприемлемо для идеала поэта-эпикурейца. Это напоминает совет Эпикура другу, которого одолевали любовные страсти: «ты можешь увлекаться любовью, если ты не нарушаешь законов, не колеблешь добрых обычаев, не огорчаешь никого из близких людей, не вредишь плоти, не расточаешь необходимого . . . однако невозможно не вступить в столкновение с каким-нибудь из выше указанных явлений: ведь любовные наслаждения никогда не приносят пользы; довольно того, если они не повредят».³⁰

Любовную страсть Лукреций рассматривает как своего рода болезнь, от которой нужно как можно скорее избавиться. Ведь вовсе не лишен наслаждений Венеры, кто избегает любви (*Nec Veneris fructu caret is, qui vitat amorem* IV 1073), напротив, удовольствия (*commoda*) даются ему без всяких страданий (*sine poena*, IV 1074). Для этого Лукреций предлагает *remedium* «любовь без любви», т. е. встречу с первой попавшейся прелестницей — *vulgivaga Venus* (IV 1171), что соответствует по смыслу греческому *Ἀφροδίτη πάνδημος* — «общедоступная» Афродита в стиличе от *Ἀφροδίτη Οὐρανία*.³¹ А. Ф. Лосев отмечает, что с богиней Афродитой обращались весьма вольно и в мифологии и в поэзии, среди многих «разновидностей» она была и богиней гетер и просто блудницей³² (в Афинах, Абиде, Эфесе). Подобное отношение к любви мы встречаем и у Катулла (стих. 22 и 32).

Любовь же, лишенную слепой страсти, Лукреций называет чистой (*pura voluptas* IV 1075), а людей, ею владеющих — здоровыми (*sanis* IV 1075) в отличие от несчастных (*miseris* IV 1076), ослепленных страстью (*cupidine caeci*, IV 1153). Получается, что в основе эпикурейского представления о

²⁸ См. З. А. Покровская *Laudes Эпикуру в поэме Лукреция*, сб. «Вопросы античной литературы и классической филологии», изд. «Наука», 1966 г.; стр. 277.

²⁹ См. другое толкование, И. В. Шталь, дисс., стр. 210.

³⁰ «Главные мысли», LI, пер. С. И. Соболевского.

³¹ Платон, «Пир», 180 E. Ср. Каллимах, епигр. XXVIII *περίφροτον ἐρώμενον*.

³² См. указ. соч., стр. 144.

любви лежит все та же идея чистоты и здоровья, как и в идеале красоты. Слепая страсть приводит еще к тому, что влюбленные не только не замечают у любимой пороков души и тела (*animi vitia, aut, quae corpori sunt eius* IV 1151 сл.), но напротив, приписывают достоинства (*tribuunt commoda*) тем, у кого их нет, поэтому недостойные (*pravas turpisque*) часто пользуются успехом и высшим почетом (*esse in deliciis summoque in honore vigere*, IV 1156). Однако страсть, лишенная всякой духовной близости, объектом которой является внешняя красота женщины, призрачна и не приносит счастья. Развивая это положение, Лукреций использует свою материалистическую теорию «образов» четырежды на протяжении сорока стихов, употребляя слово *simulacrum* (соотв. греч. *εἰδωλον*), играя на его прямом и терминологическом значении. Поскольку пред глазами влюбленного всегда стоит образ отсутствующей милой (*Nam si abest, quod ames, praesto simulacra tamen sunt illius*) и в ушах постоянно звучит ее имя (*et nomen dulce obversatur ad auris*, IV 1061 сл.), то по мнению Лукреция это мешает покою влюбленного, и следовательно нужно избегать этих призраков (*fugitare decet simulacra*, IV 1063). Ведь созерцание красоты (*Ex hominis vero facie pulchroque colore*) ничего не дает человеку кроме призраков (*Nil datur in corpus praeter simulacra fruendum tenvia*, IV 1095 сл.). Это подобно утолению жажды во сне: ведь Венера в любви лишь призраками дразнит влюбленных (*Sic in amore Venus simulacris ludit amantis*, IV 1099).

Настойчивое повторение слова *simulacrum* наводит на мысль о вероятной литературной реминисценции из Еврипида, использовавшим в трагедии «Елена» стесихоровский вариант мифа о похищении не самой Елены, а только ее *εἰδωλον* (лат. *simulacrum*), увезенном сначала из Спарты Парисом, а затем после падения Трои Менелаем. Несчастный муж, истомившись в своих скитаниях с призраком жены, неслезанно обрадовался встрече в Египте с живой Еленой. (ср. (Eur., Hel. 34, 582, 584, 590 сл.).

Мысль о бесполезности «призрака» любимой отражает и воззрение Эпикура на красоту: «Я плюю на красоту (*προσπύω τῷ καλῷ*) и на тех, кто попусту ею восхищается, когда она не доставляет никакого удовольствия».³³

Поскольку внешняя красота призрачна, то главным достоинством женщины по мнению Лукреция является ее характер (*bello animos et non odiosa*, IV 1190). За этот хороший и невздорный нрав женщине можно простить ее человеческие слабости (*praetermittere et humanis concedere rebus* IV 1191): ведь душевные достоинства искупают телесные изъяны. Но, напротив, нельзя из-за красоты тела прощать недостатки души (IV 1151—1159). Поэтому слово *bellus*, определявшее обычно у предшественников внешнюю красоту, переносится Лукрецием на внутренние качества женщины.

На этом тезисе и основан идеал любви Лукреция, венчающий четвертую книгу, 250 стихов которой посвящены физиологии и психологии любви.

³³ Usener, frgm. 512.

Эпилогом этой темы является мысль Лукреция о том, что бывает любима и не очень красивая женщина (*Deteriore fit ut forma muliercula ametur*, IV 1279). Не призрачная внешность (*simulacrum*), а сама женщина (*femina ipsa*) своими поступками (*suis factis*), приветливым нравом (*morigerisque modis*) и чистой (*munde corpore culto* IV 1280 сл.; ср. ироническое *immunda et fetida acosmos*, IV 1160) становится объектом любви. Такая женщина легко привыкает проводить с ней жизнь (*ut facile insuescat secum degere vitam*, IV 1282), и эта привычка переходит в глубокое прочное чувство любви (*consuetudo concinnat amorem* IV 1283).

Утверждение духовных качеств женщины намечалось уже в комедиях друга Эпикура — Менандра и продолжалось затем в пьесах римского полу-Менандра. Однако Теренций лишен радикальности, присущей его греческому учителю.³⁴ Так у него любовь обычно кончается с браком, переходя в привычку.³⁵

У Лукреция же *consuetudo* не эпилог, а пролог любви, которая вовсе не связана с институтом брака, как обычно в комедии,³⁶ а слово *concipio* указывает на особую слаженность союза мужчины и женщины.

Но Лукреций совсем не отвергает брака (также как и Катулл, посвятивший этой теме свои гимнеи), хотя и не считает его обязательным, следуя Эпикуру,³⁷ который в предсмертные дни проявил трогательную заботу о детях умершего друга.³⁸

Итак середина I в. до н. э. ознаменовалась поисками идеала любви. Наиболее полно и трепетно отражает это творчество Катулла с его романтической мечтой об идеальной любви, возникающей, кажется, единственный раз в античной литературе.³⁹ Душевный разлад Катулла (как противоречие между чувственной страстью, с которой нет сил справиться, и идеальной духовной близостью, о которой он грезит), облакаемый в незнакомые античной любовной лирике слова (*bene velle* 72; *sanctae foedus amicitiae*, 109; *fides in foedere* и др.), Лукрецию незнаком. Однако и он не может удовлетвориться проповедью чувственной страсти, а ищет свой идеал прочного союза женщины и мужчины.

Эти поиски *pura voluptas* — чистой страсти Лукреция чем-то родственны стремлению к *amor bonus* — идеальной любви Катулла, хотя содержание этих понятий и разное.

Москва.

³⁴ См. Л. И. Савельева «Творческий метод Теренция», изд. Каз. ун-та, 1960 г., стр. 36 сл.

³⁵ См. И. В. Шталь, указ. ст., стр. 408.

³⁶ И. В. Шталь, дисс., стр. 210.

³⁷ Я. М. Боровский «Вопросы общественного развития в поэме Лукреция», сб. «Древний мир», изд. Вост. литературы 1962 г., стр. 482: «Желание иметь семью, не выходя за предел естественного, превышает все же меру необходимого».

³⁸ Usener, fragm. 177

³⁹ N. J. Herescu. *Catulle u le romantisme*, Lat. 16 (1957), 433—445; E. M. Blaiklock the romanticism of Catullus. *Auckland*, 1959 (*Univ. of Auckland Bulletin* N 53).

DIE LEGIONSORGANISATION DES ZWEITEN TRIUMVIRATS

Als A. v. Domaszewski vor sieben Jahrzehnten die erste zusammenfassende Darstellung über die Heeresorganisation der Zeit des Triumvirats schrieb,¹ mußte er in bezug auf die Jahre nach Philippi mit einer gewissen Resignation feststellen: «In den nun folgenden Bürgerkriegen entzieht sich die Heerbildung fast völlig unseren Blicken. Das wenige, das wir aus Appians Angaben erschließen können, reicht nicht heraus, um den inneren Zusammenhang aufzuweisen.»² Ebenso stellte W. Kubitschek in seiner Skizze über die spätrepublikanische Armee fest, daß über diesen Zeitraum «nichts zusammenhängendes bisher gewonnen ist»; festzustellen sei lediglich jene Erscheinung, daß in diesen Jahren «eine enorme Vergrößerung des Heeres» stattgefunden habe.³ Nicht weniger zurückhaltend äußert sich H. M. Parker: «The secondary sources from which this period is known, do not permit a detailed investigation into the numbers of the legions employed . . . Octavian had between forty and forty-five.»⁴

In Anbetracht dieser Schwierigkeiten scheint der Versuch doch nicht überflüssig und hoffnungslos, die verworrene Lage der Heeresorganisation in den Jahren nach Philippi, soweit es aufgrund der vorhandenen Sekundärquellen noch möglich ist, zu klären. Den Ausgangspunkt bietet Appian, der einzige antike Historiker, der — trotz aller Mängel — mehr oder weniger zusammenhängende und brauchbare Angaben über die Heeresorganisation und namentlich über die Zahl der Legionen in diesen Jahren gibt. Appians — des Historikers — größte Schwäche, seine starke Abhängigkeit von seinen Quellen, ist hier vorteilhaft, nachdem er, wie allgemein zugegeben wird,⁵ vorzügliche Primärquellen für sein Geschichtswerk benützt hatte, und die Angaben derselben genau zurückzugeben beflissen war. So mögen auch seine

¹ A. v. DOMASZEWSKI: Neue Heidelberger Jbb. 4 (1894) 157—188.

² Ebd. p. 186.

³ PWRE s.v. Legio (republikanische) XII. 1209 f.

⁴ H. M. D. PARKER: The Roman Legions, Oxford 1928 (Neudruck 1961). p. 70.

⁵ E. SCHWARTZ s. v. Appianus, PWRE I. 226; E. GABBA: Appiano e la storia dei guerri civili. Firenze 1956. p. 219 f.

Zahlenangaben über die einzelnen Heeresabteilungen grundsätzlich als zuverlässig gelten, und ernst genommen werden. Eben deshalb benützen ja auch die neueren Darstellungen der römischen Revolutionszeit Appian als eine vorzügliche Quelle, besonders was die militärischen Fragen betrifft.⁶ Ein Aufsatz von P. Jal⁷ nahm sogar die bekannten Betrachtungen Appians über die allgemeine Lage des Heeres zum Ausgangspunkt, und er bediente sich ihrer weitgehend in den eigenen Ausführungen. Auch in organisatorischen Fragen ist unser Auctor (oder eher seine Quelle) wohl bewandert. Seine Angaben ermöglichen z. B., das Entstehen der *cohortes praetoriae* zur Zeit des Triumphs als selbständiger — von den Legionen organisatorisch schon losgelöster — Elitegruppen darzustellen;⁸ Appian bemerkte auch, daß die Legionen seit Caesar nur aus Infanterie bestanden, und daß sie mit der zu ihnen gehörigen Reiterei nur eine lose Einheit bildeten.⁹ Er (oder eher seine Quelle) war auch beflissen, die militärische Terminologie konsequent zu benützen; im Laufe seiner Erzählung unterscheidet er die Legionsarmeen (τέλη) und die, den Legionen gegenüber selbständigen Cohorten (τάξεις, σπειραι),¹⁰ die ebenfalls selbständigen Einheiten der Reiterei (ἵλαι ἱππέων), die wiederum vom *ordo equester* unterscheidet werden (οἱ καλούμενοι ἱππεις), und die nicht in Legionen organisierten übrigen militärischen Einheiten (στρατοί, στρατιῶται, πλῆθος στρατιωτῶν). Er hebt gegebenenfalls hervor, wenn ein Heer in Legionen geordnet ist; er hat sogar Interesse zu bemerken, ob eine Legion aus Veteranen oder Rekruten (νεόλεκτοι) besteht. Er bemerkt scharfsichtig, daß die Legionen nicht so sehr staatliche als eher private Armeen sind,¹¹ und bezeichnet demgemäß die Legionen mit dem Namen ihrer Heerführer, und nur seltener nach der offiziellen Numerierung.¹² Diese relative Genauigkeit seiner Angaben (denn

⁶ E. GABBA: *Athenaeum* N. S. 29 (1951) 171—250 passim.

⁷ P. JAL: *Pallas, Annales Fac. des Lettres Toulouse* 11 (1962) 7—29.

⁸ M. DURRY: *Les cohortes prétoriennes*. Paris 1938. 67 ff.; A. PASSERINI: *Le coorti pretorie*, Roma 1939, 29 ff.

⁹ J. HARMAND: *L'armée et le soldat à Rome de 107 a 50 a. n. è.*, Paris 1967, 46 ff., (mit früherer Literatur), im Gegensatz zu A. PASSERINI: *Le Forze armate*, in: *Guida allo studio della civiltà Romana antica* I. 500. Appian gibt bez. des Fußvolkes immer die Zahl der Legionen an, während bez. der Reiterei die Zahl der Mannschaft bezeichnet wird, durchschnittlich 500 Reiter zu einer Legion, cf. App. V. 50/209, 127/526.

¹⁰ Appian benützt als Übersetzung der lateinischen *cohors* abwechselnd τάξις und σπειρα, für *cohors praetoria* ebenfalls στρατηγική τάξις bzw. στρ. σπειρα oder einfach ἡ στρατηγίς. Diese Ausdrücke kommen in denselben Kontexten abwechselnd vor, so z. B. σπειρα III. 45/184 und IV. 115/479, τάξις wiederum: III. 66/272, 67/274, IV. 7/26, 4. 3/13, 59/246. Daß sich beide Ausdrücke auf dieselbe militärische Einheit beziehen, ist offenbar. Wenn dem gegenüber M. J. V. BELL: in *Historia* 14 (1965) 406 f. annimmt «that Appian, like other post-Augustan writers always translated „cohors“ by σπειρα», und daß die Benutzung des terminus τάξις in Iberica 40/164 eben deshalb einer Quelle des 2. Jh. v. u. Z. entnommen sei — scheint diese Folgerung voreilig zu sein.

¹¹ E. GABBA: *Athenaeum* 1951, 187, mit Berufung auf App. IV. 93/390, 98/410; V. 17/68.

¹² Es werden genannt: *leg. Martia* (III. 45/185 und passim), *leg. I.*: (V. 112/470), *IV.*: (III. 45/185 und passim), *V.*: (II. 96/402), *X.*: (III. 83/342), *XIII.*: (V. 87/365). Die *leg. Martia* wird nie mit ihrer Nummer bezeichnet, die übrigen nie mit dem cognomen legionis.

von absoluter Pünktlichkeit kann bei ihm keine Rede sein!) ermöglicht, dieselben auch bezüglich jener ereignisreichen Jahre nach Philippi als Primärquelle zu benützen, wo die erstrangigen Primärquellen (Caesar bzw. das Corpus Caesarianum und Cicero) uns schon im Stiche lassen. Unsere Untersuchung bezieht sich jedoch nur auf das *in Legionen geordnete* Heer, und in erster Reihe auf die Frage der jeweiligen Zahl und Organisation der Legionen von Anfang 43 bis 36 v. u. Z.

1. Am Anfang d. J. 43 verfügten die späteren Triumvire und ihre Verbündeten über die folgende Heeresmacht:

Antonius: 4 Legionen, u. zw.: 2 aus Mazedonien (die II. und XXXV.), eine caesarische Veteranenlegion (V. Alaudae) und eine Rekrutenlegion.¹³

Octavian: 5 Legionen, davon 2 Veteranenlegionen, u. zw. die VII. und VIII., die 2 von Antonius abgefallenen (Martia und leg. IV.), und eine Rekrutenlegion, die *νεόλεκτοι* (III. 47/191)¹⁴.

Lepidus: 4 Legionen aus *Gallia transalpina* (III. 46/190).¹⁵

Asinius Pollio: 2 Legionen in Hispania ulterior, u. zw. die XXVIII. und XXX.¹⁶

Munatius Plancus: 3 Legionen aus Gallien, davon eine die X. leg. veteranorum.¹⁷ Diese 4 + 5 + 4 + 2 + 3, insgesamt 18 Legionen bildeten den Kern der späteren Armee der Triumviren und an diese Zahl dachten sie, als z. Z. der ersten Vereinbarung in Bononia (Aug. 43) 18 Städte Italiens -- entsprechend diesen 18 Legionen -- für die Belohnung der Legionäre in Anspruch genommen wurden.¹⁸

2. Bis zum Zeitpunkt der Schlacht bei Philippi (Herbst 42) wuchs die Zahl der Legionen der Triumviren bis auf 43 (IV. 3/9), von welchen Octavianus und Antonius über je 20, Lepidus -- der als consul in Italien blieb -- nur über 3 verfügte. Den Verlauf dieser Entwicklung können wir -- ebenfalls aufgrund der verstreuten Angaben bei Appian -- noch genau beobachten:

¹³ Bericht des Galba an Cicero, Ad fam. X. 30, 1.: App. III, 46/189

¹⁴ Cicero: Or. phil. 11, 37, mit der Interpretation von Drumann-Groebe I. 450 ff.

¹⁵ App. III. 46/190. Bis zur Vereinigung mit Antonius (Ende Mai 43) stieg diese Zahl auf 7 Legionen (App. III. 84/348).

¹⁶ Cicero: Ad fam. X. 32, 4 (Eigenbericht des Pollio) zählt drei Legionen: «*Tres legiones firmas habeo . . .*», von diesen blieb aber eine in der Provinz zurück, cf. DRUMANN-GROEBE: I. 468.

¹⁷ Cicero: Ad fam. X. 11, 2 (Bericht des Plancus).

¹⁸ DOMASZEWSKI: a. a. O. 183; L. POLVERINI: Aevum 38 (1964) p. 443.

a) Die 20 Legionen des Antonius bestanden aus:	
den «mutinenser» Legionen	4 (III. 46/189)
den von Ventidius Bassus ausgehobenen	3 (III. 84/348)
den Legionen des Asinius Pollio	2 (III. 97/399)
den Legionen des Munatius Plancus	3 (ibid.)
einem Teil des Heeres von Dec. Brutus	4 (III. 97/402)

zusammen 16,

dazu die von Lepidus überlassenen Legionen .. 4 (IV. 3/9)

insgesamt 20 (IV. 3/9)¹⁹.

b) Die 20 Legionen des Octavianus bestanden aus den folgenden Einheiten:²⁰

die seit Anfang 43 zu ihm gehörenden	5 (III. 47/191)
aus dem Heere des Pansa übernommen	3 (III. 65/266) ²¹
am Tage seines ersten Consulats (19. aug. 43)	
verfügte er demnach über 8 Legionen	8 (III. 88/364)
die in Rom zu ihm übertretenen senatorischen	
Legionen	3 (III. 91/374)
von Dec. Brutus überlaufene Legionen	6 (III. 97/400 ff.)
von Lepidus überlassene Legionen	3 (IV. 3/9)

insgesamt 20

¹⁹ DOMASZEWSKI: a. a. O. p. 185 rechnet für Antonius nach der zweimaligen Niederlage bei Mutina nur *eine* vollkommene Legion, die V. Alaudae, aufgrund vom Bericht des Lepidus an Cicero: Ad fam. X. 34, 1: «... habebat (sc. Antonius — I.H.) *antea legionem V. et ex reliquis legionibus magnam multitudinem, sed inermorum*». Das bedeutet aber noch keineswegs, daß diese (angeblich waffenlose) «*multitudo*» nicht hätte in Legionen organisiert werden können. Lepidus wollte ja damals in seinem offiziellen Bericht an Cicero die eigene Lage in womöglich günstigem Licht darstellen. Dem widerspricht außerdem der objektivere Bericht Pollios Ad fam. X. 33, 4 «*Antonium turpiter Mutinae obsessionem reliquisse, sed habere equitum V. m(ilia), legiones sub signis armatas tres et P. Bagienni unam, inermes bene multos*...». Trotz der militärischen Verluste behielt demnach Antonius immer noch (wenigstens formell) 4 Legionen. Antonius mußte auch — eben um seine Suprematie den eigenen Verbündeten gegenüber zu behaupten, wenigstens organisatorisch die Fiktion aufrechterhalten, er wäre weiterhin Feldherr von 4 Legionen, mögen dieselben zahlenmäßig auch minderwertig sein. Wie hätte er mit nur *einer* Legion dem über 7 Legionen verfügenden Lepidus gegenüber die Oberhand behalten können? Und dabei muß DOMASZEWSKI a. a. O. noch voraussetzen, daß Antonius später noch weitere (von Appian unerwähnt gelassene) 3 Legionen von Lepidus übernahm, ihn daher seines *ganzen* Heeres beraubte und ihm nur später, aus dem Überfluß der für Philippi bestimmten Legionen Schadenersatz leistete. Das wäre auch politisch unmöglich: bis nach Philippi mußte Lepidus bis zu einem gewissen Grade glimpflich behandelt werden. DOMASZEWSKI wurde zu seiner, m. E. unhaltbaren Interpretation durch den Wunsch verleitet, die Angaben von Plut.: Antonius 18,4 mit denjenigen Appians zu versöhnen. Zur Interpretation des Plutarch-Textes s. Anm. 23. Zur Kritik der Ansichten Domaszewskis s. neustens: H. BOTERMANN: Die Soldaten und die römische Politik... bis zur Begründung des Zweiten Triumvirats, Zetemata 46, München 1968, 192 ff. In der Zusammenstellung p. 204 gelangt die Verf. zum selben Endresultat (insgesamt 43 Legionen); bez. der Verteilung zwischen den einzelnen Heerführern entspricht aber ihre Aufstellung einem etwas früheren Stadium (*bevor* Antonius und Octavian den Großteil der Legionen unter eigenes Kommando nahmen).

²⁰ Diese Tabelle folgt den Ausführungen DOMASZEWSKIS, a a O. 185 f.

²¹ App. III. 65/260, 66/272, 67/274, cf. 69/283, 70/289, und den Bericht von Galba in Cicero: Ad fam. X. 30, 2. Aus diesen Angaben folgt, daß Pansa insgesamt über die

Aus diesen Zahlen können schon gewisse anfängliche Schlüsse gezogen werden. Die Zahlenangaben des Appian über die einzelnen Heeresteile werden konsequent angegeben, und die verstreuten Einzelangaben stimmen mit den zusammenfassenden überein. Unser Auctor folgte demnach im dritten und vierten Buch der *Emphyilia* einer einheitlichen, über die einzelnen Heeresteile, ihre Bewegungen und ihre Leiter wohlinformierten Quelle, die er -- kein Fachmann in militärischen und heeresorganisatorischen Fragen -- konsequent und gewissenhaft benützte, oder eher ausschrieb. Seine Angaben sind nicht nur in sich konsequent, sondern -- wie das schon seinerzeit Groebe²² nachgewiesen hatte -- auch objektiv grundsätzlich richtig, und sie stehen mit den zeitgenössischen Quellen, in erster Reihe mit Ciceros Briefwechsel, trotz scheinbarer Gegensätze, im Einklang.²³ Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man in dieser Quelle das Geschichtswerk Asinius Pollios vermutet.²⁴

ihm unterordnete *legio Martia* und 4 weitere¹ Rekrutenlegionen verfügte, von denen aber die Hälfte in der Schlacht gefallen war (cf. DRUMANN-GROEBE I. 455). So ist es verständlich, daß die 5 Legionen im Rahmen der Neuordnung des Heeres in drei zusammengefaßt wurden.

²² In: DRUMANN-GROEBE. I. 468 ff., vgl. auch ebd. 440, 450, 453 ff.

²³ Schwieriger ist, Appians Angaben mit denjenigen von Plutarch: *Antonius* 18,4 in Einklang zu bringen: οὕτω δὲ μέγα ἀρθεὶς αὐθις ὑπερέβαλε τὰς Ἄλπεις, εἰς τὴν Ἰταλίαν ἄγων ἑπτακαίδεκα τέλη πεζῶν ... χωρὶς δὲ φρουρὰν Γαλατίας ἐξ τάγματα λελοιπῆ μετὰ Οὐαρίου τινός ... Danach hätte Antonius nach seiner Vereinigung mit Lepidus über 23 Legionen verfügt, von denen er 17 mit sich nach Italien führte und 6 «tagmata» (ebenfalls Legionen), in Gallien zurückließ. Die erste Angabe stimmt mit Appian vollständig überein, nachdem Plutarch a. a. O. § 3 den Antonius als den eigentlichen Feldherrn auch der Legionen des Lepidus ansieht. So erhalten wir die folgende Berechnung:

«Mutinenser» Legionen des Antonius	4
Legionen des Ventidius Bassus	3
Legionen des Lepidus	7
Legionen des Asinius Pollio	2
Legionen des Munatius Plancus	3
Legionen des Dec. Brutus	4

zusammen 23 s. den Text.

Diese Angabe stimmt aber nur zum Zeitpunkt der Vereinigung in Bononia oder kurz davor, jedenfalls nach der Rückkehr in Italien (Sept.—Okt. 43). Möglich ist auch, daß dann nach der Vereinigung in Bononia 6 Legionen des Antonius unter dem Kommando des L. Varius Cotyla (bekannt auch aus Cicero und Appian, cf. Broughton: *Magistrates of the Roman Republic* II. 351 und 355 mit Quellennachweisen) in Gallien zurückblieben; diese wurden dann im nächsten Jahr ins Heer des Fufius Calenus (mit 11 Legionen) einverleibt. Das alles konnte jedoch erst nach der Vereinigung mit Lepidus stattfinden; wenn Plutarch trotzdem diese Angaben für einen chronologisch irrümlichen Zeitpunkt benützte, mußte er voraussetzen, daß Antonius mit 17 Legionen nach Italien kam. In Wirklichkeit hatte er mit Lepidus und den Unterfeldherren zusammen, nach dem Anschluß des Asinius Pollio und Munatius Plancus 19 Legionen (Anfang Juni 43), wozu im Laufe dieses Monats noch die 4 Legionen des Brutus sich gesellten. Die Zahl der 17 Legionen kann nur so gerettet werden, daß Plutarch (oder seine Quelle) aus irgendeinem Grund die 2 Legionen des Asinius Pollio nicht als dem Antonius untertan betrachteten wollte: beachtenswert jedenfalls, daß Pollios Anschluß von Plutarch unerwähnt bleibt. Betrachten wir Pollio als Plutarchs Hauptquelle (was sehr wahrscheinlich ist), so ist dies damit zu erklären, daß Pollio sich in seinem Geschichtswerk als selbständigen Feldherrn, als den *Verbündeten* (und nicht *Untertanen*) des Antonius darstellte. Zu den übrigen Versuchen, Plutarchs und Appians Angaben in Einklang zu bringen, s.: DRUMANN-GROEBE: I. 469; T. RICE HOLMES: *The Architect of the Roman Empire* I Oxford 1928, p. 163.

²⁴ E. GABBA: Appiano ... 244 ff; I. HAEN: *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 202 ff.

Zweitens ergeben sich gewisse Folgerungen über die organisatorische Tätigkeit der Triumviren im ersten Jahr ihrer Machtergreifung. Die Lage scheint in dieser Hinsicht weniger anarchisch gewesen zu sein, als es im allgemeinen, wenn auch nicht immer ausdrücklich, dargestellt wird. Das Heer des Antonius bestand – der obigen Zusammenstellung entsprechend – lediglich aus solchen, schon durch Caesar organisierten Legionen, über die er, aufgrund der *lex de provinciis permutandis*, rechtlich verfügte (und das wurde nicht einmal von einem so erbitterten Gegner, wie es Cicero war, in Frage gestellt).²⁵ Die eigenmächtige, illegale Werbung Octavians ergab die zwei Veteranenlegionen aus der Gegend von Capua (III. 40/165) und die Rekrutenlegion aus Ravenna (III. 42/174). Doch die erstere Aushebung war nicht völlig illegal: sie entsprach der oft angewandten Methode der Reaktivierung ausgesdienter Soldaten, der *evocatio veterancrum*.²⁶ Es scheint außerdem, daß auch diese «privato consilio et privata impensa»²⁷ geworbene Masse ursprünglich nur die militärische Gefolgschaft, eine «quasi-private» Armee Octavians bildete – seit Sulla keine auffallende Erscheinung²⁸ –, ebendeshalb *nicht* in Legionen organisiert, und nur nachträglich mit Erlaubnis des Senats in reguläre Legionen zusammengefaßt wurde.²⁹ Ebenso gehörten die Legionen des Asinius Pollio, Munatius Plancus und Lepidus zum ursprünglichen Bestand des caesarianischen Heeres.

Von den in diesem Zeitraum neu ausgehobenen Legionen verdankten die 10 des Dec. Brutus und die Legionen des Pansa ihre Entstehung einem ausdrücklichen Senatsbeschluß über die Volkserhebung Italiens gegen Antonius;³⁰ die Werbungstätigkeit des Ventidius Bassus in Etrurien und Picenum bezog sich nur auf Caesars Veteranen.³¹ Hirtius wiederum verfügte nur über die Legionen Octavians.³² Wenn wir demnach immer wieder über verschiedene selbständige und eigenmächtige Werbungen seitens Octavian und Antonius hören, so bezweckten dieselben (abgesehen von den oben erwähnten 3 Legionen Octavians) eher die Auffüllung und Ergänzung der schon bestehenden Legionen als die Bildung vollkommen neuer Heereskörper. Der republikanische Grundsatz, daß nur der Senat neue Legionen zu bilden, bzw. ihre Bildung zu genehmi-

²⁵ Cicero: Phil. 3, 14; 4, 5; 5, 4; 10, 12, 21; 12, 8. Ad fam. XI. 7, 2, cf. XI. 2, 1.

²⁶ Zum Begriff der *evocatio veteranorum* vgl. DOMASZEWSKI a. a. O. 186 ff.; PWRE VI. 1145 ff. s. v. *Evocati* (Fiebiger); Cassius Dio XLV. 12, 3 (*evocati*), LV. 24, 8; LXXVIII. 5, 3. BOTERMANN: a. a. O. 24, 77 ff., 181 u. passim.

²⁷ RGDA I, 1, cf. Cicero: Ad fam. XI. 7, 2; Phil. 3, 3.

²⁸ Private Armee des Antonius: App. III. 4/13, cf. Cicero: Phil. 5, 17. Dec. Brutus: App. III. 49/201, 97/402. Im allgemeinen: E. GABBA: Ricerche . . . Athenaeum N. S. 29, 1951, 170 ff.

²⁹ App. III. 40/165. Nachdem die zwei, regulär organisierten Legionen, die *Martia* und *IV*, sich dem Privatheer anschlossen, wurde das ganze in 5 Legionen geteilt, ibid. 47/191. cf. DRUMANN-GROEBE: I. 157 f. mit weiteren Quellennachweisen. Zuletzt: BOTERMANN: a. a. O. 55 f.

³⁰ App. III. 65/266, Cicero: Phil. 8, 3 ff., 13, 23.

³¹ App. III. 66/270 f., Cicero: Phil. 12, 23; BROUGHTON: MRR II. 337, 339.

³² Cicero: Phil. 5, 53; App. III. 65/266, DRUMANN-GROEBE: I. 456.

gen befugt ist,³³ wurde in organisatorischer Hinsicht, wenigstens dem äußeren Scheine nach, immer noch befolgt: und nach Caesars Tod in noch stärkerem Maße als in seinem Leben.

Wenn wir einerseits eine gewisse Zurückhaltung und Vorsichtigkeit bezüglich der Aushebung neuer Legionen beobachten können, bemerken wir andererseits auch eine gewisse Konstanz der einmal schon fest organisierten und legalisierten Legionen: sie wurden nicht leichtfertig aufgelöst, und die fast ständigen Neuwerbungen dienten eben dazu, die Lücken immer wieder auszufüllen. Die Tendenz, auch inmitten der revolutionären Umstände eine Stabilität eben in der Heeresorganisation aufrechtzuerhalten, entsprach jedenfalls den Interessen des Triumvirats; es ist ein Grundsatz auch in der heeresorganisatorischen Tätigkeit des künftigen Augustus, zu dem er nach nothbedingten Schwankungen immer wieder zurückkehrte.³⁴

3. Von den 43 triumviralen Legionen — die zugrunde der *lex Titia de triumviris rei publicae constituendae* das einzig rechtmäßige Staatsheer bildeten — nahmen am Feldzug gegen die Republikaner unmittelbar nur 19 Legionen Teil (IV. 108/454). Diese standen unter dem gemeinsamen Befehl der zwei Heeresführer. Zu den zurückgebliebenen 24 Legionen (diese Gesamtzahl wird ausdrücklich nirgends erwähnt) zählen alle diejenigen, die während des Feldzuges in Italien und in den westlichen Provinzen stationierten. Von diesen werden ausdrücklich die 13 Legionen des Fufius Calenus in Gallien (V. 3/14 und 12/46)³⁵ und 6 Legionen des Salvidienus Rufus genannt.³⁶ Der erstere wird von Cassius Dio schon z. Z. des mutinensischen Krieges als Beauftragter des Antonius bezeichnet (XLVI. 32, 2), während der letztere als persönlicher Freund Octavians galt. Außer diesen, insgesamt 19 Legionen blieben in Italien offenbar die 3 Legionen des Lepidus;³⁷ dann fehlen uns noch 2 weitere Legionen; diese sind aller Wahrscheinlichkeit nach jene 2 Legionen des Munatius Plancus, die noch im vorigen Jahr, als ungeübte Rekruten nicht ins Heer der Triumviren einverleibt wurden, und die auch in Ciceros Briefwechsel erwähnt werden (Ad fam. X. 8, 6 und 24, 3).³⁸ Es ist einleuchtend, daß auch Plancus, der

³³ F. DE MARTINO: Storia della costituzione Romana Napoli 1958, I. 414.

³⁴ R. SYME: JRS 23, 1933, 14—33 vermochte mit großer Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, daß von den bis 25/24 v. u. Z. organisierten Legionen keine einzige von Augustus bis zur varianischen Niederlage aufgelöst worden ist; s. dazu auch: A. PASSE-RINI s.v. Legio (Dizionario Epigrafico IV (1949), 555.

³⁵ In diese 13 Legionen wurden die i. J. 43 in Gallien unter Varius Cotyla zurückgelassenen 6 Rekrutenlegionen (cf. Plut.: Ant. 18, 4) einverleibt; Fufius Calenus war demnach als Legat Nachfolger des Varius Cotyla, cf. BROUGHTON, MRR II. 367.

³⁶ App. V. 24/96. Weitere Angaben bei BROUGHTON, MRR II. 374.

³⁷ In perusinischen Krieg verteidigte Lepidus Rom mit 2 Legionen, App. V. 29/114, 30/118, Cass. Dio XLVIII. 13, 4, Liv. per. 125. Er erhielt die Provinz Africa praktisch nur nach Beendigung dieses Krieges, obwohl dieselbe ihm schon früher zugesagt worden ist, cf. App. V. 12/75, 53/223, Cassius Dio XLVIII. 20, 4; 23, 5.

³⁸ S. dazu DOMASZEWSKI: a. a. O. 182 Anm. 5. Die Wahrscheinlichkeit unserer Annahme wird durch folgende Erwägungen erhöht: i. J. 43 hatte Munatius Plancus

neben Lepidus das Consulat d. J. 42 erhielt, und demnach am Feldzug persönlich nicht teilnehmen konnte, sondern beauftragt wurde, in Italien die Ordnung aufrecht zu erhalten (App. IV. 35/148), ebenso wie sein Kollege über eine gewisse Heeresmacht verfügen mußte.³⁹ Dann ist es aber natürlich, daß er weiterhin als Kommandant seiner früheren zwei, nicht übergebenen Legionen galt; ohne diese Voraussetzung wäre es nicht zu verstehen, wieso er schon im nächsten Jahr plötzlich wieder als Befehlshaber eben zweier Legionen erscheint (V. 50/208 f.). Er blieb demnach auch nach d. J. 42, den Triumviren untergeordnet, faktischer Befehlshaber jener Legionen, die er schon seit 44 befehligte, und die i. J. 42 seine Consulararmee bildeten.

Im Zeitpunkt der Schlacht bei Philippi stand also das Heer der Triumviren unter folgenden Heerführern:

Antonius und Octavian (zusammen)	19
Fufius Calenus	13
Salvidienus Rufus	6
Aemilius Lepidus	3
Munatius Plancus	2
	<hr/>
zusammen	43

Was ihre Verhältnisse zu den beiden tatsächlichen Machthabern (Lepidus wurde schon durch seine Abwesenheit praktisch ausgeschaltet) betrifft, lassen sich die Legionen in *drei* Heeresgruppen einteilen:

Unter unmittelbarem, gemeinsamen Kommando	19
Mittelbar abhängig von Antonius	13
von Octavian	6
	<hr/>
zusammen	38
Nur de iure, aber nicht persönlich abhängig unter	
Lepidus 3, unter Plancus 2, zus.	5
	<hr/>
	43

eben 2 Legionen (Cicero: Ad fam. X. 8, 6 hat er deren *fünf*, von welchen er App. III. 97/399 *drei* dem Antonius übergab die dann in das Heer der Triumviren einverleibt wurden; demnach behielt er 2 Rekrutenlegionen, s. auch DRUMANN-GROEBE I. 468 f.); i. J. 42 blieb er als Consul in Italien; i. J. 41/40 hatte er wieder *zwei* Legionen (App. V. 50/209. Den schon öfter hervorgehobenen *persönlichen* Charakter der Beziehungen zwischen Heerführern und Soldaten in Betracht gezogen, darf man vermuten, daß es sich in allen diesen Jahren um *dieselben* 2 Legionen handelt. S. auch CIL X. 6087 = ILS 886 über seine Tätigkeit in der Bodenverteilung für Veteranen bei Beneventum.

³⁹ Cf. App. V. 33/131. Die Beständigkeit des Kommandos während mehrerer Jahre über dieselben Legionen (wenn auch unter verschiedenen Rechtstiteln) entspricht der damals schon stark entwickelten persönlichen Klientel der Soldaten ihren Vorgesetzten gegenüber, cf. J. HARMAND: a. a. O. 445 ff., mit weiterer Literatur.

4. Nach der Schlacht bei Philippi ergab sich der Rest des republikanischen Heeres, und ein Teil desselben wurde in das Heer der Triumviren einverleibt.⁴⁰ Gleichzeitig wurde ein Teil der ausgedienten Legionäre entlassen. Dieser Umstand machte eine Reorganisierung des Heeres nötig, im Rahmen welcher die Legionen zwischen Antonius und Octavian, einer schriftlichen Vereinbarung entsprechend neu verteilt wurden.⁴¹ Von den 19 Legionen, die am Kampf teilgenommen hatten, wurden 8 entlassen, und die übernommenen Soldaten des republikanischen Heeres -- größtenteils noch Caesars Veteranen -- auf die übrigen Legionen verteilt. Dadurch wurde die Zahl der bei Philippi anwesenden Legionen auf 11 vermindert (V. 3/14). Theoretisch sollten von denselben dem Antonius 6 und dem Octavian 5 zugehören; tatsächlich und «provisorisch» übergab jedoch Octavian zwei seiner Legionen für die Zeit des parthischen Feldzugs an Antonius, und er sollte dafür mit 2 Legionen des Fufius Calenus entschädigt werden.⁴²

Was die Zahl der Legionen nach der Neuordnung zu Philippi betrifft, hat Appian eine merkwürdige Bemerkung. Antonius soll in seiner Rede bei Ephesus behauptet haben (V. 5/21), die Triumviren gebrauchten die enormen Steuersummen Kleinasien dazu, ihre 28 Legionen zu versorgen und mit dem versprochenen Siegespreis zu belohnen. Für die Versorgung der abgerüsteten Veteranen und für die versprochene Bodenverteilung sollte Italien aufkommen, dessen materielle Kräfte eben deshalb bis zum äußersten in Anspruch genommen wären, während die asiatische Steuer den berechtigten Forderungen der siegreichen und weiterhin aktiven Legionen genug tun sollte. Dazu bemerkt unser Auctor (V. 5/21 und 6/25), daß Antonius nicht alle 43 Legionen, sondern nur 28, insgesamt ca. 170 000 Soldaten aus der außerordentlichen Steuer versorgen wollte. Diesen auffallenden Unterschied erklärt er a. a. O. mit den schweren Kriegsverlusten -- beweist aber damit seine vollkommene Unkenntnis der tatsächlichen Lage. Denn es ist einfach unmöglich, daß von den kombattanten 19 Legionen eine, der Mannschaft von 15 Legionen entsprechende Menge, etwa 80 % gefallen wäre. Auch wenn wir von den abgerüsteten 8 Legionen absehen wollten (was auch unmöglich ist!), erhielten wir enorme und höchst unwahrscheinliche Verluste. Die Erklärung Appians ist offenbar falsch.⁴³ Daraus ersieht man jedoch, daß er diese Zahlenangabe seiner Quelle entnahm, ohne dieselbe wirklich verstanden zu haben.

Die Zahl der 28 zu belohnenden Legionen kehrt nochmals zurück in den Worten des Manius, der sich am Vorabend des perusinischen Krieges darüber

⁴⁰ App. IV. 135/568.

⁴¹ H. BUCHHEIM: *Orientpolitik des Triumvirs M. Antonius*, Heidelberg 1960, p. 9, cf. Cassius Dio XLVIII. 2, 4.

⁴² App. V. 3/14, 12/46, cf. Cass. Dio XLVIII. 10, 1.

⁴³ H. BUCHHEIM, op. c. 99, Anm. 16. Er irrt nur darin, daß Appian nicht «für die große Zahl», sondern eben, für die, den 43 Legionen gegenüber auffallend *kleine* Zahl Erklärung sucht.

beklagt, Italien mußte «statt der 28 Legionen nunmehr 34 versorgen» (V. 22/87). Hinter dem numerischen Einklang der zwei Angaben (beide Male 28 Legionen!) steckt jedoch ein logischer Widerspruch; denn laut § 21 ist diese Zahl spontan entstanden (wenn weniger Legionäre bei Philippi gefallen wären, gäbe es offenbar mehr Legionen!); laut § 87 sollte diese Zahl auf einer Vereinbarung beruhen, die nicht übertreten werden darf. Da § 21 ff. die subjektive (und dazu irrtümliche) Bemerkung Appians enthält, § 87 jedoch seiner Quelle entnommen ist, muß die letztere Behauptung wenigstens insofern richtig sein, daß nach Philippi in der neuen Vereinbarung der beiden Sieger u. a. auch festgestellt wurde, wieviele und welche Legionen den Siegerlohn (*νικητήρια*) bekommen sollen.

Diese Frage wurde schon von Domaszewski angeschnitten,⁴⁴ doch m. E. nicht überzeugend gelöst. Seiner Ansicht nach wären diese 28 Legionen schon bei Bononia, z. Z. der Konstitution des Triumvirats ausgewählt worden, u. zw. aus den 17 militärisch geübten Legionen der damaligen vier Heerführer (Antonius, Lepidus, Asinius Pollio und Munatius Plancus),⁴⁵ wozu später die 11 Legionen Octavians hinzutraten.⁴⁶ Diese Erklärung widerspricht jedoch den Quellenangaben (laut Appian wurde die Zahl der zu belohnenden Legionen *nach Philippi* festgesetzt, und was sie erhalten, ist ausgesprochen «Siegeslohn»); die Konstruktion ist außerdem – rein logisch betrachtet – höchst unwahrscheinlich. Wie wäre es möglich gewesen, nachdem schon früher die Auswahl der 18 Städte für die 18 Legionen stattgefunden hatte, jetzt plötzlich die Zahl der zu belohnenden auf 28 zu erheben, u. zw. so, daß vom Heere des Antonius und seiner nächsten Verbündeten nur die Kriegserprobten, aus dem

⁴⁴ DOMASZEWSKI, a. a. O. 183.

⁴⁵ Nach der Berechnung DOMASZEWSKIS standen bei Bononia die folgenden Legionen:

	Veteranen	Rekruten	Zusammen
M. Antonius	1	3	4
Aemilius Lepidus	7	—	7
Asinius Pollio	2	1	3
Munatius Plancus	3	2	5
Decimus Brutus	4	—	4
Zusammen	17	6	23
Dazu: Octavianus	6	5	11
Zusammen:	23	11	34

Die Zahl der 28 Legionen wird erhalten, indem wir zu den 17 Veteranenlegionen der 4 Heerführer (die Legionen des D. Brutus inbegriffen) alle 11 Legionen Octavians hinzurechnen. Die Willkürlichkeit dieser Konstruktion liegt auf der Hand.

⁴⁶ Diese Zahl wird erhalten, indem zu seinen 8 «consularen» Legionen (App. III. 88/364) die in Rom übertretenen 3 senatorischen Legionen (ibid. 91/374) hinzugerechnet werden. Die 6 Rekrutenlegionen des D. Brutus sind nur später zu ihm übergegangen (ibid. 97/400 f.).

Heere des jüngsten von ihnen, Octavians, selbst die Rekruten⁴⁷ den Lohn erhalten sollten? Auch von politischem Standpunkt wäre es sehr bedenklich gewesen, angesichts des noch bevorstehenden Krieges und der auch sonst höchst gespannten inneren Lage der Bevölkerung Italiens noch diese weitere — und letzthin überflüssige — Last aufzubürden. Andererseits war es nach Philippi vollkommen logisch, die Belohnung der Legionen — entsprechend ihrer neueren Verdienste — wieder festzusetzen, und auch die Zahl der zu belohnenden dementsprechend zu erhöhen. Jetzt hatten ja die Triumviren (genauer: zwei von ihnen, Antonius und Octavian) vollkommen freie Hand. Die Grundsätze dieser neuen Vereinbarung lassen sich noch genügend nachweisen.

Ausgangspunkt dieser Neuregelung war offenbar die Schlacht bei Philippi. Die dort teilnehmenden 19 Legionen (die weiterdienenden sowohl wie die abrüstenden) mußten den Siegeslohn bekommen. Von den restlichen 24 Legionen konnten aus der Belohnung die folgenden ausgeschaltet werden:

die von Dec. Brutus übernommenen Rekrutenlegionen	6
die in Gallien zurückgebliebenen Rekrutenlegionen ⁴⁸	6
die in Italien stehenden Legionen des Lepidus	3
<hr/>	
zusammen	15

Da liegen wiederum einige Folgerungen auf der Hand. Die Zahl der 28 Legionen entspricht genau jener Legionenanzahl, die Augustus im Rahmen seiner militärischen Reform nach Actium i. J. 25/24 v. u. Z. herstellte, und die bis zur Varus-Schlacht 9 v. u. Z. den Kern der römischen Heeresmacht bildete.⁴⁹ Das ist offenbar kein Zufall. Augustus erwies sich auch in dieser Hinsicht als der «konservative Reform», der in seinen Neuerungen oft die schon bewährten Präzedenzfälle und Lösungen zum Muster nahm und nach dem Abschluß des *letzten* Bürgerkrieges sowie nach Entlassung der überflüssigen Mannschaft (wie das auch nach Philippi stattgefunden hat!) zu jener Anzahl der Legionen zurückkehrte, die nach dem *größten* Bürgerkrieg sich als nötig und genügend für die Erhaltung der «Ordnung» erwies, und den damaligen Erfahrungen gemäß das Maximum jener Mannschaft bedeutete, deren Erhaltung der bürgerlichen Bevölkerung noch zugemutet werden konnte.

⁴⁷ Die 3 Legionen des Pansa und die 3 senatorischen Legionen bestanden jedenfalls aus Rekruten.

⁴⁸ Dies sind die folgenden: 3 Legionen des Ventidius Bassus; eine Legion des Asinius Pollio, und 2 des Munatius Plancus, s. Anm. 23, 35, 45.

⁴⁹ Nach der Berechnung von R. SYME: (JRS 23, 1933, 14—33), hauptsächlich pp. 21 f., bestand das Heer des Augustus vom J. 25 v. u. Z. bis zur Varus-Schlacht aus 28 Legionen; diese Annahme wird auch von A. PASSERINI, Dizionario Epigrafico IV. (1949) s. v. Legio übernommen.

5. Diese neue Aufteilung des römischen Heeres besiegelte auf der anderen Seite auch ein neues Gleichgewicht in der Machtlage der beiden -- praktisch die ganze Staatsmacht innehabenden -- Triumviren. Nach dem Vollziehen der schriftlichen Vereinbarungen sollte ihre relative Heeresstärke sich folgendermaßen das Gleichgewicht halten:

Antonius sollte mit 8 Legionen gegen die Parther ziehen; somit wäre seine gesamte Heereskraft im Osten, außerhalb der Grenzen des Imperiums verwendet worden. Demgegenüber behielt er aber im Westen (durch Fufius Calenus) das mittelbare Kommando über seine restlichen 11 Legionen, nach Übergabe der 2 Legionen an Octavian (App. V. 12/46). Politisch hatte demnach die westlichen Interessen des Antonius sein Bruder, L. Antonius (consul für 41), außerdem sein spezieller Bevollmächtigter, der ein wenig mysteriöse Manius,⁵⁰ sowie seine Frau, Fulvia zu wahren, während die 11 Legionen des Fufius Calenus den *militärischen* Rückhalt dieser politischen Tätigkeit bot. Er sorgte demnach in jeder Hinsicht dafür, daß während des geplanten Partherfeldzuges sein Rücken im Westen gedeckt sei.

Demgemäß gestalteten sich die gegenseitigen Kräfteverhältnisse des Octavian und Antonius nach Philippi folgendermaßen:

<i>Antonius:</i>	im Osten, unter unmittelbarem Kommando...	8 Legionen
	im Westen, unter Fufius Calenus	11 Legionen
		<hr/> 19 Legionen
<i>Octavianus:</i>	im Osten	--
	im Westen: unter eigenem Kommando.....	5 Legionen
	unter Salvidienus Rufus	6 Legionen
		<hr/> 11 Legionen

Das ergibt unmittelbar nach Philippi insgesamt 30 von Antonius und Octavian abhängige Legionen, wozu noch die 2 consularen Legionen des Munatius Plancus und die 3 Legionen des Lepidus zu rechnen sind.⁵¹ Diese 35 Legionen

⁵⁰ Manius wird nur von Appian als politische Persönlichkeit genannt. Martialis XI. 20 zitiert ein derbes Epigramm des Augustus gegen Manius (cf. E. MALCOVATI: Imp. Caesaris Augusti Operum Fragmenta, Carmina IV. p. 2.).

⁵¹ Welche Legionen zu den einzelnen Heereskörpern gehörten, ist schwer zu entscheiden. Zu den Legionen des Antonius gehörte jedenfalls die *III Gallica*, *V Alaudae*, *VI Macedonica* und wahrscheinlich die in seinen Münzen erwähnte *XII Antiqua*. Die 3 Legionen Octavians waren die *III Augusta*, und die *VII* und *VIII*. Zu den Legionen des Lepidus können wir rechnen die *V Urbana*, die *X* und *XVI*. Ob die 2 Legionen des Plancus nach Italien zurückkehrten, oder in Gallien zurückblieben, ist ebenfalls nicht zu entscheiden.

bildeten im gegebenen Zeitpunkt, nach Abrüstung der 8 Legionen, das gesamte, in Legionen organisierte Militär.⁵²

Während also Antonius im Osten einen absoluten Machtvorrang erhielt (dessen materielle Basis jedoch außerhalb der Reichsgrenzen zu verwenden war), wurde im Westen, im Sinne der Vereinbarung, ein vollkommenes Gleichgewicht der Kräfte erzielt. Antonius war noch keineswegs geneigt, den westlichen, und in erster Reihe römisch-italischen Angelegenheiten gegenüber ein Désinteressement zu zeigen; in dieser Hinsicht kann unmittelbar nach Philippi noch keineswegs von einer Zweiteilung des Reiches in Ost und West die Rede sein.⁵³ Im Gegenteil — jenes Ergebnis der Teilung, wonach gegenüber dem absoluten *Vorrang* des Antonius im Osten, Octavian im Westen nur ein *Gleichgewicht* der Kräfte erzielen konnte, entspricht vollkommen ihrem damaligen relativen Kräfteverhältnis, nach welchem Antonius als einziger militärischer Sieger bei Philippi angesehen wurde.⁵⁴ Erst der spätere Verlauf der Ereignisse führte dazu, daß der militärische Sieger von Philippi im politischen Kampf seinem geschickteren und glücklicheren Rivalen unterlag.

6. Das gut ausgeklügelte System des Kräftenausgleichs im Westen wurde durch die Ereignisse des perusinischen Krieges umgestürzt; das gute Einvernehmen der zwei Machthaber scheiterte zunächst an der selbständigen Aktion der Antonius-Partei im Westen. Die — immer noch nicht vollkommen geklärten — politischen Probleme dieses kurzen, aber folgenschweren Bürgerkrieges (Winter 41 bis Frühjahr 40) mögen hier unberücksichtigt bleiben,⁵⁵ und es seien hier nur die Fragen der Heeresorganisation in den Vordergrund gerückt. Appian gibt genaue Auskunft über die einander gegenüberstehenden Streitkräfte (V. 24/95 ff., 33/130, 49/208, 50/209). Demnach verfügte Octavian «über die 4 capuanischen Legionen» und über die 6 Legionen des ihm (schein-

⁵² Die hier dargebotene Berechnung ergibt organisierte Legionen (außer dem östlichen Heer des Antonius) nur in Italien und in den unmittelbaren Nachbarprovinzen. Die Besatzung des Imperiums blieb demnach äußerst ungleichmäßig. Nichts spricht dafür, daß Gallia transalpina oder die Hispanischen Provinzen während des Bürgerkrieges ein ständiges Besatzungsheer behalten hätten. Africa verlor jedenfalls seine Legionen, als die 2 dortigen Legionen noch im Sommer 43 nach Italien kommandiert wurden (App. III. 91 f.). Dem entspricht, wenn App. V. 26/102 ff. den kurzen afrikanischen Bürgerkrieg zwischen L. Sextius und Fuficius Fango (etwa Anfang 40) ohne reguläres Legionsheer ausfechten läßt. Sextius führte den Krieg mit verschiedenen, in Africa geworbenen Veteranengruppen; eben deshalb hatten auch die lokalen Könige Möglichkeit, sehr tätig in die Kriegereignisse einzugreifen. Diese Ergebnisse sprechen gegen die These J. P. SMITH's (Service in post-marian Army, Oxford 1958, 28 ff.) über die ständigen Besatzungsheere in den römischen Provinzen; s. auch: P. A. BRUNT: JRS 52, 1962, 69 ff. und J. HARMAUD: L'armée et le soldat à Rome . . . Paris 1967, 36 ff.

⁵³ Über diese politischen Bestrebungen des M. Antonius in den Jahren unmittelbar nach Philippi, s. H. BUCHHEIM: Orientpolitik 9 f., 14; R. F. ROSSI: M. Antonio nella lotta politica della tarda repubblica Romana, Trieste 1959, 107 ff.

⁵⁴ App. V. 14/57; BUCHHEIM, op. c. 29 ff.; ROSSI op. c. 107 f.

⁵⁵ Neuere Bearbeitungen: R. SYME: The Roman Revolution, 207—213; R. F. ROSSI: a. a. O. 128 ff.; H. BUCHHEIM: a. W. 30—34; E. GABBA: Appiano . . . 189—198; G. POLVERINI: Aevum 38 (1964) 443 f. mit weiteren bibl. Angaben.

bar?) ergebenen Salvidienus Rufus, d. h. über insgesamt 10 Legionen; L. Antonius über die von ihm, als consul, — offenbar mit Senatserlaubnis — frisch ausgehobenen 6 Legionen,⁵⁶ wozu sich die mit ihm mehr oder weniger verbündeten (oder eher als solche geltenden) weiteren «antonianischen» Legionen gesellten: die 11 des Calenus, und noch weitere 13 (V. 50/209), die unter dem Befehl der «Antonianer» Asinius Pollio, Ateius, Munatius Plancus, Ventidius Bassus und P. Canidius Crassus standen.⁵⁷ Obwohl diese Legionenzahl ausdrücklich nur im Zusammenhang mit den letzten Ereignissen des Krieges angegeben wird, kann man auf ihre Anwesenheit schon z. Z. der Anfangsereignisse i. J. 41 mit vollem Recht schließen.⁵⁸ In Italien und in den Grenzgebieten standen demnach zu Beginn des perusinischen Krieges die folgenden Streitkräfte:

die neu angeworbene Consulararmee des L. Antonius . . .	6 Legionen
die Legionen des Octavianus: 4 + 6 =	10 Legionen
die Legionen der Unterfeldherren und Verbündeten des Antonius (Calenus, Asinius Pollio, etc.)	24 Legionen
zusammen	40 Legionen

Unbeachtet bleiben ferner der abwesende Antonius mit seinen 8, und Lepidus mit 3 Legionen.⁵⁹ Die 2 Legionen des Munatius Plancus wurden dem 13-Legionen-Heer der «Antonianer» einverleibt. Die Zahl aller Legionen wäre demnach insgesamt 51. Diese Zahl kann nicht als exzessiv angesehen werden; zur Zeit der Schlacht von Philippi standen mehr als 60 Legionen in Waffen, und bei Actium war die Zahl der Legionen noch höher.⁶⁰ Jedenfalls erweist aber diese Lage, verglichen mit dem Zustand unmittelbar nach Philippi, schon erhebliche Verschiebungen. Dasselbe wird auch von Appian bemerkt, indem er dem Manius — Octavian gegenüber — den Vorwurf in den Mund

⁵⁶ Da die Aufzeichnungen der Schleudersteine bei Perusia für die Legionen Octavians die Nummern *IV* bis *XII* angeben (s. Anm. 63), muß angenommen werden, daß die Zählung der Consularlegionen des L. Antonius unabhängig von jener der Triumvirenammee durchgeführt wurde (eines der frühesten Beispiele der parallelen Zählung!) und demnach von *I* bis *VI* führte.

⁵⁷ Vell. Pat. II. 76, 2 erwähnt in diesem Zusammenhang 7 Legionen des Asinius Pollio. Von den bei App. a. a. O. genannten Heerführern konnten nur Asinius Pollio, Ventidius und Plancus mit gewissem Recht für Promagistrate gehalten werden, während Ateius und Canidius Crassus höchstens Legaten waren (abweichend von BROUGHTON; MRR II. 373). Die Möglichkeit der eigenmächtigen Werbung unter den Veteranen seitens Asinius wird auch von BROUGHTON: a. a. O. 372 mit Recht hervorgehoben.

⁵⁸ Cf. App. V. 33/130 (Ventidius, Asinius, Ateius, Plancus und Calenus).

⁵⁹ Lepidus sollte mit seinen Legionen nach Africa übersegeln. Das wurde schon Ende 42 oder Anfang 41 festgestellt (Cass. Dio XLVIII. 1, 3; 2, 2; App. V. 3/12, 12/47), aber erst nach Beendigung des perusinischen Kriegs durchgeführt (Cass. Dio XLVIII. 20, 4; 23, 5; App. V. 53/223).

⁶⁰ Im Zeitpunkt der Schlacht von Philippi hatten die Gegner 43 + 19 = 62 Legionen als Mindestzahl. Unmittelbar vor Actium sind für Antonius durch seine Münzen mindestens 30 Legionen gesichert; Octavian muß über wenigstens ebenso viele Legionen verfügt haben.

legt (V. 22/87): statt der ursprünglich in Betracht gezogenen 28 Legionen wären nunmehr 34 auf den Nacken der Bevölkerung Italiens geschickt. Diese Zahlenangabe stimmt vollkommen mit den bisherigen Ausführungen überein: denn, wenn man die 6 Rekrutenlegionen des L. Antonius (die, was die Begünstigungen des Octavian betrifft, offenbar nicht in Frage kamen) von der Gesamtzahl der 40 Besatzungslegionen Italiens subtrahiert, erhält man eben die Anzahl der 34 Legionen! Appian bietet aber keine konkreten Angaben darüber, wie diese Differenz entstanden ist. Man hört weder darüber, wie die legal dem Octavian zuerkannten 5 Legionen auf 4 zusammenschmolzen, noch über das plötzliche Auftauchen des 13-Legionen-Heeres von Asinius Pollio und Consorten. Man liest bei Appian nur allgemeine Erörterungen über eigenmächtige Werbungen (V. 20/79, 17/68), über massenhafte Desertionen von einem Feldherrn zum Anderen (V. 17/70 ff.) und über die, im Heere allgemein wütende Anarchie (V. 15·17).⁶¹

Aber es ist doch möglich, den Verlauf ein wenig konkreter darzustellen. Die Erzählung Appians läßt keinen Zweifel in jener Hinsicht übrig, daß die gesamte Heeresstärke Octavians aus den, anfangs 41 in Capua stehenden 4 Legionen bestand.⁶² Es muß also angenommen werden, daß sein Heer zwischen Ende 42 und Anfang (März?) 41 von 5 auf 4 Legionen zusammenschrumpfte; das ist dadurch zu erklären, daß ein großer Teil der von Calenus offiziell übergebenen 2 Legionen (die doch «antonianisch» gesinnt waren) die Fahnen Octavians eigenmächtig verließ, und ihre Mannschaft deshalb von Octavian in eine einzige zusammengefaßt worden ist.^{62a} Octavian hatte demnach die *drei* von Philippi mitgebrachten, und die *eine*, von Calenus übernommene Legion zur Verfügung, dazu kamen noch die ursprünglich nach Hispanien ausgesandten, dann aber in Italien zurückgehaltenen 6 Legionen des Salvidienus Rufus. Diese *zehn* Legionen kämpften an seiner Seite bei Perusia.⁶³ Wenn diesen 10 Legionen gegenüber das in Italien stehende «antonianische» Heer unter Calenus, Asinius Pollio usw. noch $11 + 13 = 24$ Legionen zählte, so folgt daraus, daß es eben diese Heerführer waren, die — die große Autorität des Antonius ausnützend — eigenmächtig 7 Legionen ausgehoben hatten, offenbar aus ihren früheren Armeen (so hauptsächlich Asinius

⁶¹ P. JAL: op. c., s. Anm. 7: E. GABBA: Athenaeum, 1951, 188 ff., beide mit Berufung auf Appian.

⁶² Diese Angabe wird allgemein als richtig angesehen, cf. A. PASSERINI: Le coorti pretorie, 32.

^{62a} Über einen ähnlichen Vorfall berichtet etwas später App. V. 33/131, wonach Planeus schon während des perusinischen Krieges eine ganze Legion Octavians «zugrunde gerichtet» hätte (*διεφθειρεν*). Das kann sich sowohl auf kriegerischen Zusammenstoß als auf Bestechung beziehen.

⁶³ Durch die bei Perusia gefundenen Schleudersteine sind als Legionen Octavians bezeugt die folgenden: IV., VI., VII., VIII., XI., XII., cf. zuletzt A. PASSERINI: s. v. Legio (Diz. Epigr. IV [1949] 549 ff. Da Octavian am Anfang nur 4 Legionen hatte, sind in diesen schon die Legionen des Salvidienus Rufus auch inbegriffen (wahrscheinlich die XI. und XII.).

Pollio und Munatius Plancus),⁶⁴ aus den reaktivierten Veteranen (den *evocati*) des Caesars und des Antonius, aber auch aus den abgerüsteten Soldaten des republikanischen Heeres. Die kritische Bemerkung des Manius trifft objektiv in größerem Maße auf die Parteiführer seines Herren und Gönners als auf Octavian zu, an dessen Adresse sie gerichtet war. Wenn Appian dies verschweigt, und nur das Endresultat erwähnt (die Erhöhung der gesamten Legionszahl von den vorgesehenen 28 auf 34), so ist auch dies ein Zeichen dafür, daß unser Auctor *hier* eine Antonius-freundliche Quelle benützte, und zwar wohl den in diesen Ereignissen tief interessierten Asinius Pollio, der das eigenmächtige Vorgehen seiner Parteigänger vertuschen wollte. Die Teilnahme der ehemaligen republikanischen Soldaten in diesem Heer ist im Einklang mit der Taktik ihrer Heerführer, die eine auswärtende Politik zwischen Octavian und L. Antonius befolgten, anfangs sogar eher den letzteren unterstützten, und ihm gegenüber sich bis zum Ende nicht feindlich erwiesen; daß wiederum L. Antonius auch republikanische Losungsworte in seiner Octavian gegenüber feindlichen Propaganda benützte, kann — bei aller Schleierhaftigkeit seiner tatsächlichen Pläne und Ansichten — als zutreffende Nachricht Appians betrachtet werden, und dies widersprach keineswegs der Stimmung der ehemaligen «republikanischen» Soldaten.⁶⁵ Bekannt ist auch die Neigung des Antonius — schon unmittelbar nach Philippi —, sich womöglich mit den Republikanern zu versöhnen und sich ihrer militärischen Kräfte zu bemächtigen.⁶⁶

Diese Vorgänge — die eigenmächtige Erhöhung der Legionenzahl durch die antonianische Partei und die Benutzung für diese Zwecke der ehemaligen republikanischen Soldaten wird von Appian nur andeutungsweise, in allgemeine Formeln verhüllt erwähnt, wenn nicht vollkommen verschwiegen. Das spricht — wie schon bemerkt wurde — für Asinius Pollio als Hauptquelle. Diese Quelle wurde aber von Appian nicht konsequent benützt; auch bezüglich der militärischen Entwicklung hatte er außer dieser noch eine «augusteische»

⁶⁴ Die Werbungstätigkeit des Asinius Pollio war jedenfalls in Zusammenhang mit seiner Betätigung in der Bodenverteilung für die Veteranen in Gallien, cf. DRUMANN-GROEBE: II. 7, Anm. 8.

⁶⁵ Inwiefern über eine bewußte politische Parteinahme, oder gar über ein politisch-gesellschaftliches Programm des Militärs im allgemeinen, oder einzelner Legionen die Rede sein könnte, ist eine bekannte Streitfrage. Negativ äußert sich darüber E. GABBA: *Athenaeum* (1951) 186 ff., 202 f. Ihm gegenüber sind andere Forscher eher geneigt, ein positives politisches Programm der Armee anzuerkennen, vgl.: O. SCHMITTHENNER: *Hist. Zschr.* 190 (1960) 1 ff.; P. A. BRUNT: *JRS* 52 (1962) 69–86; L. POLVERINI: *Aevum* 38 (1964) 450 ff. Die Angaben Appians (z. B. IV. 89/374, 124/521, 133/559) beweisen jedenfalls, daß die Heerführer die Stimmung ihrer Soldaten auch in politischer Hinsicht in Betracht nehmen mußten; so können wir auch im gegebenen Fall damit rechnen, daß die Stimmung und politische Ansichten der Soldaten republikanischer Heerführer in gewissem Grade anders waren als diejenigen der ehemaligen «caesarianischen» Legionen. Zum Zeitraum zwischen Caesars Tod und die Begründung des Zweiten Triumvirats, s. jetzt die umsichtigen Ausführungen in H. BOTERMANN: a. a. O. pp. 14 ff., 26 ff., 71 ff., 169 ff.

⁶⁶ BUCHHEIM: *Orientpolitik* 13 f., 31 f., 35.

Quelle in der Hand. Das folgt aus der Darstellung der Legionsordnung nach dem perusinischen Krieg.

7. Nach der Niederlage des L. Antonius (Frühjahr 40) stieg das Heer Octavians in gewaltigem Maße. Der frühzeitige Tod des Calenus ermöglichte es Octavian, sich auch seiner Legionen zu bemächtigen.⁶⁷ Über die Zunahme der Zahl von Octavians Legionen erhalten wir die folgenden genauen Angaben:

Octavians eigene Legionen ursprünglich . . .	4 (V. 24/96)
Legionen des Salvidienus Rufus	6 (V. 24/96)
Legionen des L. Antonius	6 (V. 46/192)
Legionen des Fufius Calenus	11 (V. 51/213)
Legionen des Munatius Plancus	2 (V. 50/209)

Das ergäbe eine Gesamtzahl von 29 Legionen (insofern wir vollzählige Legionen in Rechnung nehmen); diesem Resultat gegenüber gibt jedoch Appian eine Gesamtzahl von 40 Legionen Octavians an (V. 53/221), im Zeitpunkt unmittelbar nach dem Tode des Calenus.⁶⁸ Appian sagt zwar a. a. O., der junge Caesar hätte «mehr als 40 Legionen gehabt», da er aber sonst immer genaue, und nicht auf- oder abgerundete Zahlen gibt, muß das so verstanden werden, daß Octavian außer den 40 Legionen noch über *cohortes praetoriae*, Reiterei und Auxiliargruppen verfügte. Möglicherweise verkürzte hier Appian den ausführlicheren Text seiner Quelle. Wegen des Gegensatzes zwischen den Einzelangaben und der Summierung wird man an einen Irrtum des Schriftstellers, genauer: an eine gedankenlose Übernahme einer *augusteischen* Quellenangabe denken müssen.

Von dem Dreizehn-Legionen-Heer der «Antonianer» ergaben sich dem Octavian nur die 2 Legionen des Plancus (s. o., V. 50/209), während die übrigen 11 – wie das Appian berichtet – teils nach Brundisium, und teils nach Ravenna oder Tarent flohen, um von dort aus zu Murcus und Ahenobarbus, bzw. zu Antonius sich durchzuschlagen.⁶⁹ Ihr Plan ist jedoch nur teilweise

⁶⁷ App. V. 51/213, 54/225; Cass. Dio XLVIII. 20, 3.

⁶⁸ Diese Zahl entspricht genau den Angaben über die Legionen, die am Anfang des perusinischen Krieges in Italien und seinen Grenzgebieten in Waffen waren. Laut Manius (App. V. 22/87) hatten die Triumviren damals 34 Legionen, L. Antonius hatte 6 (App. V. 46/192). Demnach bedeutet die Angabe über die 40 Legionen, daß Octavian das gesamte Heer in seinen Händen vereinigte.

⁶⁹ Appians Bericht ist hier verworren. Es geht aus ihm nicht hervor, welche Legionen die einzelnen Hafen erreichten. Die geographischen Verhältnisse legen den Verdacht nahe, daß die Legionen von Brundisium aus am ehesten M. Antonius, die von Ravenna Domitius Ahenobarbus, und diejenigen aus Tarent am leichtesten Murcus erreichen konnten, s. dazu auch App. V. 2/8 f. Appian (V. 50/212) und Vell. Pat. a. a. O. machen auch wahrscheinlich, daß die Legionen des Asinius Pollio (der in Norditalien verweilte) in erster Reihe zu Ahenobarbus übergingen. Das Bündnis der beiden Feldherren wurde schon durch die erhöhte militärische Stärke des Ahenobarbus motiviert.

gelungen. Appian berichtet darüber, daß 3000 Reiter, mit Fulvia zusammen, auf 5, ihnen zugesandten Kriegsschiffen von Brundisium aus zu Antonius übergingen (V. 50/208). Diese «Ehreneskorte» der Fulvia erreichte in der Tat den Antonius, da die Ehegatten sich in Sikyon noch einmal trafen (ibid, 55/ 230).

Aber diese 11 Legionen gehörten seit der Niederlage und Ergebung des L. Antonius von *rechtlichem* Gesichtspunkt aus schon dem Octavian. Seit dem perusinischen Krieg betrachtete er sich selbst als den einzigen und unumschränkten Herren des ganzen Westens, Italien inbegriffen, und sein diesbezüglicher Standpunkt wurde auch von Marcus Antonius notgedrungen im Bunde von Brundisium (Ende 40) mit einigen Einschränkungen akzeptiert.⁷⁰ Daß von den 13 Legionen sich nur zwei wirklich ergaben, war von «rechtlichen» Standpunkt aus irrelevant — die übrigen elf waren lediglich «Meuterer», die jedoch rechtlich dem octavianischen, im Westen allein rechtmäßigen Heere zugehörten, und deshalb in seine offizielle Heeresliste aufgenommen wurden. Das hatte auch von propagandistischem Standpunkt aus seinen guten Grund. Wenn diese — im Verlauf der weiteren Erzählung fast vollkommen vergessenen — *elf* Legionen zu jenen 29 zugerechnet werden, die aus den Einzelangaben bekannt sind, — erhält man eben die von Appian genannten 40 Legionen, d. h. alle diejenigen, die in Italien und seinen Randgebieten zur Verfügung standen. Diese Angabe entstammt jedenfalls einer augusteischen Quelle, u. zw. allem Anschein nach eben den *Commentarii* des Augustus. Die Benutzung dieser Autobiographie durch Appian, eben in den Kapiteln über den perusinischen Krieg, wurde schon mehrmals als Möglichkeit aufgeworfen, und kann — trotz gewisser Zweifel — für sicher erachtet werden.⁷¹ Augustus selbst hatte zur Zeit der Abfassung seiner Erinnerungen noch aktuelles Interesse daran, die tatsächliche Lage, den Abfall der elf Legionen zu verschleiern; der späteren augusteischen Geschichtsschreibung war diese Frage schon irrelevant.

8. Die augusteische Quelle verrät sich auch in den Angaben über die weiteren Veränderungen innerhalb des römischen Heeres. Nach Beendigung des perusinischen Krieges, d. h. nachdem Octavian laut Appian a. a. O. schon Feldherr aller 40 «westlichen» Legionen war, fanden noch drei weitere Veränderungen statt: die *erste* schon im Sommer d. J. 40. Als Lepidus das ihm schon

⁷⁰ S. in erster Reihe die Bedingungen betr. der westlichen Reichshälfte (Cass. Dio XLVIII. 28—29; App. V. 65/274), Buchheim: op. c. 35—39, die seitens Antonius einen fast vollkommenen Verzicht auf das frühere militärische Gleichgewicht im Westen bedeuteten. Die theoretische Möglichkeit, in Italien Rekruten zu werben, war nur ein Palliativ. Dadurch verlor aber Antonius auch den politischen Einfluß im Westen.

⁷¹ E. MALCOVATI: *Imp. Caesaris Augusti Operum fragmenta*³. *Opera historica* frg. XIII. p. 91 ff. Die dagegen erhobenen Zweifel von E. GABBA: *Appiano . . .* 197 Anm. 1. sind nicht stichhaltig, da App. gestandenerweise (V. 45/191) die Rede des L. Antonius in überarbeiteter Form dargeboten hat.

seit einem Jahre versprochene Proconsulat in Africa endlich antrat, nahm er auch «die sechs verdächtigsten Legionen des Antonius» (... ἄγοντα τῶν Ἀντωνίου τελῶν τὰ ὑποπτότατα ἐξ -- V. 53/223) mit sich. Daß diese Legionen mit dem vollen Einverständnis des Octavian dem Lepidus folgten, ist sowohl aus dem Kontext (denn das Wort ὑποπτότατα kann selbstverständlich nur von dem Standpunkt des Octavianus aus verstanden werden) als aus ihrer gegenseitigen Machtlage zu folgern. Der Satz muß so verstanden werden, daß Octavian diese 6 Legionen dem Lepidus überließ oder gar übergab — einerseits, weil er den Lepidus als seinen eigenen Legaten ansah (cf. schon Caes. Dio XLIX. 8, 3), andererseits weil dieselben ohnehin «verdächtig» waren. Aber an welche Legionen denkt hier Appian? Es kann nicht von jenen Legionen die Rede sein, die sich mit L. Antonius bei Perusia ergaben — denn derselbe wird konsequent Λούκιος genannt, während Ἀντώνιος nur den Triumvir bedeuten kann. Sehr unwahrscheinlich auch, daß von einem Teil der früheren Legionen des Fufius Calenus die Rede sei — sonst hätte doch irgendwie erwähnt werden sollen, daß diese 11 Legionen nicht ganz gleich gesinnt waren. Es handelt sich demnach um einen Teil jener 11 Legionen, die sich nach der Katastrophe bei Perusia zu Antonius bzw. Ahenobarbus und Murcus durchschlagen wollten. Der Anfang dieser Aktion wurde oben erörtert, der weitere Verlauf und Ausgang des Versuches muß noch erläutert werden. Unsere Quellen versagen allerdings dabei: was wirklich geschehen ist, muß zwischen den Zeilen herausgelesen werden.

Zu diesem gut organisierten und ausgebildeten Heer von ursprünglich 13 Legionen unter Asinius Pollio und seinem Gefährten gehörte eine Reiterei von 6500 Mann (V. 50/208), d. h. zu jeder Legion 500 Reiter. Nun wissen wir, daß es 3000 Reitern gelungen ist, mit Fulvia zusammen von Brundisium aus zu M. Antonius zu gelangen (V. 50/210 f.). Diese wurden ihr «von den übrigen Feldherren» (offenbar von jenen der 13 Legionen) als Ehreneskorte mitgegeben. Die 3000 Reiter entsprechen demnach 6 Legionen, deren Infanterie jedoch in Italien stecken blieb. Antonius sorgte nur für den Übergang der Reiterei, die er für seinen geplanten Partherzug brennend gebrauchte, die eigentlichen Legionen ließ er in Italien. Diese 6 Legionen des Antonius (genauer gesagt: nur ihre Infanterie) gingen nun, mit Erlaubnis Octavians und zusammen mit den eigenen Legionen des Lepidus nach Africa hinüber. Octavian konnte in seinen Commentarii dieselben füglich als vollwertige Legionen darstellen und behaupten, er selbst hätte dieselben Lepidus übergeben: ein neues Beispiel für seine eigene *magnanimitas* und den Undank des Lepidus.

Das Schicksal der übrigen fünf Legionen ist auch zu erraten. Ihnen gelang von Tarentum bzw. Ravenna aus der Übergang zu Ahenobarbus und Murcus. Diese Häfen waren weniger bewacht als die hochwichtige Hafenstadt Brundisium, Ahenobarbus viel näher als der in Alexandrien verweilende Antonius; die Nähe der pompeianischen Flotte erleichterte wiederum den Übergang zu

Murcus. Die zwischen Asinius Pollio und Ahenobarbus angesponnenen Besprechungen (Vell. Pat. II. 76, 2, App. V. 50/212) trugen ebenfalls dazu bei, den Übertritt dieser Legionen zu Ahenobarbus zu erleichtern. Das alles erklärt auch, warum Antonius nach diesen Ereignissen es so eilig hatte, sich mit Ahenobarbus zu versöhnen, und mit dem geächteten «Caesarmörder» rasch ein Bündnis anzuknüpfen. Darin muß außer der Vermittlung des Pollio auch die erhöhte militärische Kraft des Ahenobarbus seine Rolle gespielt haben. Die auffallend ehrenvolle Behandlung des jüngst noch proskribierten Mannes und sein selbstbewußtes Auftreten Antonius gegenüber ist nur durch seinen unerwarteten Machtanwuchs zu erklären.⁷²

Die *zweite* Veränderung in der Anzahl der Legionen trat nach dem brundisinischen Vertrag i. J. 40 zwischen Antonius und Octavian und nach der «Entlarvung» und Hinrichtung des Salvidienus Rufus ein,⁷³ als Octavian zum Zeichen seiner Freundschaft neben anderen militärischen Einheiten auch die 6 Legionen des Verräters dem Antonius überließ (App. V. 66/279). Dieser Schritt kann auch als Schadenersatz für jene 6 Legionen aufgefaßt werden, die ursprünglich auch zu Antonius übertreten wollten, von Octavian aber damals dem Lepidus überlassen wurden.

Der kurz nachher, i. J. 37 gegen S. Pompeius begonnene «letzte» Krieg, der fast ausschließlich auf der See ausgefochten wurde, brachte keine weiteren Veränderungen des Legionensystems mit sich. Weder Appian noch die übrigen Quellen erwähnen irgendwelche größere Aushebungen, und die von Fall zu Fall dargebotenen konkreten Angaben über die Zahl der Legionen machen eine solche Annahme ebenfalls nicht nötig.⁷⁴ Die *dritte*, und in dem hier untersuchten Zeitraum letzte Wendung trat erst am Ende des Krieges ein, als Lepidus, mit seinem bis dahin auf 22 Legionen gestiegenen Heere zusammen⁷⁵ sich

⁷² S. dazu BUCHHEIM: a. a. O. 106 Anm. 76, mit ausführlichem Quellennachweis.

⁷³ Über die Hinrichtung des Salvidienus Rufus: R. SYME: *The Roman Revolution* 220 Anm. 6; F. VITTINGHOFF: *Der Staatsfeind in der römischen Kaiserzeit*, Stuttgart 1936, 8 ff.; BUCHHEIM: a. a. O. 39 f.

⁷⁴ Die gesamte, unter dem unmittelbaren Kommando des Agrippa stehende Heereskraft Octavians in Sizilien, wird nach der großen Konzentration aller seiner Streitkräfte daselbst auf 21 Legionen (mit entsprechender Reiterei usw.) berechnet (App. V. 116/481). Darin sind auch die Legionen des Carrinas (V. 112/469) und diejenigen des Laronius (V. 115/479) inbegriffen. Diese Angabe widerspricht also nicht dem Bericht über die insgesamt 23 Legionen des Octavian.

⁷⁵ Über die zahlenmäßige Zunahme des Heeres von Lepidus erfahren wir folgendes: i. J. 43 hatte er 3 Legionen (App. IV. 3/9), i. J. 41 wenigstens 2 Legionen (V. 29/114). Dazu kamen i. J. 40 weitere 6 (V. 53/223). Sextus Pompeius griff er i. J. 36 mit 12 nicht vollzähligen Legionen an (V. 98/406), und erhielt danach eine Verstärkung von weiteren 4 Legionen (V. 104/430), von denen allerdings schon während des Übergangs 2 zugrunde gingen (ibid. § 432), so daß er in Sizilien über 14 eigene Legionen verfügte. Dazu kamen die 8 Legionen des Plenius (V. 122/505 ff.), wodurch sein Heer auf 22 Legionen stieg. Daraus folgt, daß Lepidus während seiner Statthalterschaft in Africa 7 oder 8 neue Legionen erworben hat. Diese waren keine regulären Heereskörper; das folgt auch daraus, daß sie nicht vollzählig waren. Damit ist auch zu erklären, daß die Quellen, was ihre Anzahl betrifft, sich widersprechen: Vell. Pat. II. 80, 2 gibt «mehr als 20» an («inflatus amplius XX legionum numero»), Suet.: Aug. 16, 9 genau 20.

dem Octavian ergeben mußte (App. V. 123/509), wodurch der junge Caesar — nach dem Siege über alle seine westlichen Gegner und Widersacher — nunmehr über 45 Legionen verfügte (V. 127/525). Diese Angabe ist mit dem Ergebnis der bisherigen Ausführungen — trotz der scheinbaren Inkonssequenzen — in voller Übereinstimmung. Das soll an der folgenden Tabelle dargestellt werden:

Legionen Octavians nach Perusia «rechtlich»	40, praktisch 29
	(V. 53/221)
Davon dem Lepidus überlassen	6 (V. 53/223)
[Zu Ahenobarbus und Murcus übergegangen	5 (unerwähnt)]
Dem Antonius überlassen	6 (V. 60/279)
	bleiben 23 (cf. V. 116/481)
Dazu die Legionen des Lepidus	22 (V. 123/509)
<hr/>	
Gesamtzahl der Legionen Octavians	
Ende 36	45 ⁷⁶ (V. 127/525)

9. Die hier dargelegten Ausführungen legen einige Schlüsse sowohl in bezug auf den Zustand unserer historiographischen Tradition über die Jahre des zweiten Triumvirats, wie auch in bezug auf manche Fragen der Heeresorganisation im genannten Zeitraum nahe.

a) Die hauptsächliche *Quelle* dieser Jahre, Appian, erwies sich als grundsätzlich glaubwürdig auch in bezug auf die von ihm dargebotenen Zahlen über die Legionen. Er folgte in den Büchern III und IV der *Emphyilia* einer einheitlichen Quelle, die konsequente und aus zeitgenössischen Quellen geschöpfte (oder gar der persönlichen Erinnerung entnommene) Angaben über die damalige Heeresorganisation enthielt. Dies bestätigt die jetzt im allgemeinen angenommene These, wonach Appian in diesem Teil seines Werkes Asinius Pollio als Hauptquelle benützte. Komplizierter ist die Lage mit dem V. Buch: hier konnten wir *zwei* Quellen unterscheiden, eine nicht-augusteische (möglicherweise immer noch Asinius Pollio, was aber nicht gewiß ist), und eine augusteische (wahrscheinlich die *Commentarii* des Augustus). Daraus entstanden jene Unstimmigkeiten, Inkonssequenzen und Auslassungen, die die ganze Darstellung Appians als unzuverlässig erscheinen ließen. Die *Commentarii* wurden namentlich von dem perusinischen Krieg ab als hauptsächliche

⁷⁶ Orosius VI. 20, 6 sagt, Octavian hätte 44 Legionen gehabt. Der Widerspruch ist durch die widersprechenden Angaben über die genaue Legionszahl des Lepidus zu erklären, und leicht verständlich auch deshalb, weil kurz danach ein großer Teil dieser Legionen ohnehin aufgelöst wurde (App. V. 129/534 f.).

Quelle benützt. Die Darstellung Appians gliedert sich gut in den allgemeinen Rahmen der uns erreichbaren Tradition ein: seine zahlenmäßigen Angaben entsprechen im großen und ganzen den zerstreuten Daten der übrigen Historiker (Vell. Pat., Cassius Dio und Orosius). Das zeugt dafür, daß sich in den ersten Jahrhunderten des Prinzipats aufgrund der zeitgenössischen Autoren eine einheitliche Tradition über die Zeit des Triumvirates ausgebildet hat.

b) Auch über die *Heeresorganisation* erhalten wir aufschlußreiche Berichte. Den einzelnen Angaben konnte ein gewisses System auch in dieser Beziehung entnommen werden, dessen einzelne Beziehungen nun kurz zusammengefaßt werden sollen:

(1) Die *Aushebungen* fanden in zwei hauptsächlichen Formen statt: durch Reaktivierung von Veteranen (*revocatio* bzw. *evocatio veteranorum*), und durch Rekrutenanwerbungen, bzw. Volkerhebungen aufgrund eines *senatus consultum*. Beispiele der ersten Kategorie sind die privaten oder quasi-privaten Aushebungen von Octavian i. J. 44, und diejenigen des Asinius Pollio und seiner Gefährten i. J. 41. Beispiele des zweiten Vorgangs: Aushebungen des Decimus Brutus i. J. 44, des Senats für Pansa i. J. 43, des L. Antonius i. J. 41. Für ganz illegale Werbungen durch private Personen in Italien haben wir keine Beispiele gefunden, noch eher in den Provinzen, so schon in gewissem Grade diejenigen des Asinius Pollio in Gallien, und jedenfalls die Aushebung des Lepidus in Africa i. J. 37/36. Das sind aber Ausnahme-Erscheinungen.

(2) Dem System der Aushebungen ist eine Tendenz zu entnehmen, die *Konstanz der Heeresorganisation* womöglich zu erhalten. Neue Legionen wurden von den Triumviren womöglichst *nicht* organisiert, die gegebenen Rahmen der Heeresorganisation wurden beibehalten, und die neuen Aushebungen dazu benützt, um die Rahmen der schon bestehenden Legionen aufzufüllen. Dem entspricht auch die Tendenz, bestehende Legionen womöglich nicht aufzulösen (einen Ausnahmefall bedeutet die Zusammenfassung der *zwei*, von Calenus dem Octavian übergebenen Legionen in eine einzige). Massenhafte Auflösungen der Legionen fanden nur jeweils am Ende einer Kriegsperiode statt: nach Philippi und am Ende des Krieges gegen S. Pompeius. Aber nach dem perusinischen Krieg löste Octavian diese Frage eher durch Überlassen einer Anzahl seiner Legionen an Lepidus bzw. Antonius, als durch die vollkommene Auflösung derselben. Diese Prinzipien der Organisation führten auch zum Ergebnis, daß die Stärke der Mannschaft innerhalb der einzelnen Legionen oft schwankend war (es gab überzählige und nicht-vollzählige Legionen), aber die Zahl der Legionen innerhalb je einer Periode der Kriegsereignisse auf demselben Niveau gehalten blieb.

(3) Aufgrund des vorangehenden, können die *Schwankungen der Legionenzahl* in den Jahren 42–36 im folgenden präzisiert werden — immer nur das Heer der Triumviren vor Augen gehalten:

i. J. 42	43
i. J. 41 (vor Beginn des perusinischen Krieges)...	35
i. J. 41 (während des perusinischen Krieges).....	45 ⁷⁷
i. J. 40 (nach Beendigung des perusinischen Krieges).....	46 ^{77a}
i. J. 36 (nach Beendigung des Krieges gegen S. Pompeius und nach der Niederlage des Lepidus)	59

Die ganze Zahl der unter Waffen stehenden Legionen — inbegriffen auch die gegnerischen Heere der Bürgerkriege — muß in diesem Zeitraum selbstverständlich viel höher berechnet werden. Im Bürgerkriege kämpften wenigstens 52 Legionen gegeneinander, z. Z. des perusinischen Krieges etwa 55 Legionen, und in der letzten Phase des Krieges gegen S. Pompeius erreichte die Zahl der organisierten Legionen wieder mehr als 60.⁷⁸

Diese Legionen enthielten nur die Infanterie; aber zu jeder Legion gehörte normalerweise auch eine Anzahl von Reitern, deren Zahl etwa zwischen 500 und 1000 schwankte; deshalb betrachten die Auctoren die Reiterei als einen Bestandteil der Infanteristen-Legionen, der *τέλη πεζῶν*. Die Legionen wurden außerdem mit leichter Miliz ergänzt, deren Einheiten aber noch nicht straff organisiert waren, eben darum werden dieselben nur selten mit der Zahl der Einheiten, viel öfter (fast ständig) mit der Zahl der Mannschaft bezeichnet. Die nicht-römische, «barbarische» Bevölkerung wurde gelegentlich in Legionen organisiert (M. Brutus bildete mindestens eine Legion aus Makedonen, und im Heer des Lepidus dienten offenbar auch Afrikaner), regelmäßig wurden jedoch die «Barbaren» eher als Reiter und Leichtbewaffnete angewendet.

c) Endlich ergeben sich aus dem Vorhergesagten auch noch gewisse Folgerungen für die heeresorganisatorische Tätigkeit des Augustus. Im Lichte der bisherigen Ergebnisse erscheinen seine nach d. J. 31 durchgeführten Maßregeln weniger als durchgehende Neuerungen, eher als eine Rückkehr zu den grundlegenden Methoden der Zeit des Triumvirats. Am Ende der ersten Phase seiner diesbezüglichen Tätigkeit (i. J. 25/24 v. u. Z.) gab es ebensoviel Legionen wie im Heere der Triumviren nach der Schlacht von Philippi. Auch die grundlegenden Prinzipien blieben dieselben: die Bestrebung, die Legionen als ständige militärische Einheiten und ihre Gesamtzahl womöglich am selben Niveau zu erhalten, und die einmal schon organisierten Legionen nicht mehr

⁷⁷ Dazu sind in Italien die 6 Legionen des L. Antonius zuzurechnen.

^{77a} Der Unterschied entsteht daraus, daß L. Antonius 6 Legionen übergab, und 5 zu Ahenobarbus und Marcus übergingen.

⁷⁸ Über die Legionen der Republikaner (z. B. Mureus und Ahenobarbus), über diejenigen des S. Pompeius und über die von M. Antonius im Orient etwa neu organisierten Legionen haben wir in diesem Zeitraum keine zusammenfassenden Angaben. Die hier angegebenen Zahlen geben jeweils das zu errechnende Minimum.

aufzulösen — alle diese charakteristischen Züge der augusteischen Heeresorganisation haben ihren Ursprung in den Jahren des zweiten Triumvirats, und seine weiteren Präzendenzen in Caesars Heeresorganisation. Augustus bewährte sich auch in dieser Hinsicht als der bedachte Fortsetzer der einmal schon erreichten Errungenschaften. Die Anregungen und Initiativen der großen Vorgänger erhielten durch seine Tätigkeit ihre vollkommene Entfaltung.*

Budapest.

* *Korrekturnachtrag.* Nach Abschluß meines Manuskripts (April 1968) konnte ich die ausgezeichnete Arbeit von H. BOTERMANN: Die Soldaten und die römische Politik in der Zeit von Caesars Tod bis zur Begründung des Zweiten Triumvirats, Zetemata 46, München 1968 kennen lernen. So konnte darauf nur schon in den Anmerkungen Bezug genommen werden. Den Text selbst zu verändern schien umso eher überflüssig zu sein, als in meinem Aufsatz eben der Zeitraum des II. Triumvirats ausführlich bearbeitet wird, der schon außerhalb des Interessenkreises der Arbeit H. BOTERMANNs liegt.

H. KREISSIG

DIE LANDWIRTSCHAFTLICHE SITUATION IN PALÄSTINA VOR DEM JUDÄISCHEN KRIEG

Der sogenannte Jüdische oder besser Judäische Krieg, der 73 u. Z. mit dem Fall von Masada zu Ende ging, bildet eine wichtige Zäsur in der jüdischen Geschichte. Obwohl schon seit der Eroberung Jerusalems durch Pompeius 63 v. u. Z. das Gebiet unter römische Oberhoheit gekommen war, hatte es sich doch selbst in der prokuratorischen Zeit eine gewisse Autonomie zu wahren gewußt. Mit dem erneuten Fall Jerusalems aber hörte das jüdische Staatsgebilde endgültig zu existieren auf.

Da der Aufstand des jüdischen Volkes sich allen historischen Fakten nach zu schließen nicht primär gegen die römische Besatzung, sondern mehr gegen die besitzenden jüdischen Klassen richtete, die mit den Römern zusammenarbeiteten, d. h. der Judäische Krieg in seinem Kern ein sozialer Aufstand war, scheint es mir notwendig, eine Untersuchung der sozialökonomischen Situation im Palästina jener Zeit durchzuführen, die sich löst von solchen traditionellen Voraussetzungen, daß das Judentum «eine durch Gebräuche und Vorschriften der Frömmigkeit, der Reinheit und der Lebensführung gebundene Gemeinschaft»¹ mit einem «starren, dem ganzen Volk in Fleisch und Blut übergegangenen Doktrinarismus»² war, bei der sich jede Auflehnung «immer wieder in das aus der Inbrunst der Psalmen sich nährend religiöse Pathos» umwendet,³ deren Wesen «weniger von der empirischen Existenzweise des Volkes als vom religiösen Prinzip her bestimmt»⁴ und der die «Religion das Leben»⁵ war. Sie muß sich auch lösen von einer Einteilung des jüdischen Volkes in Parteiungen und Sekten — Pharisäer, Sadduzäer, Essener —, deren Anhänger letzten Endes nur einen geringen Bruchteil eben dieses Volkes ausmachten.

¹ G. FERRERO—G. BARBAGALLO: Das alte Rom. Stuttgart 1927. 593 f.

² ED. MEYER: Ursprung und Anfänge des Christentums. Stuttgart—Berlin 1921. I 203.

³ E. LOHMEYER: Soziale Fragen im Urchristentum. Leipzig 1921. 62.

⁴ L. GÖPPELT: Christentum und Judentum im ersten und zweiten Jahrhundert. Gütersloh 1954.

⁵ J. KLAUSNER: Jesus von Nazareth. Seine Zeit, sein Leben und seine Lehre. Berlin 1930.

Hier wird versucht, die sozial-ökonomische Struktur der *gesamten* landwirtschaftlichen Bevölkerung, also einschließlich des Tagelöhners, des Pächters, des Kleinbauern im Gebirge Juda zu geben. Die städtische Bevölkerung und ihre Lage bleiben einer besonderen Untersuchung vorbehalten.

1. *Situation der Landwirtschaft*

Während über die wirtschaftlichen Verhältnisse vor allem Klausner⁶ und Grant⁷ wertvolle Daten zusammengetragen haben, findet sich die beste detaillierte Übersicht über alle Fragen des palästinensischen Ackerbaus noch immer in der Talmudischen Archäologie.⁸ Jedoch bedarf auch dieser Überblick einiger Ergänzungen, da einmal die landwirtschaftlichen Formen außerhalb des Ackerbaus zu ungenügend berücksichtigt sind, zum anderen bei antiken Autoren,⁹ aber auch in jüdischen Apokryphen und Pseudepigraphen sowie in frühchristlichen Schriften noch wertvolle Hinweise zu finden sind.

Die Situation der Landwirtschaft ist außer von der menschlichen Arbeitskraft, dem Stand der Technik und den Besitzverhältnissen, von denen später zu sprechen sein wird, abhängig von Boden und Klima. Die geographische Lage in der subtropischen Zone ist dabei nicht wichtiger als die Unterschiedlichkeit, die sich daraus ergibt, daß Palästina von Westen nach Osten von der Küste des Mittelländischen Meeres in großen Terrassen bis zur Höhe von über 500 Metern in Galiläa und über 800 Metern im Gebirge Juda aufsteigt, um dann steil in das Jordantal unter Meeresspiegel abzufallen. Obwohl die Küstenebene seit dem Makkabäer Simon zum größten Teil zu Judäa gehörte und während der römischen Herrschaft zeitweise dem jüdischen Staatswesen unterstand, blieben die Judäer hier doch gegenüber den eingewanderten Griechen, Makedonen und Syrern in der Minderheit. Ich möchte diesen Teil deshalb ebenso wie Samaria, dessen Bewohner aus traditioneller Feindschaft gegen die Judäer sich deren Bewegungen meist nicht anschlossen, aus meinen Betrachtungen im wesentlichen ausschließen. Die Basis, die für den Jüdischen Krieg zu untersuchen ist, ist in erster Linie das eigentliche Judäa, ohne die Küstenebene, und Galiläa, als Nebengebiete Idumäa, Peräa und die Dekapolis. Bei Untersuchung antiker Äußerungen zur wirtschaftlichen Lage darf man nicht außer acht lassen, daß sich besonders griechische und lateinische Autoren meist auf die vorwiegend von Griechen bewohnten Küstenstreifen Palästinas beziehen, die sie oder ihre Quellen womöglich allein kennengelernt haben.

⁶ KLAUSNER: a. W. 231–257.

⁷ F. GRANT: *The Economic Background of the Gospels*. Oxford 1926. 54–64.

⁸ S. KRAUSS: *Talmudische Archäologie* (TA). Leipzig 1910–1912, II 161–247.

⁹ Verstreut, d. h. nicht thematisch gegliedert, zum größten Teil in: *Textes d'auteurs grecs et romains relatifs au Judaïsme, réunis, traduits et annotés par TH. REINACH*. Paris 1895.

Leider sind die uns verfügbaren Quellen wenig objektiv; das gilt besonders für den sonst so wertvollen Aristeeasbrief wie auch für Josephus. Wenn Aristeeas von einer dichten Bepflanzung mit Ölbäumen, Halmfrüchten, Hülsenfrüchten, Wein spricht; von zahlreichem Vieh und ausgedehntem Weideland,¹⁰ so muß man diese Äußerung ebenso vorsichtig aufnehmen wie die Versicherung des Josephus, daß die Berge und Ebenen Judäas (und Samarias) günstig für den Ackerbau seien, daß es fruchtbare Bäume und viel wildes und veredeltes Obst gäbe.¹¹ Geradezu in Begeisterung bricht Josephus bei der Schilderung Galiläas aus, das fruchtbar und reich an Weiden sei, Bäume aller Art in Menge trage und so ergiebig sei, daß es auch den trügsten Bauern zum Arbeiten anrege und von dem kein Teil brach liege. Wegen der Fruchtbarkeit des Bodens sei auch die Bevölkerung der Dörfer überall so dicht, daß selbst das kleinste Dorf über 15 000 Einwohner zähle.¹² Besonders am See Genezareth sei die Landschaft nicht nur «von wunderbarer Natur und schön», sondern auch «durch die Fettigkeit des Bodens» ausgezeichnet, und sie habe «wohltemperiertes Klima».¹³ — Bedeutend sachlicher spricht Tacitus von «ergiebigem Boden»,¹⁴ wobei aber, wie gesagt, durchaus nur die Küstengegend gemeint sein könnte.

Den tatsächlichen Verhältnissen näher auf die Spur kommen wir, wenn wir bei Aristeeas lesen, daß Ackerbau eifrig betrieben werden muß, damit auch die auf den Bergen Wohnenden reichen Ertrag haben (Arist. 107), «aber das Land vernachlässigt wird».¹⁵ Da jedoch zur Zeit der Abfassung des Pseudo-Aristeeas die Küstenebene zweifellos nicht so eng zur Provinz Judäa gehörte, daß sie in dem geforderten Sinne einer Art Wirtschaftsplanung unterworfen werden konnte, dürfte hier im besonderen das Gebiet zwischen dem alten Bet-Semeš und etwa Thamna, das so übermäßig fruchtbar zweifellos nicht war, und natürlich die Gegend von Archelais bis Jericho entlang dem Jordan gemeint gewesen sein. Dazu paßt dann auch die auf die Umgebung Jerusalems gemünzte Bemerkung Strabons, daß das Gebiet «unfruchtbar, wasserlos und steinig»¹⁶ sei.

Judäa allein dürfte landwirtschaftlich kaum in der Lage gewesen sein, sich selbst zu erhalten, wenn es nicht von Galiläa unterstützt worden wäre.¹⁷

¹⁰ Arist. 112: ἐλαϊκοῖς, σιτικοῖς καπροῖς, ὀσπριοῖς, ἀμπέλῳ . . . κτήνη τε πολλὰ παμμιγῆ· καὶ δαυιλῆς ἡ τούτων νομή.

¹¹ BJ III 49: εἰς τε γεωργίαν μαλθακαὶ καὶ πολύφοροι κατάδεντροί τε καὶ ὀπώρας ὀρουνῆς καὶ ἡμέρου μεσταί . . .

¹² BJ III 43: ὑπὲρ πεντακισχίλιους πρὸς τοῖς μυριοῖς . . . οἰκήτορας.

¹³ BJ III 516: θανυστή φύσιν τε καὶ κάλλος — διὰ τὴν πύωτητα — τοῦ δ' αἵματος τὸ εὐκρατον.

¹⁴ Tac. Hist. V 6: über *solum*.

¹⁵ Arist. 108: ἀμελεῖσθαι δὲ τῆς χώρας.

¹⁶ Strab. XVI 2, 36: ληπρὰν καὶ ἀνδρῶν . . . καὶ ὑπόπετρον.

¹⁷ Vgl. J. JEREMIAS: Jerusalem zur Zeit Jesu. Kulturgeschichtliche Untersuchung zur neutestamentlichen Zeitgeschichte. 3., neubearb. Aufl. Berlin 1963, 52: Getreide aus Galiläa für Jerusalem.

Die Schilderung Josephus' findet einige — allerdings weit nüchternere Stützen bei Strabon, der von «feinen gepökelten Fischen, fruchttragenden Bäumen, den Apfelbäumen ähnlich»¹⁸ spricht. In einer Baraita des babylonischen Talmuds heißt es, daß «Früchte vom Genezareth» besonders schmackhaft seien.¹⁹ Den gleichen Eindruck einer größeren Fruchtbarkeit Galiläas gewährt die Zusammenstellung der Landesprodukte dieser Provinz, die Strack und Billerbeck nach dem Talmud geben,²⁰ zu der man sicherlich noch die Aufzählung von Produkten fügen darf, die der Traktat Uqcin gibt (Uqc. I 2 — III 7) und die sich verstreut in den babylonischen Gemarot finden.²¹ Fügt man noch die Nußbäume, Dattelpalmen, Feigenbäume und Ölbäume (BJ III 517) und die andere Bemerkung des Josephus hinzu, wonach ganz Galiläa am meisten mit Ölbäumen bepflanzt sei (BJ II 592), und darf man mit Recht annehmen, daß sich die talmudischen Legenden über den Reichtum an Weintrauben und Feigen²² in ihrem historischen Kern ebenfalls auf Galiläa beziehen, so stellt man fest, daß sich der Reichtum Galiläas nicht so sehr auf Getreidebau stützt als auf Sonderkulturen. Und wir gehen nicht fehl, wenn wir die gleiche Situation auch für das einzige wirklich reiche Gebiet Judäas, die Gegend von Jericho, annehmen, wie die Quellen erweisen werden. Diese Tatsache muß festgehalten werden, weil sie von Einfluß auf die soziale Lage der Bevölkerung ist.

In der Ebene von Jericho, der fruchtbarsten Gegend Judäas, wächst die von L. Annaeus Florus (Epit. I 40, 29), C. Julius Solinus (Coll. XXXV 5), Dioscorides,²³ Strabon (XVI 2, 16), Diodor (II 48), Tacitus (Hist. V 6), Plinius²⁴ und natürlich Josephus²⁵ erwähnte Balsamstaude. Ebenso berühmt sind die Palmen von Jericho, die von Tacitus,²⁶ Diodor,²⁷ Plinius,²⁸ Strabon²⁹ und Josephus³⁰ genannt und von Horaz (Epist. II 2, 184) besungen werden. Außerdem erscheinen bei Plinius das Harz von Jericho als « dickflüssiger und wohl-

¹⁸ Strab. XVI 2, 45: *ταριχείας ιχθύων ἀστείας . . . δένδρα καρποφόρα, μηλέας ἐμπερή.*

¹⁹ b. Pes. 8 b: *תוצרת גניזת*.

²⁰ H. L. STRACK — P. BILLERBECK: Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch (SB). 4 Bde. München 1922 — 1928, Bd V 1956, Bd VI, hrsg. v. J. JEREMIAS, 1961, I 154.

²¹ Besonders b. JT 25 b: Epheu, Lupine, Kaper; b. Taan. 75 a: Korianderkörner, Leinsamen; b. Suk. 9 b: Kürbisse.

²² b. Ket. 111 b; vgl. S. W. BARON; A Social and Religious History of the Jews, Vol. I — II, 2nd ed. rev. and enlarged. New York 1952, I 251, wonach palästinensische Datteln, Feigen, Oliven, Weintrauben im ganzen Mittelmeergebiet bekannt waren.

²³ Diosc. De m. m. I 19: *βάλσαμον . . . γεννώμενον ἐν μόνη Ἰουδαίᾳ κατὰ τινα ἀλῶνα . . .*

²⁴ Plin. Hist. nat. XII 25: *. . . balsamum, uni terrarum Iudaeae concessum . . .*

²⁵ BJ I 138; I 161; Ant. XIV 54; XV 96.

²⁶ Tac. Hist. V 6: *palmetis proceritas et decor.*

²⁷ Diod. II 48: *ἀγαθὴ δ' ἐστὶ φοινικόφυτος ὅσην αὐτῆς συμβαίνει ποταμοῖς διεληφθαι χρησίμοις ἢ πηγαῖς δυναμέναις ἀρδεύειν.*

²⁸ Plin. Hist. nat. XIII 4: *Iudaea vero incluta est vel magis palmis.* — Hier werden neben Jericho auch Archelaïs, Phasaclis und Livias genannt.

²⁹ Strab. XVI 2, 41: *ὁ φοινικῶν δὲ τοιοῦτος, ἔχων τὸν καρπὸν τὸν φοῖνικα ἐν ταῖς μόνον . . .*

³⁰ BJ I 138; I 361; Ant. XI 54; XV 96; XVIII 31 (bei Archelaïs).

riechender als selbst das Terpentins» (Hist. nat. XIV 20) und bei Florus «Weihrauch- und Balsamwälder» (Epit. I 40, 29).

Als zweitwichtigster Ort nach Jericho für Palmenwälder wird wegen seines fruchtbaren Bodens von Plinius Engedi genannt,³¹ ein Hinweis, der neben den archäologischen Befunden von Qumran berechtigten Zweifel an der Richtigkeit der Behauptung Diodors weckt, wonach die Umgebung ausgedörrt und stinkend sei, die Menschen krank mache und nur ganz kurze Zeit leben lasse.³²

Für die Gegend von Jerusalem hat Jeremias die vorkommenden Anbaumöglichkeiten zusammengetragen. Wohl findet auch er Oliven, Wein, Feigen, Gemüsearten,³³ und wenn wir Aristes glauben wollen, «war das Gebiet mit Ölbäumen dicht bepflanzt sowie mit Halm- und Hülsenfrüchten; dazu gab es Wein und viel Honig». Obstbäume und Dattelpalmen seien nicht zu zählen gewesen.³⁴ Aber es kann kein Zweifel bestehen, daß Strabon und die zitierte offenerzigere Stelle bei Aristes über den Zustand des Landes hier den Vorzug verdienen. Die Vision Henochs, wonach das Land bei Jerusalem voller Bäume ist (Hen. XXVII 1), ist als historische Quelle natürlich überhaupt nicht zu verwenden.

In bezug auf die Randgebiete erzählt Josephus von Peräa, daß es «öde und rauh, zur Anzucht von edlen Früchten zu wild» sei, daß «in den mit verschiedenerlei Bäumen bestandenen Ebenen am meisten Ölbäume, Weinstöcke und Palmen angebaut werden», das Land «von Gebirgsbächen und nie versiegenden Quellen genügend bewässert» wird (BJ III 44 f.). Wer Ohren hat, der höre, daß es sich um ein kärgliches Stück Land handelte. Idumäa wird von einer recht fernstehenden Quelle — Silius Italicus — als «palmenreich» geschildert (B. P. III 599).

Trotz dieser reichlichen Zeugnisse über eine Reihe von Sonderkulturen darf keinesfalls übersehen werden, daß Getreide — offenbar Gerste und Weizen — die Hauptanbauprodukte im Lande waren, nach denen mit Abstand Oliven und Wein³⁵ folgten.

Stark abhängig war der Ausfall der Ernte vom rechtzeitigen Eintreffen des Regens. Der Talmud spricht von 6 Monaten Sonnentagen und 6 Monaten Regentagen.³⁶ Das *rari imbres* des Tacitus (Hist. V 6) scheint sich demnach

³¹ Plin. Hist. nat. V 17. Hierosolyma ist hier zweifellos verschrieben für Hiericus.

³² Diod. II 48: ὁ δὲ πλησίον τόπος ἐμπυρός ὢν καὶ δυσώδης ποιεῖ τὰ σώματα τῶν ἀνθρώπων ἐπίνοσα.

³³ Jeremias 50.

³⁴ Arist. 112: ἐλαιοὺς πλήθει σύνδεσμός ἐστι καὶ σιτικοὺς καρποὺς αὐτῶν ἡ χώρα καὶ δασυρίους ἐτι δὲ ἀμπέλων καὶ μέλιτι πολλῶν. τὰ μὲν τῶν ἄλλων ἀκροδρόων καὶ φοινίκων οὐδ' ἀριθμεῖται παρ' αὐτοῖς . . .

³⁵ Jeremias 50 f.; nach TA II 228 muß man sich mehr Weinfelder als Weinberge vorstellen. Vgl. dazu auch SB I 873.

³⁶ j. B.M. 10 b; b. Taan. 6 b. G. DALMAN: Arbeit und Sitte in Palästina, Gütersloh 1928—1942. I 34; weitere meteorologische Einzelheiten I 115—130. Dem entspricht auch TA II 158, wo Niederschläge von Oktober bis April angenommen werden.

nur auf das Sommerhalbjahr zu beziehen, wie Josephus ausdrücklich sagt: «Es ist selten, daß es im Sommer einmal regnet.»³⁷ Daß der Regen aber häufig auf sich warten ließ, lehrt Megilla Taanit 34: «Am 20. (Adar) fastete das Volk um Regen, und danach (fiel) genug.»³⁸ Bezeichnend ist auch, daß der Hohepriester zu Joma um Hitze und Regen im Jahr bittet, damit die Ernte gedeihe (Jom. VII 4). In den qumranischen Worten des Mose wird gewarnt, daß Gott «dem Himmel wehre, von oben den Regen auf euch herabzugießen, und dem Wasser von unten aus der Erde, euch den Ertrag zu bringen».³⁹ Daß der Regen auch früher, sogar zu früh kommen kann, lehren die auf eine ältere Tradition (die Rabbanan) zurückgehenden rabbinischen Überlegungen: «(Der Frühregen heißt) Jore, weil er . . . das Land trinkt und es tief hinein bewässert . . .; oder aber (er heißt) Jore, weil er die Früchte abfallen macht und die Saaten und die Bäume wegspült.»⁴⁰

Die Mischnastelle, wonach «Not der Dürre» droht, wenn 40 Tage zwischen zwei Regen vergehen (Taan. III 1), zeigt, daß auch der Sommer nicht völlig ohne Regen vergehen darf, zumal auch Getreidebrand, Rost, Heuschrecken und Nagetiere (Taan. III 5) die Felder heimsuchen.⁴¹ «Tau, der das Land bedeckt und Regenschauer», die gleichnishaft in der Kriegerrolle von Qumran genannt werden, sind charakteristisch für die Übergangszeiten.⁴²

Die widersprüchlichen Berichte vom Wasserreichtum bei Aristéas (115) und von der mangelnden natürlichen Bewässerung, aber dafür um so mehr Regen bei Josephus (BJ III 49) machen die Gefahr deutlich, in die man bei Benutzung dieser Quellen immer gerät.

Künstliche Bewässerung, vor allem durch Schöpfrad,⁴³ dürfte nicht auf den Bezirk von Jericho beschränkt gewesen sein, war aber sicherlich nicht sehr häufig. Das verbot schon der gebirgige Charakter des größten Teils des hier behandelten Gebiets. Die zur Zeit Herodes' angelegten Wasserleitungen und künstlichen Teiche waren gewiß eine Hilfe für den königlichen Besitz. Daß durch sie aber Kornkammern entstanden, wie Thomsen will,⁴⁴ ist wohl übertrieben.

³⁷ BJ III 181: *σπάνιον δ' εἴ ποτε τὸ κλίμα θεοῦς ὕεται*.

³⁸ *בשמיני ביה צמי עמא למשא ונתח להן*. Diese Fastenrolle wird allgemein in das 1. Jh. u. Z. gesetzt (die Glossen wurden, da später, von mir nirgends benutzt); vgl. dazu J. JUSTER: *Les Juifs dans l'Empire Romain*. Paris 1914. I 15; M. HENGEL: *Die Zeloten. Untersuchung zur jüdischen Freiheitsbewegung in der Zeit von Herodes I. bis 70 n. Chr.* Leiden-Köln 1961 (= AGSU 1), 19 und 208; J. DERENBOURG: *Essai sur l'histoire et la géographie de la Palestine, d'après les Talmuds et les autres sources rabbiniques*. Paris 1867. 2 Anm. 2.

³⁹ I QMose II 10–11: *עלום עזר את השמים [מן] עלה חסדו ע[לום] מן המזל ואת ה[מן] למ[מן] לאין*.
[ל]תת להם את [התבן] אר.

⁴⁰ b. Taan. 6 a: *אוליית את המזל ומשחך את המזל ומשחך את המזל ומשחך את המזל*.

⁴¹ I QM XII 9. 10; XIX 2: *ביום — למזל מין*. Doch ist nächtlicher Tau infolge des nahen Meeres und des damit verbundenen höheren Feuchtigkeitsgrades der Luft auch im Sommer natürlich; vgl. DALMAN: a. W. I 34.

⁴² DALMAN: a. W. II 230 ff.

⁴³ P. THOMSEN: *Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden*. 3., völlig neu bearb. Aufl. Leipzig 1931. 101.

Zusammenfassend lautet die Bauernweisheit: Westwind bringt bei mäßigem Regen gute Ernte, Ostwind Dürre. Es scheint aber, daß der Westwind seltener geweht hat, als den Bauern lieb war, wie wir später werden feststellen müssen. Auch ist ein Ausspruch R. Jehudas, des Sohns des R. Šemuel b. Šilat, interessant, wonach 'ahrit (Jer 29, 11: Hoffnung, Zukunft) «Dattelpalmen und Leim» bedeutet, «das Feld, das Jahwe gesegnet hat» (Gen 27, 27) ein «Feld mit Apfelbäumen» (b. Taan. 29b).

Einige Worte seien noch der Viehzucht gewidmet, bevor die für die soziale Lage der Landbevölkerung notwendigen Schlüsse aus der landwirtschaftlichen Situation gezogen werden können.

Als wesentlich zu klären ist die Frage der Kleinviehhaltung, die hier zunächst nur von der faktischen Seite betrachtet werden soll. Traktat Baba Qamma besagt: «Man darf im Lande Israel nicht Kleinvieh züchten.»⁴⁴ Die dazugehörige Gemara löst das Verbot aber wieder auf: «Jedoch darf man es züchten in der Wüste Jehuda und in der Wüste bei der Grenze von Akko.»⁴⁵ Das heißt: Kleinviehhaltung war verboten, aber Kleinvieh wurde gehalten. Gestützt wird diese Hypothese durch eine weitere Talmudstelle, wonach eine Sonnenfinsternis unter anderem wegen der Kleinviehzüchter im Israellande eintritt.⁴⁶ Bardtke spricht von Kleinviehnomaden in der Wüste Juda,⁴⁷ doch sollte der Ausdruck «Nomaden» für das 1. Jh. u. Z. wohl besser durch «halbseßhafte Züchter» bzw. «Hirten» ersetzt werden. Die Frage, was der Talmud unter Kleinvieh versteht, kann nicht klar beantwortet werden. Es scheint aber, als ob man Ziegen nicht dazu rechnete. Schafe und Ziegen werden in Herden gehalten⁴⁸ und offenbar nicht nur in Transjordanien. Aber auch von Geflügelzucht ist in einer Weise die Rede, die kein Verbot, wann auch immer, vermuten läßt.⁴⁹ Anders dürfte es sich mit Schweinen verhalten haben. Hier war der religiöse Einfluß stark genug, um das Verbot, das ebenfalls im Traktat Baba Qamma auftaucht,⁵⁰ in Judäa und Galiläa durchzusetzen. Schweineherden, und zwar recht beträchtliche, scheinen aber jenseits des Sees Genezareth nichts Außergewöhnliches gewesen zu sein.⁵¹

Zur Frage der Großviehhaltung gibt es in der Fachwelt kaum Differenzen. Durchaus angezweifelt als tendenziöse Übertreibung sei Josephus' Feststellung, «wegen der vielen guten Weiden (oder: wegen der Menge guter Kräuter) ist das Vieh milchreicher als anderswo»⁵² — sowohl was die Menge der Kräuter als auch den Milchreichtum anbelangt.

⁴⁴ BQ VII 7: אסור מלזנות בהמה קטנה בארץ ישראל.

⁴⁵ b. BQ 79 b: אסור מלזנות בהמה קטנה בארץ ישראל.

⁴⁶ b. Suk. 29 a. Es ist nicht mehr deutlich, aus welcher Zeit diese und die vorige Talmudstelle tradiert sind, doch läßt der Inhalt auf eine sachliche Grundlage schließen.

⁴⁷ H. BARDTKE: Die Handschriftenfunde in der Wüste Juda. Berlin 1962. 13.

⁴⁸ TA II 113.

⁴⁹ JT III 2; b. JT 24 a; 29 b.

⁵⁰ BQ VII 7; vgl. auch SB I 492.

⁵¹ Mc 5, 11–13; Mt 8, 30–33; vgl. SB I 492.

⁵² BJ III 50: διὰ πλῆθος πόας ἀγαθῆς τὰ κτήνη πλέον ἢ παρ' ἄλλους γαλακτοφόρα.

Ein wichtiger Erwerbszweig der Bevölkerung um den See Genezareth und am Jordan war der Fischfang, der im Sommer, wenn das Vieh offenbar frei, ohne übermäßige Leitung und Aufsicht weidete,⁵³ betrieben wurde. Die von Klausner behaupteten zahlreichen Fischer⁵⁴ sind im Neuen Testament, in den apokryphen Evangelien, in den Qumran-Handschriften und in der Mischna belegt.⁵⁵ Der von Bardtke für die Gegenwart festgestellte reiche Fischbestand im See Genezareth⁵⁶ wird von Galenus im Altertum für den Jordan bestätigt.⁵⁷

Dieser «gesunde und arbeitsame» Bevölkerungsteil,⁵⁸ der sich dem Ackerbau, der Pflege von Sonderkulturen, der Viehzucht, dem Fischfang und auch der Jagd⁵⁹ widmete, bildete nach übereinstimmenden antiken Äußerungen die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung. Neben Josephus, der gleich in der Wir-Form spricht: «Wir bewohnen nun kein Künstenland, noch erfreuen wir uns am Handel . . . den guten Boden, den wir innehaben, bearbeiten wir»,⁶⁰ erklärt auch Tacitus, «ein großer Teil Judäas ist von Dörfern bedeckt» (Tac. Hist. V 8). Fast noch eindringlicher ist seine nächste Feststellung: «Sie haben auch Städte» (loc. cit.), die die Nebensächlichkeit dieser oppida -- natürlich abgesehen von Jerusalem -- unterstreicht. Bedeutsam, daß Josephus zum Beispiel von Gischala in Galiläa erklärt, daß seine Einwohner zumeist Bauern seien.⁶¹ Auch in Apokryphen wird das ganze Volk zuweilen als ein Volk von Bauern betrachtet: «Beugt euren Rücken, um das Land zu bebauen, und widmet euch den Feldarbeiten», heißt es im Testament der 12 Patriarchen, «denn kein anderes Erbteil wird euch gegeben, als die Fruchtbarkeit des Landes, dessen Früchte mühselig gewonnen werden»; und daß in der letzten Zeit die Söhne den Ackerbau fahren lassen werden, wird als Zeichen des Verderbens gedeutet.⁶² Bei Henoch CIII 9 heißt es: «In den Tagen unserer Not haben wir uns mit mühseliger Arbeit abgequält.»

⁵³ Test. Sebulon VI 8: καὶ τὸ μὲν θέρος ἤλγεον, ἐν τῷ χειμῶνι δὲ ἐποιμαῖνον μετὰ τῶν ἀδελφῶν μου.

⁵⁴ KLAUSNER: a. W. 234.

⁵⁵ Mt 4, 18; 4, 21; NE, in: E. HENNECKE; Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung. Hrsg. v. W. SCHNEEMELCHER, I. Bd, Berlin 1961, fr. 33; 1 QH V 8; V 18; JT III 1: hiernach auch Fischzucht in künstlichen Anlagen. Vgl. auch F. BUHL: Die sozialen Verhältnisse der Israeliten. Berlin 1899, 68.

⁵⁶ H. BARDTKE: Vom Roten Meer zum See Genezareth. Berlin 1962. 7.

⁵⁷ Gal. De simpl. med. fac. IV 20: . . . μεγίστους καὶ πλείστους ἐχόντων ἰχθύας, καὶ μάλιστα τοῦ πλησίον Ἰεριχοῦντος, ὃν Ἰορδάνην ὀνομάζουσιν, . . . Weitere Daten über Fischfang SB I 186 f. und TA II 143.

⁵⁸ Tac. Hist. V 6: corpora salubria et ferentia laborem.

⁵⁹ JT III 1; QH V 8; V 18; TA II 143.

⁶⁰ c. Ap. I 60: ἡμεῖς τοίνυν οὕτε χώραν οἰκοῦμεν παράλιον οὐτ' ἐμπορίας χαίρομεν . . . χώραν δὲ ἀγαθὴν νεμόμενοι ταύτην ἐκπονοῦμεν.

⁶¹ BJ IV 84: ἦσαν τὸ πλεόν γεωργοί. Nach Sanh. I 6 ist ein Flecken mit 120 E. schon eine Stadt!

⁶² Test. Issachar V 3: ὑποτίθετε τὸν νῶτον ὑμῶν εἰς τὸ γεωργεῖν καὶ ἐργάζεσθε ἐκ ἔργου καθ' ἐκάστην γεωργίαν. V 5: οὐ γὰρ δέδοται ὑμῖν ἄλλη μερίς εἰ μὴ τῆς πυότητος τῆς γῆς ἐν πόνοις καρπῶν. VI 2.

So ist denn auch die bereits von Stade vertretene Meinung, daß der Ackerbau die verbreitetste Beschäftigung (auch der Städter!) ist,⁶³ unwidersprochen geblieben, wird aber häufig ignoriert.

2. Bodenbesitzverhältnisse und landlose Schichten

Der Aufstand der makkabäischen Brüder, der in der Literatur so gern ein Aufstand gegen den Hellenismus genannt wird, hatte Judäa mit der Eroberung des Hafens Joppe durch Šimon in die hellenistische Welt einbezogen. Hatte die Rivalität zwischen den Reichen der Seleukiden und der Ptolemäer das strittige Grenzland wegen seiner strategischen Bedeutung unberührt von äußerem Einfluß gehalten, konnte sich das selbständige judäische Staatsgebilde nicht aus dem intensiven Welthandel und der sich ausbreitenden Geld- und Warenwirtschaft heraushalten, ohne seine Existenz zu gefährden. So war es aber auch unausbleiblich, daß es mit der Ausbreitung Roms in die Krise der hellenistischen Staatenwelt hineingerissen wurde.

Judäa wurde ein hellenistischer Staat und behielt doch Besonderheiten, die ihre Ursachen in dem siegreichen Bauernaufstand hatten, der 170 v. u. Z. begann.⁶⁴ Dieser Aufstand verhinderte nicht die Einbeziehung Judäas in den Hellenismus, aber er verhinderte die Hellenisierung der Bodenbesitzverhältnisse. Es gelang den Seleukiden nicht mehr, den Boden Judäas effektiv zu Königseigentum zu machen, und in βασιλική χώρα, δωρεά und γῆ πολιτική aufzuteilen (von den Griechenstädten an der Küste als nicht zum eigentlichen Judäa gehörend immer abgesehen!). Der Boden Judäas blieb — um in der hellenistischen Terminologie zu bleiben — γῆ ιδιόκτητος. Nach den Erörterungen der Traktate Erubin und Baba Qamma wird noch in rabbinischer Zeit aller Ackerboden als Privatbesitz betrachtet.⁶⁵ Das bedeutete aber für die judäischen Bauern, daß sie nicht in jenen klassenmäßig schwer zu umreißenden Stand der λαοί absanken, sondern unabhängig von ihrem Vermögen de jure völlig vollberechtigte Staatsbürger blieben. Es gab keine Fesselung an den Boden, keine staatliche Bevormundung des Anbaus oder der Ernte, wie in Syrien und noch stärker in Ägypten.

Die nach Judäa eindringenden Ware—Geld-Beziehungen förderten nicht nur die dem Hellenismus eigentümlichen Widersprüche zwischen Stadt und Land, sondern auch die Differenzierung innerhalb der Landbevölkerung. Groß- und Kleingrundbesitz sind natürlich auch in Judäa in dieser Zeit nichts völlig Neues. Es gab diese beiden Formen schon in der Prophetenzeit, und im 5. Jahrhundert mußte Nehemia gegen das Ausbreitungsstreben der neuen Großgrundbesitzer einschreiten. Der gleichen Notwendigkeit sah sich Judas Mak-

⁶³ B. STADE: Geschichte des Volkes Israel. Berlin 1888. 365.

⁶⁴ Vgl. zu dieser Ansetzung H. KREISSIG: StClas 4 (1962) 166.

⁶⁵ Er. X 4; BQ V 5.

kabäus gegenüber. Aber der Übergang zum Pachtsystem nahm erst im 1. Jh. v. u. Z. Formen an, die der Masse der Kleinbauern die Existenz abzuschneiden drohten.

Immerhin blieb der Kleinbauer, der allein mit seiner Familie den ihm gehörenden Boden bestellte, allenfalls in der Hauptsaison für kurze Zeit Tagelöhner beschäftigte, die hauptsächliche Produktivkraft. Dalman hat natürlich darin recht, daß die Quellen über den Umfang des kleinbäuerlichen Besitzes zu schweigen scheinen.⁶⁶ Tatsächlich reden sie sogar häufiger von Pächtern. Aber der bereits zitierte Satz aus dem Testament Issachar betrachtet das ganze Volk als selbst hart arbeitende, aber doch den Boden als Eigentum besitzende Bauern, das heißt also Kleinbauern. Allerdings spricht gerade aus der dringlichen Aufforderung, bei dieser Einfachheit zu bleiben, die große Gefahr, die dem kleinbäuerlichen Leben drohte. In der gleichen Weise scheint mir auch bei Baruch in der Aufforderung: «Ihr Bauern sollt fürder nicht säen» (II 2, 8), und «du Rebe, was gibst du noch her deinen Wein?» (II 2, 10) die Mehrheit des Volkes, und zwar eine in einfachen Verhältnissen lebende Mehrheit, angesprochen zu sein.

Nach dem landarmen Bauern steht der Pächter, der den Grund und Boden eines Großeigentümers bearbeitet, im quantitativen Vorkommen an zweiter Stelle. Daß raummäßig der von Pächtern bewirtschaftete Großgrundbesitz den kleinen Grundbesitz überwog,⁶⁷ dürfte kaum für Judäa, wohl aber für Galiläa zutreffen, selbstverständlich auch für bestimmte Teilgebiete Judäas, wie etwa die Jordanniederung. Die Formen der Pacht waren unterschiedlich.⁶⁸ In den zweifelsfrei aus dem 1. Jh. u. Z. stammenden Quellen und in den rabbinischen Stücken, die auf ältere Traditionen zurückgehen, überwiegen die Pächter, die einen Teil der Ernte an den Grundherrn abgeben mußten. Bei dem aus dem Gleichnis bekannten Weinbergpächter des Neuen Testaments ist nicht ersichtlich, ob die Pacht einen bestimmten Prozentsatz der Ernte ausmacht, oder ob eine Pauschalmenge an Früchten zu erstatten ist. Der Weinbergbesitzer schickt seine Knechte, «bei den Bauern von den Früchten des Weinbergs zu nehmen».⁶⁹ Daß zumindest in Judäa die Entrichtung der Pacht aus einem Prozentsatz der Ernte das Überwiegende war, scheint mir noch aus der späten Gegenüberstellung: **הַמְקַבֵּל יָדָה מִיִּשְׂרָאֵל** (tos. Dem. VI 5) und: **הַמְקַבֵּל יָדָה מִן הַכִּיּוֹר** (tos. Dem. VI 3) zu sprechen, wobei **הַמְקַבֵּל** in Judäa für den Pächter steht, der einen Prozentsatz des Ertrags entrichtet, **הַכִּיּוֹר** in Samaria für den Pächter, der eine festgesetzte Pauschalsumme zu zahlen hat. Auch die früheren Talmudstellen b. Ber. 5b und b. BM 103b

⁶⁶ DALMAN: a. W. II 197.

⁶⁷ HENGEL: a. W. 341.

⁶⁸ Eine Übersicht geben SB I 869 und Dalman II 158.

⁶⁹ Mc 12, 1 ff: *ἵνα παρὰ τῶν γεωργῶν λάβῃ ἀπὸ τῶν καρπῶν τοῦ ἀμπελῶρος*. Mt 21, 33 ff.; Lc 20, 9 ff. Vgl. SB 871.

zuführen unnötig ist, da sie als Ereignis unhistorisch sind, der zugrunde liegende historische Kern aber genügend charakterisiert ist. Erwähnt sei hier nur noch, daß Leopoldt völlig zu recht auch aus Act 12, 12 ff. erkennt, daß sich Grundbesitzer in der Jerusalemer Urgemeinde befanden.⁷⁸ Die Thesen Alfaries, daß der größte Teil der «Bürger» Landgüter ausbeutet, die von Landarbeitern bestellt werden,⁷⁹ ist in dieser Superlativform, wie wir gesehen haben, falsch. Daß ihre Zahl aber nicht ganz unbeträchtlich war, bezeugen neben den frühchristlichen Schriften auch die rabbinischen. Die Besitzer der Ölkelter in Jerusalem, von denen die Mischna spricht,⁸⁰ waren zweifellos Besitzer von Olivenfeldern, da eine so weitgehende Trennung von Produzenten und Verarbeitern noch nicht angenommen werden kann. Besonders wichtig erscheint mir die Bemerkung aus Eka rabbati: «Während der Belagerung Jerusalems gab es vier Ratsherren: Ben Çiçit, Ben Gorjon, Ben Niqodemon und Ben Kalba Šebua. Und jeder einzelne konnte zehn Jahre lang das Land mit Lebensmitteln versorgen.»⁸¹ Abgesehen von der Übertreibung, geht aus dieser Stelle klar hervor, daß der Reichtum dieser Männer, der ja durch viele Talmudstellen bestätigt wird, auf landwirtschaftlichen Besitz zurückgeht. Ähnliches in ähnlicher Übertreibung sagt die Gemara zum Traktat Jom Tob aus, wo berichtet wird, daß R. Eleazar von seiner Herde jährlich 13 000 Kälber als Zehnten entrichtet habe (b. JT 23a). Wertvoll ist ein auf die Rabbanan zurückgeführter Vergleich: «Reich an Vermögen und reich an Pomp ist, wer die Hagadot besitzt; reich an Münzen und reich an Boden ist, wer Scharfsinnigkeit besitzt; reich an Öl und reich an verborgenen Schätzen ist, wer die Lehren besitzt; alle bedürfen dessen, der den Weizen besitzt: die Gemara.⁸² Wenn man פִּימְבִי nach Goldschmidt⁸³ als «Vieh» versteht, so ergibt sich die interessante Steigerung: Vieh — Boden — Öl — Weizen, das heißt, wir haben die Überlegenheit der Bodenbearbeitung über die Viehhaltung und des Getreidebaus über die Pflege von Sonderkulturen vor uns. Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß der Getreideanbau nur infolge der quantitativ größeren Möglichkeit den höheren Ertrag abwarf als die an und für sich profitintensiveren Kulturen, daß also ein gewisser großräumiger Anbau, der einer übermäßigen Unterteilung an Pächter entgegensteht, in einigen Landesteilen vorhanden gewesen sein muß.

Ich sagte eingangs dieses Abschnitts, daß der Boden Palästinas nicht Königsland wurde. Das bedeutet natürlich nicht, daß die Könige Judäas und

⁷⁸ J. LEIPOLDT: Griechische Philosophie und frühchristliche Askese. Berlin 1961. 32.

⁷⁹ P. ALFARIC: Die sozialen Ursprünge des Christentums. Hrsg. v. G. PÄTSCH — M. ROBBE, Berlin 1963. 52.

⁸⁰ MS III 7; vgl. Jeremias 7. Nach Ned. V 3 sind die Kelter häufig verpachtet.

⁸¹ E. r. I 5: יהוון ביושעם ארבעה בוליושין בן ציצית ובן גוריון ובן נקדיומן ובן כלבא שבוע וכל אחד ואחד עשר שנים עתיר נכסין עתיר פומבי זה הוא בעל הגדות עתיר סלעים עתיר תקעו זהו בעל סלמול עתיר.

⁸² b. BB 145 b: עתיר נכסין עתיר פומבי זה הוא בעל הגדות עתיר סלעים עתיר תקעו זהו בעל סלמול עתיר. עתיר נכס זהו בעל שמיעות הכל צריכין לארי הטיא נמיא.

⁸³ Der babylonische Talmud I—XII, neu übertragen durch L. GOLDSCHMIDT. Berlin 1929—1937. VIII 387 Anm. 205.

ihre Familien nicht auch Grundbesitzer waren oder wurden. Dies gilt besonders für die Dynastie Herodes. Zu den Gütereinziehungen durch den König, von denen bei Josephus häufig die Rede ist, tritt Landgewinn durch mehr oder weniger erzwungene «Geschenke».⁸⁴ Ob damit allerdings gleich ein «großer Teil» des Landes in Herodes' Besitz gelangte, kann nicht bewiesen werden. Sicher ist aber, daß es sich um einen sehr großen Teil der fruchtbarsten Gebiete handelte. Jedenfalls tritt Herodes auch als großzügiger Verteiler von Land auf.⁸⁵ Ptolemaios, der Finanzverwalter des Königshauses, besitzt nach Josephus ein ganzes Dorf.⁸⁶ Seinen Söhnen und Enkeln vermacht Herodes testamentarisch neben Legaten und Leibrenten auch Grundbesitz.⁸⁷ Interessanterweise tritt Herodes in dem von Antonius der Kleopatra geschenkten Gebiet, das die Balsamstaude hervorbringt (Plut. Anton. 36), und in einigen Städten als Pächter auf.⁸⁸ Salome vermacht Livia, der Gattin des Augustus, das Gebiet von Jamnia und den berühmten Palmenwald von Phasaelis.⁸⁹ In diesen räumlich begrenzten, aber sehr reichen Gebieten haben zu dieser Zeit also die typisch hellenistischen Eigentumsformen auch in Judäa ihren Einzug gefunden. Nach der Verbannung des Herodessohns Archelaos fielen die judäischen Besitzungen des Königs an Augustus, der sie verkaufte⁹⁰ — sicher nicht nur an Judäer.

Über das Ausmaß des Grundbesitzes des Tempels sind wir im Ungewissen. Sicher ist, daß es Tempel Eigentum an landwirtschaftlichem Boden im 1. Jh. u. Z. gegeben hat: «Der Drescher von Hülsenfrüchten auf einem Feld des Heiligtums veruntreut»,⁹¹ wenn er davon ißt. Auch sonstiges Gemeindegut scheint in einem bestimmten Verhältnis zum Tempel gestanden zu haben, da R. Meir fordert, «man verkaufe nichts, was den vielen gehört, einem einzelnen, weil man damit seine Heiligkeit mindert».⁹² Die sehr seltene Erwähnung von Tempelland läßt darauf schließen, daß es nicht übermäßig umfangreich war und offenbar nicht die ökonomische Grundlage des gesamten Kultlebens oder — in der Zeit der hochpriesterlichen Herrschaft — etwa gar des Staates Judäa gewesen ist. Als Gemeindegut — hier Eigentum der Bürger von Jerusalem, was man aber auf alle Gemeinden übertragen kann — werden in der Mischna bezeichnet: der Marktplatz, das Badehaus, das Vorratshaus, die Lade (für die Schriftrollen) und die Schriften (Torarollen). Eigentum des ganzen Volkes sind der Tempelberg, die Tempelvorfälle und die Zisterne (Ned.

⁸⁴ Vgl. HENGEL: a. W. 329; JEREMIAS: a. W. 140.

⁸⁵ Ant. XV 296; XVI 185; XVII 25; XVII 146 f.; BJ I 646 ff.

⁸⁶ Ant. XVII 289; BJ II 69.

⁸⁷ Ant. XVII 147; BJ I 646.

⁸⁸ Ant. XV 96; BJ I 362.

⁸⁹ Ant. XVIII 31; BJ II 167.

⁹⁰ Ant. XVIII 2; HENGEL: a. W. 341.

⁹¹ b. Mei. 13 a: הדש קלעילין בשדה הקדש מכל Stelle abhängig.

⁹² Meg. IV 2: אין מוכרין את של ימים ליחיד מסני שניידין איתן מקדשתן

V 5). Das sind alles keine «produktiven» Bodenanteile, aber die Vollständigkeit der Listen ist natürlich nicht sicher.

Zum Schluß bleibt noch ein Blick auf die Bevölkerungsgruppen zu werfen, die keinen Anteil am Bodenbesitz haben. Daß dabei der freie Tagelöhner an Bedeutung dem Sklaven vorangeht, wird allgemein zugegeben.⁹³ Die landwirtschaftlichen Lohnarbeiten werden an einigen Talmudstellen noch präzisiert, wo abgesehen von den selbstverständlichen Arbeiten bei Feldbestellung und Ernte noch Wächter über die Sommerfrüchte,⁹⁴ Gurkenwächter⁹⁵ und Dornensammler (Kel. XXVI 3) erscheinen. Von den Viehhütern und Fruchtwachtern wird ausdrücklich gesagt, daß sie nicht in permanenten Hütten wohnen (b. Suk. 8b), also überall, wo sie gerade benötigt werden, ihre Arbeit aufnehmen.

Im allgemeinen dürfte der Zwölfstundentag üblich gewesen sein. Zwölf Stunden setzt jedenfalls das Gleichnis von den Weinbergarbeitern als sehr selbstverständlich voraus.⁹⁶ Die bei Strack-Billerbeck angenommene Arbeitszeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang⁹⁷ nimmt zumindest eine durchschnittliche zwölfstündige Arbeitszeit an, doch verweisen die Autoren richtig auf b. BM 83b, wo Arbeitszeit gemäß der Ortssitte erwähnt ist. R. Jehuda b. Betera bezeugt den Arbeitsbeginn mit Sonnenaufgang: «Im ganzen Osten ist Licht bis Hebron, und alles Volk ist Mann für Mann zur Arbeit hinausgegangen», so ist es zu spät, «Tagelöhner anzustellen».⁹⁸ Die Annahme, daß פועלים fest bis zu sieben Jahren gemietet werden können,⁹⁹ ist sicher eine rabbinische Spitzfindigkeit. Doch wird eine vertragliche Bindung für eine Saison nicht selten gewesen sein.¹⁰⁰

Normalerweise wurde der Lohn täglich ausgezahlt. Im gegenseitigen Einvernehmen waren längere Fristen wohl möglich. Aus Mt 20,2 wird meist geschlossen, daß der Tagesverdienst eines Tagelöhners 1 Denar betrug. Der Text lautet jedoch: «Nachdem er sich mit den Arbeitern auf einen Denar für den Tag geeinigt hatte . . .» und 20,13: «Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt?»¹⁰¹ Dies setzt aber eine dem Verkauf der Arbeitskraft durch die Arbeiter unmittelbar vorausgegangene Verhandlung zwischen Käufer und Verkäufer der Ware Arbeitskraft um den Preis dieser Ware voraus. Folglich gab es keinen fixen Preis, sondern er wurde bestimmt vom Angebot der Ware, von der Nachfrage, von der Art der zu verrichtenden Arbeit. Möglich, sogar

⁹³ Zu Sklaven und Lohnarbeitern vgl. TA II 83–111.

⁹⁴ b. Suk. 8 b; BQ X 9; BM VII 8.

⁹⁵ BQ VIII 1; b. BQ 85 b.

⁹⁶ Mt 20, 1–16, besonders 20, 6 und 20, 12: οὗτοι οἱ ἔσχατοι μίαν ὥραν ἐποίησαν.

⁹⁷ SB I 830.

⁹⁸ b. Jom. 28 b: כִּי־עָרַב עֲלֵיהֶם.

⁹⁹ Ta II 102.

¹⁰⁰ So sind unbedingt Lc 15, 17 und 15, 19 zu verstehen.

¹⁰¹ συμφωνήσας δὲ μετὰ τῶν ἐργατῶν ἐκ δηναρίου τὴν ἡμέραν . . . und: οὐχὶ δηναρίου συνεφώνησάς μοι.

wahrscheinlich ist allerdings, daß der im Gleichnis verwandte Preis von 1 Denar einen gängigen Durchschnittspreis darstellte.

Nach der Ortssitte konnte der Tagelöhner auch Beköstigung erhalten, die dann im Preis der Arbeitskraft einbegriffen war, oder überhaupt mit Naturalien als Arbeitslohn abgefunden werden (BM IX 12). Wahrscheinlich rührt dorthier auch das Wort: «Der Arbeiter ist seiner Nahrung wert¹⁰².» Neues Testament und Talmud bezeugen beide für das 1. Jh. u. Z. ein hohes Angebot an freier Arbeitskraft. Mt 20, 3–7 spricht von den müßigstehenden Arbeitern, die auf ein Angebot warten, und setzt voraus, daß man noch am späten Nachmittag ungedingte Arbeiter findet. Die gegenteilige Aussage b. Jom. 28b zeigt, daß man saisonmäßige Unterschiede berücksichtigen muß. Der Babylonische Talmud spricht verschiedentlich von Nichtarbeitenden auf der Straße,¹⁰³ die ebenso wie die von R. Nehonja b. Haqana (vor 70 u. Z.) genannten Eckensteher¹⁰⁴ als auf Arbeit wartende Tagelöhner verstanden werden müssen.

Vom nichtjüdischen Sklaven, der von Phönikiern in Jerusalem auf einem Auktionsstein verkauft wurde,¹⁰⁵ muß der hebräische Sklave unterschieden werden. Den Unterschied macht der Babylonische Talmud deutlich: Ein hebräischer Sklave muß ernährt werden, ein kanaanäischer muß nicht (b. Ket. 58). Das heißt, der kanaanäische (dies Wort steht allgemein für nichtjüdische) Sklave wird nur als Ausbeutungsobjekt betrachtet, der jüdische darüber hinaus immerhin als Mensch.¹⁰⁶ Das geht auch daraus hervor, daß der jüdische Sklave, der ja zumeist Schuldklave, nie gekaufter Sklave ist, Dinge erwerben kann, aber «das Erworbene des (kanaanäischen) Sklaven ist auch das Erworbene seines Herrn».¹⁰⁷ Aus dieser ethnischen Differenzierung wird sich zwangsläufig auch eine soziale Rangordnung innerhalb der Sklaven ergeben haben, aber es ist nicht sicher, ob die Unterscheidung «begüterte Sklaven — nicht-begüterte Sklaven» sich unbedingt oder nur im wesentlichen mit der ethnischen deckt.

Der Großgrundbesitz hat neben Tagelöhnern an sicheren Quellenbelegen mangelt es allerdings — vermutlich auch mit Sklaven gearbeitet. Diese Sklaven dürften meist nichtjüdischer Herkunft gewesen sein. Wenn aber Lc 17, 7 f. von *δοῦλοι* gesprochen wird, die nach der Feldarbeit abends noch das Essen für den Herrn bereiten und bei Tische aufwarten müssen, so ist wohl erstens überhaupt an Sklaven, zweitens aus religiösen Erwägungen an jüdische Sklaven zu denken, die nicht unrein machen. Vor allem waren die Sklaven — auch im Großgrundbesitz — Haussklaven. Der *οἰκονόμος*, den ein

¹⁰² Mt 10, 10: *ἄξιός γάρ ἐστιν ὁ ἐργάτης τῆς τροφῆς αὐτοῦ.*

¹⁰³ b. Pes. 51 b; 55 a; b. Ber. 17 b: *בְּמַסְעֵי בְּנֵי בִישְׁתָּא.*

¹⁰⁴ b. Ber. 28 b. Vgl. zu beiden Anmerkungen SB I 831.

¹⁰⁵ Sifra Lev. 109 b; vgl. TA II 85.

¹⁰⁶ TA II 89: nicht der Körper des hebräischen Sklaven wurde Eigentum des Herrn, sondern nur seine Arbeitskraft.

¹⁰⁷ b. Qid. 23 b; b. Pes. 88 b: *קָנִי עֶבֶר יְקִי רַבִּי*; SB I 971.

reicher Mann sich halten kann, ist häufig jüdischer Sklave, nicht jedoch der in Lc 16, 1 genannte, trotz SB II 217, da er fürchtet, abgesetzt zu werden und Betteln gehen zu müssen. Eine entscheidende Produktivkraft sind die jüdischen und nichtjüdischen Sklaven nicht gewesen.

Sklave wird der Judäer in hellenistisch-römischer Zeit noch immer durch Verschuldung, Selbstverkauf, Verkauf als Kind, durch Gerichtsbeschluß, wenn ein Dieb das Gestohlene nicht ersetzen kann.¹⁰⁸ Dazu kommt offenbar in neutestamentlicher Zeit der Verkauf von Frauen und Kindern wegen bestimmter Vergehen des Mannes. Das Gleichnis vom großmütigen König, der Frau und Kinder seines Knechts, dem bei der Abrechnung 10 000 Talente fehlten, verkaufte, dürfte einer konkreten Grundlage kaum ermangeln.¹⁰⁹ Wichtig ist die Frage, ob der hebräische Sklave tatsächlich nach sechs Jahren bzw. im Jubeljahr seine Freiheit erlangte, wie es die Tora vorschreibt.¹¹⁰ Krauß sagt, Sabbatjahr und Jubeljahr wurden nicht mehr angewandt.¹¹¹ Derselben Meinung ist Buhl für das Jubeljahr.¹¹² Tatsächlich machen die mischnischen Erörterungen über das Jubeljahr (bes. Ar. VII – VIII 2) einen rein akademischen Eindruck: etwa die Frage, ob auch der Sklave, der auf seine Freilassung nach sechs Jahren verzichtet hat, im Jubeljahr frei wird¹¹³ u. a. Die Einhaltung des Sabbatjahres aber ebenfalls als rabbinische Spekulation und Übung der Logik darzustellen,¹¹⁴ führt an der Realität vorbei. Nach Ant. XIV 202 wurde es von Caesar als offizielle Einrichtung anerkannt. Ein sicheres Zeugnis dafür, daß das Sabbatjahr noch zur Zeit des Bar-Kosiba-Aufstands Bestand hatte, besitzen wir jetzt aus dem Wadi Murabba'at. In dem bereits oben zitierten hebräisch verfaßten Pachtvertrag heißt es: «Ich habe gepachtet von dir von heute an bis zum Ende vor dem Sabbatjahr.»¹¹⁵ Ein weiterer Beweis — allerdings nur für eine beschränkte Forderung aus dem Sabbatjahr: den Erlaß der Darlehen und Schulden — ist die Einführung des Prosbuls durch Hillel.¹¹⁶ Weitere Zeugnisse über das Sabbatjahr sind in der talmudischen Literatur zu finden,¹¹⁷ bilden allerdings nicht immer einen sicheren Beweis. Bei der Sekte von Qumran wurde es eingehalten.¹¹⁸ Die einzige nichtjüdische Erwähnung — sie ist allerdings schwerwiegend, wenn sie nicht einfach aus Josephus genommen ist — lesen wir bei Tacitus.¹¹⁹

¹⁰⁸ Ex 21, 7; 22, 3; Lev 25, 3; Dt 15, 12.

¹⁰⁹ Mt 18, 23–25; SB I 797 f.

¹¹⁰ Ex 22, 2–4; Lev 25; Dt 15, 1–18.

¹¹¹ TA II 98.

¹¹² BUHL: a. W. 110; 113 f.

¹¹³ b. BQ 28 a; vgl. auch b. RH 9 b.

¹¹⁴ M. WEBER: Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Tübingen 1924. 87.

¹¹⁵ DJD II Nr. 24 B Z. 13 f.; Planché XXXV: חביתי הפך מן היום עד היום עד ערב השבועה. Eine Restaurierung der alten Sitte während des Aufstands ist allerdings möglich.

¹¹⁶ Seb. X 3–6; Git. IV 3; b. Git. 36 a.

¹¹⁷ b. Taan. 11 b; 86 b; b. BQ 36 b; Seb. X 1–2; b. Suk. 39 a u. a.

¹¹⁸ IQMose III 4–6.

¹¹⁹ Tac. Hist. V 4: *dein blandiente inertia septimum quoque annum ignaviae datum.*

Hier interessiert uns im Augenblick nur die Frage, ob die Freilassungsvorschriften für Sklaven immer eingehalten wurden. Jeremias bezweifelt es,¹²⁰ und ich habe an anderer Stelle nachzuweisen versucht, daß diese Vorschriften bereits zur Zeit der Makkabäerkämpfe mit Erfolg umgangen wurden.¹²¹ Nichtsdestoweniger scheint formal die Forderung nach Freilassung weiter bestanden zu haben. Eine Baraita, die von R. Nahman tradiert wird, erklärt, «der Prosbul gilt für Grund und Boden, nicht aber für Sklaven».¹²² Nach einem späten Midrasch (Pes. r. 21) kennt R. Johanan b. Zakkaj sogar noch das Ohrdurchbohren des Sklaven, der auf seine Freilassung verzichtet — nicht aber seine Schüler! Nach j. Qid. 9 a kennt auch R. Eleazar b. Jaaqob, Zeitgenosse Johānans b. Zakkaj, die Sitte nicht mehr. Man darf schließen, daß zur Zeit der herodianischen Königsherrschaft und der Prokuratoren die Sklavenklausel im Sabbatjahr bestand, aber kein Gesetz ihre Durchführung erzwingen konnte — oder wollte. Genauso zweifelhaft ist, ob der Tod des Herrn den hebräischen Sklaven wirklich freimachte (b. Qid. 16a—17b).

3. Die soziale Situation der landwirtschaftlichen Bevölkerung

Um die Lebensumstände der Gruppen: Großgrundbesitzer — Pächter — Kleinbauern — Tagelöhner — Sklaven, näher kennenzulernen, sei gestattet, mit dem Großgrundbesitz zu beginnen, da die Quellen für ihn auch in dieser Frage nicht ganz so spärlich reden als für die anderen.

Nach dem Anfang des 1. Jh. u. Z. der ehemals herodianische Besitz zum größten Teil an private Interessenten verkauft worden war, dürfte der Großgrundbesitz in Palästina seine größte Ausdehnung erreicht gehabt haben. Zweifellos gehörten ihm die mit handelsintensivsten Produkten bebauten Gebiete. Wenn Justinus erklärt, daß «der Bevölkerung Reichtum durch die Einkünfte aus dem Balsam erwuchs, der allein in diesen Gebieten hervorgebracht wurde»,¹²³ so steht dahinter natürlich zunächst der wachsende Reichtum der Grundeigentümer, die die Balsamstaude anbauen. Diodor (II 48) bestätigt ebenso wie Strabon (XVI 2, 41) und Josephus (Ant. VIII 66), daß sie aus diesem Produkt enorme Gewinne zogen. Dies ist leicht vorstellbar, wenn man bedenkt, daß jährlich drei Incisionen mit Steinen oder Scherben gemacht werden konnten und Balsam zu wichtigen Medizinen gegen Kopfschmerzen und Augenkrankheiten verarbeitet wurde.¹²⁴ Darüber hinaus verwendete man das Holz der Balsamstaude auch als Duftstoff und führte es aus (Strab. XVI 2,41). Nach Baron wurden auch schon Oliven und Olivenöl,

¹²⁰ JEREMIAS: a. W. 250.

¹²¹ KREISSIG: StClas 4 (1962) 156.

¹²² b. BQ 12 a: מִיִּזְבִּיל הָאֵל עַל הַקָּדָשׁ וְאֵינִי הָאֵל עַל הָעֲבָדִים.

¹²³ Just. XXXVI 3, 1: *opes genti ex vectigalibus opobalsami crevere, quod in his tantum regionibus gignitur.*

¹²⁴ Strab. XVI 2, 41; Diod. II 48; Tac. Hist. V 6; Plin. Hist. nat. XII 25.

die ebenfalls einen wichtigen Platz in der Ausfuhr einnahmen, zu Medikamenten und Kosmetika verarbeitet.¹²⁵ Schließlich erzielte man aus den Produkten der Palme beträchtlichen Gewinn.¹²⁶ Das bedeutet, daß das Gebiet zwischen Archelaïs und dem Toten Meer, also dasjenige, das überwiegend in den Händen von Großgrundbesitzern lag, ganz besonders gewinnbringend am Export beteiligt war.

Hohe Profite wurden aus Weizen gezogen. Es scheint, daß Weizen zwar kaum genügend zur Deckung des Inlandbedarfs vorhanden war,¹²⁷ dennoch aber ausgeführt und damit der Preisspekulation Tür und Tor geöffnet wurde.

Spekulationen mit Getreide — hier muß vor allem an Gerste als das gewöhnliche Brotgetreide der Bevölkerung gedacht werden — war in einem Umfang üblich, daß zuweilen ganze Bevölkerungsteile in ihrer Existenz bedroht waren. Zurückhaltung von Getreide kennen wir schon aus den Proverbien: «Den, der Getreide zurückhält, verfluchen die Leute, aber sie segnen das Haupt des Verkaufenden.»¹²⁸ Die weitere Konzentrierung des guten Bodens in den Händen von Großgrundbesitzern mußte diese Methode der Bereicherung fördern, da nur sie für einen unbekannten Markt anbauten. Und nur auf einem solchen Markt konnte diese Methode mit Erfolg angewandt werden. Das bedeutet zugleich, daß vorwiegend die Teile der Stadtbevölkerung, die nicht eigenen Boden besaßen, von den Auswirkungen betroffen wurden. Es ist kein Wunder, daß gerade rabbinische Schriften, deren Autoren nur zu einem geringen Teil aus Großgrundbesitzerkreisen stammten, gegen die Getreidezurückhalter wetteten. Aus der Zeit des Tempels berichtet Jīḥaq b. Ephdemi: «An den Abenden der letzten Tage des Festes (hier: Hüttenfest, H. K.) blickten alle zum Rauch: wenn er sich nordwärts neigte, waren die Armen fröhlich und die Grundbesitzer betrübt; denn (das bedeutete) viele Regenfälle im Jahr, so daß die Früchte verfaulten. Neigte er sich nach Süden, waren die Armen betrübt und die Grundbesitzer fröhlich; denn (das bedeutete) wenige Regenfälle im Jahr, so daß sie ihre Früchte aufbewahrten.»¹²⁹ Der gleiche Gedanke liegt in Ber. R. XIII 12 vor, wonach die Wolke, die den Regen bringt, das Unglück derer ist, die den Marktpreis festsetzen, da Regen eine gute Ernte und damit niedrige Preise bringt. Natürlich setzen diejenigen die Marktpreise an, die das größte Marktangebot zu machen — oder zurückzuhalten haben. b. Taan. 23b bemerkt, daß Regenmangel die Getreidepreise steigen läßt, ohne die Hintergründe anzuführen. Amos 8,5 über die Betrüger mit Maß, Preis und Waage wird heraufbeschworen von den Rabbanan über «die, die Früchte

¹²⁵ Baron I 253.

¹²⁶ Plin. Hist. nat. XIII 4; Strab. XVII 1, 95; Diod. II 48.

¹²⁷ GRANT: a. W. 59 f.; vgl. auch KREISSIG: StClas 4 (1962) 148 für das 2. Jh. v. u. Z.

¹²⁸ Prov II, 26: מִנֶּעַ בֵּר יִקְבֹּדִי לֹאִם יִבְרַח לֵאשׁ מִשְׁבִּי.

¹²⁹ b. Jom. 21 b: בְּמוֹצָאֵי יוֹם טוֹב הָאֲחֵרִין שֶׁל חָג הָלַל צוֹפִין לְעֵשֶׁן הַמִּזְבֵּחַ נִיבֵחַ בְּלִפְי דְּפִין עֲנִיִּים שְׂמֵחִים: יִבְעִלִי בָתִּים עֲצָבִין מִמֶּנִּי שְׂנֵשֵׁמִי שָׁנָה מִיּוֹבֵן וּפְרִיטִיתָן מִקִּיבִין נֶשֶׁה בְּלִפְי דְּרוֹם עֲנִיִּים עֲצָבִין יִבְעִלִי בָתִּים שְׂמֵחִין מִמֶּנִּי שְׂנֵשֵׁמִי שָׁנָה מִיּוֹבֵן וּפְרִיטִיתָן מִשְׁתַּמְרִין.

aufhäufen, die auf Zins verleihen, die das Getreidemaß verkleinern, die Preise in die Höhe treiben»¹³⁰ und ein Grundbesitzer namens Šabtaj wird «Aufspeicherer von Früchten» אִצֵּר פִּירֵית genannt.

Auf der gleichen Linie liegt die Forderung: «Man verordne keine Fasten für die Gemeinde, beginnend mit einem fünften (Tag = Donnerstag), um nicht die Preise hochzutreiben.»¹³¹ J. Levy erläutert dazu: «Wenn die Menge nämlich, bevor sie Kenntnis von dem anbefohlenen Fasten erlangt hat, sehen wird, daß man für zwei Hauptmahlzeiten, nämlich für den Abend des Fasttages, zum Frühstück und für die Sabbatmahlzeiten, viel Eßwaren einkauft, so wird man hieraus auf das Mißrathen der Feldfrüchte schließen, infolge dessen die Preise steigen würden.»¹³² Zweifellos sind von interessierten Kreisen Bestrebungen im Gange gewesen, den Fastenbeginn gerade auf einen Donnerstag zu legen, um die Bevölkerung zu täuschen und zum verstärkten Kauf bei gleichzeitig erhöhten Preisen anzuregen. Hier handelt es sich um eben die Kreise, von denen im Test. Issachar gesagt ist: «In den letzten Zeiten werden eure Söhne die Einfachheit lassen und der Unersättlichkeit anhängen.»¹³³ Dazu gehören jene oben zitierten vier Ratsherren, die angeblich jeder allein das Land zehn Jahre mit Lebensmitteln versorgen konnten.

All dies schließt nicht aus, daß in Jahren der Fülle, in denen ein Zurückhalten nicht möglich ist, der Großgrundbesitzer den Bauern mit kleinem Marktüberschuß im Preis unterbietet.

Bei solchen Zuständen kann keine Rede von festen Preisen für Getreide und alle von Getreide abhängigen Waren sein. Die Talmudische Archäologie nimmt als Normalpreis für 4 Sea (1 Sea etwa 13 Liter) 1 Sela an, d. h. ein Eimer Getreide = 1 Denar = ein durchschnittlicher Tageslohn eines Tagelöhners.¹³⁴ Dieser Preis steigt in Notzeiten bis auf das Sechzehnfache an.¹³⁵ Bezeichnenderweise war der Marktaufseher in Jerusalem zwar über die Maße — die trotzdem nicht stimmten —, nicht aber über die Preise gesetzt.¹³⁶

Es scheint auf den ersten Blick verwunderlich, daß in der Gemara zum Traktat Jebamot R. Eleazar sagt: Handel treiben ist einträglicher als Landwirtschaft, auch bei Großgrundbesitz (b. Jeb. 63a). Doch stammt dieses Wort aus einem Jahrhundert, als die Arbeitsteilung zwischen Grundbesitzer und Händler schon weiter fortgeschritten war als im ersten Jh. u. Z. in Judäa. Hier

¹³⁰ b. BB 90 b: אִצֵּר פִּירֵית יִמְלֵךְ בְּיָמֵינוּ וְיִקְרָא אִצֵּר שְׂמִיָּהּ.

¹³¹ Taan. II 9; b. Taan 10 a: אִם יִהְיֶה תַעֲנִית עַל הַצָּבֹר בְּהַחֲלָה בְּהַמִּישׁ.

¹³² J. LEVY: Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim. Leipzig 1876–1889. s. v. של.

¹³³ Test. Issachar VI 1: ἐν ἐσχάτοις καιροῖς καταλείψουσιν οἱ υἱοὶ ὑμῶν τὴν ἀπλότητα καὶ κολληθήσονται τῇ ἀπλησίᾳ.

¹³⁴ TA II 378; vgl. 368 und 376 f.; zum Währungs- und Münzsystem II 405 ff.

¹³⁵ JEREMIAS: a. W. 138.

¹³⁶ Monumenta Talmudica (MT). hrsg. v. S. FUNKE, W. A. NEUMANN, A. WÜNSCHE. Wien—Leipzig 1912–1914. II Nr. 368.

trat der Grundbesitzer noch selbst als Händler auf, Handel und Landwirtschaft waren also noch unmittelbar miteinander verknüpft. Auf den Märkten für lebendes Vieh und für Schafwolle oder auf dem Getreidemarkt in Jerusalem tätigten die größeren Verkäufe die Beauftragten der Züchter und Grundbesitzer, wenn nicht sogar diese selbst.

Natürlich tritt neben dem Grundherrn auch sein Pächter als Warenverkäufer auf. Und selbst wenn wir bis zur Hälfte der Ernte als Abgabe an den Eigentümer ansehen müssen, scheint der Pächter doch offenbar mindestens die gleichen Chancen wie der Grundbesitzer zu haben. Daß diese Annahme trügt, dürfte durch den bereits zweimal zitierten Pachtvertrag aus dem Wadi Murabba'at jetzt bestätigt sein. Die Formulierung in DJD II Nr. 24 B, wonach die Pacht jährlich in «gutem [und] reinem Weizen»¹³⁷ zu zahlen ist, zeigt den Einfluß, den der Verpächter auf die Qualität der zu leistenden Naturalpacht nimmt. Damit ist seine Überlegenheit auf dem Markt gewährleistet. Hinzu kommt, daß das Risiko des Pächters bei Mißernten relativ und absolut höher ist als das des Grundherrn. Das gilt nicht nur für die Pauschalpachten, sondern auch für die Anteilpachten; denn ein Grundherr hatte seinen Grund und Boden in mehrere Pachtparzellen eingeteilt — wie der Weinbergbesitzer in dem bereits zitierten Gleichnis Mc 12, 1 ff. (Parallelstellen Mt 21, 33 ff.; Lc 20, 9 ff.) seinen «Weinberg» (hier stellvertretend für Besitz überhaupt) den «Landleuten» (γεωργοῖς) verpachtete — und zog daraus einen mindestens ebenso hohen und qualitativ besseren Ertrag als alle seine Pächter zusammen. Außerdem wird der Pächter in den meisten Fällen nicht nur mit eigenen Arbeitsinstrumenten gearbeitet, sondern auch für alle Auslagen haben aufkommen müssen. Mit Recht verweist Dalman darauf, daß die Behauptung von Krauß, der Besitzer habe dem Pächter Aussaat, Geräte und Arbeitsvieh gegeben, quellenmäßig nicht belegt ist, in Baba Me'ia V 8 der Grundherr seinem Pächter lediglich Saatweizen «für Weizen» (בַּחֲטִיף), also leihweise, überläßt.¹³⁸

Die Einnahmen aus dem Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte waren nicht die einzige Reichtumsquelle der Großgrundbesitzer. Klausner weist nach, daß sie auch als Darlehensgeber auftraten.¹³⁹ Aus einer Formulierung in der babylonischen Gemara zum Traktat Berakot glaube ich schließen zu dürfen, daß Großgrundbesitzer bzw. in diesem Falle Viehzüchter (wobei aber der reiche Viehzüchter notwendig immer auch Grundbesitzer ist) und Wucherer als eine Person betrachtet werden: «Dein Gesicht gleicht dem der Schweinezüchter und dem Gesicht derer, die auf Zinsen leihen.»¹⁴⁰ Das Zinsverbot bestand nur in der Tora. In einem Brief aus Wadi Murabba'at heißt es:

¹³⁷ חֲטִיף יִשָּׂא [י] נִקְיָה.

¹³⁸ DALMAN: a. W. II 158.

¹³⁹ KLAUSNER: a. W. 239.

¹⁴⁰ b. Ber. 55 a: דוֹמִים לַמַּנְדִּילֵי חֲזִיזִים וְלַמַּלְוֵי בִּיבִית GOLDSCHMIDT: a. W. I 239 Anm. 36 bemerkt dazu: weil sie leichten Erwerb haben und daher wohlgenährt sind.

«Ordne an, daß er befreit wird vom Z[ins].»¹⁴¹ Umgehung des Zinsverbots durch Mittelsmänner oder Geschenke, worauf Eisler hinweist,¹⁴² kommt zur offenen Mißachtung des Gesetzes hinzu. Nach Mt 25,27 nehmen die Geldverleiher auch Spargelder gegen Zinsen an. Eine andere Form kommt in einer Erzählung über R. Jose zum Ausdruck, der seinen Besitz von Tagelöhnern bearbeiten läßt, die von seinem Sohn beaufsichtigt werden (b. Taan. 24a). R. Jose vermietet tagsüber seinen Esel, offenbar an Kleinbauern, die den Kaufpreis von wenigstens 100 Denaren für einen Esel¹⁴³ nicht aufbringen können. Für den Wucherer gilt also die gleiche Identität mit dem Großgrundbesitzer wie für den Händler. Die Einführung des Hillelschen Prosbuls, der die Erlassung von Schulden, also auch von Darlehen, im siebenten Jahr aufhob, ist auf ihr Betreiben erfolgt. Mit seiner Hilfe war es möglich, eine Schuld zu jeder beliebigen Zeit einzutreiben.

Natürlich waren auch die Großgrundbesitzer in das System der Provinzabgaben für die römische Metropole einbezogen, aber nicht stärker als die übrige Bevölkerung. So gilt hier ebenfalls, daß relativ die Reichen weniger belastet waren als die Armen. Die von Herodes zusätzlich erhobene Abgabe vom Bodenertrag (Ant. XV 303) scheint mit der Beseitigung der herodianischen Dynastie sich erledigt zu haben. Sie wird ein wesentlicher Beweggrund für die Gesandtschaft an Augustus nach dem 'Tode Herodes' gewesen sein.¹⁴⁴

In bezug auf die religiösen Abgaben an den Tempel und an die Priester und vor allem ihre Einhaltung gehen die Meinungen der Autoren auseinander. Während Alfaric Erstlinge und Zehnten ohne Kommentar aufzählt,¹⁴⁵ kommt Dalman der Wahrheit zweifellos nahe, wenn er annimmt, daß die Einrichtung des Zehnten schon in makkabäischer Zeit nicht mehr allgemein war.¹⁴⁶ Das gleiche gilt natürlich für Hebe. Büchler stellt dasselbe für das 2. Jh. u. Z. fest.¹⁴⁷ Wenn die rabbinischen Quellen vom Zehnten sprechen und den sonstigen rituellen Abgaben, bleibt wiederum nicht viel mehr als akademisches Gerede,¹⁴⁸ doch sind hartnäckige Forderungen nie ein Beweis dafür, daß die geforderte Sache als selbstverständlich erfüllt wird. Die rabbinischen Erweiterungen des alten Zehntgesetzes (Dt 14, 22 ff.) auf kleine Gemüsearten¹⁴⁹

¹⁴¹ DJD II Nr. 46 Z. 9; Planche XLVII: עמד עליו שיצא בן מה זביח Vgl. auch 4. Mkk. 3: «Ein treuer Anhänger des Gesetzes (bezwingt) ... den eigenen Charakter, indem er den Dürftigen ohne Zins Darlehen gibt.»

¹⁴² R. EISLER: *ΙΗΣΟΥΣ ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΟΥ ΒΑΣΙΛΕΥΣΑΣ*. Heidelberg 1929, II 429.

¹⁴³ TA II 381.

¹⁴⁴ BJ II 80–92; Ant. XVII 299–314; auch nach Hengels Ansicht (329) gibt diese Gesandtschaft die Auffassung der jüdischen Oberschicht wieder.

¹⁴⁵ ALFARIC: a. W. 45.

¹⁴⁶ DALMAN: a. W. III 177; zum Zehnten allgemein III 174 ff.

¹⁴⁷ A. BÜCHLER: *Der galiläische 'Am-ha 'Ares des zweiten Jahrhunderts*. Wien 1906, 2 und 9.

¹⁴⁸ b. RH 12 a–b; Git. IV 9, 2; Ket. II 10.

¹⁴⁹ τὸ ῥόδισμον καὶ τὸ πήγαρον καὶ πᾶν λάχανον — Le 11, 42; SB II 189; Mt 23, 23; SB I 932.

werden. Im einzelnen hing die Bereitschaft zur Abgabe natürlich auch weitgehend von der subjektiven Gesetzestreue des Großbauern ab, die keineswegs geleugnet werden soll. Fest steht auch, daß insgesamt trotz allem ganz ansehnliche Summen für den Tempel und die Priester zusammengekommen sind, vor allem aus den Geldern, die bis zur Zerstörung des Tempels aus der Diaspora nach Jerusalem gelangt sind.¹⁵⁴ Aber wie wir sehen werden, floß ein großer Teil dieser Gelder außer in die verschiedenen Tempelfonds überwiegend nur in die Taschen der mächtigsten Priesterfamilien. Die mächtigsten, das waren die reichsten, die reichsten, das konnten nach Lage der Dinge nur Großgrundbesitzer sein. So umfaßt der Begriff «Großgrundbesitzer» sowohl Laien wie Priester, und in ihrem Verhältnis zu den Produktionsmitteln unterschieden sich diese beiden Gruppen nicht im geringsten.

Die Lage der Kleinbauern einzuschätzen ist insofern schwieriger, als die unterschiedliche Fruchtbarkeit des Bodens, die Verkehrslage, auch die persönliche Tüchtigkeit sich auf kleine Besitzungen viel stärker auswirken als auf großen Grundbesitz. So wird man die galiläischen Kleinbauern im Durchschnitt in etwas besseren Verhältnissen erwarten müssen als die judäischen.

Zur Charakterisierung des Lebens der Kleinbauern sei zunächst noch einmal an Test. Issachar erinnert mit seiner Mahnung, «ὀποτίθετε τὸν νῶτον ὑμῶν εἰς τὸ γεωργεῖν» und das von den πόνοι spricht, mit denen die Früchte des Landes gewonnen werden wollen. Es spricht von der Einfachheit des bäuerlichen Lebens, davon, daß der Bauer «nach verschiedenartigen Speisen nicht begehrt, vortreffliche Kleider nicht verlangt».¹⁵⁵ Gewiß sind diese Worte

aus essenischer Sicht geschrieben – apologetisch gemeint. Die kleinbäuerliche Landwirtschaft soll dem Volk schmackhaft gemacht werden. Der Autor sieht die Gefahren, die die Masse der kleinen Bauern bedrohen, erkennt aber die Ursache nicht in der zerstörenden Konkurrenz des Großgrundbesitzes und der zunehmenden Merkantilisierung. Dennoch werden die Lebensumstände der Kleinbauern, in denen wir die Mehrheit des Volkes erkannt haben, deutlich, zumal wenn wir sie in Verbindung bringen mit der judäischen Klage in Rom, daß das Volk unter Herodes völlig verarmt sei.¹⁵⁶

Wie sehr mit dieser Feststellung die tatsächliche Lage richtig beurteilt ist, erkennt man unschwer, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Mittel der Kleinbauer den oben festgestellten Manipulationen der Großgrundbesitzer entgegensetzen hatte.

Das Streben des Kleinbauern geht – unabhängig von Räumen und Jahrhunderten – nach Autarkie. Dieses Streben wird nie und nirgends voll erfüllt. Inwieweit eine Annäherung an das Ziel möglich ist, hängt von den

¹⁵⁴ Vgl. Juster II 285 und 317.

¹⁵⁵ Test. Issachar V 3; V 5; VI 2: *βρωμάτων ποικίλων οὐκ ἐφίεται, ἐσθῆτα διάφορον οὐ θέλει.*

¹⁵⁶ BJ II 86; Ant. XVII 307.

zeitlichen und räumlichen Bedingungen ab. In Judäa wird der Kleinbauer unter normalen Witterungsbedingungen genügend Brotgetreide für sich und seine Familie gehabt haben, desgleichen Gemüse und Milch. In Galiläa kommen Früchte verschiedenerlei Art hinzu. Fleisch war — zumal es mit Opfern verknüpft war — den wenigen großen Festen im Jahr und vielleicht einigen der in Meg. Taan. aufgeführten Tagen, an denen das Fasten verboten war, vorbehalten. Schafwolle spannen die Bauern selbst zu Kleidung, Leder gerbten sie selbst und verarbeiteten es zu Sandalen (JT I 10).

Damit scheint der Kleinbauer von allen Wirtschaftsschwankungen und Machenschaften unberührt zu bleiben. Dieser Schluß wird aber sofort hinfällig, wenn man die Voraussetzung der normalen Witterungsbedingungen und damit der genügenden Ernte fallen läßt. In den Jahren der Dürre ist der Kleinbauer und damit — es muß immer wiederholt werden — die Mehrheit des judäischen Volkes in der besprochenen Zeit voll und ganz abhängig von dem, was die Großgrundbesitzer auf den Markt bringen. Da er üblicherweise über kein Rücklagekapital verfügt, werden ihm die Bedingungen diktiert. Ein Jahr der Dürre kann ihn zwingen, seine Kinder, d. h. seine wichtigsten Arbeitskräfte, als Sklaven zu verkaufen, schwer rückzahlbare Darlehen aufzunehmen oder — das schwerste und äußerste — das Stück Land, das Existenz und Leben bedeutet, herzugeben. Es entfallen für ihn aber auch solche Manipulationen wie Getreidezurückhaltung.

In Zeiten normaler Erntebedingungen waren die Schwierigkeiten anderer Art. Die Arbeitsinstrumente des Bauern wurden schon längst nicht mehr alle innerhalb der Familienautarkie hergestellt. Spezielle Handwerke hatten sich herausgebildet, besonders Schmied und Töpfer spielten in Judäa eine große Rolle. Zur Erlangung solcher Geräte — einer Hacke, eines Spatens, wohl auch einer eisernen Pflugschar —, von Keramikprodukten, eines Esels als Lasttier oder zum Dreschen auf der Tenne (c. Ap. II 87) usw. braucht der Kleinbauer überschüssige Produkte zum Tausch.¹⁵⁷ Bot sich aber zum direkten Produktentausch keine Möglichkeit, mußte der Bauer auf den Markt. Ja, in der Nähe einer Stadt oder gar Jerusalems wird die Bequemlichkeit des Marktes die umständliche Suche nach einem geeigneten Tauschpartner schon weitgehend abgelöst haben. Auf dem Getreidemarkt verkaufte er also seinen Getreideüberschuß, Schafwolle auf dem Wollmarkt oder ein Stück Vieh für eine besonders kostspielige Anschaffung. Mit dem Erlös erhandelte er Keramik beim Töpfer, der seine Ware auf der Straße aufstellte (Tah. VII 1), Metallwaren im Schmiedebasar.¹⁵⁸ — Daß diese ganze Prozedur nicht so einfach ist, haben wir bereits gesehen. Fehlten dem Kleinbauern in Dürrejahre die Produkte

¹⁵⁷ Daß der Tauschhandel üblich war, bezeugt E. r. II 12: *היה חיתום אחד למעלה בלך*. Vgl. auch JEREMIAS: a. W. 36; GRANT: a. W. 78.

¹⁵⁸ BJ V 331; vgl. auch BJ II 649 und Sot. IX 10; JEREMIAS: a. W. 5.

für den eigenen Bedarf, so stand er in Jahren der guten Ernte auf dem Markt dem Großgrundbesitzer gegenüber, mit dessen niedrigen Preisen er Schritt halten mußte, wenn er seine Waren absetzen wollte. Dabei hatte er auch qualitativ die minderwertigere Ware anzubieten. «Auf der höchsten Höhe (liegt) der Weinberg des Armen»¹⁵⁹ für das Gerstefeld des armen Kleinbauern dürfte ebenfalls gegolten haben, daß es den ungünstigsten Acker bedeckte. Hatte er seine Ware dennoch gegen diese Konkurrenz abgesetzt, war der Erlös vielleicht zu gering zum Ankauf der erhofften Gegenstände.

Durch Nebenerwerb versuchte sich der Kleinbauer zu helfen. Bienenzucht war weit verbreitet.¹⁶⁰ Doch lieferten die in Gärten des Großgrundbesitzers gezogenen Südfrüchte billigeren Fruchthonig und Sirup.¹⁶¹ Die galiläischen Bauern um den See Genezareth und entlang des Jordans stellten im Sommer ihre Söhne und bei günstigen Fangbedingungen auch Tagelöhner zum Fischen an. Obwohl Markus die Jünger Simon, Andreas und die Zebediten sowie Zebedäus selbst einfach ἀλλεῖς nennt,¹⁶² ist nicht anzunehmen, daß sie nicht gleichzeitig Bauern waren. Allein die Vision vom reichen Fang, wie sie Armen immer eigen ist und wie sie uns im Fischzug des Petrus begegnet,¹⁶³ zeigt, daß übermäßig viel mit Fischen nicht zu verdienen war. Das Nazoräer-Evangelium nennt Johannes darüber hinaus den Sohn des armen Fischers Zebedäus, obwohl er seine Fische sogar den Hohepriestern bringen durfte.¹⁶⁴ Einem hohen Erlös aus dem Fang haben vielleicht auch die in Mak. VI 3 erwähnten Importe von Fischen aus Ägypten und Spanien entgegengestanden, die sicherlich von nichtjudäischen Kaufleuten getätigt wurden.

Andere Versuche des Kleinbauern, zu einem zusätzlichen Verdienst zu kommen, treten uns in Mischna und Talmud entgegen. In Judäa verkaufen Frauen auf den Märkten Wollwaren, in Galiläa Leinwandwaren. Da der Verkauf von Handwerksprodukten sonst Sache des Handwerkers selbst ist, kann es sich hier nur um Frauen von Bauern handeln, die neben der Landarbeit — etwa im Winter — am heimischen Handwebstuhl gewebte oder gesponnene Sachen an den Mann zu bringen suchen.¹⁶⁵ — Viele hielten Kleinvieh, obwohl es nach rabbinischem Recht verboten war, da es fremde Grundstücke beschädigte.¹⁶⁶ Die Verachtung für die Kleinviehhaltung ist identisch mit der Verachtung für den Kleinbauern überhaupt.¹⁶⁷

¹⁵⁹ b. BB 146 a: בָּיִת הָאֵם כִּי עָלָה.

¹⁶⁰ Uqe. III 10; III 11; SB I 97 ff.; 100.

¹⁶¹ TA II 137.

¹⁶² Mc 1, 16—20; Mt 4, 18—21; Lc 5, 3; 5, 10.

¹⁶³ Mc 1, 16—20; Mt 4, 18—22; Lc 5, 4—7.

¹⁶⁴ NE, in: Hennecke fr. 53.

¹⁶⁵ BQ X 9; Jeremias 3. Wollarbeiten werden in Ket. V 5 ausdrücklich als Pflichtarbeit der Frau für den Mann genannt, wenn hier auch zweifellos zunächst an dessen Kleidung gedacht ist.

¹⁶⁶ GOLDSCHMIDT: a. a. O. III 339 Anm. 424.

¹⁶⁷ b. Pes. 50 b; b. Suk. 29 a; BARON a. a. O. I 253.

Die Frage, ob Kleinbauern Sklaven hielten, muß entschieden verneint werden. Wir besitzen keine Überlieferung für tatsächliche Sklavenpreise in Palästina. Aber nach Baba Qamma IV 5 hat der Besitzer eines Ochsen, der einen Sklaven oder eine Sklavin niedergestoßen hat, 30 Sela zu zahlen (das entspricht etwa dem Preis von 10 Schafen¹⁶⁸). Dieser Betrag hat, obwohl er Zitat aus Ex 21, 32 ist, nur Sinn, wenn er dem Durchschnittspreis für einen Sklaven entspricht, da er ja ungeachtet des wirklichen Wertes des betroffenen Sklaven zu zahlen ist. Diese Annahme muß auch dann als gültig angesehen werden, wenn die rabbinische Verfügung nie praktischen Wert gehabt hat. Daß jüdische Sklaven billiger waren, weil sie nur 6 Jahre dienten,¹⁶⁹ ist durch nichts bewiesen.

Auch die Beschäftigung von Tagelöhnern wird dem Kleinbauern im allgemeinen schwergefallen sein, wenn tatsächlich aus Mt 20,2 und Lc 12,42 als durchschnittliche Löhnung 1 Denar pro Tag und tägliche Entlohnung¹⁷⁰ angenommen werden muß. Dies setzte eine ständige Bargeldsumme in der Kasse des Kleinbauern voraus, die bei seiner Lage und der damaligen Entwicklung des Geldverkehrs in Judäa und Galiläa unwahrscheinlich ist.

Sehr hart muß den Kleinbauern die Einhaltung des Sabbatjahres angekommen sein. Daß es umgangen wurde, beweist nicht nur die bereits erwähnte Prügelstrafe für die Übertreter (b. Taan. 86b), sondern vor allem, daß unter den verachteten Gewerben und denen, die als Zeugen unzulässig sind, neben Hirten mehrfach «Händler (mit Früchten) des Sabbatjahres» genannt werden.¹⁷¹ Natürlich handelt es sich dabei nicht um Händler im engeren Sinne des Wortes – wenn diese auch mit eingeschlossen sein können –, sondern um die Bauern, die dem Verbot zuwider angebaut haben und ihren Überschuß unter den günstigen Bedingungen der geringeren Konkurrenz absetzten.

Wer wollte es den Kleinbauern verargen, wenn sie sich unter diesen Umständen nicht nur um die rituellen Abgaben: den Zehnten von Ernte und Vieh, die Erstlinge von Getreide, Früchten, Backwaren, Wein, Vieh und 5 Silberschekel für die Auslösung des ersten Sohnes, nach Möglichkeit drückten, sondern auch um die Armenabgaben: Armenzehnt des dritten und sechsten Jahres, Ackerwinkel, der den Armen zur Ernte zur Verfügung steht und der nicht weniger als ein Sechzigstel des Feldes betragen soll (Pea I 2), Nachlese des abgeernteten Feldes und Weinbergs durch die Armen.¹⁷² Wenn die Rabbanan, die die ersten Generationen der Mischnalehrer bilden, feststellen, daß früher Eckenlaß auch bei Rüben, Kohl und Porree existierte (b. Pes. 56b),

¹⁶⁸ TA II 378.

¹⁶⁹ So JEREMIAS: a. W. 347.

¹⁷⁰ Dt 24, 15 kann als Beweis für das 1. Jh. u. Z. nicht gelten!

¹⁷¹ Sanh. III 3; b. Sanh. 25 b; RH I 8; b. Pes. 50 b; מִכְרֵי שָׁבָט. Vgl. auch BÜCHLER: a. W. 2 und JEREMIAS: a. W. 338 und 342.

¹⁷² Zusammenstellung bei JEREMIAS: a. W. 148. TA III 64 f. schließt, daß diese Bräuche in talmudischer Zeit noch geübt wurden.

dann zeigt das den ganz offiziellen Rückgang dieser Einrichtung im ersten Jahrhundert u. Z. — Aber sicher besaß der Sanhedrin, der Rat der Ältesten, größere Möglichkeiten, gegen die wirtschaftlich Schwachen vorzugehen, als gegen die Reichen.

Die Tempelsteuer, zu der jeder männliche Judäer über 20 Jahre verpflichtet war,¹⁷³ die von den Römern erhobene Steuer¹⁷⁴ und die allorts erhobenen Zölle mußte der Kleinbauer in gleicher Höhe entrichten wie der Großgrundbesitzer. Es ist klar, daß diese Abgaben, die sich im Gegensatz zu den rituellen kaum umgehen ließen, schwer auf dieser Bevölkerungsschicht lasteten.

Wer keinen Boden besitzt und kein festes Handwerk ausübt, ist Tagelöhner, soweit nicht Krankheit ihm jede Tätigkeit verbietet und er vollends zum Bettler wird. Der Tagelöhner verfügt über keine Produktionsmittel, auch über keine Produktionsinstrumente, nur über seine Arbeitskraft. Er ist völlig auf das angewiesen, was ihm von einem Tag auf den andern an Arbeit geboten wird. Damit gibt es für die Mehrzahl der Tagelöhner keine Spezialisierung für einen bestimmten Beruf, sondern sie arbeiten in allen, in landwirtschaftlichen sowohl wie in handwerklichen Berufen, im Transportwesen usw.

Über die Lage der Tagelöhner erfahren wir in den alten Quellen nur wenig. Die Schilderung des Tagelöhnerdaseins in dem neutestamentlichen Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lc 15, 15–17) kann wegen «*εἰς χώραν μακράν*» nicht als Quelle benutzt werden, obwohl gerade «*τὰ κεράτια*», die die Schweine fraßen, also das Johannisbrot, auf Palästina deuten. Im Gegenteil muß man sogar: «wieviele Tagelöhner meines Vaters bekommen Brot im Überfluß»¹⁷⁵ als betont euphemistisch für eine historische Beweisführung ablehnen.

Wichtiger sind infolgedessen trotz ihrer späteren Abfassung die folgenden Talmudstellen: Der Tagelöhner darf nicht grüßen, um die Arbeit nicht zu unterbrechen. Er trägt ein geborgtes Gewand, seine Mahlzeit reicht nicht für Gäste. Seine Frau gibt dennoch den Armen Brot, er Geld (b. Taan. 23b). Und: «Niemand dinge Tagelöhner mit der Bedingung, daß der Sohn dahinter lese.»¹⁷⁶ — Aus diesen Worten spricht die ganze Ausbeutung nicht nur der Arbeitskraft des Tagelöhners, sondern auch der seiner Familie. Dennoch reichte der Lohn nicht, um die notwendige Kleidung zu beschaffen. Denken wir daran, daß ein Hemd allein vier bis fünf durchschnittliche Tagesverdienste

¹⁷³ Mt 27, 24; SB I 762.

¹⁷⁴ Mc 12, 13–17; Mt 22, 15–22; Lc 20, 20–26. Sie betrug für Judäa 600 Talente und setzte sich zusammen aus Kopfsteuer für alle männlichen und weiblichen Einwohner einschließlich Sklaven, Einkommensteuer, Viehsteuer, Bodensteuer; vgl. dazu E. SCHÜRER: Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi. 4. Aufl. Leipzig 1901–1909. I 473 ff. und 508 ff.; TA II 373 f.

¹⁷⁵ Lc 15, 17: *πόσοι μισθοὶ τοῦ πατρὸς μου περισσεύονται ἄρτων.*

¹⁷⁶ Pea V 6: *לא ישביר אדם את חמ עלים על מנת שלקח בן אחריו.*

kostete, daß Kleidung überhaupt relativ kostspieliger war als Nahrung und vielleicht auch Miete,¹⁷⁷ von Hungerjahren abgesehen. Daß seine Mahlzeit nicht für Gäste reicht, d. h. den eigenen Bedarf mit Mühe deckt, steht im krassen Widerspruch zu dem oben zitierten «Brot im Überfluß» und ist entschieden glaubwürdiger. Andererseits ist aber auch eine Differenzierung in den Reihen der Tagelöhner sicher, die sich ergibt aus der Möglichkeit, in fruchtbaren Gebieten in einer Stellung für längere Zeit zu bleiben und somit die eigene Existenz aus der täglichen Unsicherheit zu lösen. Einer einheitlichen Schicht von Tagelöhnern wirkte auch das Vorhandensein von Priestern unter ihnen entgegen. Ich spreche hier nicht von den in den Talmuden häufig bezeugten Priestern, die um die Tennen schweifen, um zu Zehnten und Hebe zu kommen.¹⁷⁸ Vielmehr gibt es Bezeugungen, daß Priester unmittelbar als Tagelöhner auf Tennen oder als Hirten arbeiteten — auch bei Laien! — und sich die ihnen bzw. den Leviten zustehenden Abgaben erarbeiteten. Die babylonische Gemara zum Traktat Bekarot (26b) nennt daneben sogar Arbeit in Schlachthäusern.

Im großen und ganzen gehörten die Tagelöhner zu den in allen Quellen häufig genannten Armen, neben ihnen die Bettler, aber sicher auch die kleinsten der Kleinbauern, bestimmte Vertreter von Gewerben, die man kaum zum Handwerk rechnen kann, wie den Sammler von Hundekot¹⁷⁹ (für den Gerber), die Asphaltarbeiter am Toten Meer,¹⁸⁰ über deren soziale Lage wir ebenso wenig erfahren wie über die Arbeiter, die bei der Gewinnung von Schwefel und Alaunstein bei Machaerus (BJ VII 189) beteiligt sind oder über die Sammler von Sand für die Glasherstellung (Tac. Hist. V 7), die Heuschreckenfänger (Kel. XXIV 15) und ein Teil der unzähligen Töpfer, die von der Übermacht der Konkurrenz erdrückt wurden, aber auch Teile der Leviten und Priester (Ter. IX 3) sowie die Witwen und Waisen.

Die Frage, ob und an welchen Stellen der Begriff «arm» gleich «fromm» zu setzen ist, wird besonders in der theologischen Literatur bei weitem überbetont.¹⁸¹ Gewiß ist diese Gleichsetzung zuweilen berechtigt; ganz besonders im Qumranschrifttum, wo sich die Sektenmitglieder selbst als Arme benen-

¹⁷⁷ TA I 134; II 380; BARON: a. W. I 264.

¹⁷⁸ b. Sanh. 7 b; b. Mak. 10 a; b. Ket 105 b, hier der Vergleich mit den Richtern, die Bestechung annehmen; Sifre 132 zu Nu 26, 53; Tanh. VII 9; XII 10; j. Dem. 25 b—c; tos. Dem. V 18—19.

¹⁷⁹ Ket. VII 10; b. Ket. 77 a: *מִי שֶׁנִּסְבֵּי חֶמֶת מִן הַכֹּהֵן*

¹⁸⁰ Zur Gewinnung des Asphalts vgl. Strab. XVI 2, 43: *γόητας δὲ ὄντας σκήπτουσαι φησιν ἐπ' ὁδῶς ὁ Ποσειδώνιος τοὺς ἀνθρώπους καὶ οὐρα καὶ ἄλλα δυσώδη ὑγρὰ, ἃ περικαταχέοντες καὶ ἐκπίσαντες πῆττειν τὴν ἀσφαλτον, εἶτα τέμνειν*; ferner Tac. Hist. V 6; Sol. Coll. I 56 = Plin. Hist. nat. VII 15; Jub. IX 20.

¹⁸¹ Vgl. z. B. GOPPELT: a. W. 34; E. LOHMEYER: Galiläa und Jerusalem. Göttingen 1936. 65 ff.; G. BORNKAMM: Jesus von Nazareth. 4. u. 5. Aufl. Stuttgart 1960. 69; bei R. BULTMANN: Theologie des Neuen Testaments. 3., durchges. u. erg. Aufl. Berlin 1959. 59, sind arm und fromm schon seit den Psalmen Synonyma; aber auch bei Alfaria 4 finden wir diese Vereinfachung von arm = fromm.

nen.¹⁸² Die Bezeichnung einer bestimmten Menschengruppe als Arme hat jedoch immer nur Sinn, wenn zumindest die Mehrheit dieser Gruppe in soziologischer Armut lebt. Das trifft zu für die urchristliche Gemeinde und auch für das einzelne Mitglied der Essensersekte, ungeachtet des möglichen Reichtums des Ordens als solchem. An keiner Stelle läßt sich nachweisen, daß *alle* Armen als Fromme betrachtet oder umgekehrt *alle* Frommen ohne Rücksicht auf Zugehörigkeit zu einer bestimmten, engen religiösen Gruppe als Arme bezeichnet worden wären. Eine Schrift, die gutsituierte Menschen als Arme anspricht, findet taube Ohren, auch wenn die symbolische Bedeutung betont wird.

Da die Armen einen sehr hohen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ausmachen, müssen wir uns mit ihrer Lage eingehender beschäftigen, soweit die Quellen das zulassen. Zunächst bedarf die These vom hohen Prozentsatz der Bevölkerung einer Stütze. Wir erwähnten bereits die in BJ II 86 (Ant. XVII 307) wiedergegebene Klage der judäischen Gesandtschaft in Rom nach Herodes' Tode über die völlige Verarmung des Volkes. — Matthäus erzählt aus dem «reichen» Galiläa: «Als er (Jesus) die Volksmengen sah, fühlte er Erbarmen mit ihnen, denn sie waren verschmachtet und niedergebeugt wie Schafe, die keinen Hirten haben.»¹⁸³ — Im Gleichnis vom großen Gastmahl (Lc 14, 16–24) nennt Lukas stellvertretend für das Volk Israel die «Armen, Verstümmelten, Blinden und Gebrechlichen» und «die auf den Wegen und an den Zäunen». — Wichtig ist die Erweiterung des Gleichnisses vom Reichen im Nazoräer-Evangelium. Hier antwortet Jesus: «und viele deiner Brüder hier, Söhne Abrahams, starren vor Dreck und sterben vor Hunger; und dein Haus ist angefüllt mit vielen Gütern, doch nichts kommt von dort heraus zu ihnen.»¹⁸⁴

Dies sind Bilder, die nur die Wirklichkeit geprägt haben kann. Auch der Babylonische Talmud findet bezeichnende Darstellungen: der Heilige fand unter allen guten Eigenschaften für Israel «nichts als die Armut» (b. Hag. 9b). In Anbetracht der «guten Eigenschaften» könnte man vielleicht auch dieses Wort noch theologisch auslegen; aber was macht man dann mit dieser Mischnastelle: «Die Töchter Israels sind schön, aber die Armut macht sie häßlich»¹⁸⁵?

Baron findet «appalling poverty among the masses»,¹⁸⁶ und er hat nur allzu recht. Das von Abajje tradierte alte Sprichwort: «Der Arme ist hungrig

¹⁸² 1QH II 32; III 25; 1QM IX 9; XI 13; 1QpHab XII 3. 6. 10; CD (B) I 9; VI 16; 4QpPs 37 II 10.

¹⁸³ Mt 9, 36: ἰδὼν δὲ τοὺς ὄχλους ἐσπλαγχνίσθη περὶ αὐτῶν, ὅτι ἦσαν ἐσκυλμένοι καὶ ἐρημμένοι ὡσεὶ πρόβατα μὴ ἔχοντα ποιμένα. — Markus, der für Nichtjudäer schreibt, hat 6, 34: καὶ ἐξελθὼν εἶδεν πολλὸν ὄχλον, καὶ ἐσπλαγχνίσθη ἐπ' αὐτοὺς ὅτι ἦσαν ὡς πρόβατα μὴ ἔχοντα ποιμένα. Das läßt natürlich eine nichtsoziologische Deutung zu, aber gerade die matthäische Erweiterung der Markusstelle ist beweiskräftig, da Matthäus in Palästina für Judäer schreibt.

¹⁸⁴ Orig. Mt-Komm. XV 14 zu 19, 16 ff., lat. Bearbeitung: *et ecce multi fratres tui filii Abrahæ amici sunt stercore, morientes præ fame, et domus tua plena est multis bonis et non egreditur omnino aliquid ex ea ad eos.*

¹⁸⁵ Ned. IX 10: בית ישראל נאים הן אבל שהעניות מרובה

¹⁸⁶ BARON: a. W. I 262.

und merkt es nicht»¹⁸⁷ illustriert die andere Talmudstelle: Der Arme ißt Brot mit Salz (b. Ber. 2b), bei welcher vielleicht schon ein Tagelöhner vorausgesetzt ist, der sich Brot leisten kann. Wenn eine Baraita der Rabbanan unter den drei Dingen, die den Menschen um seinen Verstand bringen, neben Gojim und bösem Geist «drückende Armut» nennt,¹⁸⁸ so ist es nicht verwunderlich, wenn in den Psalmen Salomons Gott als einzige Zuflucht und Hoffnung der Armen und Bedürftigen erscheint.¹⁸⁹

Jeremias und Baron sehen den Grund für den so weit verbreiteten Bettel in der organisierten Charitas.¹⁹⁰ Ich möchte einige Bemerkungen zur Organisation des Armenwesens beisteuern, die in der sonst recht instruktiven Übersicht bei Krauß¹⁹¹ zu kurz kommen.

Die Armengebote, die in Lev 19,9–10; Dt 14, 19–22 enthalten sind, denken ihrem ganzen Wortlaut nach an relativ wenige Arme. Angesichts der veränderten Situation versuchten die Rabbinen, diese Gebote zu präzisieren, um sie der angeschwollenen Zahl von Armen anzupassen. So soll der Eckenlaß nicht nur nicht weniger als ein Sechzigstel des Feldes betragen, sondern man richte sich auch «nach der Größe des Feldes, der Menge der Armen und der Größe der Getreidekörner».¹⁹² Auch «was beim Mähen herabfällt (gehört) den Armen».¹⁹³ Daß bei solchen Mischnot an aktuelle praktische Handhabung nicht gedacht ist, zeigen Diskussionen wie die folgende: «Von wann ab sind jedem Nachlese, Vergessenes und Eckenlaß erlaubt? Wenn die zuletzt Lesenden fortgehen. Peret (= Trauben, die beim Schneiden herunterfallen) und Traubennachlese? Wenn die Armen wiederholt im Weinberg waren. Oliven? Wenn der zweite Regen gefallen ist.»¹⁹⁴ – Den Rabbinen selbst ist eigentlich recht unklar, wie das alles durchzuführen ist.

Einen konkreten Eindruck machen dagegen die verschiedenen Armenkassen: qupa (Ket. XIII 1–2), tamhoj (Pes. X 1), Armenkasse für wandernde Arme (Pea VIII 7), für Witwen und Waisen (Ket. VI 5; b. Ket. 67a). Allerdings werden auch diese Einrichtungen verdächtig, wenn von den Rabbanan überliefert wird: «Die Armenschüssel (= tamhoj) für die Armen der Welt, der Armenkorb (= qupa) für die Armen der Stadt»,¹⁹⁵ oder: «Wer Speisen für zwei Mahlzeiten hat, nehme nicht aus der Armenschüssel, wer Speisen für 14 Mahlzeiten hat, nehme nicht aus dem Armenkorb.»¹⁹⁶ Gestützt wird das

¹⁸⁷ b. Meg. 7 b: *בזמן עניא ולא ידע*.

¹⁸⁸ b. Er. 41 b: *דקדק קי עיית*. Vgl. SB I 819.

¹⁸⁹ Ps. Sal. V 1–2; vgl. V 7; V 10–14.

¹⁹⁰ Jeremias 132; Baron I 275.

¹⁹¹ TA III 63–74.

¹⁹² Pea I 2: *לאי גידול השדה ילפי רוב העניים ילפי רוב העויה*.

¹⁹³ Pea IV 10: *הגשיר בשנת . . . ל נים*.

¹⁹⁴ b. Taan. 6 b: *מאימתי כל אדם מותרין בלקט בשבחה ובפאה משילובי הנמשות בשיר ובקילל ת משילובי עניים ביום ובאי ביותים משותת יביעה שינה*.

¹⁹⁵ b. BB 8 b: *תמתי ל ניי עולם קורה ליני העיה*.

¹⁹⁶ Pea VIII 7: *מי שיש לו מזון שתי בעדיות לא יט ל מן התמתי מזון אבוע עשה סעודת לא יט ל מן הקובה*.

Vorhandensein solcher Kassen durch ein Wort R. Aqibas: «(Man mache) keine Geschäfte mit (Geldern) des Heiligtums, noch mit (Geldern) der Armen»,¹⁹⁷ das nur aus täglichen Beobachtungen entsprungen sein kann, und aus den Hinweisen auf eine Unterstützungskasse für Arme von vornehmer Herkunft, die sich in der «Kammer der Sünder» beim Tempel befand.¹⁹⁸

Tatsächlich geübt wurde die Armenpflege zweifellos von den Essenern. Die Anweisung der Damaskus-Schrift: «Einen Teil» (von dem in die Hände des Aufsehers und der Richter gelegten Lohn) «gebe man den Priestern, und mit einem Teil stärke man die Hand der Armen und Bedürftigen»,¹⁹⁹ wird, nach allem was wir über diese Sekte wissen, wohl befolgt worden sein. Dagegen ist das Mošehwort: «und was» (im Sabbatjahr) «übrigbleibt den Armen unter euren Brüdern, die im Lande sind»,²⁰⁰ natürlich Literatur. Da ist sogar die ähnliche Baraita: «Der Lohn des Fastens ist das Almosen, das man abends den Armen zur Beschaffung von Lebensmitteln gibt»,²⁰¹ lebensnaher.

Ich glaube aus diesen Punkten entnehmen zu dürfen, daß es mit der Organisiertheit dieser Armenfürsorge nicht so bestellt war, wie es auch Dalman annimmt.²⁰² Die von Haus zu Haus gehenden Bettler,²⁰³ die an den Zäunen stehenden bettelnden Krüppel (Lc 14, 23), die vor Dreck starrenden und vor Hunger sterbenden Söhne Abrahams scheinen jedenfalls von «organisierter» Armenpflege nichts zu wissen.

4. Die Bevölkerungsschichten auf dem Lande

In einem geschichtlich bestimmten System der gesellschaftlichen Produktion bestimmt sich die Zugehörigkeit zu einer Klasse nach dem Verhältnis zu den Produktionsmitteln, nach der Rolle in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit «und folglich nach der Art der Erlangung und der Größe des Anteils am gesellschaftlichen Reichtum».²⁰⁴ Nach dieser klassischen Formulierung Lenins müssen wir versuchen, die jüdische landwirtschaftliche Bevölkerung einzuteilen. Eigentümer des wichtigsten Produktionsmittels Boden sind die Bauern, die sich in Großgrundbesitzer und Kleinbauer teilen. Damit sind die beiden Hauptklassen gegeben. Zwischen ihnen gibt es zwar alle Übergangsnuancen, aber offenbar in so geringer Zahl, daß man sie weitgehend vernachlässigen kann. Zu den Großgrundbesitzern gehören die königlichen Familien und Würdenträger ebenso wie die reichsten Priester und alte

¹⁹⁷ Seq. IV 3; b. Ket. 106 b: אֵין מַשְׁתַּחֲוִין מִשַּׁל הַקֹּדֶשׁ וְלֹא מִשַּׁל עֲנִיִּים.

¹⁹⁸ Seq. V 6: לִשְׁנֵי הַמָּאִים vgl. b. Ket. 67 b; JEREMIAS: a. W. 149.

¹⁹⁹ CD XIV 13: מִמֶּנִּי יִתְּנִי בְּכֶה [הַבְּהָ] נִים [וְיִמְנִי יִחְזִיקִי בִיד יְיָ וְאֶבְיִין].

²⁰⁰ 1QMose III 2 nach Ex 23, 11: אֲנִי לֹא אֶבְיִין מִן אֲחִי כִּי אֶשֶׁר בְּיָמֵינוּ.

²⁰¹ b. Ber. 6 b: אֲנִיָּה דְּהַצְנָתָא צִדְקָתָא . . .

²⁰² DALMAN: a. W. II 63 ff.

²⁰³ b. Taan. 23 b kann nur so verstanden werden; vgl. auch TA III 63.

²⁰⁴ W. I. LENIN: Die große Initiative, in: Werke XXIX (397—424). Berlin 1961.

israelitische Geschlechter. Zum Großgrundbesitz muß auch das Tempelland gezählt werden. Zu den Kleinbauern gehört auch eine Anzahl Priester und eine größere Anzahl Leviten, insbesondere in den Städtchen außerhalb Jerusalems.

Die große Gruppe der Pächter bearbeitet mit eigenen Produktionsinstrumenten den Boden, der Eigentum eines anderen ist. Der Pächter arbeitet nur zum Teil für sich. Während eines bestimmten Teils des Arbeitstages arbeitet er für den Grundherrn. Genau genommen arbeitet er umgekehrt zunächst in erster Linie für den Grundherrn ohne jegliche Gegenleistung; erst wenn die vertraglich fixierten Forderungen des Grundherrn befriedigt sind, arbeitet er als freier Mensch für sich selbst.

Der jüdische Tagelöhner des ersten Jahrhunderts u. Z. ist bereits im Marxschen Sinne doppelt frei: frei von Produktionsmitteln und juristisch frei. Er schafft ein Mehrprodukt, da er aus Konkurrenzgründen seine Arbeitskraft zu geringerem Preis zu verkaufen gezwungen ist, als seine Arbeitsergebnisse wert sind. Vom modernen Landproletarier unterscheidet ihn nur die Organisation der Arbeit, die mit primitivsten Mitteln durchgeführt wurde. Es gibt keine Schicht, die dem antiken griechischen und römischen Lumpenproletariat zu vergleichen wäre. Freie, die nicht arbeiten können oder keine Arbeit finden, sind keine Schmarotzer am gesellschaftlichen Vermögen, sondern völlig abhängig von privater Mildtätigkeit.

Die Sklaven schließlich unterscheiden sich praktisch nicht von anderen antiken Sklaven, mag die Behandlung der hebräischen auch allgemein humaner gewesen sein als die der nichthebräischen. Ihre Zahl in der produktiven Tätigkeit ist jedoch gering.

Wir sehen also, daß neben den beiden Klassen der Großgrundbesitzer und der Kleinbauern bereits eine ziemliche Differenziertheit von Schichten besteht, die teils zwischen den Hauptklassen, teils unter ihnen rangieren.
Berlin.

BYZANTINO-IRANICA

I

Thus as regards its date, the inscription of Istanbul falls between the Middle Persian inscriptions of Persepolis and Fīrūzābad^{3a} and this circumstance already in itself renders it significant. The value of the inscription is even more enhanced by the fact that it came into being in ancient Byzantium and thus it can give an interesting glance into the history of Byzantine-Sassanian relations. On account of this fact it seems to be desirable to complete the reading and interpretation of the inscription, to make it more accurate and to attempt its historical appreciation.

puśl ZY 'uchrmzd'plyt

line 1 ZNH gwl hwld't l'd 'YT 'YKš MRWĤ BR' 'mwłč'd MN m'n ZY
 'yul'n štr' MN lwst'sk člk'n [MN M]T' hšc

² A. GRABAR: *Cahiers Archéologique* 11 (1960) 73–92. Quoted by DE MENASCE, inaccessible for me.

^{3a} [Or more correctly between the recently published Mishkinshahr and Firūzābād inscriptions, cf. G. GROPP: AMI NF 1 (1968) 149–158. — Additional note].

line 2 'YK İD ŠNT PWN 'wmyt' ħw'štyglyh krt' 'D b'lwt' ZY msydy
ZY l'st' pyl<w>č PWN hwm BYN YHWWNt'

Remarks on the reading

According to de Menasce the inscription consists of 3 lines, *viz.* he regards as line 1 the 3 words written above the line given by me as line 1, and as lines 2 and 3 the lines given by me as lines 1 and 2. This opinion, however, is incorrect with regard both to the form and to the contents. From the formal point of view these 3 words cannot be regarded as a separate line because in this case it ought to start in line with the other two lines. And from the viewpoint of the contents we cannot think about this possibility because in the beginning of an inscription there cannot stand the indication of the origin (*pwsł* ZY 'whrmzd'plyt = «son of Öhrmizdāfrīd») before the name. Without doubt line 1 of de Menasce is only a supplementing, *viz.* the stone-cutter left out the denomination of origin after the name (*huld't*) and therefore he carved it subsequently above the line approximately at the place of the omission.

The reading of the inscription given by de Menasce is as a whole satisfactory, its transliteration, however, is full of contradictions and in many cases it is disputable or even unacceptable, *viz.* he transliterates *h* and *ħ* equally with *h* also in the logograms, he transliterates *p* sometimes with *f* and sometimes with *p*, *l* sometimes with *r* and sometimes with *l*, in the literal transcription, although this procedure is justified only in the phonetic transcription. The question of the transliteration of the pseudo-logogram *PWN* and the logogram *ZY* is worth mentioning. These appear in de Menasce's transliteration as *p*¹¹ and *y*. In the first case it is not clear, what he wants to express with the transliteration *p*¹¹. If he uses the sign ¹¹ conventionally as a sign of abbreviation, then we can by no means agree with the transliteration *p*¹¹, because according to the testimony of the inscriptions in Book Pahlavi the logogram *pnn* of the word undoubtedly developed from the form *PWN* (**pt*). The situation is similar also in connection with the transliteration *y* of the logogram *ZY*. The Book Pahlavi logogram can, of course, be interpreted as *y*, still it would be incorrect to transliterate the sign in question this way, because at the definition of its reading we must go back to the inscriptions and according to the testimony of these this sign developed from the logogram *ZY*. The form to be observed on the Istanbul inscription and on the seals shows well the transition between the clear writing *ZY* of the inscriptions and the Pahlavi Psalter on the one hand and the ideogram *y* of Book Pahlavi on the other hand. A similar development and shortening of the logogram can be observed also in the case of the logogram *KBYR*. In Book Pahlavi the form of this also could be read as *KBD*, but on Pahlavi papyrus

No. 12 of Berlin (line 4 *ŠRM KBYR LKWM*)⁴ we can still observe well the antecedent of this, which shows the same transitional form between the shape *KBYR* of the inscriptions and *KBD* of Book Pahlavi, as the sign *ZY* of the Istanbul inscription represents it between the *ZY* of the inscriptions and the *y* of Book Pahlavi.⁵

De Menasce regards the writing of the inscription as identical with Book Pahlavi, but he draws our attention to some characteristics (the forms of the *k* and the *s*), which are rather identical with the papyri or the inscriptions written in «Book Pahlavi». These observations are definitely correct, but from the viewpoint of the history of writing they do not at all determine the importance of the inscription. In fact, the Istanbul inscription is a great surprise from the viewpoint of the history of writing, inasmuch as inscriptions written in «Book Pahlavi» cursive script, were known so far only from the 6th and 7th centuries, and we reckoned also with the development of this form of writing only from the 6th century onwards.⁶ If the circumstances of discovery were not known, there would be hardly anybody, who would not date the Istanbul inscription to the 6th to 7th centuries. However, on the basis of the circumstances of discovery we have to date the inscription to the beginning of the 5th century, and thus the conception formed so far about the whole development of Middle Persian script needs revision. It is doubtless, first of all, that the coincidence of the letter forms, the development of the ligatures stand before us in the 5th century already as a finished process. Thus, this development took place in the course of the 4th century and its initial state dates back at least to the 3rd century. This means that the lapidary and cursive scripts coexisted side by side already as from the 3rd century onwards and influenced each other mutually. From this we can draw the further conclusion that the development of the lapidary script can no longer be reconstructed without taking into consideration the effect of the cursive script. Thus, all phases of the development of writing which were attempted to be defined by myself, by Henning and Lukonin,⁷ lose their force, because on the inscriptions the lapidary script is always realized more or less under the effect of the cursive script and does not reflect an independent, organic development. This becomes immediately clear, if we compare the

⁴ O. HANSEN: Die mittelpersischen Papyri der Papyrussammlung der Staatlichen Museen zu Berlin. APAW 1937. Phil.-hist. Kl. No. 9. Berlin 1938. T. VI. For the correct reading see J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 5 (1957) 288.

⁵ Contrary to his earlier practice (H. S. NYBERG: Hilfsbuch des Pehlevi. I. Uppsala 1928. 36 and II. Uppsala 1931. 110) the *y* of Book Pahlavi is transliterated by H. S. NYBERG more recently (A Manual of Pahlavi. I. Wiesbaden 1964. 149), undoubtedly correctly, as *ZY*.

⁶ See the survey of W. B. HENNING: Handbuch der Orientalistik. I. Abt. IV. Bd. Iranistik. 1 Abschn. Leiden—Köln 1958. 46 foll.

⁷ Cf. J. HARMATTA: Bull. du Musée Hongrois des Beaux-Arts 10 (1957) 19 foll.; W. B. HENNING: *op. cit.* (= Mittelperianisch) 45—52; V. G. LUKONIN: Иран в эпоху персидских сасанидов. Leningrad 1961. 50 foll.

Istanbul inscription with the Firūzābād inscription, *viz.* the latter originates from a much later time but its letter forms are still more archaic and the script has preserved well its lapidary character. The Istanbul inscription has clearly shown that the cursive script had developed already long before the appearance of «Book Pahlavi» and just therefore it is incorrect to speak about inscriptions written in Book Pahlavi.⁸ The development of the Middle Persian script was a much more complicated process than we believed it before the coming to light of the Istanbul inscription, and as long as we do not succeed in getting acquainted with this process in its whole historical richness, we may use it for chronological conclusions only with a much higher caution than hitherto.

1. line. *hwld't* : *hwr . t* de Menasce. The reading of the signs between *l* and *t* is difficult. De Menasce thought about *m* or *t*, but none of the two readings can come into consideration. The reading is rendered difficult by the circumstance that the stone-cutter corrected the problematic second part of the word, *viz.* the letter strokes between *hw* and *t* stand too close to each other and besides this they do not give regular letter forms. This phenomenon can be explained by the circumstance that the stone-cutter originally carved in *hwld't*, he left out the *l* and afterwards he corrected the error by transforming the *d* into *l* so that he extended its vertical stroke both upwards and downwards. From the form *hwld't* brought about this way he formed *hwld't* by bringing the lower stroke of the *l* upwards between the two strokes of the original '. Thus the ' was transformed into the group of letters *d'*, which however does not have a regular form since the letter strokes are too close to each other and the form of the middle stroke is also different from the two side strokes, which had formed the original '. Besides, the whole letter group *d'* joins on the right side with the *l* (= originally *d*). The aforesaid can well be observed on the published photograph under a magnifying glass.

In the name *'whrmzd'plyt* the forms of the two ' and the *h* have been simplified into a simple horizontal line. This otherwise does not occur in the inscription.

MRWH : *MR'H* de Menasce. The latter reading has become fashionable since the analysis of H. H. Schaeder⁹, but the justification of it is most doubtful. According to Schaeder's conception the logogram *MRWHY* of the inscriptions must be read as *MR'HY* (this is, of course, possible from the palaeographic point of view) and this originated from the form *MR'Y* < *MR'Y* on account of the spreading of the orthography. This assumption cannot be proved at all, and in fact it would be very strange to suppose that from a series

⁸ The absurdity of the denomination «Book Pahlavi» was, most probably, felt also by W. B. HENNING, when in connection with inscriptions he used it in quotation marks, indicating the conventional character of the phrase, see *Mitteliranisch*, 47, 51.

⁹ H. H. SCHAEDEER: *Iranische Beiträge I. Halle (Saale) 1930*. 42, note 1, and *Ung. Jb.* 15 (1935) 575–576, Note 5.

of historically and orthographically absurd forms, viz. **mr'y*, **mr'y* and **mr'hy*, finally a historically and orthographically correct form would develop. This difficulty of the conception of Schaeder was very likely seen also by W. B. Henning, and therefore he tried to derive the form *MR'HY* from the contamination of the forms *MR'Y* (< *MR'Y*) and **MR'H* (< **MR'H*).¹⁰ However, this assumption is also entirely unlikely, because there is no evidence to show the possibility of contamination between the elements of the Parthian and Persian logographic systems. The pair of forms *BRY* – *BRH* quoted from Henning as a parallel is also contradictory exactly to his own supposition, because no form **BRHY* arose from the contamination of these logograms. On the other hand, all signs point to the fact that the form *MRWHY* (**MRWHY*) is linguistically correct, because according to the testimony of the form *mryhm* of the Elephantine papyri we have to expect exactly the form **mrwhy*, and not **mr'why*, or **mr'hy*. Therefore, until the proving of the opposite we must hold the transliteration *MRWHY* correct.¹¹

hšt: 'št de Menasce. The latter reading, naturally, is also possible.

2. line. *hw'styglyh*: *xw'st'ryh* de Menasce. The latter reading is, of course, also possible, but from linguistic viewpoint it cannot be interpreted.

b'v'ut: *b'l'nt* de Menasce. This is a possible reading, but it cannot be interpreted.

msydy: *mysddb* de Menasce. No *y* can be seen between the *m* and the *s*. After the *s* we can read *yd* or *dd*. The last letter can by no means be *b*, but it can be regarded as the old, terminal form of *d*, which occurs also in Book Pahlavi. Here at the end of the word, after *d* it is obvious to interpret it as *y*.

pyl(w)č: *pyrč* de Menasce. The logogram of this word differs from what we can expect, inasmuch as at the end of the word *l* and *č* are written separately, although in the writing practice of the inscription the *lč* appears in ligature (see '*mwłč'd*'). This phenomenon can be explained by the assumption that between *l* and *č* such a letter was left out, with which the *č* could not be linked up. Such letters are: *b*, *w*, *k*, *p*, *t*, among which, however, we can get interpretable word form only by restoring *w*.

II

The interpretation of the inscription does not involve any difficulty from the linguistic point of view. For de Menasce its text was rendered problematical and partly unintelligible by the fact that he did not recognize the character of the phrase *pwsł ZY 'whrmzd'plyt* as an interpolation. Thus he believed that «Öhrmizdāfrīd's son» is the son of the dead, who had a grave made for

¹⁰ W. B. HENNING: *Mitteliranisch*. 36.

¹¹ H. F. J. JUNKER: *Das Frahang i Pahlavik in zeichengemäßer Ordnung*. Leipzig 1955. 28 retains correctly the transliteration *MRW.I* (with him = *MRV.I*).

his deceased father. This assumption of de Menasce and his other assumptions connected with this one do not need any denial. It suffices to point out that the name of the deceased is not *Ōhrmizdāfrīd* but *Hordād*, consequently his son can by no means be called «son of *Ōhrmizdāfrīd*». Besides, if we had to do with the denomination of the son of the deceased, then also the name of the son ought to appear in the inscription. All difficulties are solved by the recognition that the phrase *pwsł ZY 'whrmzd'plyt* is an interpolation, which was inserted after the name of the deceased. Thus the initial part of the inscription can be restored as follows: *ZNH gwl hwdl't pwsł ZY 'whrmzd'plyt l'd 'YT* «This grave is for *Hordād*, son of *Ōhrmizdāfrīd*». The linguistic interest of this sentence is the word *gōr* 'grave', which was noticed already by de Menasce and which in all probability is connected with the fact that the inscription was carved on the cover of a sarcophagus. Thus the burial is not of Zoroastrian character, although the name of the deceased points to a Zoroastrian. This phenomenon can have two interpretations. The easiest thing would be suppose that in Byzantium the Zoroastrian way of burial was simply impossible and thus the dead was buried according to the Byzantine burial rites. The other possibility would be that *Hordād* was a Persian who became converted to Christianity or stood close to Christianity, and thus, as a matter of course, he could be buried according to the Christian rites. The continuation of the inscription supports the latter assumption to some extent.

The next sentence was interpreted by de Menasce correctly, viz.: *'YKš MRWH BR' 'mwlč'd* «that the Lord may forgive him». De Menasce says that the word *MRWH* = *χραδāy* 'Lord' can be used also in connection with *Ōhrmizd*, and he thinks that the phrase does not suggest at all that the deceased would have been a Christian. However, the main thing here is not that the word *MRWH* occurs also in connection with *Ōhrmizd*, but that this phrase appears here in itself with the meaning 'Lord, God'. This usage points undoubtedly to the Christian way of looking at things, as anybody can be convinced about this by taking a glance into the Pahlavi Psalter. However, not only the characteristic usage of the word *MRWH* points into this direction but the whole sentence, equivalents of which can be pointed out not only in Graeco-Roman but also in Persian Christianity. From the Pahlavi Psalter we can quote the phrase *'phš'dm'n MDM MRWHY* «have mercy on us, Lord!» (Ps. 122, 3)¹² and from a Middle Persian inscription from South India the phrase *MRWHmn mšyh' 'phš'd MDM dypd's* «our Lord Christ have mercy on Devadāsa!»¹³ can be cited. On the basis of these examples it seems to be doubtless that the sentence of the Istanbul inscription discussed above

¹² F. C. ANDREAS—K. BARR: Bruchstücke einer Pehlevi-Übersetzung der Psalmen. SPAW Phil.-hist. Kl. 1933. 1. Berlin 1933.

¹³ The reading of the inscription see W. B. HENNING: Mitteliranisch. 51 and note 4.

is based on characteristic Christian aspect and shows that either the deceased or the Persian compiler of the epitaph was Christian or a person standing close to Christianity. The source of the formula *raḥimahu 'llāhu* «God have mercy on him» of the Arabic epitaphs can also be seen in the Christian phrases of the Istanbul inscription and other Middle Persian inscriptions mentioned above.

The sentence discussed above is obviously an interjection, because it is followed by the denomination of the place of origin of the deceased, *viz.* *MN m'n ZY 'yl'n štr' MN lwtst'k ēlk'n [MN M] T' ḥšt* «from dwelling place Ērān šahr, district Zargān, village of Xišt». In the enumeration first of all the phrase *mān* is striking, which with the meaning 'house, abode' is well-known in Middle Persian and in the meaning 'family' it also denotes the lowest unit of social organization, as this is shown by the enumeration *m'n 'wd wys ü znd 'wd dyh* «family and clan and tribe and village» (MM I eII R I 21 – 22). It is doubtless, however, that in the inscription this meaning of the word does not give a satisfactory interpretation because here the phrase *mān* is not the restricted but the broadest denomination of the place of origin. In accordance with the context the word *mān* must mean here the broadest concept of 'dwelling place' or 'country'. This usage of the word, however, is not justified either by the data compiled by de Menasce or by the other occurrences of the word examined by me. On the other hand, this usage of the word *mān* agrees exactly with the role played by the Latin word *domus* on the inscriptions in the formula of origin (cf. for example *domo Daciae regione Scodrihese* (CIL VI 2698), and just on account of this the question can be raised, whether we do not have here to do with the stylistic influence of the Latin inscriptions.

The closer definition of the place of origin is also a considerable problem. It is conspicuous in the first place that the denomination of the province is missing. Instead of this two phrases appear, *viz.* *lwtst'k* (*rōdistay*) and *MT'* (= *dēh*) convincingly restored by de Menasce. Without doubt both denominations must be interpreted as smaller administrative units.¹⁴ Unfortunately the territorial division and administrative organization of the Sassanian state are hardly known. The birth place of Ardašīr is defined by Tabarī as follows: village of Tīrudih, district of Xīr, province of Istaxr. Since Istaxr was one of the provinces of Fārs, here, within the country of Ērān šahr we can see a four-scale denomination. At the time Th. Nöldeke thought that within Fārs the Middle Persian denomination of the larger administrative unit was

¹⁴ This must be said with special emphasis in contrast to the conception of DE MENASCE (*op. cit.* 63). The fact that the Manichaean Parthian word *rwdyt'g* was translated by ANDREAS and HENNING as 'Provinz', has naturally, of no special significance, as it can clearly be seen from the context (see below) that the word denotes the smaller units of a certain province (*šhr*). In the glossary ANDREAS—HENNING give also the correct meaning 'Bezirk'.

šahr and that of the smaller one was *rōstāy*.¹⁵ However, already Zs. Telegdi drew attention to a passage of Yāqūt (I. 40), according to which the hierarchy of the administrative units was as follows: *istān* (*ōstān*), *rōstāy*, *tasūy*.¹⁶ These data can still be supplemented with the data of Manichaean Persian and Parthian, and the Pahlavi literary texts and inscriptions. In Kirdēr's KZ inscription we find the phrase *štry* 'L *štry gyw'k* 'L *gyw'k* «from country to country, from village to village» (2. line), which obviously wants to characterize the general organization of the Zoroastrian church comprising all administrative units by the denomination of the largest and the smallest administrative unit. This passage clearly refutes the conception according to which *gyw'k* means an uninhabited place.¹⁷ This phrase of the inscription occurs also in the Kārnāmay, viz.: 'lthšyl 'MTš PWN ZK 'dwynt dyt 'pyl PWN byš but WMN štr' štr' gyp'k gyp'k sp'h 'L BB' B' YHWNst «Ardašīr, when he saw them in this condition, was in great trouble, and from all countries and all villages ordered troops to his court» (VI. 12). These examples clearly show that *gyw'k* means 'smaller settlement, inhabited place', and from this view-point it can be compared with the phrase *dēh*.¹⁸ In the Kārnāmay the dwelling place of Mihray is denoted once by the word *gyw'k* (XI. 10: 'lthšyl hyšm W kyn' l'd ['L] *gyw'k* <ZY> mtr'k 'ZLWNt «because of anger and revengefulness Ardašīr went to the village of Mihray»), and once by the word *MT* (XII. 1: ... YWM-y šhpwhl ZY 'lthšyl'n 'L ZK štr' Y'TWNT 'L nḥčyl 'ZLWNt W 'HL nḥčyl BNPŠH LWTH III III III 'swb'l 'L ZK MT' mt «one day Šāhpuhr, son of Ardašīr, arrived in this province, he went on hunting, and after the hunting himself with 9 horsemen arrived in this village»).

For the denomination of the larger administrative units the phrases *šahr*, *paḍgōs*, and *avistām* (*ōstān*) occur: [*pd wy*]sp *šhr* 'wd p'ygwš «in all countries and provinces» (MM II M36 R 2); *myčrym p'dgws* «province of Egypt» (MM III d 7); *pd hrw šhr w rudyst'g* «in all countries and districts» (MM III b 159); *pd hrw šhr 'wt p'dgws* «in all countries and provinces» (MM III o 12); 'ndr'wyst'm 'y hwyjyst'n w šhryst'n čy byl'b'd «in the province of Xuzistān and in the provincial capital Bēlāβād» (MM III c 25-27). To these administrative units correspond the dignitary names *šahrdār*, *pāḍgōspān* (Šāhpuhr KZ parth. *ḥštdry W ptykwspn*), and *ōstāndār*. Thus, in final conclusion the hierarchy of the administrative organization comprises the following items: *šahr*, *pāḍgōs*, *avistām* (*ōstān*, *istān*), *rōdistāy* (*rōstāy*), *tasūy*, *dēh*, *gyāy*. It is very likely that

¹⁵ TH. NÖLDEKE: *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden*. Leyden 1879. 3.

¹⁶ S. TELEGDİ: JA 226 (1935) 228.

¹⁷ Cf. DE MENASCE: *op. cit.* 63.

¹⁸ Of course, the word *gyw'k* is used also in the general meaning 'place', and thus it can also denote an uninhabited place. However, this does not affect the question of the meaning of the word *gyw'k* as a phrase denoting an administrative unit.

these denominations are partly overlappings or they are parallel with each other. In the first place the relationship of *šahr*, *pādgōs* and *ōstān* to each other, and also that of *rōstāγ* and *tasūγ* to each other is not clear. On the basis of the Armenian *ostan* with the meaning 'der Krone angehöriges Land od. Stadt' we could think that in the Sassanian State the word *ōstān* meant originally at least «royal land», that is a territory directly in the hands of the administration of royal property or some administrative unit of the same. We have several data indicating that the *ōstāns* were divided into *tasūys*, viz. the *ōstān Šād-i-Pērōz* was divided into 5 *tasūys* and the *ōstān Šād-i-Bahman* was divided into 4 *tasūys*.¹⁹ This can point to the circumstance that the *tasūγ* was originally some unit of the territory of royal property, and not a smaller part of the *rōstāγ*, as later on after the Arab conquest. This is supported also by the uncommon fact that certain provinces, as for example Aḫaršahr, were divided partly into *rōstāys* and partly into *tasūys*. Thus for example Aḫaršahr was divided into 13 *rōstāys* and 4 *tasūys*.²⁰ In this case the ratio excludes the possibility that the *tasūγ* would have been part of the *rōstāγ*.

Thus we could presume that this complicated administrative terminology denoted the partly parallel constitutional units of the royal property and the estates of the landed aristocracy. Therefore we can think about the possibility that at least in the beginning of the Sassanian period the *ōstāns* were the constitutional units of the royal properties with *tasūys* as sub-units. On the other hand, the «royal land» given for use or donated to the aristocracy was divided into *rōstāys* (cf. for example the donation of such a *rōstāγ* in the Kārnamāγ VIII. 19, viz.: *WZK gγw'k hwt'k-y PWN srd'lyh Wtkkhw't dyh 'wbš d't* «and at this place (Ardašīr) gave a district to them as property of military commander and clan chief»), and its larger constitutional unit was the *pādgōs*. The word *šahr* could denote those parts of the country, which were governed by the members of the dynasty, the royal princes, the *šahrdārs* having the title *šāh*. Thus the *šahr*, the *pādgōs* and the *ōstān* originally could be parallel administrative units with different legal status. In the course of the Sassanian period several changes took place in the possession, and the original provincial division could also have been changed. This can be the explanation for the fact that in certain provinces *rōstāys* and *tasūys* appear side by side, and that in the same province beside the *pādgōspān* we also find simultaneously *ōstāndār*.

From the viewpoint of the definition of the place of origin appearing on the Istanbul inscription, from the above mentioned data we must stress first of all that the *rōstāys* as royal gifts could become property of the Persian aristocracy. In Hordād, appearing on the inscription, on the basis of the appearance of the name of the father, we must presume a distinguished Persian,

¹⁹ J. MARQUART: *Erānšahr nach der Geographie des Ps. Moses Xorenac'i*. Berlin 1901. 22, 26, 41.

²⁰ J. MARQUART: *op. cit.* 74.

who thus owned also real estate. In this case the denomination *rōdistāy* was sufficient for the definition of the origin, inasmuch as it could be partly or entirely identical with the property of the deceased. Thus it is very likely not a mere chance that the denomination of a larger unit of administration is missing from the definition of the place of origin, the denomination of *rōdistāy* meaning the family estate could be entirely sufficient from the viewpoint of the distinguished Persian.

The omission of the name of the province, of course, renders the identification of the phrase *ĕlk'n rōdistāy* difficult. De Menasce, as if a matter of course, read the name *Čarkān* and identified it with *Čarqān* situated in *Usrūšāna*, while *ḫšt dēh*, which he read *Ašt*, was identified by him with *Ašt* situated in *Faryāna*. Unfortunately both identifications are equally impossible, because on the one hand, neither *Usrūšāna* nor *Feryāna* has ever belonged to the Sassanian Empire, and on the other hand, it is unimaginable that a *rōstāy* should belong to one province, while a village situated in its territory should belong to another province. Luckily enough, there is also another possibility of identification. First of all we must note that the form *ĕlk'n* can have also several interpretations, viz. *Čar(a)γān*, *Čal(a)γān*, *Zar(a)γān*, *Zal(a)γān*. If we start out from the form *Čalayān*, *Zalayān*, then this place-name can be compared with *Čalakān* situated in *Sīstān* (*ĕlk'n*, *š'iq'n*, *jh'lk'n*).²¹ Another possibility of identification is rendered by the form *Zargān*, which can be identified with *Zarqān*, today *Zirgān*, situated in *Fārs*, in province *Istaḫr*.²² The latter possibility is undoubtedly more obvious, because it is more likely to presume the presence in Byzantium of a Persian from *Fārs*, than that of a distinguished person from *Sīstān*. The assumption that the deceased was a distinguished Persian in the closer sense, originating from *Fārs*, is in harmony also with the form of his name.

Thus, even if we can look for the *rōdistāy Zargān* or *Zirgān* in province *Istaḫr* of *Fārs* at a high probability, the definition of the village *Xišt* or *Ašt* is an almost hopeless task. In fact the village names of the Sassanian State are very little known, a few of them have been preserved almost by mere chance. Thus we cannot define the old village names of the *rōdistāy Zirgān*. In *Fārs* we know a village named *Xišt*, situated over 100 kilometres west of *Zirgān*. This distance is too large to permit the assumption that *Xišt* belonged to the district of *Zirgān*.²³ Therefore only that much seems to be likely that *Xišt* (or *Ašt*) was situated somewhere between *Šīrāz* and *Istaḫr*.

Line 2 of the inscription includes more difficulties. Questionable is right in the beginning of the line the interpretation of the conjunction

²¹ V. MINORSKY: *Hudūd al-'Ālam*. London 1937. 110, 344.

²² P. SCHWARZ: *Iran im Mittelalter nach den arabischen Geographen*. 1896—1929. 25; V. MINORSKY: *op. cit.* 128, 379.

²³ P. SCHWARZ: *Iran im Mittelalter*. 36.

'YK. De Menasce holds that the meaning of this is 'where', what in itself would be possible, but then the content of the sentence ought to be referred to the village Xišt, but this is unlikely already in itself, and the content of the sentence beginning with 'D simply excludes this possibility. Thus it is most likely to think that the conjunction 'YK makes only a loose connection and appears in the meaning 'because, inasmuch as, namely'.

As for the next word, de Menasce wavers between the readings *III* and 'y ($\bar{e} = I$). The reading *III* is less likely, because in this case the third figure ought to be bigger than the first two and ought to stretch under the line. The reading 'y is possible, but it is to be considered, whether it is presumable, on the one hand, such a phonetic writing of the numeral 'one' in Book Pahlavi, and on the other hand, whether in the beginning of the 5th century we can already count so generally with the change $-\bar{e}v > -\bar{e}$ that it was reflected already in the archaizing literary orthography. Very likely, we must answer both questions in the negative. In the Manichaean orthography reflecting the phonological conditions of the 3rd century the written form of the numeral one is 'yw, and this clearly shows that its phonetic-form at the time of the development of the Pārsī orthography was definitely still $\bar{e}v$. Thus if this word had a phonetic spelling in Pahlavi at all, then it could be only 'yw. Theoretically we can also count with the possibility that the orthographic form of the word in the course of time underwent certain changes, it can, however, hardly be presumed that this would have taken place already about the year 400. This assumption is rendered quite unlikely by the circumstance that the orthography of the other words ending in $-\bar{e}v$, as for example *grēv* (*gl̥yw*), was preserved unchanged in Pahlavi. All these difficulties are solved, if the orthographic form *ddd* is read *HD*, which is the Aramaic logogram of the word $\bar{e}v$ 'one' in Pahlavī and which in the orthographic form *HDwk'* of the word *ēvaγ* occurs also in Pahlavi. Thus we have here obviously to do with a similar case as in connection with the word *ZY*, the orthographic form of which undergoes such a change that finally in Book Pahlavi it can be read also *y*, and this reading corresponds exactly to the actual pronunciation of *ZY*. The orthographic form of the word *HD* can also be read already as 'y in Book Pahlavi and this covers the late phonetic form of the word. It is obvious, however, that from the viewpoint of history of writing in both cases only the readings *ZY* and *HD* can be taken into consideration.

The word *hw'styglyh* was correctly brought by de Menasce into connection with the Manichaean Persian words *xw'styy* 'Friedlichkeit; Wohlfriedenheit' and *xw'stwrz*, *xw'stygr* 'die Wohlfriedenheit bewirkend', however he could not interpret the form read by him *hw'st'lyh*. The derivation of the word becomes clear at once, however, if we read the word in the proposed way, which, of course, is also possible. In this case only the spelling is conspicuous,

inasmuch as we could expect the orthographical form *-klyh* instead of *-glyh*. However, the inscription under discussion renders also two other examples for this kind of «phonetic» writing. One of them is the name *hwld't*, the orthographic form of which in Book Pahlavi is *hwrdt* and on a seal *hwrdt*,²⁴ while its historical orthography would be **hrwt't*. The other one is the verbal form *'mwlc'd*, the ending of which appears in Book Pahlavi in the form *-t'*. Thus the written form *-glyh* instead of *-klyh* is not especially striking in the inscription. Nor is it quite impossible that in the writing *dd = yg* we have to do with such a degradation of the letter group *yk* as in the case of the ending *-yk* in Book Pahlavi.

The meaning and etymology of the word *hw'styglyh* is clear. The basic word is Old Iranian **āxšti-* (cf. Avestan *āxstay-* 'Friede, Friedensvertrag; Übereinstimmung, Einklang mit —'), which is compounded with the Old Iranian word **hu-* or **xvā-* 'good'. The meaning and etymology of the word are rendered by the Manichaean Persian phrases *'wr pd 'št 'y hm'g xw'styh* «here for peace, (Thou) who (art) entirely good peace» and *pd xw'styh 'wd pd r'styh gwptn* «to speak peaceably and justly» (MM II 317).²⁵ To the basic word *xvāštih* the word *kar/gar* 'doer, maker' is attached so that the meaning of the compound *xvāštīyar* is 'engaged on peace'. It is worth while to refer to the fact that the word *xvāštih* has become actually the denomination of Manichaean religion and the word *xvāštīyar* that of the Manichaeans.²⁶ Even if it were somewhat exaggerated to conclude from the use of this phrase in the Istanbul inscription that the deceased was Manichaean, at any rate the word, in a certain degree, points to a religious sphere. The form *xvāštīyarīh* is the abstraction of *xvāštīyar*, and thus its meaning is 'engagement on peace'. Thus the first part of line 2 can be interpreted as follows: «(Because) for one year in (good) hope he displayed activity on peace».

The syntactic structure of the second half of line 2 is clear: *'D ... PWN lw m BYN YHWWNt* «while ... he was in Rōm». The orthography *lw m* in place of *hlw m* is striking. It is true that de Menasce could quote a form *lwmyk* from the Great Bundahišn (33, 27), this, however, can be a distorted, erroneous form, so that it does not change anything on the fact that the standard form of the name of Rome, and later on Byzantium, used in Middle Persian was *hlw m*. Thus we can rather think of the possibility that the use of the form *lw m* on the Istanbul inscription is based on a more accurate knowledge of the Byzantine Greek pronunciation. The fact that in the inscrip-

²⁴ A. MORDTMANN: ZDMG 18 (1964) 9.

²⁵ The interpretation of the Manichaean Persian word *xw'styh* is resting on these contexts, and not merely on the authority of SALEMANN and HENNING, as this is maintained by DE MENASCE: *op. cit.* 64.

²⁶ F. C. ANDREAS—W. HENNING: *Mitteliranische Manichaica aus Chinesisch-Turkestan*. II. SPAW Phil.-hist. Kl. 1933. Nr. 7—9. Berlin 1933. 317.

tion under *Rōm* we must understand Byzantium is rendered doubtless by the circumstance that the burial came to light in Byzantium.

Thus, for the time being, only the phrase *b'l'wt' ZY msydy ZY l'st' pyl(w)č* remains problematic. It can hardly be doubtful that this phrase defines more accurately, in what quality the deceased stayed in Byzantium. The second part of the phrase consists of the well-known words *rāst* 'true' and *pērōz* 'victorious'. These two words could be interpreted also as a compound proper name *Rāst-Pērōz*. In this case the meaning of the whole phrase would be as follows: «As the *b'l'wt' ZY msydy* of *Rāst-Pērōz*». This interpretation contradicts the circumstance that after the presumable name *Rāst-Pērōz* we do not find either a denomination of origin (patronymicon), or a name of dignity, in spite of the fact that, as we can conclude from the context, *Rāst-Pērōz* must have been a person of higher rank than the deceased. Thus it is more likely that the word *rāstpērōz* must be regarded as the attribute of the phrase preceding it.

As regards the first two words, the orthographic forms of these point to foreign origin. It is true that the word *msydy* could eventually be read *masī* and interpreted *masih*, and this would be the abstraction of the word *mas* 'great'. The orthography of the word *hw'styglyh* contradicts however, this interpretation, and besides this there are also semantic difficulties. Consequently, we must reckon with the possibility that both words *b'l'wt'* and *msydy* are of foreign origin. Because the inscription was prepared in Byzantium and since Byzantine (Roman) influence could be stated also in the part of the inscription discussed so far, it is obvious to look for the origin of these two words also in Greek or in Latin. Apparently we have to compare the word *b'l'wt'* with the Greek word *βουλευτής* 'councillor', which occurs as a Greek loanword in the Talmud in the forms *bulwēṭws*, *bulbwēṭs*, *bulwēṭs* and in plural *bulwēṭy*, and in Syrian in the forms *bulwēṭs*, *bulwēṭ'*, *blwēṭ'*. The Persian form *b'l'wt'* fits fairly well into the series of the orthographic variants of this loanword, only the rendering of the first syllable is striking. However, the rendering of the vowels in Middle Persian frequently shows quite considerable differences. Thus in the Parthian version of the inscription of Šāhpuhr KZ, *Apameia* occurs in the form 'pwmy' (Aβumiya), *Pannonia* occurs in the Middle Persian version in the form [pn]dny'y (*Panniniya*), and similarly in the Middle Persian variant *Mopsuestia* occurs in the form m'mssty'y (*Mamsistiya*). The latter transliteration is a good parallel of the Persian equivalent *b'l'wt'* (*balōda*, eventually *balafṭa*) for the word *βουλευτής*.

If the above mentioned interpretation of the word *b'l'wt'* is correct, then it is obvious to look for some Greek phrase also in the form *msydy*. If we interpret the word as *masīdi* or *mesīdi*, then we can collate it with the Greek adjective *μεσίδιος* 'mediating'. Thus the phrase *b'l'wt' ZY msydy* can be translated as 'mediating councillor', and the interpretation of the whole second

line will be as follows: «(Because) for one year he carried out activity in (good) hope and peace, while he was true (and) victorious mediating councillor in Byzantium».

The dignitary name *βουλευτῆς μεσίδιος* could not yet be pointed out in the Greek sources relating to the period. Thus, if the above recommended interpretation of the phrase *b'l'wt' ZY msydy* of the Istanbul inscription is correct, then the original Greek denomination must be regarded as an office for a single occasion, which had never become a systematic element of Byzantine state organization. Whatever the contents of the function of the «mediating councillor» might be, this denomination is obviously in organic connection with the phrase «he carried out activity in peace» of the preceding sentence. Since in the inscription elements relating to Christianity (eventually to Manichaeism) can be observed, it can be presumed that the mediating activity of the deceased directed to peace, was first of all directed to the settlement of religious or ecclesiastic questions. In the literal sense of the word we can think that Hordāδ, son of Ōhrmizdāfrīδ, a distinguished Persian, who was Christian himself or stood close to Christianity, stayed officially in Byzantium to act there as a conciliating, mediating councillor in the settlement of religious questions existing between the two countries.

On the basis of the above explanations we can give the following interpretation of the whole inscription:

line 1 «This grave is for Hordāδ, son of Ōhrmizdāfrīδ — that the Lord may forgive him — from dwelling place Ērān šahr, from district Zargān, from the village Xišt;

2 (because) during one year he carried on activity in (good) hope for peace, while he was a true (and) victorious mediating councillor in Byzantium».

III

The site, circumstances of discovery and contents of the inscription imperatively demand a historical interpretation. This was also felt by de Menasce. He discussed in detail those historical data, which inform us about Persian delegates, spies and emigrants in Byzantium or Byzantine territory. Among these historical data, however, none can be brought into connection with the Istanbul inscription.

If in spite of these difficulties we try to elucidate the historical background of the inscription, then first of all we must determine more accurately the time of its origin. As we have mentioned, in connection with this de Menasce accepted the argumentation of A. Grabar, according to which the burial cannot be later than the year 430, the construction of the Theodosian wall. This

argumentation seems to be correct, only the date of the construction of the Theodosian wall needs correction. In one of his more recent works, Grabar dates the construction of the Theodosian wall to a time between 413 and 440.²⁷ In fact, the data of the historical sources render it doubtless that the construction of the Theodosian wall was made in two phases, *viz.* the wall protecting the city from the side of land was caused to be built by Anthemius in 413, while the construction of the wall on the side of the sea is connected with the name of Cyrus and took place in 439.²⁸ From the viewpoint of the Middle Persian inscription, naturally, the first date means the *terminus ante quem*, even if the building work was eventually not completed in 413. Thus the origin of the inscription must be dated at any rate before 413.

From the epigraphic point of view, however, the inscription cannot be dated to a much earlier time than this, because the cursive script in it appears already in its full development. Besides this, the fact that the deceased was Christian or stood close to Christianity, and at the same time his official reconciling and mediating assignment in Byzantium can be imagined only in such years when, on the one hand, the state of the Christians was favourable in the Sassanian Empire, and on the other hand, friendly relations existed between Byzantium and the Sassanian State. Thus the period of the reign of Šāhpuhr II (309–379) and the reign of Ardašīr II (379–383) can be excluded already in advance. An improvement in the state of the Christians ensued only under Šāhpuhr III (383–388) and the conclusion of peace between the East Roman Empire and the Sassanian State took place at the same time. The friendly relations and good will towards the Christians continued also under Varhrān IV and Yazdgird I (388–399 and 399–420 respectively).²⁹ Thus such conditions under which the coming into being of the Istanbul inscription is imaginable, can be presumed in the period from 383 to 413.

It is doubtless, however, that even this period of three decades can be further restricted. According to the clear evidence of the historical sources exactly in the years between 408 and 413 such relations developed between the East Roman Empire and the Sassanians, for which earlier there had been no example in the history of the two states.³⁰ Both Byzantine and Eastern sources attest that Emperor Arcadius in his will named Yazdgird I as tutor of the still minor aged Theodosius II.³¹ According to the Byzantine historical

²⁷ A. GRABAR: *L'âge d'or de Justinien. De la mort de Théodose à l'Islam*. Paris 1966. 83. For getting acquainted with it I am indebted to my friend J. GY. SZILÁGYI. GRABAR slightly overestimates the personality of Theodosius II, when he writes: «Vraisemblablement, c'est à la suite du sac de Rome par Alaric, en 410, que Théodose II décida de protéger sa capitale du Bosphore par une enceinte nouvelle . . .». Theodosius II was 10 years of age in 410!

²⁸ See for example E. STEIN: *Geschichte des spätrömischen Reiches*. I. Wien 1928. 376, 440, with further literature.

²⁹ Cf. TH. NÖLDEKE: *Geschichte der Perser und Araber*. 70 ff.

³⁰ See E. STEIN: *op. cit.* 376.

³¹ Cf. E. STEIN: *loc. cit.* with note 1; NÖLDEKE: 76.

sources it was to be ascribed exactly to the attitude and pressure of Yazdgird that Theodosius, who was still only 8 years of age at the time of the death of Arcadius, could take over the heritage of his father without any difficulty. These events brought about lively relations between the East Roman and the Sassanian Court, viz.: μεταξὺ Ῥωμαίων καὶ Περσῶν συνεχεῖς δὲ πρεσβεῖαι γίνονται — Socrates (7, 8) writes about the period. The Byzantine and eastern sources equally underline that these years resulted in the broad spreading of Christianity in the Sassanian Empire. In Ktesiphon a large Christian church could have been built, in 410 the Christians of the Sassanian Empire in Seleukeia, at a synod held under the leadership of a bishop from the Roman Empire, formed their overall organization for the first time. Yazdgird I employed Christian high priests for the accomplishment of important foreign and internal political missions and negotiations. Apparently this protection of the Christians is reflected in the hostile Zoroastrian tradition relating to Yazdgird, which attached the attribute *bazaykar* 'evil-doer' to his name. At the same time in the eyes of the Christians according to a contemporary source he was «the good and kind-hearted King Yazdeger, the Christian, the blessed one among the Kings . . .».³²

On the basis of these data the summarizing characterization given by Theophanes on these years can be held justified, viz.: καὶ ἦν εἰρήνη ἀναμεταξὺ Ῥωμαίων καὶ Περσῶν, μάλιστα τοῦ Ἀντιόχου πολλὰ ὑπὲρ Χριστιανῶν γραφοντός καὶ οὕτως ἐπλατύνθη ἐν Περσίδι ὁ χριστιανισμός, Μαρουθᾶ, τοῦ ἐπισκόπου Μεσοποταμίας, μεσιτεύοντος (A. M. 5900). About Antiochus mentioned in the report a whole legend came into existence in the Byzantine historical tradition. According to the narrative of Theophanes (*loc. cit.*) and Zonaras (XIII, 22), after the death of Arcadius, Yazdgird, sent Antiochus from among his eunuchs, to the East Roman court in order that he should be there the custodian and tutor of minor aged Theodosius. Antiochus in the dignity of the *praepositus sacri cubiculi* for several years had great influence in the East Roman court, while later on, on the occasion of the marriage of Theodosius, he was discharged of his office and was put in a monastery in Chalkedon, where he died soon thereafter.³³ Since according to the testimony of Synesios (*ep.* 110) in the court of Arcadius already in 405 besides the senior Antiochus there was also a junior Antiochus, who had a considerable influence on the Emperor, and who, in all probability, is identical with the eunuch Antiochus acting on the side of Theodosius since 408, it seems to be doubtless that the story of Antiochus in this form cannot correspond to reality.

At this point the question is raised, which are the real elements of the stories of the Byzantine sources woven around Yazdgird and Antiochus. From the whole story in fact only that assertion seems to be inconsistent

³² See for all this TH. NÖLDEKE: *op. cit.* 75.

³³ O. SEECK: PWRE I. Stuttgart 1894. Sp. 2491—2 s. v. Antiochos No. 52.

with reality according to which Yazdgird sent Antiochus as his personal representative to Byzantium and acted there as official Persian delegate. This contradicts, on the one hand, the fact that Antiochus, in all probability, acted in the Imperial Court already under Arcadius, and on the other hand, the way he was deprived of his power. In fact, if Antiochus had acted in Byzantium as the personal representative of Yazdgird, then at the most he could have been sent back to Yazdgird, but he could, by no means, have been locked up in a monastery. If Antiochus had really been the personal representative of Yazdgird, then his putting aside would very likely have caused the deterioration of good relations between the East Roman Empire and the Sassanians. This, however, took place only much later, when at the end of his life, Yazdgird was compelled to pursue the Christians.

However, it can be regarded as a historical fact that Yazdgird in some way or the other guaranteed the East Roman throne for Theodosius II or at least exercised diplomatic pressure in interest of Theodosius, after the death of Arcadius, he maintained friendly good relations with the East Roman Empire in the years after 408, promoted the spread of Christianity in his country, he permitted the relations between the Persian and East Roman Christians, he maintained close diplomatic relations with Byzantium, where eventually he had also a permanent representation and he employed also Christians in important foreign and internal political duties. All these historical facts in the years 408 to 413 render proper possibilities for the coming into existence of the Istanbul Pahlavi epitaph. With the exception of the period of the accession to the throne of Xusrō II, there is hardly any other such period of the Byzantine-Sassanian relations, when a Persian «mediating councillor» could carry on reconciling activity in Byzantium for a longer time.

Returning now to the question of Antiochus, we must also point to the possibility that the story connected with him is eventually not a mere error or invention. It seems namely likely that Yazdgird after the death of Arcadius really sent a diplomatic mission of more permanent character to Byzantium for the support of Theodosius II. The Istanbul inscription, which on the basis of the circumstances of discovery originates from a time previous to 413 and on the basis of the historical situation, from the years after 408, shows at any rate that a Persian distinguished person acted at least for one year as «mediating councillor» in Byzantium at this time. Since in the historical sources no trace of a list of this Persian diplomatic representation has been preserved, it is obvious to think that in the course of the 5th century the diplomatic representation of Yazdgird in the court of minor aged Theodosius II was linked up with the person of Antiochus, who exercised significant influence on the policy of the Imperial Court for a long time and who was an active supporter of Byzantine-Persian good relations in interest of the Imperial Court.

Perhaps it is not impossible that Antiochus himself spread such news according to which he was acting on behalf of the Sassanian ruler as tutor of Theodosius II, with almost full powers. In those years when Yazdgird's support was of vital importance for the Imperial Court, the position and influence of Antiochus could be consolidated considerably by such a belief. However, we have to point to the fact that the prosopographic conception of O. Seeck and E. Stein on Antiochus is, to some extent, in contrast to the data of Theophanes. In fact, Theophanes mentions Antiochus in three passages, *viz.* for the first time at the year 5900 (= September 1st 407 to September 1st 413). According to him Antiochus arrives in Byzantium in this year. For the second time Antiochus is mentioned at the year 5905 (= September 1st 412 to September 1st 413). Theophanes reports here already about his death or his removal (or eventually his departure).³⁴ Antiochus is mentioned for the third time at the year 5936 (= September 1st 443 to September 1st 444), where Theophanes reports about the removal of Antiochus, the *praepositus* and *patricius*. It is obvious that the data of Theophanes contradict each other and can hardly be related to one particular Antiochus. Theophanes himself did not identify Antiochus mentioned in the first and second passage with Antiochus mentioned in the third passage, because he mentions the first one by the name «Antiochus the Persian» and the second one by the denomination «Antiochus the *praepositus* and *patricius*». Zonaras, who used also Theophanes, keeps silent about the death of the Persian Antiochus, but he dates the removal of Antiochus the *praepositus* to the time of the marriage of Theodosius, what, however, according to Theophanes, took place in the year 5911 (= September 1st 418 to September 1st 419). Thus Zonaras identified the Persian Antiochus obviously with Antiochus the *praepositus*.

At any rate, if we identify the two Antiochi mentioned by Theophanes, then it will be very difficult to explain, how the three different dates of his removal came about in the historical sources. The confused character of the different reports is easier to understand if we presume that there was really also a Persian Antiochus, who from 407/408 to 412/413 stayed in the East Roman court as a representative of Yazdgird. Also in this case there remains the contradiction between the two dates (443/444 and 418/419) of the removal of Antiochus, the *praepositus* reported by Theophanes and Zonaras, respectively, which are too much apart from each other to be regarded as a simple error. At any rate, we can state that the date of the removal of Antiochus *praepositus* reported by Theophanes coincides with the coming to power of Chrysaphius,³⁵ who in many respects played a role similar to that of Antiochus, in the following years on the side of Theodosius. Thus the year 443/444 could

³⁴ The Greek phrase permits all the three interpretations.

³⁵ See for this E. A. THOMPSON: A History of Attila and the Huns. Oxford 1948. 99—100.

be taken as a logical historical construction for the date of the removal of Antiochus. In fact, it is difficult to imagine that Antiochus would have preserved his influence in the Imperial Court up to the year 443. In the meantime, according to the reference of Theophanes (at the year 5905), the directing of the affairs was for some time also in the hands of Pulcheria. Thus a certain likelihood can be attributed to the datum of Zonaras, according to which the fall of Antiochus, the *praepositus* took place at the time of the marriage of Theodosius. In 443/444 Crysaphius had to fight first of all against the influence of Cyrus and Pulcheria, what clearly shows that Antiochus must have been removed much earlier.

Whatever our judgement about the date of the removal of Antiochus may be — the inadequacy of the sources renders the unambiguous solution of the question impossible —, that much seems at any rate likely that besides Antiochus, the *praepositus* and *patricius*, whose role in the Imperial Court lasted approximately from 405 to 418/419, there was also a «Persian» Antiochus, who stayed in the East Roman capital as a representative of Yazdgird from 408 to 412. From the same period originates also the Istanbul Middle Persian inscription, which presumably eternalizes the memory of one of the members of the Persian legation and diplomatic mission sent by Yazdgird to Byzantium in 408. The circumstance that this Persian legation consisted mostly of Christians or persons standing near to Christianity, is rendered well intelligible by the work and tasks they were expected to accomplish in Byzantium. The Istanbul Middle Persian inscription is in all probability a precious historical monument of this Persian mission.

[Additional-note. — After my study has been delivered to press, the paper by H. S. Nyberg entitled *L'inscription pehlevie d'Istanbul* (Byzantion 38 (1968) 112–122, according to the note to be read on it the issue appeared on the 28th December 1968 in Brussels) became available for me. This also deals with the interpretation of the Istanbul Middle Persian inscription published by J. P. de Menasce. Nyberg's doubtless merit is that he too correctly recognized the Christian character of the inscription. As regards the details, however, the reading and interpretation of the inscription given by him mean a step backward as compared with the publication of de Menasce. Nyberg gives the following interpretation of the inscription: «Le fils de Hormezdâfrîd: (1) Ce tombeau est pour le bienheureux — que le Seigneur l'ait en miséricorde ! — qui était du pays d'Eran-chahr, du district de *Tcharakan, du village de *Acht, (2) qui pendant 60 ans — espérant que notre Sauveur Messie le Juste le marquerait de son sceau — fut prêtre à Rome (= Byzance, Constantinople).» As we can see from this translation, Nyberg did not recognize the character of a subsequent insertion, shown by the phrase *pwsł ZY 'wħrmzd'plyt*, and as a result of this he could not arrive at a correct result in regard to the structure of the inscription either. Thus he received such a text of the grave inscription

in which the deceased is not mentioned by name, although his other circumstances of life are enumerated in it in a rather detailed form. Besides this, in the beginning of the inscription there stands independently the phrase «son of Öhrmizdāfrīd», which in this form, alone, has no meaning whatever.

In respect of the reading and the interpretation we make the following remarks:

'whrmzd'plyt -- In this name Nyberg holds the absence of the älif before the *p* striking. In fact, however, as we have pointed this out earlier, the älif is not missing, but it is represented by the same even line, as in the beginning of the name. The fact that between *-mzd* and *plyt* we have to reckon with one more letter, is clearly shown by the circumstance that the *d* is not connected to the *p* by a straight line, but after the *d* the line is broken even twice, and then going along horizontally it joins the *p*. It is obvious that the section of line following the second break must be held an älif simplified into a straight line, because otherwise the *d* ought to join the *p* direct by a straight line.

hwld't -- Nyberg's reading is *hwl't*, against which we refer to the above explanation of the reading *hwld't*.

'YK -- Nyberg presumes that this conjunction stands instead of the relative pronoun *kē* in both lines. In line 1 this can by no means be correct, because there the context demands the conjunction *kū* 'that'. In the beginning of line 2 Nyberg's interpretation would considerably facilitate the interpretation of the word *'YK* and would render the connection of the sentence with the preceding one closer. However, it is rather doubtful that we can accept Nyberg's assumption. This, in fact, would involve the assumption of early New Persian linguistic circumstances already in the beginning of the 5th century, in which *ke* = 'that' and 'who', and thus *'YK* = *ke* 'that' and *MNW* = *ke* 'who' can be confused with each other. For this, however, we have no basis for the time being, and the interchange of the particles *'YK* and *MNW* does not occur even in the much later Pahlavi Psalter. Thus, however tempting Nyberg's assumption may be, we must reject it.

MRWII -- Fortunately, Nyberg also adheres to this transliteration. It is a pity, however, that he does not take sides in connection with the conceptions of Schaeder and Henning.

BR' -- This word was simply left out by Nyberg from the text.

'mulč'd -- Nyberg's reading is *'mulč'y*, held by him 3rd person singular subjunctive. According to him this would be a Parthian form in Middle Persian. The reading *'mulč'y* is of course possible, but the assumption of Parthian verbal forms in Middle Persian, and especially in the beginning of the 5th century, is rather unlikely and entirely unprovable. It is more obvious to explain the few occurring verbal forms ending in *-y* (= *-d*) to be occasional phonetic writing (instead of *-t*). Unfortunately, the argumentations on the ending

-*γ* were written by Nyberg without the consideration of W. B. Henning's detailed relevant analysis.

m'n ZY 'yl'n štr' — Nyberg has correctly observed the special character of the use of the word *mān* in this context. He is very likely right also in the assumption that the use of the word *mān* to be observed in the inscription can be explained only with some foreign influence. His conception, however, that here we have to do with the influence of the Syrian phrases like *bēθ ārāmāyē* etc. is by no means convincing. First of all we must point out that the Middle Persian equivalent of the element *bēθ* 'house' of this Syrian phrase was the word *šahr* (cf. e. g. *bēθ rōmāyē* = *hrwm'dyn štry*) so that these Syrian phrases do by no means explain the use of the word *mān* in the context *m'n ZY 'yl'n štr'*. Besides this we cannot disregard the circumstance either that the word *BYT'* was well known from the Frahang i Pahlaviγ for all educated Persians (and the compiler of the Istanbul inscription was also such an individual!) as the equivalent of the Middle Persian word *xānay* 'house', and thus if he wanted to translate the word *bēθ*, then it would have been obvious for him to use this Middle Persian word. Thus in the beginning of the 5th century in Byzantium we can count at a much higher probability with the influence of the local official usage, the more so, as the other elements of the inscription point also in this direction.

'YKš MRWH BR' mwlč'd — Nyberg also stresses the Christian character of this formula. He discusses the South Indian Cristian Pahlavi inscription, referred to also by me, in the same context, but unfortunately he disregards Henning's relevant remarks also in this case.

HD — Instead of this Nyberg recommends the reading *XX XX XX* that is to say he interprets the written form *ddd* this way. This in itself would be possible, but a sojourn of 60 years in Byzantium for a Persian seems to be too long and it would require at least some historical explanation. The written form *ddd* is interpreted recently also by D. N. MacKenzie (Notes on the Transcription of Pahlavi. BSOAS 30 (1967) 27) as the logogram *HD*.

hw'styglyh — Nyberg's reading is *'w'st'lyh*, which is also possible. This is explained by him to be the substantival derivative of the verb *āvaštan* 'seal, corroborate', with the meaning 'sealing, marking'. Both the reading and the interpretation deserve consideration. The phrase *'w'st'lyh krt'* could namely be referred to the sealing or corroboration of documents, or to the verification of the same, and thus we could see in the deceased a chief of cabinet bureau. In this case, however, the use of the phrase *PWN 'wmyt'* «in (good) hope» is difficult to be understood.

krt' 'D — Instead of this Nyberg recommends the reading *krt'n' ZY*. This seems to be possible, and only the circumstance contradicts it that the sign read as *ZY* is much shorter than the signs occurring in the inscription to be read definitely as *ZY*. If we accept Nyberg's reading, then line 2 of the

inscription can be interpreted as follows: «in the hope that he can carry on the conciliating activity of a true and victorious mediating councillor, he spent one year in Byzantium». However, it must be noted that the structure *hw'-štyglyh krtn' ZY b'l'wt' ZY msydy ZY l'st' pyl<w>č* is ponderous and unusual.

b'l'wt' ZY msydy – Instead of this Nyberg gives the reading *B'LVKN' MŠY'Y*. About the *t* of the first word he says «ne peut nullement être un *t*, elle est *k + n*». For the writing of the *k + n/r* we have an example just in the previous word *krt'*. A short comparison can convince anyone about the unacceptability of Nyberg's assertion. The word *ZY* is simply left out by him. The reading *MŠY'Y* is also unacceptable. The inscription clearly distinguishes *s* and *š* from each other, and it cannot be doubtful even for a minute that in this word *s* has to be read. It is obvious that together with the readings Nyberg's interpretations are also discarded. We want still to add to this that it would be difficult to interpret line 2 in the way Nyberg interprets it even if all his readings were acceptable, because '*w'št'lyh krtn'*' is an active and not a passive phrase.

pyl<w>č – Nyberg maintains the reading *pylč* and he thinks that the word *pīr* is «clairement» the Greek *πρεσβύτερος* equivalent of the Syrian word *qaššisā* 'priest'. However, he does not prove this assumption. Thus we only note that in the Manichaean hierarchy to the Greek *πρεσβύτερος* the Middle Persian *mahistay* corresponds, as a further equivalent of which the Fihrist gives the Arabic word *qissīs*. Since the Manichaean hierarchy is based in many respects on the Christian hierarchy, it is likely that the denomination *mahistay* originates from it. Thus it seems unlikely already from the very beginning that the word *pīr* would have had the meaning 'Christian priest'.]

Budapest.

RECENSIO

T. KARDOS: *AZ ÁRGIRUS SZÉPHISTÓRIA. (THE ARGIRUS LAY.)* Budapest 1967, Akadémiai kiadó, 415 pp. + XXXII plates + 3 tables.

The monography by Professor T. Kardos can be greeted as one of the most significant works of modern Hungarian science of literature. It is the summing up of his investigations carried on in this theme for nearly three and a half decades. Its concrete analyses and statements concerning the history of literature, as well as its methodological lessons — first of all the Marxist application of the comparative method — deserve and demand the thorough appreciation of the local as well as the international professional circles. In fact, in the course of the monographic elaboration of the theme he enriches the history of literature in a stricter sense, classical philology, Byzantinology, prosody, the investigations in history of religion and in mythology, the interpretations of traditional texts, iconography, etc. with such new contributions, connections and generalizations, which — just in their complex application — elucidate the fluctuation of the group of themes mentioned in the title, from the Pre-Hellenic and classical age Greek myth formations, through the Hellenistic, Indian, Egyptian, Roman, Cyprian, Byzantine, Italian and Celtic adaptations, up to the 16th century Hungarian applications, trashy compilations, the Argirus themes of the classics of the last century and Ady. The author had, of course, an immense and extensive professional literature at his disposal (the notes on pages 345 to 392, even in their laconic character, suggest the thorough and varied information and at the same time they render orientation also to the reader in the control of the details and the finding of the main works of the co-investigators), still much had to be started by him practically from the beginning in order to revise or enrich the statements of his Hungarian and foreign — mainly Italian — philologist predecessors, in the scientific possession of the concrete knowledge of the concrete material.

Although the summary in Hungarian and Italian languages (pages 319 to 344 and 395 to 415), very precisely concentrating on the material and fundamental essence, facilitates the acquaintance with the contents of the volume, or renders it unnecessary, in the following we cannot help to join and some times to adhere to the course of thoughts of the discussion, since it is only this way possible to bring out the scientific authenticity, validity and interest of the conclusions built on many thousand detail data. The complicated character of the way of argumentation renders also necessary this solution, since the author analyses the antique and medieval Greek sources only after the review of the Renaissance period elaborations of the lay, in order to return hereafter to the world of the Hungarian translations and applications, that is to say he renders the way of the chronological succession multiply intricate, intertwining the evidence of the history of literature also with passages on the appraisal of myths and iconography. The inner nature of the subject justifies this in advance, but still it renders the survey of the book more difficult.

The *Introduction* (pp. 9–19) deals with the investigation method of the author, as well as the results of the Argirus analyses made so far and their present problems. Stressing that he does not want to give the history of the certain motives, the author adds rightly and instructively: «Our object can be brought under the concept of subject-history only in order to show how an *organic work* develops under the influence of the social demands of different periods and peoples, expanding more and more, reflecting the human desires, fears and joys of thousands of years» (p. 9). We may be permitted to stop here for a moment. The historical investigation of the way of literary reflection, inasmuch as it completes the survey in time with the stereoscopic aspect, is the generally recognized and applied fundamental principle of the comparatist method. The rational-

bourgeois method is distinguished from the application of Marxist character first of all by the fact that the latter carries out the descriptive comparison of the literary marks and phenomena in the system of co-ordinates of the historical «why?»-es. In our opinion the work of T. Kardos can just therefore and in as much be regarded as a significant gain of Marxist literary investigation, as through the minute interpretations of texts and descriptive comparisons it seeks answers on these «why?»-es. One of the main lessons of his way of proof is the dialectics contained in the mutual assertion of the general definiteness of his view of literature and the part investigations. What we must perhaps object or criticize is — in this respect — the somewhat brief characterization of the historical periods given as the background and birth-places of the myth. It is definitely justified that the author takes sides in a positive way first of all against the bourgeois-idealist conception of literary immanency, and that — although implicitly — he rejects the mechanical-vulgar materialist interpretation of literary reflection. Still we feel — *in agreement with his principles and objects* — that the deeper layers of the rolling of the myth (either in the case of antiquity or later ancient times, or in the case of the Byzantine, Italian and especially Hungarian renaissance) could have been investigated by him in more details without the danger of vulgarization. Our above mentioned agreement is based on the critical remark made by T. Kardos on the activity of his investigator predecessors, after an impartial and detailed appraisal of their results: «... the investigation had also considerable shortcomings. First of all that it got lost in the network of the migrant motives, it did not examine the text itself as a historical formation, as a structural and artistic unit, it did not endeavour to fix the formation of the story in space and time, to put it more precisely: socially» (p. 17). Demanding an even more detailed analysis of the historico-social motifs, we are far from thinking only of the concrete class fights of the various periods and countries, but also of those elements of the given superstructure (e.g. other re-interpretations of the myth), the analogous features of which would definitely only strengthen the consistency of the author. We think of the circumstance that the parallels of the Renaissance age — and even among these the parallels of Hungarian interest, as for example the adaptation of the antique Electra myth of the period — contain essentially similar motifs, and thus they can render possibility for the appraisal of the more general rules of story formation.

Not only the immense material and philological basis and extensiveness of the analyses demand respect, but also the consciousness of the trend of investigation asserting itself throughout, and being a primary factor also in the selection of the excursions. «The problem of the *Argirus* is fundamentally determined by the fact that its Italian pattern, to which also the author of the Hungarian lay refers, has not been found so far, on the other hand we cannot wait, because its discovery in the immense, mostly undiscovered forest of the Italian popular prints is a sheer luck» (p. 11); however, beside and beyond the fact that the verification of the Italian source(s) elucidates the assimilating characters of our own national literature with a new and strong light, the fixing, analysis and comparison of the earlier versions of the myth is very significant also in Greek, Italian, etc. relations. This fact is excellently demonstrated by the tables at the end of the volume summarizing the agreements of motives, which give an exciting reading even in themselves. In one respect we feel the necessity to indicate a certain feeling of lack. This touches already more far-reaching problems and tasks of Marxist myth investigation, we can, therefore, by no means regard it as the omission of *one* investigator or *one* monography that we see the question of the monogenetic or polygenetic spread of the certain myths, sagas and legends unsolved or only partly solved. T. Kardos charts the undulation of the *Argirus* myth in Greco-Roman antiquity and in the later European culture rooted in antiquity but enriched and changed by new ways of aspect, with convincing and respectable thoroughness and with scientifically founded talent. — This relationship between antiquity and later European culture continues almost up to now in the contradictorily uniform process of continuation, negation and re-creation. — On the other hand, we feel imperfect the interlacing of those historical threads which surround the so strikingly similar mythical elements of the cultures of the Far East (India) or the European marginal cultures of non-Greek inspiration. The disregarding of these can be explained with the conscious self-restriction of the author. We stress again, it must not and cannot be demanded from a monography primarily focussed on renaissance to make a materially concrete selection which can be generalized in principle — if it can be generalized at all! That fact, inspiring to further investigation, seems to be more important, which renders possible for the fellow scientists and followers the digging up of even deeper and more distant roots. And in connection with this fact we think first of all about the methodological truth written by the author a few pages farther

on the examination of inheritance, viz.: «... in this respect not only the literal agreements are decisive, but perhaps even more the bush-like character of the phenomena, viz. the numerous spreading of a certain solution within a country or a type» (p. 23).

We dwell therefore — in proportion to the present review — long with the most important and most valuable problems of the method, because these — even if *expressis verbis* they can fill a comparatively short space in the volume — determine the whole of the way of treatment, and seem to be fruitful also for the investigators working on other themes of the comparative history of literature with Marxist foundation and aspect. T. Kardos raises several other, similar questions of theoretical importance also in the chapters containing further, historical-concrete analyses of the theme, with unflagging richness of thought. It happens that the reader — by no means ungratefully but greeting the achievement and also hoping that it is the starting point of further investigations — feels that the investigation should be continued, e. g. in the analysis of the genre (p. 44, cp. p. 219), in the intricately interesting problems of the manner of rendering and the music (p. 14 — cp. such ideas scattered like gold crumbs, as for example the small excursion on the amalgamation of the poetical tradition and humanist culture on page 250); he pays the tribute of respect for the drawing up of some hypotheses really as hypotheses (e. g. in the case of the interpretation of the Middle Greek tale version, p. 97), and he dares and is able to argue only about small odds and ends.

The part entitled *The Argirus-lay in the Italian Renaissance* (pp. 23–97) is divided into two chapters: the first discusses the Italian origin, and the second the history of the Italian text — in two and five sub-chapters, respectively. With careful detailing and from the critical point of view enriching and refining the earlier investigations, and in essential respects in a novel way — it examines the stereotype motifs, pointing out the typological affinity of the lays and the *Argirus*. Hereafter it further narrows the angles of the «bearings», with special regard to the *Fortunatus* with Cyprian subject, as well as to the bequeathing and inspiring role of the manuscript similarly of Cyprian origin and with *Argirus* theme. Special appreciation is demanded by the iconographic chapter in which the author gives account of the appraisal of pioneering importance on the frescoes of the Pontone *Villa Nicosola* with a related theme. His discovery not only renders the chronological fixing of the Italian myth versions more exact and convincing than ever before, but it can also verify the social tendency of the lay on this basis. We do not even attempt to mark even the most important motifs of this part full of verifications. We rather should like only to suggest the phases of fundamental and theoretical importance of the chain of ideas — as for example the definition of the moral tendency of the Hungarian version as a mark of distinction (p. 27), the comparison of the tale and the short story as genres (p. 30), the varying importance of the ideal of beauty of the Italian Renaissance (p. 32), the thematic affinity of the *Hypnerotomachia Poliphili* (45 ff.), the novel inclusion of the *Prasildo and Tishina* into the topic (51 ff.). In the second chapter, analysing the history of the Italian text, we find the characterization of the *Argirus* type tales of the Greek villages in Greece and Southern Italy, as well as the other (especially Balkan) folklore versions (58 ff.), the novel restriction of the importance of the *Leonbruno* story (61 ff.), the technical (book printing) relationship of the wave of lays in the 15th and 16th centuries (65 ff.), the (already mentioned) iconographic analysis of independent value (67 ff.), with special regard to the Venetian frescoes, etc. The concluding sub-chapter (*The social say of the Italian Argirus text*, pp. 91–97) sums up the conclusions of cultural history; it does not refrain either from the confession of *ignoramus* in certain questions of detail (p. 92), on the other hand it speaks with ripe surety on the strength of the Middle Greek popular epics, expressing social protest even through the erotic theme (p. 93). The latter conclusion — of accessory importance as compared with the wholes series of thoughts — deserves further concretization, what is suggested by the author himself already here (referring to the «essence» of the poems with the Sun-daughter subject), and also later (in the passage already mentioned, p. 97).

The next part entitled *The Argirus lay in Greek antiquity* (pp. 101–231) examines the historically and chronologically more hidden antecedents of the renaissance and medieval elaborations, generally speaking myth and tale interpretations, creating a basis of comparison on a new level. The first chapter comprises the relevant myths of Greek antiquity, divided into six sub-chapters. The second one discusses the relationship of the lay and the mystery short story in three sub-chapters. — Already investigating the mythological relationships of the antique names, the author unfolds several relations analysed hitherto improperly or not analysed at all (e.g. in the connections Medena-

Medusa and Acleton-Acleto, 102 ff., critically borrowing from the results of linguistics), and he extends his investigation also to the supporting characters of the lay. No less importance can be attributed to the argumentation of a few pages contained in the chapter entitled *The date of the final antique compilation of the tale* (pp. 115–117), which convincingly places this to the period of Late Hellenism, although further investigation will definitely have to add certain remarks to the passage referring to the similarities in the ideas of the different peoples of ancient times. The grasping of the ancient tradition of the propitiatory sacrifice as the starting point of the myth also belongs among the most brilliant achievements of the monography — in the investigation of the cultic layers of the *Amor and Psyche* (120 ff.), as well as in respect of the Biblical parallel (p. 125), which is continued in the motivation of the swan girl and the theriomorphic divine beings (126 ff.) and in the comparative analysis of the Life tree — golden apple conceptions (132 ff.), with the conclusions of the parallels and inferences of the three main texts (142 ff.). We want also here to refer to the passage drawing our attention to the ancient generality, practically «international» application of the golden apple conception (p. 140), which belongs to the above mentioned group of dilemmas of the origin and life of the myths. A somewhat more intensive interpretation of the attribute «Menotyrannos» of Attis (p. 104, cp. f. 363), and the further examination of Homer's magic means (p. 113) — which is important, of course, mainly from the antique point of view — seem to be a task of investigation: this can perhaps also promote the still firmer support of the line of a more and more secular tendency of the myths. This line itself — or rather socially determined ideological line — is grasped by the author with a sure hand, and at the most only his assertions regarding the symbolism of the ancient Greek conceptions of the other world are felt by us too unambiguous and somewhat rigid (cp. p. 149).

The second chapter of the same part (*The Argirus lay as a mystery short story* pp. 151–231), similar to the previous ones, is rich in scientific discoveries and arguments. The author surveys the medieval life of the myth, analysing the characteristics and development of the late antique versions. The decisive modification of the character and place of the «Changing Scene» (p. 164 and passim), the living Cyprian memory also in the Hungarian version (170 ff., cp. p. 182), the Egyptian series of analogies (185 ff., p. 189), but perhaps even more the paralleling of the seven phases of the Mithras mystery (193 ff.): these are the aspects in which the author traces the most direct and most influential antique motive antecedents of the «holy short story». Let us refer to the fine documentation of the hereditary transmission of the «heathen» rites, for example in connection with the mystery/mysteries of the dying and resurgent god(s) (207 ff.), although he could not strive for fulness in order to compare the discussion, as well as the oriental and Balkan tale and mythological motives, where the theory of the «loan-elements» is rejected by the author — with a justified cautiousness, but with essential firmness — with the supposition of the «common mythological conceptions» (209 ff.). Especially important is — already from the viewpoint of a narrower literary aspect and history — his conclusion based on this, viz.: «Speaking about the *Argirus*, we have to do not with motives but with a compilation. And this compilation has become a whole type along the Aegean coast of Greece. The version discussed by us has grown in an island with a very interesting past, in Cyprus, as one of the branches of a rich literary bush of several similar, related compilations» (p. 211). This synoptic examination of the «bush of compilations» is based by the author on the complex of open and hidden tendencies of the contents, ways of compilation, systems of symbols, and selections of names and attributes, refuting with positive argumentation the method of the (mainly casual or arbitrary) comparison of motives and the «all explaining» principle of motive adoption. Several inspiring observations can be attributed to his analysis also in respect of Greek history of religion (e.g. on the conception of the pair consisting of goddess mistress and earthly man, disguising social tension, in our opinion rather expressing it in a mythical-traditional form, p. 213). Already the comparison of the «celestial» and «earthly» Aphrodite on the basis of an independent interpretation — the replacement of the contrast with the continuity of development — (204 ff.) has prepared the demonstration of the contradictory continuity of religions (cp. p. 212), and the concrete examination of the tales and myths in regard to surroundings and genre establishes the historical and spiritual localization of the *Argirus* («The *Argirus* can be placed between the type of popular songs like the one on the Sun Daughter and her earthly lover, on the one hand and the romances like the *Callimachus* and the *Libistors*, on the other», pp. 219–220). Similarly convincing are the fixing of certain feudal features of the medieval elaboration of the lay (e.g. p. 224), the dating of the final development of the «holy short story» (227 ff.) and the differentiation of the versions of the 15th and 16th centuries, which is already of special importance

from the viewpoint of exact determination of the source of the Gergei translation (pp. 230—231).

By the doubtless verification of the type of this source T. Kardos has already solved the most important «quod erat demonstrandum» of the *Introduction*. In reality, however, he regards this only as a start to compare the characteristics of contents, genre, spirit, style, etc. of the Hungarian applications first with the direct Italian source — not known so far in text, but in the previous chapters detected up to the threshold of the words —, and then to compare them with each other. The concrete material revealing results of the part entitled *The Argirus lay in Hungarian literature* (pp. 233—318), with its concrete results regarding the disclosing of material, are valuable first of all from the viewpoint of the charting, understanding and appraisal of Hungary's own national past, but the fundamental truths and lessons of the method spread over the limits of the theme. We include among these for example the consistent assertion of the dialectic comprehension of contents and form, the pointing out of the lay as the most important epic branch of the fiction of the time (on the methodological essence of this ep. p. 336), the confrontingly uniform aspect of the social say and the aesthetic values. The traditional effect of the tripartite division of the structure, the inner definiteness and functional changes of the various verse systems, the appraising comparison of the translation of literary works and independent creation, relations between the author and the public, the satisfaction of the social demand for verbal and written communication, the historically determined and aesthetically essential relation of popular poetry and imaginative poetry, the relation of romanticism and democratism in Hungarian poetry, the interlacing of systems of motives and genres, the more and more conscious secularization and transformation into symbols of the religious and mythical elements — these are all problems of primary importance both from the viewpoint of the history of literature and methodology, to which, similarly to the previous parts, T. Kardos seeks and finds an answer, sounding the concrete literary material itself. Accepting even the odium of self-repetition, we should like to stress this *concreteness*, as one of the main values of the monography, the consistent assertion of inductive generalization. Naturally, the deductive method cannot be dispensed with by investigation in the history of literature either. In fact, the positivist followers and appliers of the comparative method — with whom T. Kardos polemizes in a tactful style, but with firmness based on principle — are struggling just in the network of this antidialectic view of culture. Tibor Kardos himself chooses the general social and spiritual picture — for the Marxists the surest basis — as the starting point of deductive argumentation. By this he succeeds in embedding his concrete partial results in the whole of the literary process in contrast to the necessary particularism of the investigators with a metaphysical view. However, it may be permitted to us to critically indicate a certain feeling of want. This structure of the general picture becomes sometimes too sketchy — presumably the pen of the author was kept back by his antipathy towards the vulgarizers of history of literature and aesthetics, abridging historical hand-books —, and although he has charted the genre of the lay almost with the demand of totality, and the important periods of certain poets (e.g. Vörösmarty) from the viewpoint of the theme he has discussed multilaterally, we feel that the analyses would not have been weakened but rather enriched and strengthened in their concrete truths by a more complete survey of the spiritual trends, the mutual effects of genres, or «schools». The correctness of this assertion can be illustrated with those chapters of the monography, which — even in spite of their modest laconicism, as for example the pages analyzing the *Argirus*-conceptions of Vörösmarty and Petőfi, especially 313 ff. — strengthen the analytic elaboration of the central theme with far-sighted argumentation.

This part is divided into two chapters. The first one (*The Hungarian translation of the Argirus lay*, pp. 235—291) continues the analysis of the subject in three sub-chapters, already in the Hungarian relation. It discusses first the origin of the Gergei translation, then the social value, expressive strength and structure of the lay, and finally the prosodic achievements. Although we would have read with pleasure a more detailed exposition on the historical circumstances (ep. p. 238), the placing and striking characterization of the world and tendency of the *Argirus* grasp the essence, viz.: «It could be seen by everyone that the *Argirus* does not proclaim the victory of any kind of man, but of that man, who achieves happiness against the 'fairy' law, and who represents in the tale truth, persistence and virtue. The fairyland of the *Argirus* is in another world, but still it is not unattainable: it can be approached with individual courage and trick, and the happiness described by the lay at the end of the story, is real, earthly happiness. Therefore it was easy for the people to look at *Argirus* as its desired ideal, and this

is the secret success of the work!» (pp. 239–240). T. Kardos condenses the characterization of the spiritual originality and influence of the lay into sentences bearing witness to his extraordinary knowledge and perspicacity, letting also the reader participate in his scientific experiences — not only here but (for example) also in the profound definition of the intention of Albert Gergei as a translator (pp. 246–247), his way of action (p. 249), characterization (p. 253), his relation to the author of the «holy short story» (p. 259), and the symbol modifications (p. 261). The enthusiastic estimation of the Hungarian lay belongs among the most beautiful pages of the volume, where he sums up his ideas about the re-creating importance of the creative genius of the people on the social, national and poetical beauties of the religious-mythical material with earthly ethos (p. 263, esp. p. 266). After the concise survey of the structural characteristics of the Gergei adaptation, supplemented by him with the appraisal of the characterization, the author deals in a very detailed form with the prosodic achievements of the work, unfolding his generalizing statements from the analysis of the intonation and alliterations of six stanzas of different characters — with special attention to the caesurae and other solutions, conveying rhythm of thoughts, suggesting perhaps most succinctly the consciousness of Gergei. His achievements promote the deeper and more differentiated understanding of the stylistic, rhythmical and rhyming characteristics of the whole Hungarian poetry of the 16th century — in a considerable degree with the joint suggestion of Gergei's way of compilation and intensive rhyming endeavours (273 ff.). He writes with justification as a summing up of his form analyses: «According to the opinion of the investigators of Hungarian history of literature it is the most beautiful Hungarian lay, and on the basis of the aforesaid we can add that as a translation it is a masterpiece of its kind. This is indicated by every line of the lay» (p. 291). Bowing to the richness and fineness of his arguments, we only want to add that the appraisal of the Gergei-lay as a translation is even thus objectively limited, since for the time being its verbal comparison with its direct source is not possible. On the other hand, we have to criticize the relevant passage of the *Summary*, where the author simplifies his results regarding the dying out of the Gergei verse system with the more than necessary observation of the demands of clearness and conciseness, what — from the pen of Tibor Kardos! — seems to be a simplification (p. 34).

The concluding chapter entitled *The fate and heritage of the Argirus-lay* (pp. 292–318) deals with the spread of the lay, and then with the works of the Vörösmarty – Petőfi – Ardy trias transmitting the *Argirus*-theme on a new creative field, with new aspect and tendency — with a comprehensive and deep erudition, but perhaps shorter than justified, rather creating «only» a basis and methodological outline, with a view to inspiring the specialists of modern Hungarian literature. In the first sub-chapter the expositions on the filtration of the Balkan version of the theme to Hungary (p. 293), on the reasons of the intellectual and formal loosening of the Piskolti adaptation (295 ff.) and on the circumstances of its popularity in the 19th century (pp. 297–298) mean something especially important and new. From the second subchapter in our opinion the excellent Vörösmarty-portrait, — within this the brilliant characterization of the ideas of the *Csongor and Tünde*, 304 ff. —, the concise analysis of the romantic poetic quality of the antimythological philosophy and equality ideal (310 ff.), as well as of the radical-revolutionary novelty of the *János vitéz* seem to be the most successfully done and most significant parts.

We have already spoken earlier about the properties of the *Summary* in Hungarian and Italian facilitating orientation and about the richness of the *Notes* containing partly bibliographic references and partly polemic or correlative remarks. Between the Hungarian text and the Italian summary we find the picture material consisting of 32 plates, which gives survey of the antique and renaissance period artistic elaborations of the *Argirus* theme, and shows the manuscripts and printed curiosities of Hungarian relation. Besides the 15th and 16th century engravings, especially the Farinati frescoes from Pontone seem to be important and new for us. On the other hand, we must show dissatisfaction with the lapidary list of pictures. It is true that the first part of the monography contains also exhaustive iconographic analyses, but the summarizing explanation of the motives and symbols, as well as the material description of the relics of fine arts would definitely have deserved still some more pages.

It is hardly necessary for us to repeat the appraisal given in the introductory part of this review, the validity of which was demonstrated by us through the summarizing or evaluation of the most important chapters, parts and ideas of the work. From the subject, system of verification and polemic relations of the monography — which do not mean necessarily, and not even primarily, direct criticism on the statements of

one fellow scientist or the other, but with a positive revealing of the material and argumentation render new aspects as compared with the achievements of the predecessors — it follows necessarily that the co-workers in the branches of science cultivated by Tibor Kardos in a complex way will be induced to a thorough consideration and examination of the results, and eventually to their dispute. At any rate, the author has shown that the *Argirus lay* is of Cyprian origin. He brought it into connection with the works of the antique Greek novel, or short story, and he also traced it back up to the early period of the fertility sacrifice. It has been proved that the *Argirus* short story came to Hungarian literature really through Italian mediation, and this text existing even today is the only traceable version of an antique Greek short story compilation. It could seem to be a formal politeness if we would apply the attributes «indispensable», «fundamental», etc. to the monography, what otherwise would not be permitted either by its scientific importance or by its spirit. — *Non cuius hominum contingit adire Corinthum*: T. Kardos with a work of many decades succeeded to reach Corinth, and also to conquer the citadel. Therefore his eventual debating partners should be prepared thoroughly in order to conquer similar fortresses and heights by similar efforts.

R. FALUS

The *Acta Antiqua* publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

The *Acta Antiqua* appear in parts of varying size, making up volumes. Manuscripts should be addressed to:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Antiqua* is 165 forints a volume. Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest I., Fő utca 32. Account N° 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de 165 forints par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Compte-courant No 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латинском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Подписная цена «*Acta Antiqua*» — 165 форинтов за том. Заказы принимает предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32 Текущий-счет № 43-790-057-181), или его заграничные представительства и уполномоченные.

Reviews of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable
at the following addresses:

ALBANIA

Ndermarja Shtetnore e Botimeve
Tirana

AUSTRALIA

A. Keesing
Box 4886, GPO
Sydney

AUSTRIA

Globus Buchvertrieb
Salzgries 16
Wien I

BELGIUM

Office International de Librairie
30, Avenue Marnix
Bruxelles 5
Du Monde Entier
5, Place St. Jean
Bruxelles

BULGARIA

Raznoiznos
1, Tzar Assen
Sofia

CANADA

Pannonia Books
2, Spadina Road
Toronto 4, Ont.

CHINA

Waiwen Shudian
Peking
P. O. B. 88

CZECHOSLOVAKIA

Artia
Ve Smečkách 30
Praha 2
Poštovní novinová služba
Dovoz tisku
Vinohradská 46
Praha 2
Maďarská Kultura
Václavské nám. 2
Praha I
Poštovní novinová služba
Dovoz tlače
Leningradská 14
Bratislava

DENMARK

Ejnar Munksgaard
Nørregade 6
Copenhagen

FINLAND

Akateeminen Kirjakauppa
Keskuskatu 2
Helsinki

FRANCE

Office International de Documentation
et Librairie
48, rue Gay Lussac
Paris 5

GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC

Deutscher Buch-Export und Import
Leninstraße 16
Leipzig 701
Zeitungsvertriebsamt
Fruchtstrasse 3-4
1004 Berlin

GERMAN FEDERAL REPUBLIC

Kunst und Wissen
Erich Bieber
Postfach 46
7 Stuttgart S.

GREAT BRITAIN

Collet's Holdings Ltd.
Dennington Estate
London Rd.
Wellingborough, Northants.
Robert Maxwell and Co. Ltd.
Waynflete Bldg. The Plain
Oxford

HOLLAND

Swetz and Zeitlinger
Keizersgracht 471-487
Amsterdam C
Martinus Nijhof
Lange Voorhout 9
The Hague

INDIA

Current Technical Literature
Co. Private Ltd.
India House OPP
GPO Post Box 1374
Bombay I

ITALY

Santo Vansia
Via M. Macchi 71
Milano
Libreria Commissionaria Sansoni
Via La Marmora 45
Firenze

JAPAN

Nauka Ltd.
92, Ikebukuro O-Higashi 1-chome
Toshima-ku
Tokyo
Maruzen and Co. Ltd.
P. O. Box 605
Tokyo-Central
Far Eastern Booksellers
Kanda P. O. Box 72
Tokyo

KOREA

Chulpanmul
Phenjan

NORWAY

Johan Grundt Tanum
Karl Johansgaten 43
Oslo

POLAND

RUCH
ul. Wronia 23
Warszawa

ROUMANIA

Cartimex
Str. Aristide Briand 14-18
Bucureşti

SOVIET UNION

Mezhdunarodnaya Kniga
Moscow G-200

SWEDEN

Almqvist and Wiksell
Gamla Brogatan 26
Stockholm

USA

Stecherl Hafner Inc.
31, East 10th Street
New York, N. Y. 10003
Walter J. Johnson
111, Fifth Avenue
New York, N. Y. 10003

VIETNAM

Xunhasaba
19, Tran Quoc Toan
Hanoi

YUGOSLAVIA

Forum
Vojvode Mišića broj 1
Novi Sad
Jugoslovenska Knjiga
Terazije 27
Beograd

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

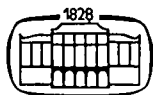
A. DOBROVITS, I. HAHN, J. HARMATTA, J. HORVÁTH,
GY. MORAVCSIK

REDIGIT

I. TRENCSÉNYI-WALDAPFEL

TOMUS XVII

FASCICULI 3-4



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1969

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KLASSZIKA-FILOLÓGIAI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY UTCA 21.

Az *Acta Antiqua* német, angol, francia, orosz és latin nyelven közöl értekezéseket a klasszika-filológia köréből.

Az *Acta Antiqua* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg. Több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-46), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap-Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest I., Fő utca 32. Bankszámla 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Aussenhandels-Unternehmen «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ASPEKTE DER SPARTANISCHEN AUSSENPOLITIK IM V. JH.*

1. Polybios unterscheidet in seiner gedankenreichen Übersicht der spartanischen Außenpolitik zwei große Perioden (6, 49, 7 ff.): anfangs beschränkte sich die spartanische Herrschsucht nur auf den Peloponnes, später — seit dem siegreichen Ende dieses Krieges — begannen sie mit ihren Flotten auch das Meer zu beherrschen, es kam zu weitläufigen Unternehmungen auch am Festland, ihre Machtpolitik versuchte nunmehr, ganz Hellas zu unterjochen. Der antike Geschichtsschreiber bemerkt mit dem ihm eigenen Scharfblick auch die wirtschaftlichen Bedingungen dieser zwei, aufeinander folgenden politischen Zielsetzungen: das Eisengeld und der primitive Warenaustausch machten nur zeitlich und räumlich begrenzte Kriege möglich, während die panhellenischen hegemonialen Bestrebungen die Besteuerung der abhängigen Staaten zur Folge hatten. Polybios begnügt sich demnach, die primitive Wirtschaftsform als Grund der Selbstbeschränkung der ersten Periode zu bezeichnen, während der Übergang auf die Geldwirtschaft nur als Folge der sich spontan entfaltenden Eroberungspolitik erscheint. Dadurch wird aber diese Eroberungspolitik als ein immanenter, von seiner Eigengesetzlichkeit bestimmter Entwicklungsprozeß dargestellt; dem entspricht auch vollkommen, wenn Polybios die Spartaner schon von Anfang an — seit der Eroberung Messeniens — als den macht- und beutesüchtigsten, ehrgeizigsten Staat in ganz Hellas darstellt.¹ Darin steht er aber in krassem Gegensatz zu Thukydides, in dessen Geschichtswerk die spartanische Außenpolitik von ihren Gegnern und Kritikern als schwerfällig, langsam, unentschlossen, seinen eigenen Verbündeten gegenüber gleichgültig dargestellt,² von den Spartanern selbst wiederum als vorsichtig, bedacht und zurückhaltend gerühmt wird.³

Der thukydideischen — auch in ihrer Antinomie eindeutigen — Schilderung gegenüber, die im ganzen 5. Jahrhundert vorherrschend ist — wurde

* Vortrag, gehalten am V. Kongreß der FIEC (Bonn, Sept. 1969).

¹ Polybios 6, 48, 8, cf. aber schon Thuk. 1, 74, 3; 88 und 5, 105—109.

² Thuk. 1, 68 ff (Rede der Korinther), cf. J. DE ROMILLY: *Thucydide et l'impérialisme Athénien*, Paris 1948, 28 ff.

³ Thuk. 1, 80 ff (Rede des Archidamos), A. W. GOMME: *Hist. Comm. on Thucydides*, 1, 248 ff.

nur nach dem peloponnesischen Krieg, namentlich seit Isokrates,⁴ gegen Sparta, auch zurückblickend auf das 5. Jh., die Klage erhoben, seine Politik sei schon immer aggressiv, herrschsüchtig, heuchlerisch und von hegemonialen Bestrebungen geleitet gewesen.

2. Unter dem Eindruck dieser widersprechenden Charakteristiken — und natürlich auf Grund der konkreten geschichtlichen Ereignisse — entstand in der neueren Wissenschaft die Auffassung, in der spartanischen Außenpolitik hätten sich seit je zwei, einander gegenüber stehende politische Linien bekämpft: die «nationalistische» bzw. die «imperialistische» (Terminologie von Grundy),⁵ oder die «defensive» und «expansive» Politik (V. Ehrenberg).⁶ Als Repräsentanten der «defensiven» Politik werden hauptsächlich die Ephoren, oder die Ephoren und Könige der Eurypontiden betrachtet;⁷ als Träger der expansiven Politik wiederum entweder die Könige im allgemeinen, oder eher nur die Agiaden.

Eine unbefangene Betrachtung der historischen Angaben kann aber keineswegs eine konsequent während eines längeren Zeitraumes befolgte, im absoluten Sinne gültige Politik weder der Ephoren, noch der Könige (oder unter ihnen der Agiaden) entdecken. Ebenso wenig ist es möglich, den seit Plutarch⁸ so oft vorausgesetzten ständigen Gegensatz zwischen Königen und Ephoren als konstitutiven Faktor ihrer Außenpolitik zu betrachten. Jene Könige, die in gewissen Fragen mit den Ephoren (oder einigen derselben) loyal zusammenarbeiten konnten, kamen in anderen Fragen mit ihnen in Zusammenstoß. Diese Konflikte sind aber immer aus ganz konkreten Anlässen entstanden, dürfen also nicht als Ausdruck eines ständigen und prinzipiellen Gegensatzes aufgefaßt werden. Einige Beispiele von vielen mögen das hier vorgetragene illustrieren.

Kleomenes I., der z. Z. der Wende vom 6. zum 5. Jh. (ca. 520—491) als hauptsächlicher Exponent der Expansionspolitik betrachtet wird,⁹ ging zwar seine eigenen Wege gegenüber Athen (und geriet dadurch in Konflikt mit dem Ephorat),¹⁰ erwies sich jedoch in der Affäre von Samos, in vollkommener

⁴ Isokrates, Panegyrikos 61 ff, 122 ff; Panathenaikos 42 ff, 62 ff, 70 ff, 90 ff, cf. P. CLOCHÉ: Isocrate et la politique lacédémonienne, REA (1933) 129 ff; E. N. TIGERSTEDT: The legend of Sparta, Uppsala 1965. 1, 179—205.

⁵ G. B. GRUNDY: Thucydides and the History of his Age. London 1948. 1, 218 ff, 2, 213 ff.

⁶ V. EHRENBURG: Sparta, PWRE III A 1383 f.

⁷ G. DICKINS: The Growth of Spartan Policy. JHSt 32 (1912) 1—42; TIGERSTEDT: a. W. 373 Anm. 523, mit weiterer Literatur.

⁸ Agesilaos 4, 5 ff; zur Kritik dieser Auffassung cf. A. ANDREWES: The Government of classical Sparta, in: Studies . . . Ehrenberg, 9 f.

⁹ G. DICKINS: a. a. O. 27 ff; TH. LENSCHAU: König Kleomenes I. von Sparta, Klio 31 (1938) 412 ff.

¹⁰ Herodot 6, 82, cf. W. P. WALLACE: Kleomenes, Marathon, the Helots and Arcadia. JHSt 74 (1954) 32 ff.

Eintracht mit den Ephoren, ganz zurückhaltend,¹¹ und ebenso — ohne sogar die Ephoren befragen zu müssen¹² — bei der Abweisung der um Hilfe bittenden ionischen Städte. Vor Thermopylai waren es — laut der zu wenig beachteten Nachricht bei Ephoros/Diod. 11, 4, 2 — die Ephoren, die ursprünglich einen größeren Einsatz der militärischen Kräfte forderten, während der König Leonidas mehr Zurückhaltung empfahl.¹³ Um die Mitte des Jahrhunderts geschah der ostentative Bruch mit Athen (Rücksendung der athenischen Hilfskräfte) anscheinend in Einvernehmen aller leitenden Organe¹⁴ — obwohl die schweren Folgen dieses Schrittes leicht vorauszusehen waren. Bei der Diskussion vor dem peloponnesischen Krieg sprach der *König* Archidamos für größere Vorsicht und der *Ephoros* Stenelaidas für entschlossene Handlung.¹⁵ Am Ende des Krieges widersetzte sich der König Pausanias in Übereinstimmung mit dem anderen König Agis und der Mehrheit der amtierenden Ephoren den Bestrebungen Lysanders,¹⁶ aber diese Zusammenarbeit verhinderte wiederum nicht das spätere Zerwürfnis des Pausanias mit der Institution des Ephorats.¹⁷ Als letztes Beispiel sei Agesilaos II. genannt,¹⁸ der — obwohl Eurypontide — dennoch als letzter großer Repräsentant der spartanischen Machtpolitik gilt.

Ohne eine gründlichere Betrachtung der einzelnen ohnehin weitgehend bekannten Vorfälle, genügen vielleicht schon diese wenigen Beispiele, um zu zeigen, daß es in Sparta keine sichtbaren und konsequenten institutionellen oder dynastischen Repräsentanten je einer außenpolitischen «Linie» gab, daß weder die Könige, noch die Ephoren eine traditionell im vorhinein festgelegte außenpolitische Konzeption verfochten, sondern daß die Grundlagen der Politik eher in den einander widerstrebenden Interessen der einzelnen Gruppierungen innerhalb der spartanischen Gesellschaft zu suchen sind.

3. Eine Betrachtung der realen Lage der Ephoren im spartanischen Staatsapparat macht dieses Ergebnis ebenfalls zwingend. Die aus dem ganzen Volke¹⁹ — nicht nur aus gewissen aristokratischen Geschlechtern —

¹¹ Herod. 3, 148, 2.

¹² Herod. 5, 49—51.

¹³ Dazu: G. B. PHILLIPP: Wie das Gesetz es befahl?, *Gymnasium* 75 (1968) 1 ff; F. J. LAZENBY: The Strategy of the Greeks in the opening Campaign of the Persian War. *Hermes* 92 (1964) 264 ff. J. A. EVANS: Notes on Thermopylae and Artemisium. *Historia* 18 (1969) 389 ff.

¹⁴ Thuk. 1, 101; Plut.: Kimon 16—17; Diod. 11, 63 f. A. W. GOMME: *Hist. Comm.* 300 ff.

¹⁵ Thuk. 1, 80—85 (Archidamos), 86 (Stenelaidas).

¹⁶ D. LOTZE: Lysander und der peloponnesische Krieg. *SB Sächs. Ak. d. Wiss.* 1964, 57: 1.

¹⁷ Zu diesem Konflikt cf. F. KIECHLE: Lakonien und Sparta, München 1963. 220 ff; Ephoros, *FGrHist* 70 F 118; Aristoteles: *Politik* 5, 1301 b.

¹⁸ Über Agesilaos und seine Gegner: R. E. SMITH: The Opposition to Agesilaos' foreign Policy. *Historia* 2 (1954) 274 ff.

¹⁹ Aristoteles a. a. O. 1272 a 30 ff.

jährlich neugewählten Ephoren konnten schon aus diesem Grunde keine konsequente Politik auf längere Sicht ausüben, wenn auch mit gewissen allgemeinen und traditionellen Normen auch ihrer Außenpolitik zu rechnen ist. Bei all' ihrer Machtvollkommenheit (auch den Königen gegenüber) scheint ihre hauptsächliche Aufgabe eher in der *Ausübung*, und weniger in der selbstständigen *Bestimmung* der politischen Grundlinien zu bestehen. Die von Aristoteles als «kindlich» verpönte Wahlmethode der Ephoren,²⁰ die eine weitgehende Manipulation des Wahlergebnisses gestattete, spricht ebenfalls dafür, daß die Ephoren — nach Aristoteles oft arme und unansehnliche Leute²¹ — nur Werkzeuge in der Hand einzelner mächtiger aristokratischer Gruppen waren, bzw. sich mit dieser Rolle begnügen sollten, und die große Politik von jenen «geheimnisvollen Kräften» gehandhabt wurde, deren Exponenten wir in der Gerusie²² und in der nur von Xenophon (Hell. 3, 3, 8) erwähnten «mikra ekklēsia» auffinden können. Das soll aber nicht bedeuten, als ob die großen politischen Fragen und Kämpfe der einander gegenüber stehenden Richtungen in jedem Fall unmittelbar in der Gerusie ausgefochten worden wären. Einzelne konkrete Nachrichten über die in der Gerusie stattgefundenen Diskussionen, auch über grundsätzliche Fragen der Außenpolitik²³ könnten zwar auf die Gerusie als probuleutisches Organ des spartanischen Staates hinweisen.²⁴ Andererseits schweigen aber — selbst anläßlich schwerwiegender Entscheidungen, z. B. beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges — auch maßgebende Quellen über diese probuleutischen Funktionen der Gerusie.²⁵ Aus diesem Schweigen kann aber noch nicht darauf gefolgert werden, daß die Gerusie in dieser Hinsicht eine vollkommen unbeträchtliche Rolle gespielt hätte. Wenn die Entscheidungen auch öffentlich in der Apella getroffen wurden — und die Historiker nur für diese Vorgänge das nötige Interesse aufweisen —, konnte die Gerusie (oder noch eher die einflußreichsten Mitglieder derselben) ihre Meinung doch schon früher zur Geltung bringen. Wenn im Kreise der maßgebenden Instanzen (Könige, ephoroi, gerontes) ein einheitlicher Standpunkt erreicht wurde, hatte die Volksversammlung nur ihre Zustimmung zu geben, und in diesem Fall wird der politische Entschluß als einheitlicher Standpunkt «der Spartiaten» dargestellt. Nur wenn in diesem engeren Kreise keine eindeutige Meinung zu erreichen war, kam die Sache zur öffentlichen Debatte vor die Apella. In jedem Fall, wo heiße Debatten der Volksversammlung dargestellt werden, sind uns *dieselben* Meinungsunter-

²⁰ *ibid.* 1270 b 28.

²¹ *ibid.* 1270 b 8 ff.: *ἀνθρώποι σφόδρα πένητες κτλ.*

²² Zum aristokratischen Charakter der Gerusie F. KIECHLE: *a. a. O.* 146, 174 u. 256 f.

²³ So namentlich Diodor 11, 50, 2 ff. z. J. 475 (geplanter Krieg gegen Athen) und Plutarch: *Agis* 9, 1, cf. A. ANDREWES: *a. a. O.* 4 f.

²⁴ *Plut.*: *Agis* 11, 2: *γέροντες . . . οἷς τὸ κράτος ἦν ἐν τῇ προβουλευέῳ* cf. *ibid.* 8 und KIECHLE: *a. a. O.* 153 ff.

²⁵ A. ANDREWES: *a. a. O.* 6 ff.

schiede auch innerhalb der Aristokratie bekannt, und in keinem einzigen Fall erfahren wir, daß die Volksversammlung ihren eigenen Willen entgegen dem einheitlichen Standpunkt der leitenden Gruppe durchgesetzt hätte.

Als faktisch maßgebender Bestandteil der Bevölkerung muß jedenfalls jene engere Aristokratie der vornehmen, wohlhabenden und einflußreichen Geschlechter²⁶ betrachtet werden, die – solange sie untereinander einig waren – auch die Entschlüsse der Volksversammlung bestimmten.²⁷ Die allgemeine Richtung und die einzelnen Entscheidungen der Außenpolitik entsprachen demnach den jeweiligen Gesamtinteressen dieser leitenden Gruppe. Wo nicht, traten die spezifischen Interessen und Anliegen einzelner gesellschaftlicher Gruppen oder gar hervorragender Persönlichkeiten hervor. Abzulehnen jedoch ist der Standpunkt, daß die Repräsentanten der einzelnen Institutionen *ipso facto* Anhänger je einer prinzipiellen «defensiven» oder «expansiven» Richtung gewesen wären. Der Schlüssel zum Verständnis der spartanischen Außenpolitik besteht im Gegenteil darin, jene *allgemein gültigen* Faktoren zu finden, die den beständigen und einheitlichen Hintergrund der verschiedenen, einander widersprechenden politischen Bestrebungen bilden.

4. Als solche grundlegende Tatsache der spartanischen Außenpolitik ist in erster Linie der autarke Charakter seiner Wirtschaft zu betrachten. Sparta hatte keine lebenswichtigen auswärtigen Interessen: außer Taras (mit dem seine Verbindung ganz oberflächlich war) keine Kolonien, keine überschüssige Bevölkerung, für die etwa Kleruchien nötig gewesen wären, im 5. Jh. – seit dem Niedergang der früher blühenden «spartanischen Keramik» – auch keine wichtigen auswärtigen Märkte, für deren Abhängigkeit und Sicherheit der Staat zu sorgen hätte. Wenn als Hauptmotiv der athenischen Politik im 5. Jh. die Expansion zu betrachten ist,²⁸ so muß bei Sparta als Grundprinzip die innere und äußere Sicherheit, die *asphaleia* gelten.²⁹ Der spartanische Staat hatte von außen nichts (oder nur sehr wenig) zu gewinnen, von innen aber alles (oder doch sehr viel) zu befürchten.

²⁶ Herod. 7, 134 spricht über Bulis und Sperthias, die Gesandten an Xerxes, als *γῖσσει γεγονότες ἐδ καὶ χρήμασι ἀνήκοντες εἰς τὰ πρῶτα*; die Frau des Königs Ariston ist *ἀνθρώπων ἁλβίων θυγάτηρ* (ibid. 6, 61); Ps. Platon: Alkibiades 1, 123 a cf. EHRENBURG PWRE III/A 1402 berichtet über das große Privatvermögen der Könige, Xenophon: Laked. pol. 14 über Geldgier als typisch spartanisches Laster, und Aristoteles: Pol. 1270 a 19 ff macht für die großen materiellen Unterschiede innerhalb der Spartaner schon die «lykurgische» Verfassung verantwortlich; cf. zu alldem V. EHRENBURG: *Hermes* 59 (1924) 47 ff = *Polis und Imperium* 181 ff; TIGERSTEDT: a. a. O. 173.

²⁷ Über die im Hintergrund wirkenden Kräfte cf. schon Thuk. 5, 68, 1: *τῆς πολιτείας τὸ κοινόν*; neuerdings P. ROUSSEL: *Sparte*, Paris 1956. 81 ff, V. EHRENBURG: *Aspects of the Ancient World*, Oxford 1945. 94 ff.

²⁸ Charakteristik der wirtschaftlichen Komponenten in der athenischen Expansion J. DE ROMILLY: a. a. O. 67 ff.

²⁹ Thuk. 5, 107 (Charakteristik der spartanischen Politik im Melierdialog), cf. D. LOTZE: a. a. O. 65 über das «subjektive Bedürfnis nach Sicherheit» in Sparta.

Die seit Thukydides so oft hervorgehobene «Furcht vor den Heloten» muß als ständig wirkendes, bald bremsendes, bald aktivierendes Element der spartanischen Politik in Betracht gezogen werden.³⁰ Es wurde seit Grundy's grundlegenden Untersuchungen schon oft darauf hingewiesen, daß die große Zahl der Heloten und der übrigen rechtlich zurückgedrängten Schichten (wozu sich seit den Perserkriegen in stets wachsendem Maße die wirtschaftlich schwachen Gruppen der Spartiaten gesellten) seit Mitte des 6. Jh. Sparta vor weiteren Eroberungen zurückhielt. Dieselbe «Furcht» wirkt aber auch namentlich im 5. Jh. — im entgegengesetzten Sinne. Die Gefahr der äußeren, mittelbaren oder unmittelbaren militärischen, politischen bzw. propagandistischen Beeinflussung oder gar Aufwiegelung der Heloten und der übrigen unterdrückten Schichten wurde in Sparta immer, und nicht unbegründet, in Rechnung gezogen. Die innere Sicherheit konnte demnach auch die Einmischung in die außerpeloponnesischen Angelegenheiten erfordern. In diesem doppelten Sinne muß der spartanische Sicherheitsbegriff verstanden werden.

5. Seit dem nur halbwegs geglückten Feldzug gegen Tegea betrachtete der damals inaugurierte neue politische Kurs das nötige *Minimum* an Sicherheit für Sparta in einem solchen System von Bündnissen, zu Folge dessen die Sparta angrenzenden Gebiete militärisch und politisch von Sparta abhängig sein sollen. Die eigenartige (schon von Polybios a. a. O. hervorgehobene) Wirtschaftsstruktur machte es überflüssig, die politische Suprematie mit Besteuerung der Verbündeten auch wirtschaftlich auszubeuten. Der peloponnesische Bund bot auch in dieser Form die nötige Garantie gegen jede unmittelbare Intervention, die den spartanischen inneren *Kosmos* irgendwie hätte stören können.

Dazu gesellt sich aber schon früh die Furcht vor einer etwaigen mittelbaren propagandistischen Beeinflussung der inneren spartanischen Ordnung von Seiten entweder der demokratischen oder der tyrannischen Staatsgebilde. Seit Thuk. I, 18 f. wurde schon oft das Prinzip der spartanischen Politik hervorgehoben, die Tyrannien und die Demokratien gleicherweise zu bekämpfen, und in den verbündeten Staaten oligarchische Regierungen einzusetzen.³¹ Aber es wäre ein Fehler, darin eine, von politischen oder gar moralischen Prinzipien bestimmte Haltung zu sehen.³² Die Stellung zu den nicht-oligarchischen Regierungen wurde von den jeweiligen praktischen Gesichtspunkten der — im spartanischen Sinne verstandenen — Sicherheitspolitik bestimmt.

³⁰ Thuk. 4, 80, 3 ff, cf. TIGERSTEDT: a. a. O. 108 ff mit weiteren Belegen und früherer Literatur.

³¹ Herodotos 5, 92 a; Isokrates: Paneg. 125; Arist.: Pol. 5, 1312 b; Plut.: De malignitate Herodoti 21 mit mehreren — teils geschichtlichen, teils halb-mythischen — Belegen.

³² Das wurde schon von Isokrates: Paneg. 95 ff, 125 ff erkannt und hervorgehoben.

Als gutes Beispiel diene dazu der Hippias gegenüber eingenommene Standpunkt. Die spartanische Regierung war bekanntlich von Anfang an mit den Peisistratiden verfeindet. Kleomenes I. nahm i. J. 510 — damals noch augenscheinlich in Eintracht mit der ganzen Regierung — aktiven Anteil an der Vertreibung des Hippias; kurz darauf aber, nach der Niederlage der athenischen Aristokraten entstand der Plan, Hippias mit spartanischer Hilfe zurückzuführen. Das von Herodot 5, 91 hervorgehobene Motiv des Kurswechsels: [τὸ Ἀττικὸν] κατεχόμενον ὑπὸ τυραννίδος ἀσθενὲς καὶ πειθαρχέεσθαι ἔτοιμον — trifft den Kern des Problems: die Tyrannien waren für Sparta nur insofern unerwünscht, als sie eine anti-oligarchische Politik ausübten, sich jedenfalls auf breitere Schichten der Bevölkerung stützen wollten (ob aus latenten «demokratischen» Bestrebungen oder aus reiner Demagogie, sei jetzt dahingestellt), und sich dadurch die Möglichkeit der politischen und militärischen Expansion schufen. Sie bedeuteten demnach eine Gefahr sowohl durch «Analogie» als durch etwaige unmittelbare Einmischung für Sparta. Eine unpopuläre, und vom spartanischen Wohlwollen abhängige Tyrannis — wie es jene des Hippias gewesen wäre im Falle seiner Wiedereinsetzung — war aber der bequemste Verbündete. Das hier schon faßbare machtpolitische Prinzip macht es verständlich, daß die spartanische Politik größere Konsequenz in der Bekämpfung der demokratischen Regime erwies als in ihrem Gegensatz zu den gegebenenfalls schwachen Tyrannien.

Wenn als «*Minimum*» der spartanischen Sicherheitspolitik das System der hegemonialen Bündnisse mit den oligarchischen Regierungen des Peloponnesos zu betrachten ist — so besteht jene *äußere Grenze*, über welche niemals hinausgestrebt wurde, in der, bis Ende des 5. Jh. konsequent durchgeführten Zurückhaltung allen außer-hellenischen Angelegenheiten gegenüber. Von den überseeischen, oder sonst weit gelegenen Gebieten war ja keine Gefährdung der inneren Ordnung zu befürchten. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es aber die verschiedensten Nuancen der *Machtpolitik* — von der vollkommenen Beschränkung auf die innerpeloponnesischen Probleme, über eine Bündnis- und Gleichgewichtspolitik mit den außerpeloponnesischen Staaten — bis zum Bestreben, in ganz Hellas oligarchische, von Sparta abhängige Regierungen einzusetzen und dieselben mit verschiedenen Methoden zu kontrollieren.

6. Es ergeben sich demnach für Sparta *drei*, voneinander gut unterscheidbare Hauptrichtungen der Außenpolitik: eine starr *isolationistische*, die alle Kräfte zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung benützt, und zu äußeren Interventionen nur in extremer Lage und auch dann nur im minimal nötigen Maße schritt; eine *panhellenische Bündnispolitik*, die das innerpeloponnesische hegemoniale System mit Neutralitäts- bzw. Symmachie-Bündnissen *a u ß e r h a l b* der Halbinsel verbindet; und eine *expansive Politik*, die das spartanische Herrschaftsgebiet auf ganz Hellas oder womöglich große

Teile desselben ausdehnen will. Wenn aber die erste Alternative naturgemäß mit der womöglich straffen Aufrechterhaltung der inneren Ordnung in Zusammenhang ist, — so ist der Preis der Expansionspolitik nötigerweise eine gewisse Auflockerung dieses sog. lykurgischen Systems, sei es durch Rechtsverteilung innerhalb der spartanischen Gesellschaft, oder durch größere Konzessionen an die «minderwertigen» Schichten, von den Heloten bis zu den verschiedenen Gruppen der *neodamōdeis*. Der größere Kraftaufwand nach außen, die erhöhten militärischen Anforderungen setzen ein gewisses «appeasement» nach innen voraus.

So ist es nicht zu verwundern, daß die höchsten offiziellen Instanzen eher für die Isolations- oder für die Bündnis-Politik sind, während die hauptsächlichsten Repräsentanten der Expansion solche Personen waren, die als Außenseiter den Gipfel erreicht haben: so Pausanias, als *epitropos* des Königs Pleistarchos,³³ Brasidas als Heerführer, Lysander³⁴ als *nauarchos* und *epistoleus*. Eine, für diese Expansionspolitiker charakteristische Großzügigkeit oder auch Sympathie der untertanen Bevölkerung gegenüber ist ebenfalls nicht zu bezweifeln. Einige wurden sogar beschuldigt, mit den Heloten geheime Verbindungen angeknüpft zu haben — vielleicht nicht immer mit vollem Recht, aber kaum ohne gewissen Grund. Es genügt, auf die Anklagen gegen Kleomenes I.,³⁵ Pausanias³⁶ und Lysander,³⁷ oder auf die helotischen «brasideioi» des Brasidas hinzuweisen.³⁸ Die starr konservative innere Politik war demnach in Sparta mit einer passiven, «friedliebenden» Isolationspolitik nach außen verbunden, während die Tendenz zur Auflösung der inneren Spannungen die nötige Voraussetzung für eine aktivere, aggressive Außenpolitik bildet. Etwas ähnliches ist — bei aller Fragwürdigkeit der politischen Positionen — auch in Athen zu bemerken, wo die sog. Radikalen vom Schlage des Kleon und Themistokles auch Wortführer der Eroberungsbestrebungen waren, und die Konservativen von Kimon bis Thukydides Melesiou als Gegner der Expansion galten.³⁹

7. Der enge Zusammenhang zwischen den Bestrebungen der inneren und äußeren Politik erlauben nunmehr, die einzelnen Phasen, Motive und Träger

³³ CH. W. FORNARA: Some Aspects of the Career of Pausanias of Sparta. *Historia* 15 (1966) 257 ff; A. LIPPOLD: Pausanias von Sparta. *Rh. Mus.* 108 (1965) 320 ff.

³⁴ D. LOTZE: a. a. O. 11 ff, mit Berufung auf Plut.: Lys. 2, 1; 24, 3.

³⁵ Die unklaren Nachrichten über heimliche Verhandlungen Kleomenes' mit den messenischen Heloten werden von V. EHRENBURG: PWRE III/A 1385 für «wahrscheinlich» gehalten (Belege s. a. a. O.), von anderen Forschern (s. das Material bei W. P. WALLACE: a. a. O.) aber verworfen.

³⁶ Thuk. 1, 132, 4, cf. J. WOLSKI: *Meander* 18 (1963) 187 ff und oben Anm. 33.

³⁷ Diod. 14, 13, 2; Plut.: Lys. 24, 5.

³⁸ Thuk. 5, 67, 1, cf. GRUNDY: a. a. O. 1, 36 ff.

³⁹ H. T. WADE-GERY: *Essays in Greek History*. 258 ff; D. KIENAST: Der innenpolitische Kampf in Athen . . . *Gymnasium* 60 (1953) 210 ff; H. D. MEYER: Thukydides Melesiou und die oligarchische Opposition. *Historia* 16 (1967) 141 ff; J. DE ROMILLY: *Thucydide* . . . 69, Anm. 2.

der verschiedenen Tendenzen skizzenhaft zu überblicken. Eine geradlinige Entwicklung in der Richtung der sich stufenweise entfaltenden Eroberungspolitik — wie sie sich etwa Polybios in seinen eingangs zitierten Worten vorstellte — ist nicht festzustellen. Im Gegenteil, die spartanische Außenpolitik wird von ständigen Schwankungen zwischen den einander gegenüberstehenden Tendenzen charakterisiert. Auf eine, im Krieg gegen Tegea kulminierende Expansionsperiode bis ca. 550 folgten drei Jahrzehnte der peloponnesischen Isolation, die mit dem Auftreten Kleomenes' I. von einer zeitweiligen Expansion abgelöst wurde.

Seit dem Scheitern des Unternehmens gegen Athen kamen dann wieder die konservativen Isolationisten ans Ruder — kaum unabhängig von einem (offenbar leicht unterworfenen) Helotenaufstand in Messenien.⁴⁰ Die kaum zu leugnende Zurückhaltung in den Perserkriegen, die Weigerung, größere Truppen in weitere Entfernungen zu entsenden,⁴¹ der später so stark bekrittelte spartanische Egoismus im zweiten Perserfeldzug — sind Ergebnisse dieser Tendenz.

Für einen kurzen Zeitraum von 479 bis etwa 475 scheint dann mit Pausanias und seiner Partei das Expansionsbestreben überhand zu nehmen. Das eindeutige Widerstreben der Verbündeten der quasi-monarchischen Gewalt des neuen «*archēgos Hellēnōn*» gegenüber, und nicht zuletzt die inner-spartanische konservative Opposition brachten jedoch seinen Versuch zum Scheitern. Ein radikal-demokratisches Athen mit dem herrschsüchtigen (und auch den Verbündeten verdächtigen) Themistokles an der Spitze, und ein expansives Sparta unter dem nicht weniger ehrgeizigen und verhaltenen Pausanias hätten den vollkommenen Bruch innerhalb des nur halbwegs vereinten griechischen Lagers in kurzem herbeigeführt.

In den Jahren der scharfen Krise nach dem Sieg über die Perser bedeuteten die einzelnen Schritte der spartanischen Regierung: der Zug des Leoty-chidas gegen die thessalischen Aleuadai (und ebenso sein rascher Rückzug),⁴² der Vorschlag die perserfreundlichen Staaten aus der Amphiktyonie auszuschließen,⁴³ und endlich der geplante Angriff gegen Athen⁴⁴ — je einen Versuch, den spartanischen Vorrang innerhalb Hellas aufrecht zu erhalten. Dem athenischen Drang nach Expansion steht also wiederum (und vollends nach der Zurückrufung Pausanias' aus Byzanz) eine spartanische hegemoniale Politik gegenüber. Die zuletzt erwähnten drei spartanischen Aktionen sind alle von diesem Standpunkt zu bewerten. Der Feldzug nach Thessalien (unter dem Vorwand, die perserfreundlichen Aleuadai zu stürzen) bezweckte noch eine

⁴⁰ Auf diesen möglichen Zusammenhang wurde zuerst von G. DICKINS: a. a. O. 31 f auf Grund von Platon: *Nomoi* 692 E, 698 E, Pausanias 4, 15, 2 u. 23, 6 hingewiesen.

⁴¹ Herod. 8, 144; 9, 7.

⁴² Herod. 6, 72; Pausanias 3, 7, 9; Diod. 11, 48, 2.

⁴³ Plut.: Themist. 20, 3.

⁴⁴ Diod. 11, 50, 2 ff.

militärische Unterstützung der damals (i. J. 478/477) noch aktiven Nordpolitik. Nachdem auch dieser Versuch an der erfolgreichen athenischen Bündnispolitik scheiterte, bedeutete der Amphiktyonienvorschlag das Bestreben, wenigstens innerhalb der griechischen Staaten die eindeutige Hegemonie zu erringen; dieser Versuch wurde von Themistokles entlarvt und vereitelt. Danach kam es zur auffallend öffentlichen Diskussion — sowohl in der Gerusie, als auf der Volksversammlung — über einen Angriff auf Athen (i. J. 475 [?]). Der dadurch ausgeübte diplomatische und militärische Druck auf den großen Rivalen brachte endlich gewissen Erfolg: den endgültigen Sturz und Ostrakismos des Themistokles. Fast gleichzeitig damit fand die ebenfalls vollkommene Vernichtung seines spartanischen Widerparts, Pausanias statt.⁴⁵

Die Vermutung ist kaum abzuweisen, daß die fast gleichzeitig stattgefundene Verurteilung der beiden extremistischen Politiker: des Themistokles in Athen und Pausanias in Sparta, nicht unabhängig voneinander vorging.⁴⁶ Aus den — nötigerweise verworrenen und knappen — Aussagen der antiken Quellen ist soviel klar, daß es zwischen leitenden spartanischen und athenischen aristokratischen Kreisen zu geheimen Verhandlungen kam. Als Resultat deren wurden beide Repräsentanten der Expansion beseitigt und beiderseits eine gegenseitige «wohlwollende Neutralität» eingelenkt. Dieses knappe Jahrzehnt wird allgemein als die Blütezeit der spartanischen und athenischen panhellenischen Bündnispolitik betrachtet. Das Einvernehmen zwischen Athen und Sparta wurde aber schon seit den 470-er Jahren erschüttert.

Die wachsende Macht Athens bedeutete für Sparta — bei aller wohlwollenden Neutralität und Zurückhaltung der kimonischen Regime — einen ständigen Rückgang. Die Erfolge der athenischen Demokratie wirkten ermutigend auf umstürzlerische Pläne im Peloponnes — und vielleicht auch auf Reformgedanken innerhalb der spartanischen Gesellschaft, deren stärkere materielle Differenzierung, politische und moralische Zersetzung (Oliganthropie!) eben in diesen Jahrzehnten nach Plataiai begann.⁴⁷ Obwohl bei der bekannten Unsicherheit der Chronologie dieser Jahre die kausalen Zusammenhänge oft verworren sind, ist die Machtentfaltung von Argos (Eroberung von Mykene und Tiryns),⁴⁸ der — zwar mißlungene — Versuch des arkadi-

⁴⁵ Zur Chronologie dieser Ereignisse A. W. GOMME: *Hist. Comm.* 1, 389 ff; R. J. LENARDON: *The Chronology of Themistokles' Ostracism*, *Historia* 8 (1959) 23 ff.

⁴⁶ Thuk. 1, 135 f; Diod. 11, 54, 2 ff und Plut.: *Themist.* 23 berichten darüber, daß der Sturz Themistokles' als Erfolg der spartanischen Politik betrachtet wurde; Diod. 11, 27, 3 glaubt auch zu wissen, daß spartanisches Geld dabei beträchtliche Rolle spielte. Weitere Zusammenhänge werden von den modernen Forschern vermutet, cf. J. WOLSKI: *Pausanias et le problème de la politique spartiate . . .*, *Eos* 47 (1954) 75 ff und Meander 18 (1963) 187 ff; A. LIPPOLD: *a. a. O.* 331 ff.

⁴⁷ Zum beginnenden Zerfall in der spartanischen Gesellschaft cf. V. EHRENBURG: *Der Damos im archaischen Sparta in: Polis und Imperium*. 218 ff; TIGERSTEDT: *a. a. O.* 108 ff. Anfängliche Zeichen des Zersetzens waren schon Thukydides bekannt, cf. IV, 3; IV, 55; V. 14, 3.

⁴⁸ Herod. 9, 35; Diod. 11, 65, cf. GOMME: *a. a. O.* 408 f.

schen Aufstandes⁴⁹ und der Synoikismos in Elis⁵⁰ in diese Jahre zwischen 470 und 465 zu setzen. Daß alle diese Ereignisse je eine Warnung vor der wachsenden Macht Athens bedeuteten, und die Eifersucht und Argwohn Athen gegenüber nicht nur «im allgemeinen», sondern aus ganz konkreten Anlässen aufschüren mußten -- ist ganz gewiß. Als Ergebnis dieses Mißbehagens der sich als ungünstig erweisenden «Bündnispolitik» gegenüber ist schon die geplante Hilfeleistung für Thasos zu verstehen.⁵¹ Das war das erste Zeichen der neu beginnenden spartanischen Expansionspolitik, und zwar bezeichnenderweise eben in jenem nördlichen Gebiet, auf welches die spartanischen hegemonialen Bestrebungen schon vor einem Jahrzehnt (unter Pausanias) gerichtet waren. Wenn auch das katastrophale Erdbeben von 464 und der darauf folgende Helotenaufstand den geplanten Einfall in Attika vereitelten -- so steckt doch *dieselbe* Befürchtung der inneren Sicherheit hinter der Hilfe an die entfernte Insel Thasos, und hinter der derben Zurücksendung des athenischen Hilfskorps', welches nur panikartig angerufen und zögernd angeboten wurde.

Bei der Bewertung dieses neueren Kurswechsels der spartanischen Außenpolitik ist jener Umstand sehr wichtig, daß die spartanischen Entscheidungen -- von der Hilfeleistung an Thasos bis zur Zurücksendung der athenischen Hilfe -- augenscheinlich ohne scharfen inneren Kampf, ohne Einfluß eines ehrgeizigen Heerführers, offenbar im Einvernehmen aller maßgebenden Kreise gebracht wurden. Von diesem Standpunkt gesehen kann auch die Großzügigkeit den in Ithome belagerten aufständischen Heloten gegenüber nicht nur als notgedrungene Konzession betrachtet werden, sondern als politische Maßnahme der inneren Beschwichtigung, und somit als nötige Einleitung der anhebenden Expansionspolitik. Seit dem Umschwung der Jahre um 465 wurde jedenfalls die panhellenische Machtpolitik und diplomatische Einkreisung Athens (Bündnis mit Theben usw.) als unumgängliches Mittel der eigenen Sicherheit betrachtet. Wenn Thukydides die *ἀληθεστάτη πρόφασις* des Krieges in der Furcht vor der stets wachsenden Macht Athens sieht, und in diesem Sinne auch Sparta in gewissem Grade für mitverantwortlich am Ausbruch des Krieges betrachtet,⁵² so konnte er auch über solche Informationen zur spartanischen Politik der letzten Vorkriegsjahre

⁴⁹ Herod. 9, 35; G. GLÖTZ: *Hist. Grecque*⁴, 2, 124.

⁵⁰ Diod. 11, 54, 1 z. J. 471. Zu den chronologischen Fragen auch der Schlachten bei Tegea und Dipaia cf. GOMME: a. a. O. 408 f, F. JACOBY: Thukydides u. die Vorgeschichte des peloponnesischen Krieges (1929) in: *Abhandlungen zur Griechischen Geschichtsschreibung*, Leiden 1956, 207 ff.

⁵¹ Herod. 9, 75; Thuk. 1, 100 f; Diod. 11, 70, 1; Plut.: Kimon 14, 2; GOMME: a. a. O. 295 ff. BENGTSON: *Griech. Gesch.*² 189, Anm. 2.

⁵² Zur Interpretation von Thuk. 1, 23, 6 über die «*alēthestatē prophasis*» des Krieges cf. J. DE ROMILLY: a. a. O. 24 f und TIGERSTEDT: a. a. O. 131 und 433, Anm. 238 mit der früheren Literatur.

verfügen, die uns wegen der «Geheimtuerei des Staates» τῆς πολιτείας τὸ κρυπτόν, vorenthalten sind.

Zweck der vorliegenden, skizzenhaften Erwägungen bestand darin, im Hintergrund des Kampfes zwischen der sog. «Friedenspartei» und «Kriegspartei» eine grundlegend einheitliche spartanische Konzeption der «Sicherheitspolitik» zu entdecken, – wobei dieselbe den Gruppeninteressen innerhalb der spartanischen Gesellschaft, den innerpolitischen Entwicklungen, dem Ehrgeiz einzelner Politiker, dem Einfluß der Verbündeten (vorwiegend Korinth) und der Gunst oder Ungunst der äußeren Umstände gemäß, entweder als «minimalistische» Isolationspolitik, oder als panhellenische Bündnispolitik, oder endlich als «maximalistische» Eroberungspolitik aufgefaßt wurde. Dabei wurden, ganz bis zum peloponnesischen Krieg, gewisse, der spartanischen Eigenart entsprechende Grundprinzipien (so das Prinzip der Autonomie der Verbündeten) aufrecht erhalten. Nur der peloponnesische Krieg, mit seinen weitverzweigten, sich über den gesamten griechischen Horizont ausbreitenden Problemen gab der spartanischen Machtpolitik einen neuen Charakter, der mit seinen Zielsetzungen weit über die traditionelle Konzeption der «Sicherheitspolitik» ging. Diese neue, alle Grenzen der bisherigen spartanischen Konzeptionen sprengende Politik mußte aber an der traditionellen spartanischen Wirtschaftsstruktur scheitern. Das schon in der Antike bemerkt zu haben, ist ein großes Verdienst der von Polybios dargebotenen Übersicht der spartanischen Geschichte.

Budapest.

J. HARMATTA

LATE BACTRIAN INSCRIPTIONS*

IN MEMORIAM O. HANSEN, W.B. HENNING, A. MARICQ

The Fourth Plan target... is... placed at sinking of 800,000 new wells, repair of 150,000 old wells, boring of 300,000 wells... Besides... About 50,000 tanks will either be constructed or repaired...

Indian and Foreign Review
Vol. 2. No. 20. August 1. 1965. p. 19.

I

Among the Tochi Valley epigraphic monuments it is undoubtedly the group of Late Bactrian inscriptions which has most interest from linguistic view-point. The stones B, C/1 and C/2 contain one Late Bactrian inscription each. Of these three Late Bactrian records the inscription of stone B is most suitable to study first, because the contents of the Sanskrit inscription, carved in beside it, could be reconstructed at a certain probability,¹ and thus the latter renders at least some help in the interpretation of the former. As one can judge on the basis of the photograph, the surface of stone B is considerably worn and the inscription is damaged at several places. Therefore, we have to appreciate the achievement of R. Göbl, who first recognized the Bactrian character of the Tochi Valley inscriptions in the Peshawar Museum in 1962.² The autographs of the inscriptions prepared by Göbl are also valuable inasmuch as they render great help to the study of the photographs and as we can judge on the basis of a comparison with them, they seem to be reliable in general. The reading of the inscriptions given by H. Humbach bears witness to great efforts and is noteworthy at any rate, even though he could not obtain reassuring results in every point.

The photographs published by R. Göbl and H. Humbach (Figs. 8–10) and the autographs prepared by R. Göbl (Figs. 11, 13, 15) have served as basis of our study. What I could establish on the basis of the study of the photographs, is shown by the autographs prepared by me (Figs. 12, 14, 16). The alphabet used in the Tochi Valley Late Bactrian inscriptions is not quite identical with the script of any Bactrian written monument known so far. The script of the so called Hephthalite fragments is nearest to it, certain features, however, differentiate it also from that. The letter forms used in the inscriptions and their equivalents to be found in the Hephthalite fragments are illustrated by the Table of characters (Fig. 17).

* [Cf. Additional Notes, pp. 413 foll.]

¹ J. HARMATTA: New Evidences for the History of Early Medieval Northwestern India. *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) 449–458. [Cf. additional note, p. 416.]

² A. H. DANI—H. HUMBACH—R. GÖBL: *Ancient Pakistan* I (1964) 131.

On the basis of the aforesaid, the reading of the Tochi Valley Late Bactrian inscriptions must start out obviously from the script of the Hephthalite fragments. In this respect, however, a difficulty is rendered by the circumstance that palaeographic research has not determined reassuringly all characters even of the alphabet of the Hephthalite fragments so far. Thus it is comprehensible, if Humbach's reading experiment had certain limits. In connection with the interpretation of the Surkh Kotal inscriptions, I myself, still in 1960, prepared a new transliteration and interpretation of the Hephthalite fragments. I reported on this in my lecture given on the interpretation of the great Surkh Kotal inscription (=SK 4 M) on the 17th May 1960 and I gave a short characterization of the language and contents of the Hephthalite fragments. In the publication of the Hungarian text of the lecture I gave the relevant part in which I illustrated the transliteration and interpretation of the Hephthalite fragments with examples.³ I rely upon these results at the definition of the characters of the Tochi Valley Late Bactrian inscriptions.

As a result of the efforts of E. Herzfeld, H. F. J. Junker, R. Ghirshman, O. Hansen, A. D. H. Bivar and W. B. Henning the following letters of the Hephthalite alphabet could be defined correctly up to 1960: *A, B, Δ, Z, H, I, M, N, O, P, Σ, ϐ, Y, Φ, X*. Independently of me *K* was identified by H. W. Bailey⁴ and *Λ* by H. Humbach⁵ in 1961. After these already only the distinction of the *Γ* and *T* and the phonetic value of a letter resembling to minuscule lambda are problematical. As far as the first two letters are concerned, the forms of these are near to each other, however the *T* is clearly distinguished from the *Γ* by the fact that downwards, from the upper end of its vertical stem rounding to the right, a short stroke starts to the left at 45 degrees downwards. Clear examples for *T* in the Hephthalite fragments are: *OTO* (frg. 7, line 1), *TAAHIO* (frg. 7, line 6), *TAAO* (frg. 6, line 4), while for *Γ* the following examples can be mentioned: *ΣAIONAO* (frg. 4, line 2), *BATANIIO* (frg. 4, line 3), *ΣTITHIO* (frg. 4, line 7).

The above mentioned letter resembling to minuscule lambda is transliterated by Humbach in the Tochi Valley Bactrian inscriptions partly with *ΣT* and partly with *Σ*. This transliteration, however, cannot be correct, because in the Hephthalite fragments the *Σ* and the *ΣT* have entirely different forms, as this is shown by the following, doubtless examples: *ΣIAO* (frg. 5, line 2), *ϐAYPIETANO* (frg. 5, line 5)⁶, *AΣO* (frg. 4, line 5)⁷, *ΣTITHIO* (frg. 4, line 7). Thus the letter under discussion cannot be read either as *Σ* or as *ΣT*.

³ J. HARMATTA: *Egy új középipráni nyelv felfedezése* (Discovery of a New Middle Iranian Language). MTA I OK XXII. 256–257. [Cf. additional notes, p. 418 below.]

⁴ H. W. BAILEY: *Khotanese Texts IV*. Cambridge 1961. 5.

⁵ H. HUMBACH: *Kušān und Hephthaliten*. Münchener Studien zur Sprachwissenschaft. Beiheft C. München 1961. 32.

⁶ HARMATTA: MTA I OK XXII. 257.

⁷ HARMATTA: *loc. cit.*

On the other hand, it can be interpreted without any difficulty as *Π*. It is true that the phonetic value *p* was ascribed by O. Hansen to another character,⁸ but regarding its form this sign seems to be the connection of *Γ+Γ*, and this is fully supported by the fact that it occurs always in the ending *-ΓΓΟ*, viz.: *-ΓΓΟ* (frg. 2, line 4), *-ΓΓΟ* (frg. 4, line 6), *ΜΑΡΑΝΓΓΙ Ο* (frg. 7, line 12). At the same time the phonetic value *p* of the letter under discussion is supported, on the one hand, by the circumstance that among the consonant letters of the Greek alphabet only *Π* had no equivalent in the script of the Hephthalite fragments so far, and on the other hand by the circumstance that those words in which this letter occurs can be interpreted satisfactorily if we read the sign under discussion as *Π*. We can enumerate the following cases: *ΠΟΛΑΓΟ* < **putaka-* 'clean' (frg. 1, line 2), *ΠΟΡΧΟΒΤΙΓΟ* < **pari-χvašta-ka-* 'fervently desired', *ΑΠΑΡΣΟ* < **a-pāra-ča* 'innocently', *ΠΟΡΣΑΤΟ* < **pari-čarta-* 'went round, explored'. As we can see, we find the *p* in every case as an initial sound (*ΑΠΑΡΣΟ* is a compound in which the *Π* has been preserved just like in the word *ΒΑΓΟΠΠΟΥΡΟ*) and this is just the occurrence which in the case of an unvoiced consonant can be expected in Bactrian. [Cf. add. note, p. 418.]

In connection with the script of the Tochi Valley inscriptions the following has still to be noted. The *a*, *d* and *o* — just like in Late Bactrian cursive script in general — in most of the cases coincided, but instead of the round letter form used in the Hephthalite fragments, here several variants occur. Beside the round *o* we find mostly triangular *a* and *d* in the Tochi Valley inscriptions. We have almost the impression that the stone-cutter, who engraved the inscription, still strived almost everywhere to distinguish the *a/d* from the *o* by representing the former letters with a triangle. This is especially striking in the letter group *-ΑΟ*, in which the two letters almost always differ in form from each other. Nevertheless — especially on the inscription of stone C/2 — the triangular form of the terminal *-o* also occurs, and in several cases this letter (and sometimes also the *a/d*) is so small that on the photograph it looks just like a dot.

As it becomes clear from these observations, in the Tochi Valley inscriptions there is a certain possibility to distinguish the *a/d* and the *o* from each other first of all on the basis of the letter form. On the other hand, the criterium of the linking to the right⁹ is not always applicable to distinguish the *a/d* and the *o* from each other. Thus, among other things, in the word *ΚΑΑΔΟ* in one case the *Α* and the *Δ* are joined, while in the other case they are not. Besides, the joining of the letters always depends also from the neighbouring letters, which can also be joined, but eventually they cannot be joined. On an average the question of joining is much more complicated than it seems at

⁸ O. HANSEN: *La Nouvelle Clio* 3 (1951) 53.

⁹ Cf. W. B. HENNING: *BSOAS* 25 (1951) 53.

the first glance¹⁰, and for the time being the material of the sources is insufficient for the setting up of rules of general validity on the basis of it. It seems that the joining is not confined to the letters belonging to one word, but in certain cases the last letter of a word can also be joined with the first letter of the following word. Thus in the beginning of inscription B the *O* of the word *ZO* is linked up with the *X* of the following word *XĎONO* and the same phenomenon can be observed also on inscription C/2, while on the Bactrian inscription of stone C/1 the joining seemingly does not occur.

The decision of the question of joining in certain cases is rendered difficult or even impossible by the worn, and, in certain places, damaged state of the surface of the stone. For similar reasons the letters *T* and *ʼ* cannot be always distinguished from each other with certainty. If, namely, the *T* at its left upper stem is worn or crumbled away, then just the difference disappears. on the basis of which the *ʼ* and the *T* can be distinguished from each other.

The letters \hat{Z} and \hat{P} showing three dots above present a special problem. In the Hephthalite fragments these letters do not occur. Since the Hephthalite fragments are very small in size, the possibility cannot be excluded that these letters were also constituent parts of the alphabet used in them. Since, however, — as we shall see — the Tochi Valley inscriptions differ from the Hephthalite fragments and from the older Bactrian linguistic records also from linguistic view-point, we have more probably to think that the Bactrian alphabet used in Tochi Valley differed in certain respects from the script of the Hephthalite fragments.

However, we find the letter \hat{Z} supplied with three dots in the Uruzgan inscriptions.¹¹ This letter occurs there in the word $\hat{Z}AOIO$, which is obviously the transliteration of the dignitary name *javuga*. Thus it is obvious to presume that the phonetic value of \hat{Z} supplied with three dots as against simple *Z* was *ǰ* or *ž*. We have no such foothold for the determination of the phonetic value of the \hat{P} marked with three dots. That much seems, however, likely that it represents a letter differing from the *P* without dots. Since the Tochi Valley inscriptions originate from Eastern Iranian language area, it seems to be most likely that the \hat{P} with three dots is the sign of the cerebral spirant *ǰ* occurring in the Eastern Iranian language area.¹²

A noteworthy phenomenon is the use of the colon in the Tochi Valley inscriptions. The colon occurs in all the three Bactrian inscriptions beside or after the numerals, moreover in the inscription of stone B it can also be observ-

¹⁰ Thus for example the ligature held by HENNING the sign of joined *AO* occurs on a seal as the sign of joined *AO*.

¹¹ A. D. H. BIVAR: JRAS 1954. Pl. XXIX.

¹² For the Eastern Iranian sound *ǰ* see H. JUNKER: UJb 5 (1925) 49 ff.

ed in the text at one place (beginning of line 3) in the word *ΠΟΡΟΤΑΤΟ*, where it is placed above and under the upper left stroke of the *T*. Presumably the colon marks here some error in the writing. Here it is obvious to think that it serves for the deletion of the upper left stroke of the *T*, i.e. that instead of *T* we have to read *Γ* and the correct reading of the whole word is *ΠΟΡΟΓΑΤΟ*. If the inferior reproduction of the photograph does not mislead us, then we can observe a similar case also in the Hephthalite fragment No. 7.¹³ In line 13 of this, the text of which can be read as follows: *ΑΑΝΑΙΓΟ ΑΥΜΑΡΔΟ ΑΒΖΑΔΟ || ΟΤΟ ΚΑΔΟ*[, the same two dots can be seen in the word *ΑΥΜΑΡΔΟ*, under and above the stroke connecting the *A* with the *P*. It can be presumed that the two dots serve also here for the deletion of the stroke and that in accordance with this instead of *ΑΥΜΑΡΔΟ* we have to read *ΑΥΜΟΡΔΟ*. Among the Tochi Valley inscriptions in inscriptions B and C/2 the colon occurs also at the end of the inscriptions, where it probably marks the end of the text. It is possible that there was a colon also at the end of inscription C/1. On the basis of the photograph published, however, this cannot be decided definitely.

An exact parallel to this use of the colon can also be found in Indian inscriptions written in Brāhmī script. During the Kuṣāṇa Age and in the period following it, the following use of the colon can be observed in them: 1. after numerals, 2. after the name of the bestower, 3. at the end of the sentences, 4. after verses or half verse, 5. after units of text and 6. at the end of the inscriptions.¹⁴ From among these cases of the uses of the colon, in the Tochi Valley Bactrian inscriptions there occur case No. 1 (after numerals) and case No. 6 (at the end of the inscriptions). Perhaps in inscription C/2 we can also count with the dots put after the name of the bestower. Besides, the use of the dots (or short lines) occurs in the Indian inscriptions also for the marking of errors.¹⁵ Thus also this epigraphic element of the Tochi Valley inscriptions can be brought into connection with the corresponding Indian practice.

This exact agreement, to be observed in the use of the colon, between the Tochi Valley Bactrian inscriptions and the Indian Brāhmī inscriptions, renders the historical relationship between them doubtless. Since in the Indian inscriptions the colon is only one of the punctuation-marks used there, which begins to be used in the Kuṣāṇa Age instead of two vertical lines, in the Bactrian script or at least in the variant of the same used in the territory of India, the appearance of the colon is obviously connected with the influence of the Brāhmī script and it can very likely be ascribed to the gradual Indianization of the Kuṣāṇas. In the case of the Tochi Valley inscriptions, as this is clearly

¹³ O. HANSEN: *La parola del passato* 20 (1951) 366. [Cf. additional note, p. 418 below.]

¹⁴ R. B. PANDEY: *Indian Palaeography*. I.² Varanasi 1957. 107 ff.

¹⁵ PANDEY: *op. cit.* 110—111.

shown by the appearance of the Sanskrit and Bactrian inscriptions side by side, we stand exactly in the area of the mixture and reciprocal action of the uses of Iranian and Indian scripts and languages. Thus it is easy to understand, if the use of the colon was taken over by the variant of the Bactrian script used in this area, from the practice of the Brāhmī inscriptions.

On the basis of the above remarks we propose the following reading of the Bactrian inscription on stone B [Cf. additional notes, pp. 418 foll.]:

- line 1 *ZO XPONO X: A: B: MAYO ADI TA MAḐTI M[AAI N]IBIXTO*
 2 *TA MAABO BOŽO YO PONAAFO MINANO TOMANO KAAAO TA*
 3 *ΠΟΡΟΓΑΤΥΟ ΜΟ ΚΙΡΔΟ ΣΤΙ ΗΛΡΟ ΣΙΔΟ ΝΟ ΜΑΑΙ ΖΙΔΟ ΝΙ-*
ΒΑΥΧΥ[ΤΟ]
 4 *BI TA YAPOYTO ZOAAAI BO ΠΟΡΟΝΙΔΟ ΦΡΟΜΑΝΟ ΤΑ ΚΑΔΟ*
 5 *ΠΑΡ[ΔΟ]:*

Remarks on the reading

Line 1 ZO — on the basis of the form and linking to the right of the letter instead of *O* the reading *A* is also possible. Since, however, in the case of this word in inscription C/1 the linking to the right cannot be observed, and since the terminal *O* occurs in the Tochi Valley inscriptions also in triangular form frequently, the reading *ZO* seems to be more correct.

ADI — Humbach *OPOI*. In the fore-part of the terminal *I* the thickening of the stroke can be observed after the *Ḑ*, so that the possibility of the readings *-AI* or *-AI* cannot be excluded entirely. However, since *Ḑ* is not linked to the right, we can also count with an independent terminal *-I*. And on the separately standing *I*, at its left end in the Hephthalite fragments (frg. 7, line 2, letter 1) a short thick stroke going downwards can be observed. The same phenomenon can be presumed also in the inscription of stone B, and thus the reading *ADI* is by all means possible.

TA MAḐTI — Humbach *ΓΟΜΟḐAYI*. The stone is chipped here, but the first letter clearly seems to be *T*. After it a somewhat damaged *MAḐ* can be read, the horizontal stroke passing across the upper part of the *Ḑ* is very likely only the damage of the stone. After this clearly enough *TI* can be discerned, the form of which agrees exactly with the *TI* of the word *ΠΟΡΧΟḐ-TIIO* of the Hephthalite fragments (frg. 1, line 3). Göbl on his autograph joins the *T* with the *Ḑ* and indicates an uncertain stroke with dots starting out upwards from the vertical stem of the *T*. On the basis of the photograph, however, none of these observations can be verified.

M[— Humbach *MO*[. On the photograph before the break only an *M* can be discerned. On the autograph of Göbl before the *M* an *A* or *O* is also shown. As we can judge on the basis of the photograph, however, this is only the chipping off of the stone.

Line 2. TA — on the photograph the short thick stroke extending downwards from the upper part of the *T* can well be observed. This is not represented by Göbl on his autograph.

BOŽO — Humbach *BAĪŌ*. The second letter seems to be round in shape, and thus as regards its form it is rather *O* than *A*. The third letter can by no means be *Γ*. Its form, shown inexactly on Göbl's autograph, can be defined as a *Z* with considerably profiled head, the lower stroke of which, however, is shorter than it used to be in the case of the *Z*, although on this inscription the lower stroke of the *Z* is almost as short also in the word *ZO* (line 1). At any rate, among the three letters to be taken into consideration, viz. *Z*, *Γ*, *T*, the form of the *Z* corresponds most to the form of this letter with three dots. Thus, very likely the *Z* could be the base of this letter, and although the phonetic value of the *Ī* with three dots could also be mostly *ǰ*, it is most correct to transliterate this letter with *Ž*. The latter transliteration is supported also by the fact that the *Ž* with three dots also occurs in the Uruzgan inscriptions.

YO PONΔAΓO — Humbach *YOPONOΔOΓO*. Humbach's reading is very likely only a *lapsus calami*, because the letter *O* cannot be seen either on the photograph or on the autograph of Göbl between the *N* and the *Δ*.

MINANO — Humbach *M(I)INANO*. The stroke to be seen on the photograph immediately after the *M* is obviously not an *I*, but the chipping of the stone, because it directly touches the right stroke of the *M*, although the *I* joins the *M* still with a curving stroke, as this can clearly be observed in the Hephthalite fragments in the word *MI* (frg. 5, line 4).

TOMANO — Humbach *ΓOMANO*. As we can judge on the basis of the photograph, at the head of the first letter the stone is chipped. Thus it is difficult to decide between the readings *T* and *Γ*. The strong bending to the left of the head of the letter, however, points still rather to *T*.

Line 3. ΠΟΡΟΓΑΓΤ'Ο — Humbach *ΣΤΑΡΑ: ΓΑΔΟ*. In connection with the first letter I refer to the above argumentations, in which I gave motives for the reading *Π*. I have also pointed out already earlier that the fifth letter is in fact *T*, under and above the left stroke of which one dot each can be found, which very likely indicate the deletion of this stroke, and thus instead of *T* we have to read *Γ*. After the *T* the photograph gives the impression of 4 letters rather than of 3. The first is a triangular *A*, after it, however, we do not see a letter of similar form, which could be *Δ*, but a short stroke extends downwards. This in this form cannot be identified with any letter, but if we presume that

its lower part is somewhat worn, *viz.* that originally it was longer, then it can be read *T*. Hereafter it seems as if a chipping would be in the stone, and then behind this an *O* is discernible. At any rate, we have to count with the possibility also that the stroke extending downwards came about only on account of the error or clumsiness of the stonecutter, and that thus the reading of the word is *ΠΟΡΟΓΑ'Δ'Ο*.

KIPΔO ΣΤΙ ΗΑΡΟ — Humbach *KIPΔO Π' Α ΡΟ*. The written form of the word *ΣΤΙ* exactly agrees with the element *ΣΤΙ* of the word *ΣΤΙΓΗΙΟ* to be read in the Hephthalite fragments (frg. 4, line 7), thus this reading can be regarded as assured. The first letter of the next word resembles to letter *H* of the Hephthalite fragments, consequently it can most probably be read as *H*. This definition is only rendered somewhat uncertain by the fact that this is the single occurrence of this letter in the Tochi Valley Bactrian inscriptions. The definition of the next letter is also difficult. This letter resembles to *K*, but it cannot be *K* because its lower part to the right continues in a nearly straight stroke, while *K* has a form below curving to the right. Thus we can still think mostly of *Α*, although its form in the word *ΜΑΔΒΟ* is different. On the other hand, the form of the letter under discussion agrees quite well with the *Α* to be observed in the word *ΚΑΔΔΟ*, only this joins the following letter with a shorter horizontal line.

ΣΙΔΟ ΝΟ ΜΑΔΙ ΖΙΔΟ — The reading *ΣΙΔΑΝΟ ΜΑΔΙΖΙ ΔΟ* of Humbach is in its essence identical, only its division is different. The word *ΝΟ* is clearly written separately, although the *N* can be linked otherwise to the left. The same can be said about the word *ΖΙΔΟ*, so that the recommended division seems to be most probable.

ΝΙΒΑ'Χ' [ΤΟ] — Humbach *ΝΙ [Β . . .]*. In the photograph the first three letters, *viz.* *ΝΙΒ*, are fairly well discernible. After this a triangular letter form is seen, *viz.* an *Α*, and then a line curving upwards and to the right, which can be restored in several ways. Beside the recommended restoration *Χ* we can still think of *K* and *Α*.

Line 4. ΒΙ ΤΑ ΥΑΡΟΥΤΟ — Humbach *ΒΙΓΟ ΥΑΡΟΥΤΟ*. The reading *ΤΑ* on the basis of the photograph seems to be sure. The reading *ΥΑΡΟΥΤΟ*, on the other hand, is problematic. In fact this word can be read only as *ΥΑΡΑΔΓΟ*. The letter read by Humbach as *Υ* cannot be anything else than *Α*. However, without doubt the reading *ΥΑΡΟΥΤΟ* is tempting and as regards its meaning this word can well be fitted also in the context. The difficulty can be solved by the observation that above the *Α* of the word *ΥΑΡΑΔΓΟ* there is a dot or a short line and under it there is a dot. As in the case of the word *ΠΟΡΟΓΑ'Τ'Ο*, this mark can only mean that the letter is deficient and instead of it something else has to be read. Thus there is a possibility to read the form *ΥΑΡΟΥΤΟ* instead of *ΥΑΡΑΔΓΟ* (*ΥΑΡΑΚΤΟ* or *ΥΑΡΑΗΓΟ* as corrected forms can hardly be taken into consideration). The fact that the word was

engraved defectively by the stone-cutter, is shown also by the circumstance that the form of the *Γ* is not the usual one and that the terminal *O* is squeezed in separately above the line.

ZOAAAI — the form of the *A* in this word differs from the form of the *A* to be observed in the words *MAABO*, *KAAAO* and *APO*. However, it cannot be any other letter, because the forms of *K*, *H* and *Y* are still more different. Thus the reading of Humbach has to be accepted.

ΠOPONIAO — Humbach *ΣTAPANI AO*. In connection with the initial *Π* we have again to refer to the introductory remarks. Otherwise Humbach's reading was correct.

TA KAAO — Humbach *ΓOKAAO*. The *T* is very clearly seen on the photograph, so that its reading cannot be questionable.

Line 5. ΠAP[AO] — Humbach *ΣTAPO*. After the initial *Π* on the photograph it appears as if two letters, *AO* or *AΔ* stood before the *P*. If, however, we examine these letters thoroughly, which are also rendered by Göbl in the above mentioned way on his autograph, then we can state that the *I* of the *BI* standing in the beginning of line 4 stretches deeply down into line 5, crosses the *Π* and by this the impression is made as if there stood not one but two letters between the *Π* and the *P*. After the *P* on the stone a vertical chipping can be observed, and thereafter a vertical letter stroke can be seen. On the basis of the examination of this passage we can get the impression as if at this place a letter group similar to the termination *-AO* of the word *ΣIAO* has stood. On the basis of this I recommended the reading *ΠAP[AO]* in the text.

Linguistic interpretation

Line 1. ZO XΠONO X: A: B: MAYO API. The identification of the word *XΠONO* has made possible for Humbach to recognize that in the beginning of the inscription we have to do with a dating, the interpretation of which is »In the era-year 632». ¹⁶ This explanation can be accepted, the question may be raised, however, what function and meaning the word *ZO* has. Since in the great inscription of Surkh Kotal the dating is introduced by the preposition *ΠIAO* (*πiδo i yōyo uδo hirso χšuno* «in the era-year 31»), it is obvious to think about the possibility that the word *ZO* is some kind of preposition also in the

¹⁶ HUMBACH: *Ancient Pakistan* I (1964) 132 renders the following interpretation of the inscription (putting in brackets his earlier differing interpretations delivered in New Delhi): «(1) In the year 632 (New Delhi: 612), month six, written . . . by Gomo Sahi, (2) by him, the drinker-of-liquor, the lord, the shepherd of the cows, the member-of-the-cow-family (New Delhi: member of the Naga family). By him the kaldo (3) was made at the arrival of the star, (by him) who (is) a preserver, a king of the noblemen and (4) a custodian of the inscription (or custodian of the (holy) scripture?), elevated beyond the stars and a scion-of-Fromo, a member-of-the-cow-house (New Delhi: a Kavi (giant) among the cows), (5) a star.»

inscription under discussion. On the basis of its phonetic form it could be regarded most probably as the development *žo* of the Old Iranian preposition **hačā*. This word can be found in the forms *žo*, *že*, *žə*, *ži* in Yidya and in the form *ža* in Munji, two East Iranian languages standing nearest to Bactrian. Thus the whole phrase could be translated as follows: «from the era-year 632». We can count also with the possibility that the preposition *ZO* serves here for the circumscription of the genitive -- this use of the preposition *žo*, *ža* also occurs in Yidya-Munji¹⁷ -- and in this case we have to do simply with a *genitivus temporalis*.

A difficulty involved by this interpretation is that in the Surkh Kotal inscriptions the continuation of Old Iranian **hačā* is *ACO* and not *ZO*. However, we must take into consideration that the Tochi Valley inscriptions are by six centuries later than the Surkh Kotal inscriptions. During this time, of course, a considerable linguistic development could take place, and the form *ačo* (or *ašo*) might develop into *žo*. We must, however, point out that in the Hephthalite fragments, which in regard to age are not far from the Tochi Valley inscriptions, this word also occurs in the form *ACO*.¹⁸ This phenomenon can have two explanations. One of these is that the language of the Hephthalite fragments is a literary language, which to a certain degree had been cut off from the development of the living language, and thus especially in respect of its phonological development it preserved older forms. The other possible explanation is that the language of the Tochi Valley inscriptions does not reflect the same Bactrian dialect, in which the Surkh Kotal inscriptions were written, but it differs in several respects from this and is based more on the local, more eastward Bactrian dialect which in regard to its development and its characteristics is nearer to Yidya-Munji than the language of the Surkh Kotal inscriptions.

The interpretation of the name of month encounters considerable difficulties. Humbach identified the word *OPOI* read by him with the numeral 'six', and thus he ascribed the meaning «month six» to the phrase *MAYO OPOI*. This interpretation, however, has serious difficulties. From material view-point we have no basis to presume such Iranian calendar, in which the month would have been indicated only by numerals. Such a calendar in this period cannot be traced even with the nearer and the more distant neighbouring peoples, and its existence would be in sharp contrast to the characteristic of the Iranian calendar according to which even the days of the months have separate names. From linguistic view-point the fact contradicts this interpretation that the sound group *χš-* has been preserved both in Bactrian and

¹⁷ G. MORGENSTIERNE: *Indo-Iranian Frontier Languages*. II. Oslo 1938. 138, 141. In the following the Yidya-Munji data are always taken by me from the quoted work of MORGENSTIERNE.

¹⁸ Frg. 4, lines 4 and 5, HARMATTA: MTA I OK XXII. 257.

in Yidya-Munjī (cf. Yidya *uχšo*, Munjī *oχšo* '6'), while, on the other hand, if *χš-* had been simplified to *š*, then the presence of the prothetic vowel in the word is unjustified. [Cf. additional note, p. 419 below.]

In the case of the word *ADI*, or eventually *ADAI/ADAI*, we cannot disregard the fact that we have to do with the name of a month, and thus its equivalent can be looked for only among the Iranian names of months. On the basis of this we can reckon with two possible equivalents of it. One of them is the Bactrian *ADAEIXDO*, and the other the Bactrian *AΘDO*, both are names of months. In the first case the reading *ADI* or *ADAI* of the word ought to be maintained and we ought to presume that the second element of the month name originally composed of two separate elements was left out or was written in an abbreviated form.^{18a} In the second case we should count with the reading *ADI* or *ADAI* and this could be compared with Bactrian *AΘDO* under the supposition that the sound group *-ΘD-* was simplified to *-D-* or that through the grade *-AD-* by metathesis it became *-DA-*. In the sound group consonant *+D* metathesis can be pointed out both in Bactrian and in Yidya-Munjī. Thus to the word *AAAXDAAO* to be read in variant A of the great Surkh Kotal inscription the word *AAOPXAAO* corresponds in variant M, and in Yidya the form *fšarm* developed into *šfarm*. Since we do not know such a variant of the month name *ašahe vahištahe* from which the element *vahištahe* is missing, the form *ADI* (or eventually *ADAI*) of the inscription can more likely be regarded as the equivalent or development of the Bactrian month name *AΘDO*.

Still another problem arises in connection with the word *ADI*, viz.: the terminal *-i*. While the words *XDONO* and *MAYO* show the expected terminal *-O*, strikingly the word *ADI* ends in *-I*. On the basis of our knowledge of Bactrian gathered so far, this phenomenon could be most easily explained with the circumstance that in the phrase *ZO XDONO X: A: B: MAYO ADI* we have to do with group inflection. In this case we ought to presume that the preposition *ZO* stands with oblique and therefore *ADI*, the last word of the phrase, ends in *-I* of the oblique case. Although the possibility of this interpretation can hardly be excluded, a circumstance still warns us to be cautious; both in the inscription under discussion and in variant B of the great Surkh Kotal inscription several words occur the terminal *-I* of which cannot be regarded as the sign of the oblique case. Thus among other things *MADTI*, *MAAI*, *ΣTI* and *ZOAAI* in the Tochi Valley inscription, and *ΣIAI*, *NIΣTI*, *ΦPOXOPTINAI* and *IIAOPITAI* in inscription B of Surkh Kotal are undoubtedly not forms in oblique case ending in *-I*. This phenomenon can very likely be explained with the fact that Bactrian had several dialects and among these

^{18a} Such an abbreviation can be the Khwarezmian 'hwrym month name (= 'hwry m.), cf. W. B. HENNING: AM NS 11 (1965) 171.

there could be also such a dialect in which the terminal vowel *-O* became general, and at the same time, however, there was also such a dialect in which terminal *-I* was dominant. In the animated period of the establishment of the Kuṣāṇa Empire the mingling of the two dialects could easily come about, and although, as it is shown by variant M of the great inscription of Surkh Kotal, they wanted to discard the forms ending in *-I* from the developing literary language, according to the evidence of variant B the mingling of dialects could still occur. Since terminal *-i* is also characteristic of Saka, and as the language of the Kuṣāṇas was very likely near to that of the Sakas, the possibility also exists that the terminal *-i* of the nominative in Bactrian simply shows the linguistic influence of the Kuṣāṇas. In this case the language of variant B of the great inscription of Surkh Kotal could be called with some justification Kuṣāṇo-Bactrian, that is to say it could be regarded as a variant of the Bactrian language standing under Kuṣāṇa influence and used by the Kuṣāṇas, and thus the term «Kuṣāṇo-Bactrian» recommended by H. Humbach for the denomination of the language of the Surkh Kotal inscriptions¹⁹ could be filled with concrete contents. Whichever of the assumptions should prove to be correct, the occurrence of the terminal *-O* and *-I* side by side in the Tochi Valley inscriptions in the nominative case very likely has a longer linguistic past.

TA MAḌTI M[AAI N]IBIXTO. In this sentence Humbach correctly identified the word *[N]IBIXTO*,²⁰ which can very likely be compared with the word *NIBIXTO* 'wrote, written, caused to be written' of the Surkh Kotal inscriptions. It is worth while to point out the difference appearing in the continuation of Old Iranian **ni-*. While in Surkh Kotal the *i* was labialized into *o/u*, in the Tochi Valley inscription it was preserved unchanged. This phenomenon points to differences of dialects between the languages of the two groups of inscriptions. Similar developments of the Old Iranian form **ni-piχšta-* are found in Yidya-Munji, viz. *nuuxt*, *nuuūxt-* on the one hand and *newuxt-* on the other hand. The Yidya-Munji forms are therefore interesting, because on the one hand they show the same development of the sound group *χšt-*, which is found in the Bactrian form *noβiχto/nuβiχto*, and on the other hand the two variants correspond exactly to the Surkh Kotal *nuβiχto* and the Tochi Valley *niβiχto*.

As regards the vocabulary the agreement with the great inscription of Surkh Kotal is not limited to the word *NIBIXTO* in the sentence discussed, inasmuch as the words *TA* and *MAḌTI* (the latter in the form *MAḌTO*) also occur in the same inscription. The meaning of the word *TA* is 'thus, hereafter'²¹, the interpretation of the word *MAḌTO*, however, is uncertain. Formerly,

¹⁹ H. HUMBACH: ZDMG 111 (1961) 476.

²⁰ As it can be concluded from its translation («written»), see above note 16.

²¹ J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 12 (1964) 437.

starting out from the circumstance that according to the archaeological observations the setting up of the great inscription (SK 4 M) in Surkh Kotal stood in connection with the building of the well and the lower terrace, I interpreted the word *MAḌTO* as 'terrace' in the phrase *ΣΑΔΟ ΟΔΟ ΜΑḌΤΟ*, because thus the phrase under discussion, viz. «well and terrace», corresponded to the objects coming about in the course of the construction connected with the inscription.²² Since then, however, the concluding part of the Surkh Kotal foundation inscription (SK 1) has come to light, which contains the phrase *NOBIXTO MO MAḌTO*.²³ This corresponds exactly to the phrase *MAḌTI* . . . [N] *BIXTO* of the Tochi Valley inscription under discussion. It can hardly be doubted that the meaning of these phrases is «it was written on the *MAḌTO*» or «the *MAḌTO* was supplied with an inscription». From the view-point of the definition of the meaning of the word *MAḌTO* it is of decisive importance that the conclusion of the inscription SK 1 came to light *in situ* on the front of the lower terrace. This circumstance of discovery renders obvious the interpretation of the word *MAḌTO* as 'front wall, facade', whatever the etymology of the word may be. This interpretation does not contradict either the appearance of the word in the phrase *ΣΑΔΟ ΟΔΟ ΜΑḌΤΟ* in the inscription SK 4 M, because this inscription was also arranged on the facade of the basic terrace.²⁴ Thus the phrase under discussion can without any difficulty be interpreted as «well and front wall». Finally inscription B of Tochi Valley could also be arranged originally in the facade of the terrace beside a tank. [Cf. additional note, p. 419.]

Accordingly, the phrase *TA MAḌTI* . . . [N] *BIXTO* can be interpreted as follows: «Thus it was written on the facade». In this context it is obvious to look for an adverb of place in the crumbled word starting with letter *M*]. Thus it can be restored most easily to *M*[*AAI*]. This word occurs also in line 3 of the inscription and obviously it is in the same relation to the word *MAAO* 'here' of the Surkh Kotal inscriptions, as the form *MAḌTI* to the word *MAḌTO* occurring there. Thus the whole sentence can be interpreted as follows: «Thus it was written here on the facade». The word *MAḌTI*/*MAḌTO* interpreted as 'facade', can eventually be interpreted from a derivative **mršta-* 'perceived (surface)' → 'facade' of the Old Iranian verb **marš-* 'perceive, touch, behold'.²⁵ instead of the Old Iranian root **marz-* proposed earlier.

Line 2. TA MAABO BOŽO YO PONAAFO MINANO TOMANO. The proper narrative of the inscription obviously starts with this sentence. The

²² HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 467.

²³ E. BENVENISTE: *JA* 249 (1961) 147 ff.

²⁴ D. SCHLUMBERGER: *Comptes rendus de l'AI BL* 1961. Paris 1962. 206; and *JA* 252 (1964) 306, 322.

²⁵ On the problem of the New Iranian equivalents of this word cf. G. MORGENSTIERNE: *An Etymological Vocabulary of Pashto*. Oslo 1927. 48 s. v. *mušəl*.

separation of this sentence is rendered possible by the word *KAAAO* 'when' following it and known already from the Surkh Kotal inscriptions. Two words of this sentence can be identified with the help of the Surkh Kotal inscriptions, viz. *TA* 'thus, then, thereafter' and *MINANO* 'destroyed' or 'disappeared, used up'.²⁶ The word *MINANO* could be also the predicate of the sentence, but it is followed still by the word *TOMANO*, which is obviously a form of similar derivation as the phrase *mināno*. The word *tumāno* can be regarded as a derivative of a root **tum-* 'to accumulate, swell, strengthen' with the suffix *-āna-*, its meaning could be 'swollen, strengthened'. From the affinity of this word we can point to the Old Indian word *tumra-* and the Avestan word *tuma-* (in the name *tumāspana-*) 'fat, lusty'. Very likely Agnean *tmām* and Kuchean *tumane*, *tmāne*, the numeral 'ten thousand' are also connected with the word *tumāno*. Since the basic word is not attested either in Agnean or in Kuchean and such a derivative from a root **tum-* in these languages would not be possible,²⁷ it can be presumed that this numeral is the adoption of an Iranian word **tumāna-* 'accumulated; pile, large quantity'. [Cf. add. note p. 420.]

Accordingly, the words *tā . . . mināno tumāno* could be interpreted as follows: «then . . . the destroyed was banked up (or: strengthen)». From these words we can conclude that in this sentence in accordance with the contents of the Sanskrit inscription it is said that a destroyed tank was banked up or strengthened again. Leaving for the time being the question unsolved whether we have to do with an active or passive structure in the sentence, that much can at any rate be held likely that in the words *MAABO BOŽO YO PONAAIO* we must look for the denomination of the tank on the one hand, and the name and eventually the title of the person carrying out the reconstruction, on the other hand. The phonetic form of the word *BOŽO* is so near to the name *Bhoja* occurring in the Sanskrit inscription that very likely the transliteration

²⁶ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 448–449; H. HUMMACH: *Die Kaniška-Inscription von Surkh-Kotal*, Wiesbaden 1960. 26 holds the form *MINANOI* the genitive plural of a singular **mino*, and traces back the form **mino* to a presumed word **mainā-* 'Weib, Weibchen', which however can nowhere be traced in the Iranian language area. Apart from the context and the difficulties of language geography, this interpretation is not acceptable among other things also because in Bactrian *-H-* or eventually *-EI-* corresponds to Old Iranian *-ai* in nouns in the first syllable. I. GERSHEVITCH: *BSOAS* 26 (1963) 195 gives preference to the division *YOMINANO*, holds the resulting form genitive plural and looks in it for the Old Iranian word **hamina-* 'summer'. However, this assumption is unacceptable partly on account of the context (according to the previous sentence the sanctuary was already without water, consequently the inhabitants there could hardly have endured still «rainless summers», while then they transferred the gods), and partly on account of linguistic reasons, viz. Old Iranian **hamina-* would have the continuation **AMINO* in Bactrian, and the preposition *AO* according to the evidence of the phrase *AO INOBAAMO* does not go with genitive. [Cf. add. n.p. 419.]

²⁷ In Agnean we would expect from the root **tum-* the form **tumem*, and from the root **tu-* the form **tawem*, cf. W. SCHULZE—E. SIEG—W. SIEGLING: *Tocharische Grammatik*, Göttingen 1931. 4 foll. From a root **tu-* the med. praes. part. **tumām* would be possible, but the use of these verbal nouns as substantives cannot be proved.

of the same can be seen in it. In this case the words *YO PONAAFO* following it must be held the title of *Bofo* and at a highest probability it may be a term denoting 'king'. In this respect special attention can be paid to the word *rundayo*, which can be identified with the Saka word *rre* (gen. *rrundä* 'king'). Lastly, this word was traced back by St. Konow to the Old Iranian form **raivant-*.²⁸ However, this explanation, beside certain phonetic difficulties, has the disadvantage that this way the Saka form *rrund-* is separated from the word *murunḍa-* 'king' standing near to it, which appears in Indian inscriptions and is very likely of Kuṣāṇa, eventually of Saka origin. Therefore the idea raised by Konow earlier seems to be more correct²⁹ according to which both the Saka *rre* (*rrund-*) and the Kuṣāṇa *murunḍa-* can be traced back to the participle *mruvant-* of the verb *mru-/mrav-* 'solemnly declares, manifests'. According to Konow's conception *rre* originates from Old Iranian **mrúvāh*, while the genitive *rrundä* goes back to Old Iranian **mrvántahya*. Although this interpretation was later on seemingly abandoned by Konow, it can hardly be doubted that this was actually correct. From the view-point of Old Iranian at any rate it is more correct to start out from the forms **mruvans* (or **mra-vans*) > **mruvāh* (or **mravāh*) and **mruvantah* (or **mravantah*),³⁰ because the Saka genitive *rrundä* clearly points to the original termination *-ah* (and not *-ahya*). Accordingly, the development of the Saka word can be reconstructed as follows:

**mravāh* > **mravē* > **mrē* > **re*
and **mravantah* > **mravanti* > **mrūndi* > **rundi*

In the Kuṣāṇa form *murunḍa-* obviously the root *-nt-* preserved in the oblique became general and penetrated into the nominative. Thus the development of this could be as follows:

**mravantah* > **mrūnda-* > **murunda-* > Indian *murunḍa-*

In the form *rundayo* of the Tochi Valley inscription the original root *-nt-* was also preserved before the suffix *-ka-*, otherwise its development could be similar to that of the Saka word *rre/rrundä*. From semantic view-point the word *rre*, *murunḍa-*, *rundayo* 'king, ruler' has an exact parallel in the denomination *sāstar-* from the verb *sah-* 'manifests'. Whether the word *rundayo*

²⁸ ST. KONOW: *Primer of Khotanese Saka*. Oslo 1949. 121.

²⁹ ST. KONOW: *Saka Studies*. Oslo 1932. 36. [Cf. additional note, p. 420 below.]

³⁰ It is not at all certain that in Old Iranian the form **mruvans* has to be or can be presumed. The Saka word points rather to the circumstance that from the original form **mruvants* already before the change *s > h* the form **mruvās* developed, and the later fate of this then coincided with the development of the other terminations *-ās* of declension.

is an original element of Bactrian vocabulary or it is an adoption from Saka, is for the time being difficult to decide for lack of phonetic criteria.

In connection with the word *ho* standing before the word *rundayo* several explanations can be taken into consideration. This word could be an article (< Old Iranian **hau*) on the one hand, and some attribute of the word 'king', on the other. In the latter case we could think of a late development of the Old Iranian word **ahu-* 'lord', and the phrase *ho rundayo* could be interpreted as 'lord king' or 'chief king'. Since otherwise the article has no trace in the Tochi Valley inscriptions, the latter explanation seems to be more likely.

On the basis of the aboves the sentence can be given the following interpretation: «Then Božo, the lord king, strengthened . . . the destroyed». From this context it follows that we must regard the word *MAABO* as that object to which the apposition 'destroyed' and the predicate 'strengthened' refer. Concluded from the contents of the Sanskrit inscription³¹ thus we ascribe the meaning 'tank, water-reservoir' to the word *MAABO*. This conclusion does not contradict the occurrence of the word *malβo* in inscription C/1. In this we find the following context: *TA MAABO ΣΙΑΟ Π[. .]ΔΟ ΠΑΡΟ ΤΟΜΑΝΟ* «Then the *malβo*, which . . ., was strengthened». Obviously, the interpretation of the word *malβo* as 'tank, water-reservoir' fits well also into this context. The word *malβo* itself can eventually be traced back to an Old Iranian form **ham-advā* (**ham-advan-*), the original meaning of which could be 'canal collector (basin)'. This compound was very likely preserved in Afghan in the word *mal* 'travelling companion', which is traced back by G. Morgenstierne to the form **ham-advā*³², but in this the word *adu-/advan-* does not mean 'irrigation canal', but 'road'. In the course of its phonetic development the Afghan word passed through the form **malβa*, and thus, on the one hand, it proves the possibility of such a compound, and on the other hand it attests the development **ham-advā* > *malβo* even in spite of its differing meaning. Thus the sentence discussed can be translated as follows: «Then Božo lord king caused to be strengthened the water-reservoir, the destroyed».

KAAAO TA (Line 3) ΠΟΡΟΓΑΓ ΤΟ ΜΟ. This sentence consists of such words, each of which is known from the Surkh Kotal inscriptions.³³ Regarding the word *ΜΟ* the assumption of E. Benveniste seems to be acceptable, according to which we can see in this a demonstrative pronoun, the continuation of Old Iranian **ima-* 'this'.³⁴ Thus the Yidya-Munjī demonstrative pronoun *mo*

³¹ See J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 14 (1966) 449—458.

³² G. MORGENSTIERNE: An Etymological Vocabulary of Pashto. 43.

³³ See J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 12 (1964) 436—438, 459—460.

³⁴ E. BENVENISTE: JA 249 (1961) 148. We must, however, remark that regarding the word *ΜΟ* occurring in inscription SK 4 the assumption of BENVENISTE cannot be proved, and the supposition that this demonstrative pronoun appears in this inscription as an article, is entirely unacceptable. In the Tochi Valley inscription, however, there is no difficulty for the interpretation of the word *ΜΟ* as 'this'.

'this' represents the exact equivalent of the word *mo*. Therefore the whole sentence will have the following interpretation: «When he thus surrounded this with embankment». The form of the sentence shows that we have to do with a subordinate clause of time, after which we can expect the main clause.

KIPAO ΣΤΙ ΗΑΡΟ. From this sentence the word *KIPAO* is known already from the Palamedes inscription.³⁵ The word *ΣΤΙ* following it, on the basis of its syntactic position and its phonetic form, can be compared with the Yidya suffix or word *-(ə)stə*, *-(e)ste*, *sto*, which serves for the formation of the durative present and the past perfect.³⁶ This way *kirdo-sti* is obviously the exact equivalent of the Yidya verbal form *kər-sto* < **kirdo-sto* 'he was doing'. We can eventually think also of the possibility that *kirdo-sti* is a passive form, however, considering the later development (the formation of passives in Yidya-Munji), it can perhaps be regarded as active at a higher probability. The word *ΗΑΡΟ* can be divided into the elements *H* and *ΑΡΟ*, and of these *ΑΡΟ* can be identified with the word *ΑΡΟΥ* 'canal, drain' known from Surkh Kotal.³⁷ According to my explanation this word can be traced back to the Old Iranian form **drava-*, which in Bactrian developed into **lrū* and according to the analogy with the terminal *-o* it was completed into *lrūo*. The fact that beside the form *lrūo* in Bactrian the more original *lrū* can also occur, is shown by the inscription SK 4 B, in which this word occurs in the form *ΑΡΟΥ*. The Tochi Valley form *ΑΡΟ* very likely developed from this more original form *lrū*, with the analogical development of the word termination. The *ē* standing before the word *lro* and written together with it, therefore felt to be closely connected with it, can be traced back to the Old Iranian form **aiva* and the numeral 'one' can be seen in it. In Bactrian the numeral 'one' in independent use is known in the form *yōyo* (SK 4 M line 10), it is however possible that besides this, used as an attribute, it also occurred in the form *īyo*, *īo* (SK 4 M line 12). The form *H* of the Tochi Valley inscription can be a variant of the latter one. Thus the side by side occurrence of the Bactrian forms *yōyo* and *īyo*, *īo*, *ē* (or *ī*?) exactly corresponds to the relationship and syntactic use of Man. Persian *yk* and *'yw*. Therefore, the sentence can be interpreted as follows: «he had a canal built». [Cf. additional note, p. 420.]

ΣΙΑΟ ΝΟ ΜΑΑΙ ΣΙΑΟ ΝΙΒΑΧ[ΤΟ] (Line 4) *BI*. From this sentence we know the meaning of two words, viz. *ΣΙΑΟ* and *ΜΑΑΙ*, on the basis of the

³⁵ See R. CUIEL: JA 242 (1954) 196.

³⁶ See for this G. MORGENSTIERNE: Indo-Iranian Frontier Languages. II. 151—2, 161.

³⁷ J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 12 (1964) 449—450; H. HUMBRACH: Die Kaniška-Inscription von Surkh-Kotal. 26, similarly to HENNING, traces back the word *ΑΡΟΥ* to Old Iranian **drava-* 'strong, healthy'. The refutation of this see *loc cit.* I. GERSHEVITCH: BSOAS 26 (1963) 195 compares this word with Yidya-Munji *laroyō* 'clear sky' and ascribes the meaning 'rainless' to it. This interpretation is, however, arbitrary and cannot be supported by linguistic data, and even otherwise it can be discarded automatically with the erroneous interpretation of the word *MINANO*. [Cf. additional note, p. 420.]

Surkh Kotal inscriptions. The meaning of ΣIAO is 'which', and thus we have to do with a clause relating to the *lro* 'canal'. Considering our earlier remarks, we can obviously identify the word $MAAI$ with the adverb of place $MAAO$ 'here, to this place' occurring at Surkh Kotal. The predicate of the sentence can be looked for in the word $ZIAO$, which seems to be an original passive past participle. The word *zido* can be traced back to an Old Iranian form **zita-*, and this can be regarded as the derivation of the verb **zāy-* 'mittere'. This verb is used in the Avesta mostly for the expression of the carrying away of water (cf. e.g. V. 5,17: *āpəm zazāmi* . . . «I carry away the water . . .» or V. 5,16: *āpəm . . . upa astəm frazayayāhi* «the water . . . do you lead to the dead body?»), and this meaning of it was preserved also in Yidya in the word *avzino* 'first watering of the fields', which can be traced back to an Old Iranian form **upa-zayana-*, and therefore its original meaning was 'conducting (of water)'. Thus the predicate *zido* fits excellently with the word *lro* 'canal', and therefore the sentence can be interpreted as follows: «he had a canal made, which . . . he caused to be conducted here . . .». The word *NO* preceding the word *mali* 'here' (= Yidya *molo* 'here') on the basis of the context can very likely be identified with the Yidya-Munjī preposition *no, na* 'for, to'. Thus the meaning of the phrase *no mali* would be 'to this place', just required by the context. The connection of the adverbs with prepositions is a rather common phenomenon in Yidya-Munjī, cf. e.g. *ži malen* 'from here'.

The interpretation of the restored, therefore uncertain phrase $NIBA^{\Gamma}X^{\Gamma}$ [*TO*] *BI* must obviously also be looked for in the above context. The form *niβa^{\Gamma}χ^{\Gamma}[to]* can also be regarded as an original passive past participle and can be traced back to an Old Iranian form **ni-baxš-ta-*. The meaning of the root *baxš-* in Avestan is 'Anteil haben, geben' and with the preverb *ā* it is *ā-baxš-* 'zuteilen, austeilen'. The meaning of the verb **ni-baxš-* could also be similar so that the form *niβa^{\Gamma}χ^{\Gamma}[to]* can be interpreted as 'divided'. This phrase relates obviously to the canal or the water conducted in the canal, i.e. to say objectively the measures described in the inscription must very likely be interpreted so that a main canal leading to the tank was also constructed and the water was distributed with the help of the ramifications of this. Thus we have here obviously to do with a whole irrigation system, which at the same time suggests the existence of an agricultural centre.

The word *βi* standing after *niβa^{\Gamma}χ^{\Gamma}[to]* can very likely be compared with the particle *ba, be, bi* in Afghan, in Sangleči-Iškašmī, which serves for the expression of the perfective verbal aspect, and which perhaps is in connection with Middle Persian *bē*.³⁸ Thus the verbal form *niβa^{\Gamma}χ^{\Gamma}[to]βi*, similarly to *kirδo*

³⁸ Regarding this question see G. MORGENSTIERNE: An Etymological Vocabulary of Pashto. 14; H. S. NYBERG: Hilfsbuch des Pehlevi. II. Uppsala 1931. 35; G. MORGENSTIERNE: Indo-Iranian Frontier Languages. II. 360 foll. In certain cases MORGENSTIERNE feels the meaning of the particle *be* undefinable. However, in the examples quoted by

sti, can be regarded as the antecedent of verbal structures used in present day Eastern Iranian languages.

TA YAPOYTO ZOAAAI BO. The structure of this sentence is clear, viz.: *tā harūyo* «Thus everything» + perfective verbal predicate. As regards the verbal form *zolādi bo*, in this the element *bo* is very likely identical with the particle *βi* occurring in the preceding sentence. The fluctuation of the vowel in this particle can also be observed in Sanglečī-Iškašmī.³⁹ The form *zolādi* can be traced back to Old Iranian **uz-dāta-* and its earlier Bactrian form would be **OZOAAAO* = *uzolādo*. However, already in inscription SK 4 B (line 16) *ZOOAETI* corresponds to the form *OZOOAETO* of inscription SK 4 M (line 12). This way already here we can observe exactly the same development or dialectal difference, which is also reflected in the form *ZOAAAI* of the Tochi Valley inscription. The form **uz-dāta-* can be regarded as the derivations of the Old Iranian verb **uz-dā-* 'build, prepare' (cf. Avestan *us-¹dā-* 'aufrichten, aufbauen, anlegen', which is used in connection with the construction of different buildings, e.g. *nmānəm uzdasta*, *uštrō.stānəm uzdasta*). Thus the whole sentence can be interpreted as follows: «Thus everything was built».

ΠΟΡΟΝΙΔΟ ΦΡΟΜΑΝΟ. The first word again seems to be originally passive past participle. The second word, *fromāno*, is very likely identical with the word *fromāno*, 'order' occurring also in the Surkh Kotal inscription (SK 4 M). In this passage, at the end of the inscription, we can count mostly with the stressing of the performance of the order. Thus to the predicate *poronido*, at the highest probability, we can ascribe the meaning 'realized, executed'. From the historical point of view the form *poronido* can be traced back to Old Iranian **pari-nīta-*, and this can be regarded as the derivation of the verb **pari-nay-* 'conduct round, carries there, executes' (cf. Avestan *nay-* 'leiten, hinführen, hinbringen zu -', Old Indian *pra-nī-* among other things 'herbeibringen, vollbringen, ausführen'). Therefore, we can give the following interpretation of the phrase *poronido fromāno*: «The order was executed . . .».

TA KAAO (Line 5) ΠΑΡ[ΔΟ]. From syntactic view-point this sentence is obviously connected with the previous one, inasmuch as the words *tā kaḍo* can be understood to be a pair of conjunctions meaning 'so, as'. The conjunction *tā* has already occurred with this meaning in line 2, while the form *kaḍo* can be regarded as a development of the Old Iranian conjunction **kaθā* 'how?; as' (cf. Avestan *kaθā* among other things 'wie?; wie, in welcher Weise auch immer'). Unfortunately on account of the crumbling off of the stone the verbal form remains uncertain. If the proposed reading *ΠΑΡ[ΔΟ]* is correct, then the form *parḍo* resulting from this can be regarded as an original passive

him the *be* has a clearly perfective function, as e.g. in the sentences *psād ba xēsta xwārī? nē xwārēm be* «art thou eating (shalt thou eat) bread? I am not eating (shall not eat)», which correctly could be translated as follows: «d o you eat the bread? I d o not eat it».

³⁹ See e.g. the parallel use of the forms *ba* and *be* in the sentences quoted in note 38.

past participle and can be traced back to the Old Iranian form **pṛta-*. This can be a derivative of the Old Iranian verb **par-* 'to owe, to be obliged to something' (cf. Avestan *¹par-* 'gleich machen' and *³par-* 'verurteilen', Sogdian *pwrc* 'Schuld, Schuldverpflichtung, Schulden'⁴⁰) with the meaning 'owed, was obliged, had to'. The whole sentence *poronido fromāno tā kaḍo parḍo* can therefore be interpreted as follows: «The order was executed so as it had to be».

On the basis of the aboves we can propose the following interpretation of the Bactrian inscription of the stone B found in the Tochy Valley:

- line 1 «In the 632nd era-year, in the month Aši. Thus it was written here on the facade:
 2 Then the water-reservoir, the destroyed one, was strengthened by lord king Bojo. When thus
 3 he had this surrounded with embankment, he had a canal built, which he caused to be conducted here, he distributed (the water).
 4 Thus everything has been built. The order has been executed, so, as
 5 it had to be». [Cf. additional note, p. 420.]

The chronological and historical problems raised by the inscription will be suitable to be discussed only after the interpretation of the other Bactrian inscriptions of Tochi Valley.

II

On stone C/1, which together with stone C/2 was also found in the territory of the Tochi Agency, at Sher-talao and which was brought to the Peshawar Museum by Major Keene, above an Arabic and below a Bactrian inscription is arranged. The Arabic inscription was not dealt with by A. H. Dani, H. Humbach and R. Göbl. Dani only remarks that on the stone above two lines of Arabic text can be seen, which on account of its crumbled state does not give any sense. Of the Arabic inscription in fact three lines have been preserved, but originally it could consist of 4–5 lines. Although the published photograph is quite good, on account of the crumbled state of the stone it is still difficult to read the inscription. The style of the script is pure *Kūfī*, which is characterized by the supply of the heads of certain letters, like *ālīf*, *rā*, *šīn*, *lām*, *nūn*, *yā*, with «serif». In certain cases, thus on one of the inscriptions of caliph 'Abd al-Malik this phenomenon occurs in the case of *ālīf* and *lām* already in the 8th century.¹ The fork-like formation of the *bā* can well

⁴⁰ Regarding this group of words cf. W. HENNING: Ein manichäisches Bet- und Beichtenbuch. Berlin 1937. 89.

¹ V. A. KRAČKOVSKAYA: ЭБ 6 (1952) 72, fig. 11.

be observed in the inscription. What is visible on the photograph, is shown by the autograph prepared by me (Fig. 15). The inscription can be read as follows:

line $x + 1$ $nšr nğ'bth$ [. . .]
 $x + 2$ $'l'h$ $ʿʿ[ll]fʿfʿ$ $ys[llh]$
 $x + 3$ $'lğyh$ f_y byd $ğnmh'$

Remarks on the reading

Line $x + 1$. In the word $nšr$ at the first stroke of the $šin$ a vertical crumbling stretching upwards can be seen, which can make the impression of an $ālif$. Since, however, the letter stems are connected below, $ālif$ cannot be read here. After the word $nğ'bth$ nothing can be discerned on the photograph, but here there is still space for 3 or 4 letters.

Line $x + 2$. The word $'l'h$ can be read clearly. After it the lower end of an $ālif$ can be observed, then after a larger break a t follows. Hereafter a damaged letter can be seen, which can most easily be restored as $fā$. If the small stroke to be observed above this originally stretched down up to the right side stroke of the $fā$, then we can also count with a $yā$ written above it and with the reading $ʿʿ[ll]fʿyfʿ$ instead of $ʿʿ[ll]fʿfʿ$.

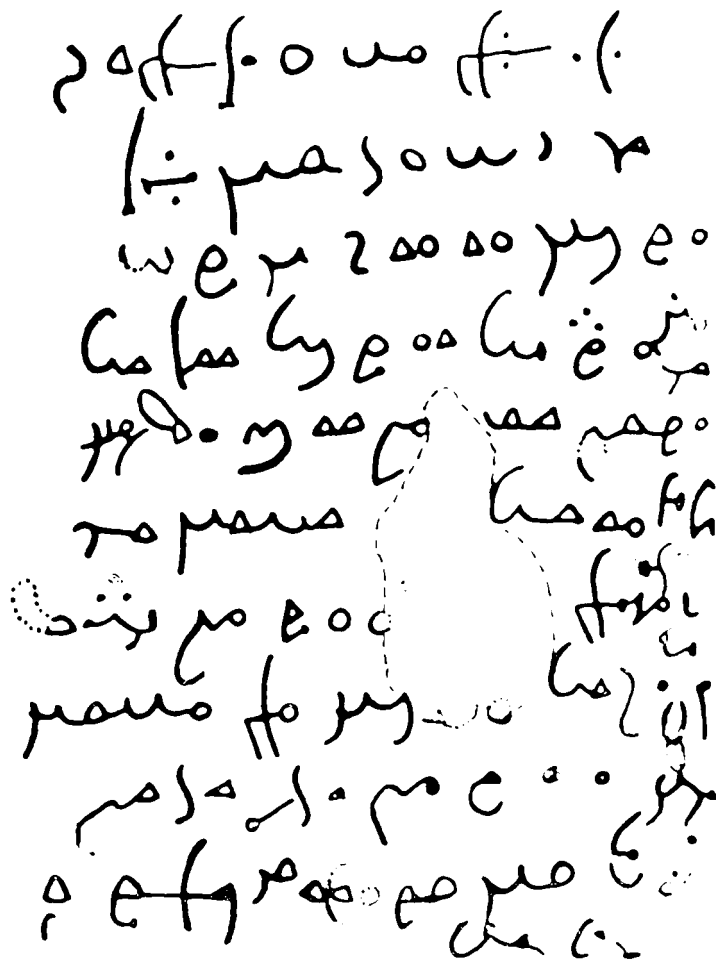
Line $x + 3$. Instead of $'lğyh$ we can eventually also think of the reading $'lğ'h$, but the word $ği'a$ does not give a satisfactory sense at this place. The $fā$ is written above the $yā$ in the word $fī$. The reading of the next word is uncertain, instead of byd eventually $b'd$ can be read. [Cf. additional note, p. 420.]

Remarks on the interpretation of the inscription

Line $x + 1$. The preserved words seem to be the conclusion of a sentence started in the previous line. Among the meanings of the verb $našara$ here first of all 'spread, publicly promulgate, propagate' can be taken into consideration. Together with the word $nağāba$ 'nobility, notability, prominence' it fits well in the formulae of the benediction part of the inscription.

Line $x + 2$. The formula «Allah the charitable» to be read at the beginning of the line suggests the existence of a verbal form «may be merciful to him» or something similar. It is obvious to complete the word beginning with $ys[$ to $ys[llh]$ with regard to the word $'lğyh$ in the next line, and to see in it a form of the verb $šalaḥa$ II 'to reconstruct'.

Line $x + 3$. One of the interesting features of the Arabic inscription is undoubtedly the word $ği'a$ 'stehendes Wasser; grosse Zisterne; stinkendes Wasser' (Wahrmond), which also in itself clearly shows that the inscriptions of stone C/1 are also connected with the problems of water supply and irrigation. The next phrase $f_y byd$ permits the interpretation «in the deserts»,



Tochi-Inscription 2a. Peshawar Museum. Cat. No. 41.

Scale ca. 1:2,5

Göbl 1964

Fig. 13. Autography of the Bactrian inscription on stone C/1. Tochi Valley.
(After R. Göbl)

while in the case of the reading *fy b'd* eventually the phrase *fī ba'du* 'then, later' can be presumed, although the usual form of this is *fīmā ba'du*. The other interesting feature of the inscription is the phrase *ḡnmh'* in which it is obvious to recognize the verb *ḡanima* II 'to offer unselfishly, to present, to place at disposal'. Since the pronoun *-hā* points back to the word *ḡī'a*, we must conclude that the Arab governor placed the water of the tank at the disposal of the population of the district free of charge. In this we can very likely see

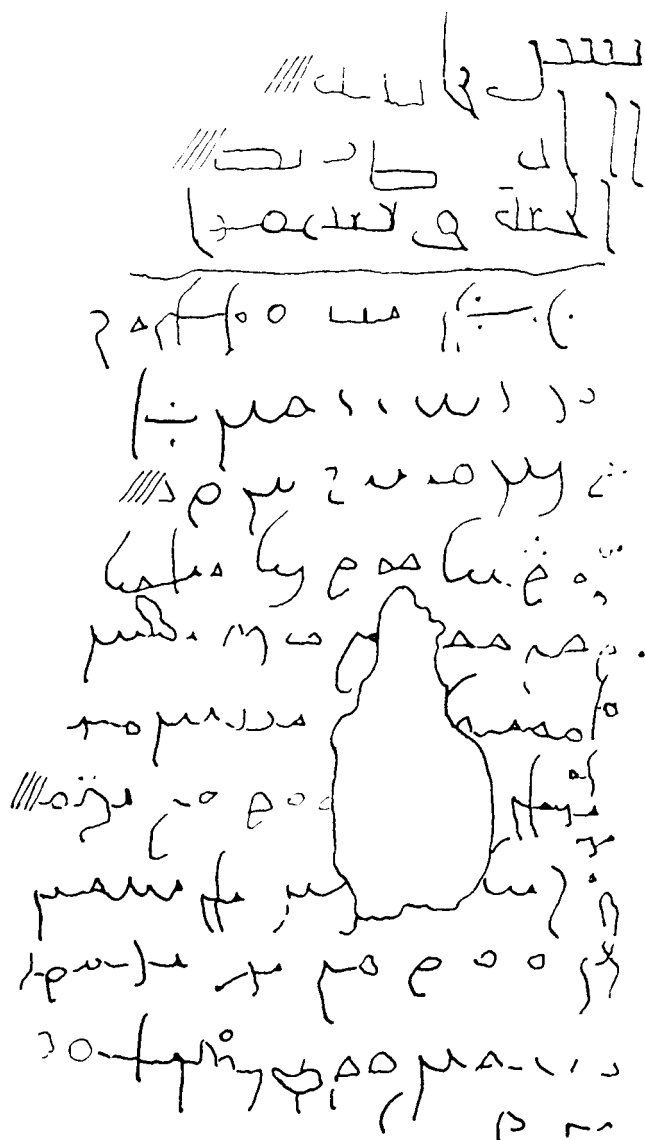
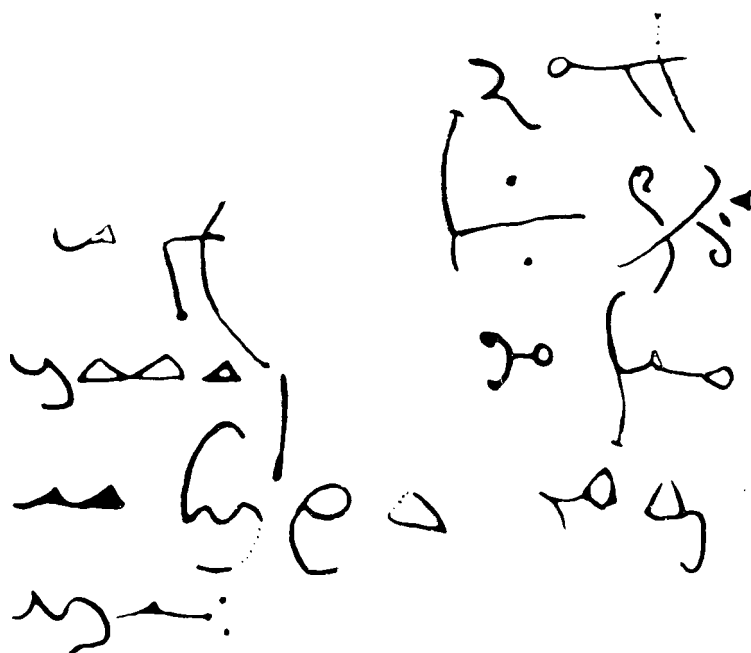


Fig. 14. Autography of the Bactrian and the Arabic inscriptions on stone C/1.
Tochi Valley

a well-considered economic-political trick, based on a good knowledge of the Indian conditions and supported by Indian parallels.²

On the basis of the aforesaid the following interpretation of the inscription can be given:

² Cf. e.g. the inscription of Uṣavadāta in Nasik, in which the phrase *sabhāprapā* is interpreted by E. SENART with convincing argumentation as «shelters for meeting and such for gratuitous distribution of water», *Ep. Ind.* 8 (1905–1906) 79.



Tochi-Inscription 28. Peshawar Museum-Cat.No.41.

Scale ca 1:2

Göbl 1964

Fig. 15. Autography of the Bactrian inscription on stone C/2. Tochi Valley.
(After R. Göbl)

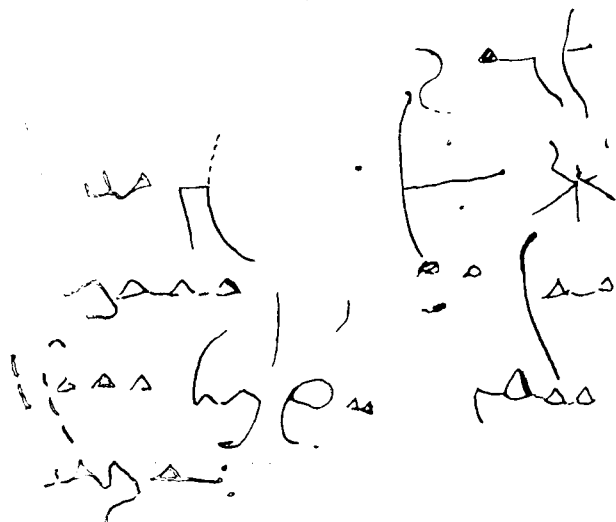


Fig. 16. Autography of the Bactrian inscription on stone C/2. Tochi Valley

	Stone B	Stone C/1	Stone C/2	hepthalite fragments		Stone B	Stone C/1	Stone C/2	hepthalite fragments
A	▲	▲	▲	○	Ḑ		Ḑ		
B	ḐḐ	Ḑ		Ḑ	Σ	Λ	Λ	Λ	Λ
Γ	γ			γ γ	ρ	ρ	ρ	ρ	ρ
Δ	▲	▲	▲	○	Ḑ	γ	γ	γ	γ
Z	zz	z	z	z	γ	γ γ	γ γ		γ γ
Ž	ž	ž			Φ	γ/φ	γ/φ		γ/φ
H	h			h	x	h	h	h	h
I	ι γ	γ	γ	ι γ	ω		ω		
K	κ κ	κ	κ	κ	600	κ	κ	κ	
Λ	λλ	λ		λ	30	λ	λ		
M	μμ	μ		μ	2	μ			
N	ν ν	ν ν	ν	ν	5		ν	ν	
O	▲ ○	▲ ○	▲	○					
Π	π π	π π		π					
P	ρ ρ	ρ ρ	ρ	ρ					

Fig. 17. Comparative table of characters used in the Bactrian inscriptions of Tochi Valley and in the Hepthalite fragments

- line x + 1 «...] may proclaim his prominence! [May be merciful to him]
- x + 2 Allah, the charitable, (that) he re[constructed]
- x + 3 the water-reservoir in the deserts (that) he unselfishly placed it at disposal.»

The Arabic inscription of stone C/1, in spite of its crumbled state, provides valuable footholds to the interpretation of the Bactrian inscription carved in below, inasmuch as it renders likely already in advance that also in that the reconstruction of the water-reservoir can be described. From the historical point of view the evidence rendered by this inscription can also be valuable because it renders possible (together with the Arabic inscription of stone A) the recognition of the character and ambitions of Arab rule in Northwestern India in the 9th century to a certain extent. Arab public administration had obviously recognized clearly the economic and political importance of the problem of irrigation, and with the reconstruction of tanks, with the construction of new water-reservoirs and with the supply of free irrigation water it strived to consolidate its social and economic basis in this marginal area of Arab rule.

III

The Bactrian inscription of stone C/1 is arranged under the Arabic inscription, thus it is either contemporary or later than the Arabic inscription. Its state of preservation is somewhat poorer than that of the Bactrian inscription of stone B, therefore there is more uncertainty in its reading. The letters on the edge of the stone are hardly legible and only part of the last line can be seen. With the reservations demanded by the aforesaid difficulties, we propose the following reading of the inscription:

- line 1 *ZO XÐONO X: A:*
 2 *E: MAYO NOYTO*
 3 *ῚPMῚAῚZΔO ΔO MIPO*
 4 *ῚKῚAΛΔO KIPΔO KAPṖO ῚNO TAῚ*
 5 *MῚAΛῚBO ΣῚΓΔO Π[AP]ΔO ΠAPῚOῚ*
 6 *TOMANO [TA] ῚKῚAΔO ÐAYO*
 7 *ῚBῚOŽO ΠOPOῚOῚ[ATANO] XOTῚOῚ TO*
 8 *MANO XO MῚΓ[NANO] KOZO*
 9 *ῚAPῚOYO OYO ΠOPOOΔO ῚOYBIῚ*
 10 *ῚZῚOΔA[Δ]O ῚΦῚPOMANO*
 11 *ῚKIPΔOῚ*

Remarks on the reading

Line 2. NOYFO — Humbach *ΩIFO*. The sign read by Humbach as *Ω* is asymmetrical, its left part resembles to a letter *V*, while its right side part is roundly curving. Therefore it seems to be more correct to read it *NO*. The sign next to it is exactly identical with the sign in line 9 read as *Y*. Thus very likely we have to do with *Y* also here.

Line 3. ʾΩʾPMʾAʾZΔO — Humbach *ΩPMZΔO*. On the photograph only the right part of the *Ω* can be seen. The right stroke of the *M* terminates in a hole and in the crumbling the *A* could disappear. The space between the *M* and the *Z* is sufficient for another letter.

Line 5. Π[AP]ΔO ΠAPO — Humbach *Σ[AN]ΔO ΣTAPO*. Regarding the differing reading of the initial letter we refer to the motivation given in the introduction.

MʾAAʾBO — Of this word only *MABO* can be seen. It is true that Göbl on his autograph showed below the *A* a stroke stretching downwards, but this cannot be discerned on the photograph, and if it really existed, even then it would be difficult to regard it as *A*, because this letter in the Tochi Valley Bactrian inscriptions is raised in each case above the line. Thus it is most obvious to think that the *A* was left out by the stone-cutter, and in accordance with this it would perhaps be more correct to give the reading *MA<A>BO*. If, on the other hand, the lower line indicated by Göbl really exists, then this can be explained with the circumstance that the omitted *A* was inserted by the stone-cutter under the line, because on account of the upper part of the *B* there was no space for this above the line.

Line 6. TOMANO — Humbach *ʾOMANO*. The initial letter, which is fairly well discernible also on the photograph, is clearly *T*.

DAYO — Humbach *ʾHOYO/ʾHYO*. On the autograph of Göbl really a clear *ʾHOYO* can be read. On the photograph, however, there is no trace of the *H*, and since the *ʾ* is also carved in on the edge of the stone, it is not likely that after it still another letter could have stood. Thus we have to maintain the reading *DAYO*. The letters *AYO* are inserted between lines 6 and 7 and the letter *ʾ* is inserted above line 6. A similar phenomenon can be observed also in lines 4, 7 and 9. This can very likely be explained with the circumstance that a text pattern properly divided into lines was already laid before the stone-cutter, however he could not arrange the letters exactly according to it, and therefore, for what there was already no space left in the given line, was inserted by him either above or below the line.

Line 7. BOŽO IPOPOO[— Humbach *BAFO ΣAPOO[*. The motivation of the differing reading was given in the introduction. Of the initial *B* hardly anything can be seen on the photograph, while the lower curving stroke of the *Ž* is fairly well discernible.

XOTO TO — Humbach *XATANO*. In the case of both letters *T* we can well observe the characteristically profiled left stroke of the *T*. The autograph of Göbl at this place is not quite accurate.

Line 8. XO M^rI[NANO] KOZO — Humbach *XOM[IN]O KOZOAO*. On the photograph the lower strokes of *M* and *I* are discernible. Göbl on his autograph shows letter remainders also on the lower part of the crumbling. These, however, would stand considerably lower than the other letters of the line, if they were really remainders of written characters. Thus we can hardly regard these as fragmentarily preserved letters. The original line of letters could go somewhat higher, entirely in the crumbling. On the crumbled place there is a space which is just enough for the letter *NANO*. The basis of Humbach's reading *AO* is obviously the fact that between lines 8 and 9 at the edge of the stone a vertical crumbling and above this to the right a hole can be seen. The hole could be the remainder of an *O*, but the vertical crumbling below it can hardly be read as *A*. If we want by all means to regard the hole as a letter remainder, then we can rather think that between *Z* and *O* which are quite distant from each other there was still a crumbled letter *I* and thus we can read *KO Z[I]AO*.

Line 9. ^rAP^oOYO — Humbach *ΣAYO*. The reading of the initial part of the word is problematical. The autograph of Göbl before *OYO* shows a letter resembling to *Π*, the reading of Humbach is obviously based on this. The lower stroke of this letter, however is considerably shorter than those of the other letters *Π* occurring in the inscription. Thus it is more obvious to think that we have to do with a letter *P* the head of which is somewhat crumbled off. This letter, however, stands more inside than the beginning of the other lines. Thus before it there could be still another character some remainder of which can be discerned also on the photograph. The recommended *A* is naturally only one of the existing possibilities.

ΠΟΡΟΑΟ ΟΥΒΙ — Humbach *ΣΑΡΟΑΑΟ ΝΙΒΙΟ*. In connection with the differing reading of the first word I refer to the introduction. As regards the reading of the second word, on the basis of the photograph and the autograph of Göbl we can state as follows. The stone-cutter cut in first the series of letters *ΠΟΡΟ Ο ΥΒΙ* in the line. Of these the last 3 letters are rather indistinct on the photograph, but they are discernible. After *I* Göbl shows still a dot-like sign, this however cannot be confirmed on the basis of the photograph. If it can really be seen, then it can also be a chipping. The cut was obviously defective, the second part of the word *ΠΟΡΟΑΟ* consisting of the letters *ΟΑΟ* was left out. Now the stone-cutter between *O* and *Y*, but below the line, inserted the letters *ΑΟ*, which are discernible also on the photograph, then below the *I* of the word *ΥΒΙ* he wrote an *O*. The latter cannot be seen on the photograph, but is indicated by Göbl on his autograph. It can hardly be doubted that considering these corrections the first word has

to be read *HOPOOAO*. On the other hand, it can be questionable where to insert in the second word the *O* written below it. Since the stone-cutter cut in first the form *HOPO OYBI*, it seems to be obvious that putting the *O* — inserted subsequently below the line — before the letters *YBI*, we can read the form *OYBI*.

Line 10. *ṚZṚOAA[Δ]O ṚΦṚPOMANO* — Humbach *OPAIIO Φ[O]PO-MANO*. Humbach's reading is based entirely on the autograph of Göbl, except the stroke under the first *O*, which he did not take into consideration. The photograph, however, differs to some extent from the autograph of Göbl. The first letter seems to be *Z*, and this reading can be made consistent with the lower stroke indicated by Göbl, which is the stem of the *Z* stretching under the line. The second letter is clearly *O/A*, the third one is *Δ* and the fourth is a triangular *A*. The *I* shown on the autograph of Göbl, as we can judge on the basis of the photograph, is nothing else than the edge of a large crumbling off. The fifth letter disappeared in this crumbling. The *I* indicated on the autograph of Göbl is still the upper part of this crumbling, after which still a hole can be seen which is very likely the remainder of the terminal *O*. A little to the right of this and somewhat more below there is a large hole, in which the head of the *Φ* disappeared. Its lower stem in the middle is discernible to some extent. Hereafter a clearly discernible *POMA* follows, while the terminal *NO* is rather indistinct. Between *Φ* and *P* there is no space still for another letter.

Line 11. *ṚKIPAOṚ* — Humbach *KAAAO*. In the last line on the photograph the remainders of only one word can be seen. Since Göbl also shows only this one word on his autograph, very likely there were no more originally either. The reading of the word depends from the definition of the third letter. As we can judge on the basis of the photograph, this letter has a head which seems to be triangular. Thus it can be defined very likely as an *P* and the whole can be read as *ṚKIPAOṚ*.

Linguistic interpretation

Lines 1–3. *ZO XPONO X: A: E*: «In the 635th era year». This part of the dating was interpreted correctly already by Humbach.¹

MAYO NOYTO ṚΩṚPMṚAṚZAO ΔO MIPO. The explanation of this part of the dating is problematical from several points of view. The most important

¹ Ancient Pakistan 1 (1964) 133. Humbach gives the following interpretation of the whole inscription: «(1/2) In the year 635, month one (3) for Ormuzd and Mihr (4) the kaldo was made by the Kužān, by him, (5) the drinker-of-liquor, the nobleman, the brilliant one, the star, (6) the member-of-the-cow-family, the member-of-the-cow-house, the king, (7) the lord, the headman, ... the member-of-the Khagan-(8)-house, the owner-of-cows, the Kuzula, (9/10) the increaser-of-the-goods, the leader, the scion-of-Fromo, (11)».

question is undoubtedly to decide what we should regard as name of month. The phrase *māho nūyo* could be interpreted as «new month» or «new (year) month» and compared with the Sogdian and Khwarezmian month names *n'wsrδyč*, and *n'ws'rjy* respectively. But we could also think of the possibility that the word *nūyo* is the attribute of the name *Ōrmazdo*, and in this case we can have the interpretation «New-Ōrmazdo month». That much seems to be likely at any rate that the names *Ōrmazdo* and *Miro* belong to the date since after them the narrative part of the inscription is introduced by the word *kaldo* 'when'. Obviously the two names are month names and not day names, because in the latter case besides the denominations *χšuno* 'era-year' and *māho* 'month' before the names a word for 'day' ought also to appear.

At this point the question can be raised, how the word *AO* standing before the name *Miro* can be interpreted and in what relation the two names are to each other. The word *AO* was interpreted by Humbach as 'and' and therefore it was regarded by him as a development of the Old Iranian **uta*. However, this conception is unlikely both from material view-point and from the view-point of phonological development. In fact, two names of months cannot appear in the dating linked together by 'and', if they do not follow one after the other, and in the case of *Ōrmazdo* and *Miro* this is the fact.² Nor from the view-point of historical phonology can we think of a connection between the Bactrian word *AO* and Old Iranian **uta*, because this conjunction has always preserved its initial vowel in the different Iranian languages (cf. e.g. Saka *u*, Sogdian 't, Waxī *ət*, *et*, etc.).

Since *Ōrmazdo* and *Miro* are no names of months standing side by side, their appearance in the dating can only be explained so that the dating does not give one date when the inscription was set, but it denotes the duration of time in which the event described in the inscription took place. This is in harmony with the fact that in this inscription — in contrast to inscription B — the mentioning of the setting up of the inscription itself is missing. Thus it is obvious to think that the two names of month denote the initial and final months of the period described. Consequently, their interpretation could be «from the month of *Ōrmazdo* to the month of *Miro*». In this case the word *AO* should be a preposition meaning 'to, till'. To this demand corresponds fairly well the Yidya-Munji preposition *do, da* 'into, in', with which the particle *AO* agrees exactly also from the view-point of the phonetic form. G. Morgenstierne traces back the preposition *do* to the Old Iranian from **antar*. Thus in this particle we have to do with the same disappearance of the initial part of the word, as in the case of the prepositions *ZO* and *NO* already mentioned.

² This did not mean an obstacle for HUMBACH, because the two names were interpreted by him as names of gods.

Now the only question is, how the month name *nūyo Ōrmazdo* 'New-Ōrmazdo' can be explained. A final reply to this question could be given only if we knew the full calendar appearing in the Tochi Valley inscriptions. The names of month *Aši*, *Ōrmazdo* and *Miro* point to the fact that essentially the «Zoroastrian» calendar was used also here. However, the names of month of the Zoroastrian calendar were not entirely identical with the different Iranian peoples. Thus the equivalent of Middle Persian *Ābān* was *'phwny* in Parthian, and *y'p'xwn* in Khwarezmian, and the equivalent of Middle Persian *Daδv* was *'hwrym(zd)* in Khwarezmian.³ To indicate the first month in Khwarezmian besides *rurjñ* the denomination *n'ws'rjy* was also used. In the order of the months *Miro* = Middle Persian *Mihr*, Khwarezmian *mtr* is the 7th, *Ōrmazdo* = Middle Persian *Daδv*, Khwarezmian *'hwrym(zd)* is the 10th month. Thus within a given year — in inscription C/1 in the 635th era-year — the dating «from the month of *Ōrmazdo* to the month of *Miro*» is not possible. Just therefore we must think of the possibility that the month name «New-Ōrmazdo» in the inscription is the denomination of the 1st month of the year. The starting point of this denomination could obviously be the circumstance that the 1st day of the new year was just the day of *Ōrmazdo*, therefore the beginning of the year could be denoted also by the phrase *nūyo Ōrmazdo* «New-Ōrmazdo». According to this explanation the events or works described in the inscription lasted from the 1st month of the year to the 7th month of the year, that is from spring to autumn.

Line 4. *ṚK'AAΔO KIPΔO KAṖO*. The first two words of this sentence are already known, viz. «When it was made . . .». The explanation of the word *KAṖO* depends first of all from the origin of the sound *Ṗ*. While on the basis of our knowledge gathered so far this sound can hardly be the continuation of Old Iranian **-rt-/rθ-/rd-*, it is obvious to see in it the development of Old Iranian **-rš-*. It is true that in the language of the Surkh Kotal inscriptions the continuation of this sound group is *-š⁴*, but the language of the Tochi Valley inscriptions shows a different development in several relations, so that we can reckon with a certain difference also in respect of the continuation of Old Iranian **-rš-*. If the word *KAṖO* can be traced back to the Old Iranian form **karš-*, then it is most obvious to see in it the survival of an old agricultural term, which otherwise has been preserved in the Avestan word *karšū-* 'Ackerland; Flur, Landgebiet, -bezirk, Gau'. This word, as regards its subject, can mean the same as the Middle Persian *rōdistay*,⁵ and

³ See V. A. LIVSHITS: *Переднеазиатский сборник* 2 (1966) 154 foll.; *Acta Ant. Hung.* 16 (1968) 444 foll.

⁴ Cf. *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 452.

⁵ Regarding the interpretation of this word see J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 17 (1969) 261–264.

is very likely its Eastern Iranian equivalent. From the objective view-point this interpretation fits well into the context, because the construction of tanks and irrigation systems was naturally always connected with the organization of agricultural districts. Therefore the sentence can be interpreted as follows: «When the agricultural district was established . . . ».

「NO TA」(Line 5)「MA」ABO Σ「Γ」ΔO Π「AP」ΔO ΠAPO (Line 6) TOMANO. Since the previous sentence was a clause of time, we must find the main clause in the quoted part. This does not involve any difficulty because the most important words, viz. . . . TA MAABO . . . TOMANO are known and permit the following interpretation: «. . . then the water-reservoir was . . . strengthened». The word *no* standing before the *tā* -- unless it does not belong to the preceding *kařo*, which in this case ought to be read as *kařano* and ought to be traced back to the Old Iranian form **karšana-* -- can be identified with the preposition *no* occurring also in inscription B and thus the phrase *no tā* can be presumed to mean 'by then, till then'.

The three words following the word *malβo*, of which the first is the relative pronoun ΣIAO 'which' known already from Surkh Kotal, must obviously be regarded as an attributive clause, which gives a closer characterization of the tank or the state of the tank. In inscription B this function was filled by the interpolated word *mināno*. On the basis of this parallel it seems to be likely that this subordinate clause also has to mean something similar. Thus we could presume that the subordinate clause has the following meaning: «(the water-reservoir), which was damaged». Of the three words the second one terminates in -ΔO, i. e. it shows the known termination of the original passive past participle. Therefore it is obvious to presume this to be the predicate and in accordance with the above argumentation to find in it a word meaning the damage of the tank. The fragment Π[.]ΔO can be restored without difficulty in the form Π「AP」ΔO, which can be traced back to the verbal noun **prtā-* of the Old Iranian verb **par-* 'go through, pass beyond' (cf. Avestan **par-* 'hindurch-, hinübergehen'). Thus we can ascribe the translation «which flooded out» to the phrase ΣIAO Π「AP」ΔO. Since this event had to precede the reconstruction of the water-reservoir, it would be most natural to interpret the word *paro*, standing at the end of the sentence, as an adverb of time with the meaning 'earlier, before that'. Therefore the word *paro* can be compared with the Avestan adverb *parō* 'zufur, vordem, früher'. The word has its equivalent also in Yidya-Munjī, viz. *piro* 'before, earlier', this however cannot be traced back to Old Iranian **parah* but to the Old Iranian form **parvya-*.

「TA」「K」AAO DAY「O」 (Line 7) 「B」OZO HOPOR「O」「ATANO」XOT「O」. The structure of this sentence can be recognized quite easily. In the beginning of it stands the conjunction *kado*, 'as' before which, on the basis of the paralle

phrase of inscription B, obviously the word *tā* 'so, like that, in that way' can be restored. The words *šāho Božo* «king Božo» can be regarded as the subject of the sentence. It can perhaps striking to find in one of the Tochi Valley inscriptions *rundayo* and in the other *šāho* as the title of the ruler. We must, however, remind of the fact that this duality, together with the Bactrian script and literary language, can be traced back in Northwestern India to the Kuṣāṇa period, during which, according to the evidence of the Kharoṣṭhī and Brāhmī inscriptions discovered there, the words *šāhi* and *murunda* were also used parallelly for the denomination of the ruling dignity.

The predicate of the sentence is obviously the word *XOTO* which also occurs in inscription SK 4. This was traced back by me to the Old Iranian form **χvarta*-⁶, which is the passive past participle of the Old Iranian verb **χvar-* 'desires'. The meaning of this word in this passage can be 'desired, demanded'. The sentence can, therefore, be interpreted as follows: «So as king Božo . . . desired». In this context it would be most natural to see in the fragmentarily preserved word a reference to the word *tumāno* 'strengthened', which depends from the predicate 'desired'. Thus we could think of the interpretation «he desired to be strengthened». From the preserved letter group *HOPOO*[the *HOPO-* is very likely the continuation of the Old Iranian preverb **pari-* occurring also in Surkh Kotal, and the *-O*[is a verbal derivative beginning with *v-*. In inscription SK 4 occurs the passive past participle *porovato* (< Old Iranian **pari-varta-*) of the Bactrian verb *pororar-* 'cover round, protect, take care of'. However, this Old Iranian verb has also the meaning 'protect with embankment, surround', as this is proved by the Avestan word *pairi.vāra-* 'Schutzwehr, Wehr; Umwehrung, Umwallung'. This meaning would fit very well in the sentence discussed, and therefore I propose the restoration *HOPOO*[*ATANO*], which could be the Bactrian continuation of the Old Iranian infinitive **pari-vartanai*, or the antecedent of the Yidya-Munji infinitive ending in *-ān*. Thus the translation of the phrase *porov[atano]* *χoto* can be rendered as «desired to protect with embankment».

TO (Line 8) *MANO XO M'I*[*NANO*]. The fragmentary state of the text renders the interpretation of this sentence uncertain. On the basis of the parallel of the form *TOMANO* occurring twice, it is obvious to regard the word *TO* at the end of line 7 and the word read *MANO* in the beginning of line 8 as one word, although otherwise the inscription obviously avoids the division of words, what on the other hand occurs frequently in the Surkh Kotal inscriptions and the Hephthalite fragments. In the present case the break came about perhaps so that the stone-cutter, when he cut in the words *XOTO TOMANO*, with a haplographic error cut in the letter *TO* only once,

⁶ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 442 foll.

then observing the omission, inserted the two letters under the end of the preceding line.

If the reading *TOMANO* is correct, then on the basis of the meaning 'strengthened' of this it is obvious to restore the fragment *M'I*[...] to *M'I*[*NANO*], and to see in this the attribute of the word *XO* preceding it. Thus the interpretation of the sentence could be as follows: «He had the destroyed *XO* strengthened». On the basis of the content of the inscription discussed so far it seems to be likely that in the word *XO* we must look for some term connected with the water-reservoir and the canal system. Since the form *χo* in Bactrian can be traced back to **χva-*, it can eventually be compared with the Afghan word *xwā* 'side, margin, corner'. In this case the word *χo* could mean 'the bank of the (tank)' or 'the bank of the (canal)', and the sentence could be translated as follows: «He had the damaged bank strengthened».

KOZO (Line 9) *AP'OYO OYO IPOOAO*. From the linguistic material known so far we have few footholds for the interpretation of this sentence. The word *KOZO* can eventually be interpreted as a conjunction introducing a clause with an adverb of place, and in this case it can be traced back to the Old Iranian form **kū-ča* to which we can attribute the meaning 'whereever' (cf. Latin *ubi-que*). To the phonetic development *č* > -*Z*- a good parallel is rendered by the word **hačā* > *ZO*. The predicate of the sentence ought to be the word *IPOOAO* on the basis of its position in the order of words. In the initial part *IPOO-* the Bactrian development of the Old Iranian preverb *pari-* can be recognized, but the element *-OAO* cannot be passive past participle, what we could expect in the first place. In connection with the element *-OAO* we can at any rate think of the development of an Old Iranian verbal root **vaδ-* or **uδ-*, and the existence of such a verb is in fact supported by the Afghan *ulāl* 'to wash'.⁷ Starting out from the meaning of the Afghan word 'to wash' to the verb **pari-vaδ-* or **pari-uδ-* the meaning 'wash around, wash away' can be ascribed, and this fits well in the context. The only question is what verbal form *poroolo* (or *poroulo*) can be. On the basis of our present knowledge regarding Bactrian one negative point seems to be sure, viz. it cannot be a preterite form of verb. Therefore we can only think of present. Unfortunately, however, the present conjugation of the Bactrian verbs is not at all known so far. Taking the development of Yidya as a basis,⁸ we can reckon with the following possibilities: from the Old Iranian form **uḍati* the form **uḍadi* and then **uḍdi*, **uḍḍi* developed, and from this the forms **uli* and *ulo* resulted. Thus the form *poroulo* could be present singular 3rd person.

The subject of the sentence is very likely the word *AP'OYO* 'water flow, canal'. From this the following interpretation results: «whereever the

⁷ G. MORGENSTIERNE: An Etymological Vocabulary of Pashto. 86.

⁸ G. MORGENSTIERNE: Indo-Iranian Frontier Languages. II. 148.

water flow . . . washes (it) away (= used to wash it away)». In this context the still not discussed word *ũo* could be regarded as object. Since, however, the object (= 'bank') was already mentioned in the main clause, here in the subordinate clause we can expect a reference to it at the most. Thus it is obvious to see a demonstrative pronoun in the word *ũo*, an equivalent of the Yidya word *wo* 'that' (< Old Iranian **ava*-).

†*OYBI*† (Line 10) †*Z'OAA[Δ]O*. The word *zolađo* occurred already in the concluding part of inscription B. Its meaning is 'it was built, it has been built'. Nor is the word *OYBI* entirely unknown. In inscription SK 1 occurs the word *OYBE*, which is compared by E. Benveniste — very likely correctly — with the Sogdian conjunction 'wfy.⁹ Both *OYBE* and *OYBI* can be traced back to Old Iranian **uβaya*- 'both', however the form *OYBI* here does not appear as a conjunction but as a noun. Therefore the translation of the sentence can be «Both were built».

†*Φ*†*POMANO* (line 11) †*KIPΔO*†. Both words are well known, the meaning of the sentence is: «The demand has been executed».

We have still to discuss the possibility in brief that instead of *KOZO* eventually *KO Z[I]ΔO* should be read in line 8. In this case the word *ZIΔO* can be identified with the word *ZIΔO* occurring in inscription B and the whole sentence can be translated as follows: «where the water flow conducted there washed it away».

On the basis of the above considerations the Bactrian inscription of stone C/1 can be interpreted as follows:

- line 1 «In the 635th era-year,
 2 from the month of New-
 3 Ōrmazdo to (the month) Miro
 4 when the agricultural district was established, by that time
 5 the tank, which earlier flooded out,
 6 was strengthened, (so) as the king,
 7 Božo, desired it to be protected with embankment. He had
 8 the damaged bank strengthened, wherever
 9 the water flow used to wash this away. Both
 10 have been prepared. The demand
 11 has been executed.»

As it appears from the above interpretation, the Arabic and Bactrian inscriptions of stone C/1 are in different relation to each other, than the Arabic and Sanskrit inscriptions of stone A and the Sanskrit and Bactrian inscriptions of stone B. While in the case of stone A and stone B the inscriptions were prepared very likely at the same date and even in spite of the differences in

⁹ E. BENVENISTE: JA 249 (1961) 149.

their texts relate to the same event — *viz.* reconstruction —, in the case of stone C/1 it seems to be doubtless that the Bactrian inscription is later than the Arabic inscription, and the only common feature of the two inscriptions is that obviously both of them report on reconstruction works of the same water-reservoir carried out in different times.

IV

As we have mentioned earlier, stone C/2, together with stone C/1, came to light in the area of the Tochi Agency, and came to the Peshawar Museum by the good offices of Major Keene. Concluding from the words of A.H. Dani, the two stones were originally in one. Stone C/2 contains only a Bactrian inscription. The preservation of this is poorer than that of the other ones and the photograph published on it is also of more inferior quality than those of the previous ones. Thus the deciphering of the inscription is difficult and its text cannot be defined with such a certainty as those of the other two Bactrian inscriptions. After mentioning these in advance, we propose the following reading of the inscription:

- line 1 ZO 'X'['*ḍ*O]
 2 'N'O X[:]'A[:]' E: (triratna)
 3 TAAO 'M'PO ḍA[O]
 4 'X'OAO KIPAO ΣAAI
 5 'O'AZAO:

Remarks on the reading

Line 1. It is striking that line 1 starts much more to the right than the other lines. This phenomenon can have two explanations. Judged on the basis of the photograph, before the word ZO the stone is considerably damaged, and it is possible that its state was similar also at the time of the preparation of the inscription, and this is why the stone-cutter started the cutting in of the inscription at the right edge of the stone. However, before the above mentioned damage, on the left edge of the stone it seems as if traces of writing could be seen. If stone C/1 and stone C/2 had once really been one coherent whole, then we could presume that the Bactrian inscription of C/1 was still continued in line 1 of C/2, and terminated *e.g.* with the word ΣTAAO, which together with the word KIPAO standing in line 11 of C/1 could be a compound perfective form. [Cf. additional note, p. 421.]

After X Humbach restores only 1 letter (*ḍ*) and restores the letter O in line 2. It is difficult to decide the question on the basis of the photograph. At any rate the division of the word XḍONO renders a welcome parallel for the presumed break of the word TOMANO in inscription C/1.

Line 2. On the photograph it appears as if the upper end of the Δ and the dot to the right from it would be seen. However, Göbl does not show anything at this place on his autograph.

Line 3. $TAAO MIPO \Delta A[O]$ — Humbach $A]TA\Delta O$. [...] .. $K?A$. The first letter is a characteristic T . Before it no trace of another letter can be seen, and nothing is shown on the autograph of Göbl. After the word $TAAO$ a letter stroke stretching downwards deeply in a curve can be seen, which cannot be anything else than the remainder of an M . Right of this a shorter letter stem stretching downwards in a sharper curve is discernible, which can only be interpreted as a remainder of an I . The upper part of the MI has disappeared in a large crumbling. Right of the crumbling the upper and lower parts of a P can be observed, and then in the form of a dot-like hole an O follows. Between the MI and the PO there is sufficient space for an O , since however the lower stem of the P used to curve considerably to the left, the restoration of an O is not necessary. At the end of the line the letters ΔA are clearly discernible. The stem of the Δ on the left is joined by a curved line, the form of which, however, is quite different from the left lower stroke of X , thus the reading X cannot be taken into consideration, and this stroke has to be regarded as a crumbling of the stone or an accidental scratch.

Line 4. $OXOAO KIPAO \Sigma AII$ — Humbach $A]AO KIPAO$. [...] $TAII$. At the beginning of the line we can clearly read OAO . However above and under the O remainders of still another long-stemmed letter can be discerned, to which in the middle a short horizontal stroke is added. This letter remainder can most easily be interpreted as X . The form $KAA]AO$ could by no means have sufficient space here. At the end of the line the Σ of the word ΣAII has an undoubtedly characteristic form. The reading of the terminal I is not quite certain. It is true that after the Δ a vertical line can be seen, but this stretches also above the line and not only below it, so that it is eventually only the crumbling off of the stone, and actually only that round hole has to be regarded as a letter through which it passes. Thus besides the ΣAII the reading ΣAAO is also justified, and it is perhaps even more likely.

Line 5. $OXAZAO$ — Humbach $B]AFO$. On the photograph the letters $AZAO$ are well discernible, while the terminal O is indicated only by the stroke starting out from the Δ . However towards the left hand side still another stroke starts out from the A , so that one letter more must have stood before it.

We still have to deal in short with the sign to be seen at the end of line 2. The form of this is rather indistinct, but in contrast to the autograph of Göbl it seems to be symmetrical. Below it has definitely 3 strokes, while above only the left one can well be seen and only the upper end of the right stroke and the lowest part of the middle one can be discerned. If this sign was really three-stemmed above, then it can most obviously be regarded as the sign

triratna, which frequently occurs in Indian inscriptions, and appears partly as a symbol bringing luck and partly as a sign dividing the text.¹ The use of this sign after the dating is correct, and very likely, just like the use of the colon and correcting signs, reflects Indian influence.

Linguistic interpretation

Lines 1–2: ZO X[*PO*]¹NO¹X [:]¹A¹[:]¹E: «In the 635th era-year», as it was interpreted correctly already by Humbach.²

Lines 3–5. TAAO MIPO PA[O]¹X¹OAO KIPAO ΣAAO¹O¹AZAO. Lines 3–5 obviously form one single sentence the sense of which is clear at the first glance, inasmuch as the words TAAO, PAO, KIPAO and ΣAAO are known already from the Surkh Kotal inscriptions.³ By the replacement of the meanings of these words the sentence can be interpreted as follows: «Then king Miro . . . had . . . the well made». It is obvious to trace back the word *χodo* to the Old Iranian form **χvata-* (cf. Avestan *xvatō* 'von selbst, aus sich, aus freien Stücken', Middle Persian *χvad* 'himself, by himself') and from the semantic point of view to compare it with the Middle Persian phrase MN NPŠH BYT 'from his own property, at his own expense' (cf. the inscription of *Afsā*, line 10).

The last word *vazdo* goes back to the Old Iranian form **vazda-* or *vazdah-*. This word is wide-spread in the Iranian language area. The relevant linguistic data were recently analysed by H. W. Bailey.⁴ He ascribed to the Old Iranian verbal root **vazd-* the basic meaning 'nourish' and to the Old Iranian noun **vazdah-* the basic meaning 'fat'. Without doubt one part of the linguistic data show this specialized meaning, however it is not absolutely necessary to force this basic meaning into all occurrences of the word. Exactly the Avestan data do not support specially the presumed meaning 'nourish' or 'fat'. Thus in the phrase *tanvō vīspayā drvatātəm tanvō vīspayā vazdvarə*, in which the word *vazdvar-* occurs as a synonym of the word *drvatāt-* 'health', Bailey himself presumes the meaning 'good state of the whole body'. Nor can we think of the meaning 'fat' in the following passage of the Vd. (9.44): *disyāt ahmāi naire avat mīzdəm parō.asnāi anuhe vazdvarə vahištahe anhēuš* «there may be promised to this man as a reward of future life the abundance (happiness) of

¹ R. B. PANDEY: *Indian Palaeography*.² I. 112 foll.

² H. HUMBACH: *Ancient Pakistan* I (1964) 134. The whole inscription is interpreted by Humbach as follows: «In the year 635, at arrival of (a certain star) . . . the kaldo was made . . . by the tadi lord.»

³ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 395, 431, 435 ff., 460.

⁴ H. W. BAILEY: *TPhS* 1960. 62–69. The relevant data have been compiled almost completely already by G. MORGENSTIERNE: *An Etymological Vocabulary of Pashto*. 95 (Afghan *wāzda*, Parači *yāzd*, Sarikolī *wāst*, Persian *bāzud*, Ossetic *vazdan*, Avestan *vazdvar-*, Sanskrit *vedhasu-*); and *Indo-Iranian Frontier Languages*. II. 264 (Yidya-Munji *wāzd*, Sangleči *wōst*, Wanči *waz*, Yazylāmī *wūzd*, Zaza *vazd*, Kurdish *baz*). J. DARMSTETER: *Le Zend-Avesta*. I. Paris 1892. 233, already thought about the relationship of the Avestan and Afghan words.

the best life». We must think of a similar meaning also in the following passage (Y. 31. 21): *mazdā dadāt ahurō . . . sarō vanhēuš vazdvarə manarhō . . .* Ahuramazda gives to that one . . . the happiness of being together with Vohumanah.⁵ Thus on the basis of the Avestan data — even if we do not accept the definition of meaning by Bartholomae (²*vazdah-* 'beständig', *vazdvar-* 'Beständigkeit; Ausdauer') — at any rate we must assign to the Old Iranian words *vazd-* and *vazdah-* a more general basic meaning than 'nourish' and 'fat'. Considering the Old Indian equivalent *vedhas-* to the Old Iranian *vazdah-*, the Indo-Iranian form of this word can be reconstructed as **vazdhas-*. Now it is obvious to see in this word an old compound from *vas-* 'good' and *dhā-* 'do', to which the meanings 'do good, treat, supply abundantly, give abundantly' can be ascribed. In accordance with this the meaning of the Avestan word *vazdah-* can be 'abundant' and that of the word *vazdvar-* 'prosperity, abundance, happiness'. On the basis of the original meaning 'benefactor' of the word *vazdah-* we can well interpret also the Avestan names compounded with it, viz.: *kərəsavazdah-* (Pahlavi *klsuč*⁶ **kirsavaz*, *kylysywzd* **kirisivazd* 'one who treats the lean one', *ašavazdah-* 'one who does good to Aša', *voh-vazdah-* 'one who does good to the good one'. The meaning of the Old Iranian **vazdāna-* antecedent of the Ossetic (Munkácsi) word *yāzdan* 'noble' could also be 'benefactor, generous' and the meaning 'noble, distinguished' developed from this, because, as the meanings 'noble, distinguished; generous' of the Latin word *liberalis* show, these two concepts are closely interconnected with each other. Similarly, in the case of the Old Indian word *vedhas-* the meaning 'benefactor, generous' fits well everywhere in the context, wherever the word occurs.⁷ Finally the words of the New Iranian languages meaning 'fat, tallow' can be traced back to an Old Iranian form **vazdā-* 'treat, rich, fatty feast', the meaning of which became specialized.⁸

On the basis of the aforesaid we can ascribe the meaning 'abundant' also to the Bactrian word *vazdo*, which as the attribute of a well obviously means 'abounding in water'.

Thus the Bactrian inscription of stone C/2 can be interpreted as follows:

- line 1 «In the 635th
- 2 era-year. (triratna)
- 3 Then king Miro
- 4 had at his own expense the well made
- 5 abounding in water.»

⁵ H. W. BAILEY: TPhS 1960. 66 quotes this passage defectively, he leaves out the word *sarō*, from which the word *vazdvarə* depends and which is important from the view-point of the definition of the meaning.

⁶ Instead of *klsuč*, of course, *klsuč* is the correct reading.

⁷ See the passages discussed by H. W. BAILEY: TPhS 1960. 68.

⁸ We could only ascribe the meaning 'food' to the Old Iranian word **vazdā-* even in the sense of BAILEY's explanation, i.e. we ought to count with the specialization of the meaning at any rate also in that case.

V

The Arabic and Sanskrit inscriptions of Tochi Valley have undoubtedly rendered important historical data to the history of Idak, Spinwam and Bannu in a period on which we have hardly any written sources.¹ But their importance is by far exceeded by the Bactrian inscriptions discussed here, which not only add new details to the historical picture drawn on the basis of the Arabic and Sanskrit inscriptions, but also render evidence on the Iranian language spoken in this territory or used by the rulers of the territory. The coming to light of these inscriptions written in an Iranian language in the area of Idak — Spinwam again raises with stress the question of the eastern borders of the Iranian language area and the question of the old ethnic relations of Gandhāra. In the description of his travel Huei-ch'ao writes about the population of Gandhāra as follows²: «The king and the troops there are all *T'u-küe*, the inhabitants are *Hu*, besides these there are also *P'o-lo-men*». Accordingly, the population of Gandhāra consisted mainly of ethnic elements with an Iranian language (*Hu*³), the leading layer was Turk (*T'u-küe*), but also Indians (*P'o-lo-men*) lived there in smaller number. This condition in the area of Idak — Spinwam as a whole corresponds to the present situation, inasmuch as that region belongs to the Afghan language area (with smaller Ormuri language island) even today.⁴ The coming to light of inscriptions in Iranian language in this territory from the 9th century seems, therefore, to be natural. However, in connection with this we still have to point out two problems. One of these problems is that the language of the inscriptions cannot be regarded as the direct predecessor of either Afghan or Ormuri, and thus we have to presume either that the latter languages appeared in this territory only after the 9th century and earlier Bactrian dialects related to Yidya-Munji were spoken there, or that the language of the Tochi Valley inscriptions has never been a spoken language in this area but it was used on the inscriptions as official language. With this is connected the other problem, viz. if the inscriptions were not written in the local Iranian language, but in the Bactrian language developed in the Kuṣāṇa Empire and using the Greek alphabet, then from historical view-point how can we explain its long survival and use even under the rule of the Kidāra-Huns, Hephthalites and Turks.

The two assumptions do not definitely contradict each other. It can be presumed that in the territory of Idak -- Spinwam Bactrian dialects related to Yidya-Munji were spoken and that at the same time the written language

¹ See J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) 458 ff.

² W. FUCHS: Huei-ch'ao's Pilgerreise durch Nordwest-Indien und Zentral-Asien um 720. SPAW 1938. Phil.-hist. Kl. Berlin 1938. 444.

³ Cf. W. FUCHS: *op. cit.* p. 443, note 5; LIU MAU-TSAI: *Die chinesischen Nachrichten zur Geschichte der Ost-Türken (T'u-küe)*. Wiesbaden 1958. 490, note 22, with further literature.

⁴ Cf. I. M. ORANSKIY: *Иранские языки*. Moscow 1963. Language map.

of the inscriptions is a direct continuation of the official Bactrian language used in the Kušāṇa Empire. At any rate the language of the Tochi Valley inscriptions -- as we have already pointed out above -- differs from that of the Surkh Kotal inscriptions in a few points. Thus it could be presumed that in this phenomenon the influence of the local language is shown, which stood nearer to Yidya-Munji than the Bactrian dialect used in Surkh Kotal.

The relationship of the Bactrian language of the Kušāṇa period to the Bactrian dialect used in the Tochi Valley inscriptions and to Yidya-Munji can best be illustrated through the comparison of the vocabulary. The demonstration of this at the same time facilitates also the historical characterization of the language of the Tochi Valley inscriptions.

Tochi Valley	Old Iranian	Surkh Kotal ⁵	Yidya-Munji
<i>āṣi</i> month name	* <i>ā0rš</i> ⁶	<i>ā0ṣo</i>	
<i>βi</i> , <i>βo</i> perfective particle	* <i>apa</i>		Sangl. <i>be</i> , <i>ba</i>
<i>do</i> 'in, to, till'	* <i>antar</i>		<i>do</i>
<i>ē</i> 'one'	* <i>aiva</i>	<i>īyo</i>	<i>yū</i>
<i>fromāno</i> 'order'	* <i>framānā-</i>	<i>fromāno</i>	
<i>harūyo</i> 'everything'	* <i>harvaka-</i>	<i>harūyo</i>	Sangl. <i>hōr</i> ⁷
<i>ho</i> 'lord'	* <i>ahu-</i>		
<i>kaḏo</i> 'as'	* <i>ka0ā</i>		
<i>kalḏo</i> 'when'	* <i>kaḏa-tu</i>	<i>kalḏo</i>	
<i>kaṛo</i> 'agricultural district'	* <i>karšū-</i>		<i>kiō</i>
<i>kirḏo</i> 'made'	* <i>kṛta-</i>	<i>kirḏo</i>	<i>kər</i> < * <i>kirḏo</i>
<i>kirḏo sti</i> 'had made'	* <i>kṛta- asti</i>		<i>kər-sto</i>
<i>ku-žo</i> 'wherever'	* <i>kū-ča</i>		<i>kū</i>
<i>lru</i> , <i>lrūo</i> 'canal'	* <i>drava-</i>	<i>lrū</i> , <i>lrūo</i>	
<i>māho</i> 'month'	* <i>māhah</i>	<i>māo</i>	<i>mux</i>

⁵ Regarding the vocabulary of the Surkh Kotal inscriptions see J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 12 (1964) 373—471, and Acta Ant. Hung. 13 (1965) 147—205, ibidem the earlier literature; moreover M. MAYRHOFER: ZDMG 112 (1962) 325—344 with a survey of the literature published up to that time; I. GERSHLEVITCH: BSOAS 26 (1963) 193—196. In this column there are also other data chronologically standing near to those of Surkh Kotal quoted by me.

⁶ For the interpretation *ā0ṣo* < *ā0rš* cf. J. HARMATTA: Acta Orient. Hung. 11 (1960) 203. H. HUMBACH: ZDMG 111 (1961) 477 accepts my interpretation, it seems, however, that he regards the form **ā0rš* as nominative singular. This opinion encounters two serious difficulties, viz. 1. the names of the month deities have developed in the Middle Iranian languages from the genitive singular, 2. in Proto-Iranian a nominative singular form **ātrš* or *ā0rš* cannot be presumed. [Cf. additional notes, p. 421.]

⁷ As a continuation of Old Iranian **harva-* we could expect in Sangleči the form **ōr*, thus the *h* of *hōr* we can very likely ascribe to the analogical influence of the Persian loanword *har* used parallelly with it.

<i>mal</i> βo 'tank'	* <i>ham-adrā</i>		cf. Afgh. <i>mal</i> 'travelling companion'
<i>mali</i> 'here'	* <i>imada</i>	<i>malo</i>	<i>molo</i>
<i>mašti</i> 'facade'	* <i>mṛšta-</i>	<i>mašto</i>	
<i>mināno</i> 'destroyed'	* <i>mināna-</i>	<i>mināno</i>	
<i>miro</i> month name	* <i>miθra-</i>	cf. <i>mihro</i>	<i>mīra</i> 'sun'
<i>mo</i> 'this'	* <i>ima-</i>	(<i>mo?</i>) ⁸	<i>mo</i>
<i>niβaχ[to]</i> 'distributed'	* <i>ni-baχšta-</i>		<i>baxš-</i> < * <i>ham-baxš-</i>
<i>niβiχto</i> 'written'	* <i>ni-piχšta-</i>	<i>noβiχto</i>	<i>neṽuxt</i>
<i>no</i> 'on, to'	* <i>ana</i>		<i>no</i>
<i>nūyo</i> 'new'	* <i>navaka-</i>		<i>nowoyo, noū</i>
<i>ōrmazdo</i> 'month name'	* <i>ahura-mazdāh- Ōromazdo</i> ⁹		cf. Sangl. <i>ormōzd</i>
<i>par[do]</i> 'had to'	* <i>pṛta-</i>		
<i>p[ar]do</i> 'inundated'	* <i>pṛta-</i>		
<i>paro</i> 'earlier'	* <i>parah</i>		cf. <i>piro</i>
<i>poroya't'o</i> 'circumvallated by dam'	* <i>pari-karta-</i>	<i>poroyato</i>	
<i>poronido</i> 'executed'	* <i>pari-nita-</i>		cf. <i>vəd</i> < * <i>upanita-</i>
<i>poroulo</i> 'washes away'	* <i>pari-udati</i>		Afgh. <i>wlāl</i>
<i>porov[atano]</i> 'protect with embankment'	* <i>pari-vartanai</i>	<i>porovato</i>	cf. <i>woro</i> < * <i>varta-</i>
<i>rundayo</i> 'king'	* <i>mravant-</i>	cf. <i>murunḍa-</i>	Saka <i>rre</i>
<i>sti</i> durative particle	* <i>asti</i>		- <i>sti</i> , - <i>sto</i>
<i>šādo</i> (or <i>čādo</i>) 'well'	* <i>čāt-</i>	<i>šādo (čādo)</i>	
<i>šido</i> (or <i>čido</i>) 'which'	* <i>či-tu</i>	<i>šido (čido)</i>	
<i>šāo</i> 'king'	* <i>χšāvan-</i>	<i>šāo</i>	
<i>šāho</i> 'king'	* <i>χšāyaθya-</i>	<i>šāho</i>	
<i>tā</i> 'so, thereafter'	* <i>tā</i>	<i>tā</i>	
<i>tādo</i> 'then'	* <i>tā-tu</i>	<i>tādo</i>	
<i>tumāno</i> 'strengthened'	* <i>tumāna-</i>		
<i>χo</i> 'edge of something, bank'	* <i>χvāha- (?)</i>		Afgh. <i>xwā</i>
<i>χodo</i> 'himself'	* <i>χvata-</i>		<i>xoyo</i>
<i>χoto</i> 'desired'	* <i>χvarta-</i>	<i>χoto</i>	cf. <i>xut</i> 'eats'
<i>χšuno</i> 'era-year'	* <i>χšuna-</i>	<i>χšuno</i>	
<i>uβi</i> 'both'	* <i>uβaya-</i>	<i>uβe</i>	<i>aveli</i>
<i>vazdo</i> 'abundant'	* <i>vazda-</i>		cf. <i>vazda</i> 'fat'
<i>ūo</i> (= <i>vo?</i>) 'that'	* <i>ava-</i>		<i>wo</i>

⁸ The occurrence of this demonstrative pronoun in the SK inscriptions is doubtful. On this problem cf. in more detail below.

⁹ It appears in the Kara Tepe Bactrian inscriptions.

<i>ziđo</i> 'conducted'	* <i>zita-</i>		cf. <i>wuzā-</i> 'to be tired' < * <i>vi zāya-</i>
<i>žo</i> 'from, out of'	* <i>hačā</i>	<i>ašo</i> (<i>ačo</i>)	<i>žo</i>
<i>zolāđo</i> 'has been finished'	* <i>uz-dāta-</i>	cf. <i>uzo-</i>	cf. <i>zə-</i>

On the basis of the comparison of the vocabulary the language of the Tochi Valley inscriptions can be defined as essentially identical with the language of the Surkh Kotal inscriptions. The fact that the vocabularies of the two groups of inscriptions do not entirely agree with each other is not at all surprising, because on the one hand the vocabulary of the inscriptions is comparatively small and on the other hand their contents are different. More interesting is the phenomenon that in the Tochi Valley inscriptions the words known from Surkh Kotal occur in different phonetic forms, moreover that the phonetic form of some words is not in harmony with the phonetic development of the language of the Surkh Kotal inscriptions. In those cases, where there are differences as compared with Surkh Kotal, at the same time a closer agreement with Yidya-Munji can be observed. Obviously, in the majority of cases we have to do with a later phonetic development, there are, however, also words which can eventually be regarded as loan-words borrowed from the local language. Words showing later phonetic development are *āši* (? *āšdi*), *do*, *ho*, *lru* (? *lro*), *mo*, *no*, *vo*, *žo*, *zolāđo* ~ earlier Bactrian (Surkh Kotal etc.) *ā0šo*, *lrū*, *uzo-*. Elements of local origin can eventually be *βi/βo*, *kařo*, *malβo*, *rundayo*. Thus on the basis of the vocabulary we can get the impression that the language of the Tochi Valley inscriptions is closely connected with the Bactrian written language used in Surkh Kotal, however — unlike the Hephthalite fragments — it reflects the development of the living language more exactly, and it is possible that local, dialectal characteristics also assert themselves in it.

The characteristic historical position of the language of the Tochi Valley inscriptions is most clearly shown by the examination of its phonetic development. The phonemic stock of the language seems to be as follows:

vowels

/i/ /u/
 /e/ [ə] /o/
 /a/

consonants

/p/, /t/, /k/; /β/, /ð/, /ɣ/;
 /m/, /n/; /r/, /l/
 /č/, /j/

[t], /č/, /š/
 /s/, /z/, /ž/
 /f/, /v/, /χ/, /h/

In connection with the vowels first of all the problem arises in what measure we can still find long vowels as phonemes in the language of the inscriptions of Tochi Valley. In Modern Iranian languages the tendency of development is rather general according to which in the vowel system the contrast short – long is replaced by qualitative differences (e.g. *a* : *ā* > *ä* : *a*). This development can be observed also in Yidya-Munji.¹⁰ It is a question, however, which phase of this development is represented by the Tochi Valley inscriptions. The marking of long vowels occurs only in *nūyo*, *harūyo*, *ōrmazdo* and *lrūo* (?). It is questionable, however, whether *Ω* and *OY* still marked long sounds in this case or we have merely to do with traditional orthography. If the interpretation of the words *kužo* and *lru* (? *bro*) is correct, then their evidence points to the fact that in Bactrian both the original and the secondarily developed *ū* have become short. In this case we cannot attribute any special significance to the marking of *u* by *OY*. A similar phenomenon can also be observed in the case of *i*. The *i* in *miro* can be traced back to a secondarily developed long *ī*, which however, judged on the basis of the written form of the word (*MIPO* in contrast to the earlier forms *MEIPO*, *MIIPO*), has become short. The phonemic value of *ē* (*H*) is questionable already in earlier Bactrian, because *e* (*E*) mainly occurred at the end of words, and there, however, *ē* is hardly to be presumed. In certain cases the phonemic correlation of *ē* and *e* can be presumed, viz. besides *keḏo* in Bactrian the form *kēḏo* too (< Old Iranian **kaita-*) could exist. It is a question, however, whether in the 9th century we can still count with a correlative relationship of *e* – *ē*. This problem cannot be decided on the basis of the linguistic material of the inscriptions.

The question of the relationship *o* – *ō* is also rather complicated. Both sounds came into being secondarily, viz. *o* developed as a result of the labialization of *a* after *p* and *v* and before *m*, i.e. as the allophone of *a* (terminal *o* and *o* appearing in compounds present a separate problem, about this see later), while *ō* came into being through the contraction of *-ava-*, *-va-* and *ahu-* (and obviously *-au-*). This means that a phonological correlation between *o* and *ō* could arise only accidentally. The circumstance that in inscriptions SK 4 M and B *χot-*, *χvaš-* and *χōš-* could correspond to Old Iranian **χvart-* and *χvarš-*, points to the fact that in Bactrian the correlative contrast between *o* and the *ō* was weak already in the 2nd century A.D.

The question can also be raised in what extent *o* can be regarded as a phoneme at all. Since this sound appears inside of a word as the allophone

¹⁰ Cf. G. MORGENSTIERNE: Indo-Iranian Frontier Languages. II. 32.

of *a*, the question is definitely justified. If the occurrence of *o* were limited only to the interior of the word, then it would surely be more correct to regard it only as an allophone. However, *o* most frequently occurs at the end of the word, and here – at least in the 2nd century – also *ā* can still be found, so that on the basis of the pair of forms *mā* : *mo* the correlative contrast *a* : *o* can eventually be presumed. This question can hardly be handled in the Tochi Valley inscriptions. It is possible that in Late Bactrian *o* was really no longer an independent phoneme.

The problem of terminal *-o* is closely connected with the question of the phonological character of *o*. As we can conclude on the basis of inscription SK 4 M, the ending of the verbal forms, the nominative singular and the particles, with a few exceptions, was *-o* (exceptions: *mā*, *tā*), the ending of the genitive singular was *-i*, the ending of the nominative plural was *-e*, and that of the genitive plural was *-ano* in Bactrian.¹¹ As regards the phonemic value of these endings there are two contrasting views. According to one of the views only the endings *-i* and *-e* can be regarded as linguistic realities, while *-o* (also in the ending *-ano*) marks only the termination of the word, or fills only the function of the word divider.¹² According to the other view all the endings reflect linguistic realities, while in respect of the circumstance whether the *-o* represents a full or even long vowel, or eventually some reduced sound, the views are divided.¹³

The supporters of both conceptions start out from historical considerations. Before the discovery of the Surkh Kotal inscriptions, J. - P. de Menasce compared the Bactrian terminal *-o*, with the role of the terminal *-w* in Book Pahlavi and explained its use with the influence of Pahlavi. W. B. Henning started out from the phonetic development of Middle Iranian languages, when he asserted the word dividing function of the *-o*.¹⁴ I rejected this conception with reference to Middle and New Iranian linguistic facts, while H. Humbach saw in it the Old Iranian ending *-ō*. F. Altheim, referring especially to Ossetic, regards the *-o* as a linguistic reality. Without doubt the historical parallels rendered by Middle and Modern Iranian languages cannot be disregarded

¹¹ Cf. J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 377, 439 with the earlier literature. I. GERSHEVITCH: *BSOAS* 26 (1963) 194 makes the following surprising statement: «We thus discover that with nouns the Bactrian plural ending was *-e* in the nominative . . ., but *-avo* in the oblique cases». The genitive *-avo* has been known already for decades from the phrase *šaonāno šao*, while the ending *-e* of the nominative plural was recognized first by A. MARICQ: *JA* 246 (1958) 360 ff.

¹² J. - P. DE MENASCE, with R. GHIRSHMAN: *Num. Chr.* VI. Ser. 13 (1953) 124 (communication in a letter on the 17th July 1952); W. B. HENNING: *BSOAS* 23 (1960) 50; I. GERSHEVITCH: *BSOAS* 26 (1963) 196. [Cf. additional note, p. 421.]

¹³ A. MARICQ: *JA* 246 (1958) 400; J. HARMATTA: *MTA I OK XII.* 237; H. HUMBACH: *Die Kaniška-Inschrift von Surkh-Kotal.* 16. (§. 13); F. ALTHEIM: *Geschichte der Hunnen.* V. Berlin 1962. 17 ff.; M. MAYRHOFER: *ZDMG* 112 (1962) 333, 341.

¹⁴ Among the Middle Iranian languages, however, Henning took into consideration first of all and almost exclusively Middle Persian, Parthian and Sogdian.

in the investigation of the phonetic value of the Bactrian script. Since, however, these languages do not represent a uniform development, the historical lesson will be formed according to which languages we take into consideration first. W. B. Henning and his followers refer in the first place to Middle Persian, Parthian and Sogdian historical development. It can hardly be disputed, however, that with the same justification we can rely upon the historical evidence rendered by Saka, Alan and Yidya-Munjī. The problem of the terminal *-o*, however, is not a mere historical, but in the first place an orthographical problem, and just therefore it has to be examined also from this point of view.

Examining the theory of the terminal *-o* as a word dividing sign from the orthographic point of view, we feel that weighty arguments contradict this assumption.

1. As we can judge on the basis of the data available today, the Bactrian script came into being towards the end of the reign of Kaniska I on the basis of the Greek alphabet used in Bactria.¹⁵ On the coins of Kaniska I we still find Greek inscriptions, but the foundation inscription of the Surkh Kotal sanctuary, which was prepared very likely in the 21st year of the Kaniska Era,¹⁶ shows already the application of the Bactrian script. Obviously the Bactrian script could not come into being otherwise than on the basis of the Bactrian Greek script. The parallel use of the two scripts can still be found on the much later Palamedes inscription (originating perhaps from the time of Huviska). This means that the Bactrian script is based on the peculiarities of the contemporary Bactrian Greek script, and it adopted the phonetic values of the Greek letters and the Greek orthography. It is also self-evident that no historical orthography can be presumed in the Bactrian script which came into being at this time but the phonetic values of the Greek letters were adapted to the contemporary stage in the development of the Bactrian language. All assumptions which do not take this into consideration must be held erroneous already in advance. Therefore, the interpretation of the letter group *OY* as *-u-* or that of the letters *EI* as *äi* is unacceptable. The peculiar features of the Greek script are truly reflected by the continuous writing, the application of the letter group *-IT-* in the phonetic value *-ng-*, and the polyphonic use of the vowel signs (*OY* = *u*, but *YA* = *ha* and *AY* = *ah*, eventually *av*; *O* = *u*, *o*, *ho*, *v*). The use of *H* in the phonetic value *e* and the application of the vowel signs with aspiration (*MIYPO* = *Mih(ü)ro*, *MIPO* = *Mih(o)ro*, *MIPO* = *Mih(i)ro*) apparently corresponds to the Bactrian Greek phonemic development. The Bactrian script was not separated from the development of the Greek script even later. From among the characteristic letter forms of the Bactrian cursive writing *A*, *B*, *Γ*, *Δ*, *H*, *K*, *M*, *Σ* and *Y* exactly correspond

¹⁵ Cf. J. HARMATTA: The Bactrian Wall-Inscriptions at Kara Tepe. In the press.

¹⁶ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 461.

to the contemporary Greek maiuscula cursive characters. This close relationship between the orthographic peculiarities and historical development of the Bactrian and Greek scripts renders the assumption unlikely already in advance that the letter *O* could have been used without any phonetic value, merely as a word divider.

2. Since *O* is used in the Bactrian alphabet in several phonetic values, and among other things in monosyllabic words and in the word *DAO* it marks definitely some phoneme, it was by no means suitable for the function of word divider, because it could never have been known definitely when it appeared within a word and when at the end of a word in some phonetic value, and when it was to be interpreted as a word divider without any phonetic value.

3. The use of *-O* as a word divider is also refuted by the fact that the terminal *-O* in the inflection is alternating with *-I* and *-E* (we do not consider the terminal *-ANO*, because this also ends in *-O*). If *-O* were really a word dividing sign, then it ought to have been written in all cases, even after *-I* and *-E*, because otherwise words with such endings could have been read together with the subsequent words as one word.

4. At the same time, however, in the case of words standing alone, as it occurs frequently in seal legends, the use of *-O* is entirely unjustified if we regard it as a word divider. On the other hand, it is quite intelligible if it is an organic part of the phonetic body of the word.

5. The use of *O* would similarly be unjustified in compounds, if it really were a word divider. In this case it ought to be supposed that in Bactrian there were no compounds, and they interpreted each compound word as groups of separate words. This is a completely unlikely assumption already in itself, moreover those compounds, one part of which was no separate element of the vocabulary, as in the case of the words *NOBIXTO*, *NOBAAMO*, *OZO-OASTO*, *ΦPOMANO*, etc., definitely exclude this possibility.

On the basis of the facts and observations discussed above we must definitely reject the theory according to which the terminal *-o* is a mere orthographic phenomenon and does not reflect any linguistic reality. The question can be raised, however, whether *-O* really denotes the vowel *-o*, or it renders some reduced sound. In this connection the problem can also be raised, whether we should not count also with some reduced vowel in the Bactrian phonemic system. A. Maricq, who has examined this question most thoroughly so far, referred to four such phenomena which, in his opinion, point to the fact that *O* frequently marks in Bactrian a reduced vowel.¹⁷

1. The use of *O* in the word *MIPO* instead of *Y = h*. Maricq thought very likely of this development: *mihro* > *miəro* > *mīro*. This example, however, is not unambiguous, because — as it has been pointed out above — *O* in

¹⁷ A. MARICQ: JA 246 (1958) 400.

this word can also have the phonetic value *ho*. The form *MIPO*, occurring parallelly with *MIOPO*, was transcribed in Indian in the form *mihira*, and since in Sanskrit the sound group *-hr-* is possible, there must be a linguistic reality behind the transliteration. We could also think of the possibility that in the forms *mihūro*, *mihoro*, *mihiro*, behind the different vowels between the *h* and *r* there is really a reduced vowel and these different spellings wanted to render the form **mihəro*. This conclusion undoubtedly seems to be obvious.

2. Besides the form *AθPO* the form *AθOPO* also occurs. According to Maricq in this *O* «semble noter le *a* de phl. *ātaš*, en voie d'amuïssement dans la prononciation locale». Maricq's assumption according to which the Bactrian *AθOPO* is simply the adoption of the Pahlavi *ātaš*,¹⁸ does not seem to be acceptable for phonetic reasons. But at any rate it can be presumed that in the Bactrian word *āθšo* through anaptyxis a vowel was brought about between the *θ* and *š*. This, of course, can be *o* just like *ə*, consequently this example has no conclusive power.

3. The third example of Maricq is the form *OOHMO*, which he compares with the Indian form *Uvima* and obviously interprets as *əvima*. Since the form *OOHMO* is earlier than the development of the Bactrian script, the evidence of this name cannot be used for our purposes. Besides, the letter group *uv-* can also denote simply the sound *v*, as this is proved by the Babylonian spelling *umarzanapata* (= *uwarzanapata*), the transliteration of the Old Persian **var-zanapati*.

4. Finally Maricq also refers to the possibility that the development *piðo* < **pati* also points to the circumstance that *O* denotes a reduced vowel. Unfortunately, in the word *piðo* alone the reduced character of *O* cannot be proved. Maricq is, however, right to say that the phonetic change *-i* > *-o* can be explained easiest through the intermediate phase *-ə*. We could express this more exactly and more generally by saying that in Bactrian in unaccented position, especially at the end of the word, the vowels had a reduced [ə] allophone, which then could be realized at the end of the word as *-o* and inside the word as *-o-* or *-i-*. In the material known so far this phenomenon can be observed at the end of the words (and partly at the end of the first part of compounds) in the case of *a*, *i*, *u* and *ā*, *ī*, *ū* and inside the words in the case of *a*. Accordingly, in Bactrian and in Late Bactrian we can presume with a certain probability a reduced vowel [ə], which came into being historically at the end of the words as the allophone of *ā*, *ī*, and *ū* and inside the words as the allophone of *a*, and which in Late Bactrian can be regarded especially as the allophone of *o*. The question why was the *ə* realized at the end of the words in the form of *o* can be answered only by historical phonology.

¹⁸ MARICQ: JA 246 (1958) 400, 422.

The spirant character of the consonant phonemes /β/, /δ/, /γ/ results partly from the contemporary spirant phonetic value of the Greek letters used for their denotation, partly from the Kharoṣṭhī transliteration *vaḡa-* of the word *BAFO*, and partly from the sound change $d > l$. At least after *m* and *n*, these three phonemes, very likely had voiced explosive [b], [d], [g] allophones. It is not impossible that in Late Bactrian *b* and *g* became also phonemes. If we can also count in Late Bactrian with the similar development **hambar-* > **bar-* as in Yidya-Munjī, then we have already to do with the correlative contrast /β/ — /b/ by the initial occurrence. This development, however, did not ensue in the case of *d*, because for historical reasons δ could not occur in initial position. Thus the sound *d* once occurring in the word *do* can be regarded only as the allophone of /δ/.

Originally the affricates were not marked separately in the Bactrian script. Since in the Greek script Σ and Ζ were not the most frequently used possibilities for the rendering of foreign affricates, the use of these two letters for the marking of the original č and ž in the Bactrian script points to the circumstance that the explosive element of the affricates could become weaker, viz. ^hč, ^hž, and thus these sounds from the acoustic point of view became similar to the spirant *s* and *z/ž* and could be marked with their signs. This assumption is supported by the fact that later on the sign ^hΖ was introduced to denote the sound ž in the words *javuga* and *Bhoža*, but it was not used for the denotation of the Bactrian ž developed from Old Iranian ž or č.

The Bactrian script does not distinguish the phonemes /z/ and /ž/, but on the basis of the evidence rendered by Yidya-Munjī these can be presumed at a high probability. It is questionable, whether /h/ can still be regarded as an independent phoneme in Late Bactrian. On the basis of the available linguistic material this question cannot be decided definitely.

As a whole the phonemic system of Late Bactrian is strikingly near to that of Yidya. The system of the vowel phonemes is entirely identical, while in the system of the consonant phonemes there are certain differences. The reason for this is on the one hand that the Late Bactrian linguistic material is scanty and thus the ascertained phonemic system very likely cannot be regarded as complete, and on the other hand the view-points of G. Morgenstierne at the definition of the phonemes were somewhat different. If we leave the phonemes occurring in Yidya only in loan-words and the allophones out of consideration, then essentially we have also in Yidya an identical consonant phonemic system with that of Late Bactrian. At any rate the cerebral sounds are more intensively represented in Yidya. It is possible, however, that such sounds occurred in Bactrian also besides the š. In fact it is striking that from phonological view-point the sound *t* comparts itself differently from *p* and *k*. While apart from new compounds and loan-words *k* and *p* cannot occur inside the words, the *t* originating from the sound group *-rt-* is frequently

found inside the words. This phenomenon is in sharp contrast to the general tendency to be observed in Bactrian according to which between and after vowels the explosives become voiced. The fact that this tendency still asserted itself also in Late Bactrian, is shown by the development $AZO > ZO$. If therefore the t originating from $-rt-$ did not become voiced in Bactrian, then this must have had some special reason. It is most obvious to think that this $-t-$ was cerebral $-ṭ-$, and as a result of its phonetic quality its development was different from that of the phonemes k and p . Thus the words OTO , $XOTO$, $\Pi O P O \Gamma A T O$ and $\Pi O P O O A T O$ must be transliterated correctly very likely in the forms $oṭo$, $xoṭo$, $poroṭaṭo$, $porovaṭo$. It is possible that t became cerebral also beside $ṣ$, so that the writing $\mathcal{M}AṬTO$ has to be interpreted as $maṣṭo$. Accordingly, it is possible that the series of cerebral sounds in Bactrian contained at least three sounds, viz. $ṭ$, $ṣ$ and $ṛ$. Thus the similarity of the phonemic system of Late Bactrian to that of Yidya becomes even more obvious, especially if we consider that a great part of the cerebral sounds of Yidya occurs only in Khovar loan-words. Before the adoption of these we can reckon only with the cerebrals $ṭ$, $ṣ$ and $ṛ$ even in Yidya (r developed very likely from $ṛ$).

Of course, the similarity of the phonemic systems in itself still does not say much. The relationship of the language of the Tochi Valley inscriptions and Yidya-Munji is elucidated much more thoroughly by historical phonology. Therefore, in the following we shall examine the history of Late Bactrian phonemes within the framework rendered by the inscriptions and compare it with the development of Yidya-Munji.

Old Iranian a

1. In general it was preserved in initial position and inside the word, cf. e.g. *harūyo* 'everything' < **harvaka-*, *kaḏo* 'as' < **kaḏā*, *kalḏo* 'when' < **kaḏatu*, *kaṛo* 'agricultural district' < **karṣū-* or *mali* 'here' < **imaḏa*, *ōrmazdo* 'month name' < **ahura-mazdāh-*.

2. After p and $ṣva$ a developed the allophone [o], viz. *poronido* 'executed' < **pari-nita-*, *poroulo* 'washes away' < **pari-udati*, etc. It is possible that after p we have to read o also in other cases (*paro*, *parḏo*). The development $ṣva-$ > $ṣo-$ is shown by the examples *ṣoḏo* 'himself' < **ṣvata-* and *ṣoto* 'desired' < **ṣvarta-*. In itself the labializing effect of m and v could also be presumed, just as this asserted itself also in Yidya, cf. e.g. Yidya *molo* 'here', *woro* 'trousers'. If however we accept the principle that a and o are to be distinguished by the joining to the right, then the words *malṣo* and *vazdo* can by no means be read as *molṣo*, *vozdo*. On the other hand, in the case of *mali* the reading *moli* is definitely possible, and eventually even preference can be given to the latter reading. Thus a completely uniform development cannot be found in either of the cases. It can be remarked that the continuation of the sound group $va-$ is not uniform even in Yidya, because besides the form *woro* we find the form *wazdu*.

3. In the sound group *ahu-* the *a* and the subsequent *u* were contracted into *ō*, e.g. *ōrmazdo* 'name of month' < **ahura-mazdāh-*.

4. In the sound group *-(u)va-*, *-ava-* in the course of the contraction *a* developed into *ū*, cf. *lro* (or *lru*) 'canal' < **drava-*, *nūyo* 'new' < **navaka-*, *rundayo* 'king' < **mravantaka-* (if it is genuine Bactrian). In the course of the phonetic change *a* very likely developed first the allophone [o] under the influence of *v*. This intermediary stage is still shown by *Yidya nowoyo* 'new'. Then by the reduction and disappearance of the second *o* the *v* could be vocalized (this phase is represented by the *Yidya* form *noū*). The diphthong *ou* developed this way was finally contracted into *ū*, viz. **navaka-* > **nowoyo* > **novəyo* > **novyo* > **nouyo* > **nūyo*.

5. Initial *a-* disappeared, especially in particles in unstressed position, cf. *ho* 'lord' < **ahu-*, *do* 'into, to, till' < **antar*, *no* 'on, to' < **ana*, *sli* (durative particle) < **asti*, *ūo* (*vo*) 'that' < **ava-*, *βi*, *βo* 'perfective particle' < **apa*. The same phenomenon can be observed also in *Yidya* (cf. *Yidya do*, *no*, *vo*, *sto*).

6. The *a* of the initial syllable disappeared also in the words *žo* 'from, out of' < **hačā* and *malβo* 'water-reservoir' < **hamadrā*. We must obviously value these cases differently. According to the testimony of Bactrian (SK) *ΔΣΟ*, the form **hačā* was transformed first into *ačo* and the development of this form went on later parallelly with that of the other particles. In the words compounded with *ham-*, however, *a* developed a labialized allophone (before *m* cf. *ačaskomo* < **hačāskamba-*), which was reduced and finally disappeared later: **hamadrā* > **homalβā* > **əmalβā* > *malβo*. We can find the parallels of both developments in *Yidya*, while neither of them can be demonstrated in earlier Bactrian.

7. Unstressed *a* disappeared in the penultimate syllable, cf. *poroulo* 'washes away' < **pari-udati*, *kaldo* 'when' < **kadatu*, *nūyo* 'new' < **navaka-* (see above). This phenomenon is much more wide-spread in Bactrian than it could be concluded on the basis of the data of the Tochi Valley inscriptions, and it can equally be found in earlier Bactrian and in *Yidya-Munjī*, cf. e.g. *Yidya orunyo* 'light' < **ārauxšnakā-*, *worɣo* 'quail' < **wartakā-*.

8. The continuation of terminal *-a*, *-ah* is in general *-o*, e.g. *miro* 'month name' < **miθrah*, *no* 'on, to' < **ana*, etc., in two cases it is *-i*, *mašti* 'facade' < **mṛštah* and *mali* 'here' < **imaḍa*. Since the continuation of the other terminal vowels is in general also *-o*, it is expedient to discuss the development of Old Iranian word endings in Bactrian after the examination of the history of vowels in one context.

Old Iranian *ā*

1. In initial position and inside the word it remains unchanged, e.g. *āši* 'month name' < **āθrš*, *fromāno* 'order' < **framānā-*, *čādo* 'well' < **čāt-*, *zolādo* 'has been prepared' < **uzdāta-*. In this point Late Bactrian differs

from Yidya-Munjī considerably, inasmuch as the continuation of Old Iranian *ā* is Yidya-Munjī *i/ū*. It is possible, however, that in Yidya-Munjī this development took place only after the 9th century, so that in the period of the Tochi Valley inscriptions there was still no difference between the two Bactrian dialects in this respect.

2. In final position the continuation of Old Iranian *-ā* is *-o*. In one case, however, in the word *tā*, it remains unchanged. Even if the discernment of final *-a* and *-o* is uncertain in the Tochi Valley inscriptions, the survival of terminal *-ā* is rendered doubtless by the Surkh Kotal data in certain, monosyllabic words (*tā*, *mā*). It is likely that in these words we have to count with the emphaticum¹⁹ of *ā* and this is the explanation of its survival in contrast to the other occurrences of final *-ā*.

Old Iranian *i*

1. Initial unstressed *i-* has disappeared, f. *mo* 'this' < **ima-* and *malī* (or *moli*) 'here' < **imaḍa*. The Yidya words *molo*, *mo* show the same development. In earlier Bactrian the disappearance of *i-* can only be proved in the Old Iranian word **imaḍa* > Bactrian *malo*, while in other particles (*iḍo*, *ilo*) the *i-* was still preserved, and therefore the identification of the word *mo* occurring in inscription SK 4 with the Old Iranian demonstrative pronoun **ima-* 'this' is doubtful.

2. Inside the word *-i-* has been preserved, cf. *čido* 'which' < **čitu*, *mināno* 'was destroyed' < **mināna-*, *zido* 'conducted' < **zita-* etc.

3. In terminal position the continuation of *-i* is twofold, viz. a) it was preserved in the durative particle *sti* < **asti*, b) it developed into *-o* in the word *poroulo* 'washes away' < **pari-uḍati*. Even though it presents a separate problem, the continuation of *-i* at the end of the first part of compounds has close relation to the general development of word ending, therefore we shall discuss it in that context.

Old Iranian *u*

1. Old Iranian initial *u-* has been preserved in the word *uḍi* 'both' < **uḍaya-*.

2. Unstressed Old Iranian initial *u-* disappeared in the word *zolādo* 'has been prepared' < **uzdāta-*.

3. Old Iranian *-u-* was preserved in the first syllable in the words *χšuno* 'era year' < **χšuna-* and *tumāno* 'strengthened' < **tumāna-*.

4. Final *-u*, similar to terminal *-a* and *-i*, became *-o*, cf. *ho* 'lord' < **ahu-*, *kaldo* 'when' < **kadatu*, *čido* 'which' < **čitu*, etc.

In Yidya-Munjī Old Iranian initial *u-* was preserved in stressed position, cf. *usxūbun* 'sleepless' < **uzxvafna-*, while in unstressed position it disappeared,

¹⁹ GY. LAZICZIUS: Selected Writings. Ed. TH. A. SEBEEK. The Hague—Paris 1966. 59 ff. I am using the term emphaticum in the sense as defined by LAZICZIUS.

cf. *zə-* < **uz-*, in the first syllable it was preserved, f. *luʒo* 'daughter' < **duʒtar-*. The preserved *u*, however, as a result of the stress alternation, developed the allophone [ə], from which in certain cases *a* and *i* developed. But this development is very likely later than the 9th century, even if its antecedents can be traced back to early times.

Old Iranian *ū*

We have examples only for final *-ū*, cf. *kaʒo* 'agricultural district' < **kar-šū-* and *ku-žo* (? *ko-žo*) 'whereever' < **kū-ča*. As we can judge on the basis of these examples, final *-ū* became short and coincided with terminal *-o*. In Yidya *-ū* was preserved in the word *kū* 'where'.

As it is shown by the above discussion, in Late Bactrian final *a*, *i*, *u*, *ā* and *ū*, apart from certain exceptions, were preserved in the form of *-o*. We referred also to the possibility that instead of *o* we can eventually count with some reduced sound. The fact that this sound was written with *O*, at any rate points to the circumstance that its timbre stood nearest to *o*. Thus from the historical point of view we must presume by all means some kind of an *o*-like sound at the end of the words.

It is a well-known fact that under the influence of subsequent sounds the word ending underwent various changes already in the Indo-Iranian period. The results of these changes are still clearly reflected in Old Indian. In Old Iranian and Prakrit, however, the equalization of the different variations of the word ending sets already in. Thus the word endings *-ah* and *-āh* appear in Old Persian in the continuations *-a* and *-ā*, in Avestan *-ō* and *-ā* (? = *-o* and *-ō*), while the word endings *-as* and *-ās* appear in Prakrit partly as *-a/o* and *-a* and partly in the continuations *-e* and *-ē*. Since Prakrit phonetic development in the 3rd century B. C. looked back already to a longer past, the phenomena to be observed in it can be compared not so much with the development of the Middle Iranian languages but rather with that of the Old Iranian ones. Therefore, if in the 3rd century B. C. the word endings *-as* and *-ās* have already two different continuations in Prakrit, viz. *-a/o* and *-a*, as well as *-e* and *-ē* side by side, then it is obvious to think that the same duality existed also in the case of the Old Iranian (more correctly Proto-Iranian) word endings *-ah* and *-āh*. This means that the Sogdian and Saka developments *-i* and *-e* of the Old Iranian word endings *-ah* and *-āh* could come into being already in the 5th to 3rd centuries B. C.

In Bactrian we find already a very simplified and uniform system of Old Iranian inflection in the 2nd century A. D. All differences of the inflection of the various nominal roots have completely disappeared. Obviously, the beginnings of this process have also to be traced back still to the Old Iranian period. Now the question is, to which group of the Iranian languages the

Bactrian language belonged in respect of the development of word endings. Some time back P. Tedesco thought that the developments *-o* and *-ō* of the Old Iranian word word endings *-ah* and *-āh* in the West and their developments *-i* and *-e* in the East draw a clear demarcation line between Western and Eastern Iranian languages.¹⁸ However, the situation is not as simple as it seems because, as it is shown by Gāndhārī Prakrit, both continuations can occur within one language, and even this distribution of the developments of the two word endings is not necessary, but the development *-a* of *-ās* can also go together with the development *-i* of *-as*, and the reverse can also occur.

Since in Bactrian final *-o* in nominative singular has become general ending of all nominal roots, we must presume that the continuation of the Old Iranian (or Proto-Iranian) *-ah* was *-o* in this language. This development meant that all other nominal stems passed over to the category of the *-a* stems. The reason for this was that the *-a* stems were in an overwhelming majority in Old Iranian as compared with the other nominal stems. In the quite significant Avestan vocabulary (more than 5000 nominal stems!) the percentage of the *-a* stems is 52.6 %, while that of the whole of the other nominal stems is altogether 47.4 %. It is obvious, therefore, that the development of the nominative singular ending *-ah* of the *-a* stems has actually decided the development of word endings in Bactrian. If the development *-ah* > *-i* would have taken place in Bactrian, then obviously the ending *-i* would have become general under identical conditions of development in the case of all nominal stems.

On the basis of the above-said the development of the word endings in Bactrian can be reconstructed as follows:

Old Iranian						
N. sg.	<i>bagah</i>	<i>framānā</i>	<i>gariš</i>	<i>karšūš</i>	<i>čāt</i>	<i>manah</i>
A.	<i>bagam</i>	<i>framānām</i>	<i>garim</i>	<i>karšūm</i>	<i>čātam</i>	<i>manah</i>
G.	<i>bagahya</i>	<i>framānāyāh</i>	<i>garaiš</i>	<i>karšvāh</i>	<i>čātah</i>	<i>manahah</i>
N. pl.	<i>bagāh</i>	<i>framānāh</i>	<i>garayah</i>	<i>karšvah</i>	<i>čātah</i>	<i>manāh</i>
G.	<i>bagānām</i>	<i>framānānām</i>	<i>garinām</i>	<i>karšūnām</i>	<i>čātām</i>	<i>manahām</i>
Bactrian						
N. sg.	<i>βayo</i>	<i>framāna</i>	<i>γari</i>	<i>karšu</i>	<i>čāδ</i>	<i>mano</i>
A.	<i>βayo</i>	<i>framāno</i>	<i>γari</i>	<i>karšu</i>	<i>čāδo</i>	<i>mano</i>
G.	<i>βayi</i>	<i>framāni</i>	<i>γari</i>	<i>karše</i>	<i>čāδo</i>	<i>manao</i>
N. pl.	<i>βaye</i>	<i>framāne</i>	<i>γare</i>	<i>karšo</i>	<i>čāδo</i>	<i>mane</i>
G.	<i>βayāno</i>	<i>framānāno</i>	<i>γarino</i>	<i>karšūno</i>	<i>cāδo</i>	<i>manao</i>

Examining the Bactrian development, we can state at the first glance that in fact only the inflection of the *-a* and *-ā* stems remains capable of functions.

It is evident, therefore, that the inflection of the other nominal stems had to adjust themselves to that of these two stems being in overwhelming majority. We cannot yet follow this development in its details, but it seems to be likely that besides the analogical influence exercised by the *-a* stems, the general shortening and reduction of the terminal vowels also played a role. The reduced vowel *ə* coming into being as a result of the reduction of *ā*, *i* and *ū* could easily come under the analogical influence of *-o*.

The formation of the ending of the first part in compounds could also be connected with this development to a certain degree. As it is shown by the words *andēzo* < **ham-daiza-*, *malβo* < **ham-advā*, the compounds to be traced back to the Old Iranian period were not influenced by this development. However, the ending of the first part in more recent compounds terminated already in *-o* in accordance with the development. The same thing must also be presumed in those compounds, which could clearly be analysed by the linguistic instinct and their parts also occurred independently in the vocabulary. Certain cases, however, cannot be explained by this development. Thus the change *ni-* > *no-* in the word *noβiγto* is probably not connected with the general development of the word ending. The *-i-* in this word could be reduced and then the *ə* formed this way could appear from time to time in the form of labial or illabial vowel.

As we have seen, besides *-o* in certain cases, sometimes serially *-i* also appears in nominative singular in Bactrian. In Surkh Kotal this phenomenon appears in inscription SK 4 B with a certain regularity, while in the Tochi Valley inscriptions it occurs rather sporadically. Considering the evidence of the parallel phenomena occurring in Gāndhārī Prākṛit, we must presume — as we have pointed this out above — that there were some Bactrian dialects in which not the development *-ah* > *-o* but the development *-ah* > *-i* took place. These dialects could obviously exercise only little influence on the written language, but from time to time certain words still penetrated from the living local language into the texts of certain inscriptions.

One of the interesting features of the Bactrian word endings is that the development of the terminal *-ah* — whether the continuation is *-o* or *-i* — is shared also by final *-a* and *-ā*. Otherwise in other Iranian languages, as for example in Avestan, Sogdian and Saka the development of the two word endings differs from the continuation of final *-ah* and *-āh* (the Old Iranian word endings *-a*, *-ā*, *-ah*, *-āh* developed into *-a*, *-ā*, *-o*, *-ō* in Avestan and *-a*, *-ā*, *-i*, *-e* in Sogdian and Saka). In itself we could think of the possibility that on the one hand final *-a* and *-ah* and on the other hand final *-ā* and *-āh* coincided in Bactrian, as this can be presumed with a certain likelihood in Old Persian.²⁰ However, the fact contradicts this assumption that *-ā* did not coincide with

²⁰ P. TEDESCO: ZII 4 (1926) 129.

the continuation of the $-\bar{a}h$ but with that of the $-ah$. The same fact indicates that in the coincidence of $-a$, $-ah$, $-\bar{a}$ a process of shortening and eventually even reduction played its role. The fact that the continuation of $-a$, and $-\bar{a}$ in Bactrian was originally different from the development of $-ah$ and $-\bar{a}h$, is clearly shown by the phenomenon that the emphaticum of final $-\bar{a}$ occurring in the words $t\bar{a}$, $m\bar{a}$, etc. is continued as $-\bar{a}$. We must, therefore, presume that the development of Bactrian word endings had at least two phases, viz. in the first phase besides the changes of the word endings $-ah > -o$ and $-\bar{a}h > -e$ final $-a$ and $-\bar{a}$ were still preserved, while in the second phase $-a$ and $-\bar{a}$ were very likely reduced to \bar{a} , and then the latter coincided with final $-o$.

At the time P. Tedesco attempted to determine the position of Avestan among the Iranian languages on the basis of the continuations of final $-ah$ and $-\bar{a}h$. «Nachdem durch diese Übereinstimmung von Sogdisch, Sakisch und Afyānisch der Wandel von iran. auslautendem $*-ah$ und $*-\bar{a}h$ zu $-i$ und $-\bar{e}$ für das ganze Ostiranische gesichert erscheint, ist das Awestische mit $-\bar{o}$ und $-\bar{ā}$ (d.i. $-o$ und $-\bar{o}$) von diesem Gebiet offenbar ausgeschlossen — oder wenn man schon, ohne jeden sonstigen Anhalt, rein nur dem Awestischen zuliebe auch im Ostiran. einen früheren, später verschwundenen $*-ah > -o$

Dialekt annähme, so bleibt es doch jedenfalls von den wirklich gegebenen Ostdialekten völlig getrennt» — he wrote in 1920.²¹ The significance of Bactrian in this question is obvious. The Bactrian development $-ah > -o$ creates an entirely new situation from the view-point of the judgement of the position of Avestan — as this was pointed out by me already in 1960.²² It renders doubtless that the development $-i$ and $-e$ of final $-ah$ and $-\bar{a}h$ was not an exclusive phenomenon in the Eastern Iranian linguistic area, but besides it in certain Eastern Iranian languages the development $-ah > -o$ also occurred. Further the discovery of Bactrian linguistic monuments has proved the existence of a language in East Iran, which discontinues the isolated position of Avestan towards the Eastern Iranian languages. By the development final $-ah > -o$ Bactrian is closely linked to Avestan. At the same time, however, the development final $-\bar{a}h > -e$ links it to the other Eastern Iranian languages. Thus it establishes a transition between Avestan and the East Iranian languages from the view-point of word endings. Since besides this a series of other linguistic agreements can still be pointed out between Avestan and Bactrian, it seems to be likely that Avestan could be one of the dialects spoken in Ancient Bactria.²³

The development of the word endings in Yidya-Munjī is similar to Bactrian in several respects. The continuation of final $-\bar{a}h$ is $-\bar{e}/-\bar{i}$ in nominative

²¹ TEDESCO: *loc. cit.*

²² J. HARMATTA: MTA I OK XXII. 255 foll.

²³ Cf. for the time being my remarks MTA I OK XXII. 255 foll. The question will be discussed by me in more detail at another place.

plural. In nominative singular we find a great variety of endings, viz. *-o*, *-a*, *-e*, *-u*, *-i* and consonants. This development of the word endings in Yidya-Munjī was explained by G. Morgenstierne by the assumption that Old Iranian *-ā* became *-o*, *-ū* became *-u*, *-a* and *-e* are suffixes, and otherwise with the exception of bisyllabic words, the Old Iranian final vowels, have disappeared. This explanation however, has also several difficulties.

1. First of all the phonological character of Yidya-Munjī word ending is problematical. We find such cases in the linguistic material of Morgenstierne: *anaxno* (Yzh), *anaxnə* (sh), *anaxən* (g) 'nail', *iščin* (Yzh), *iščinə* (r) 'female breast', *da*, *də*, *do* 'into, in, at', *fagykē* (Yzh), *fagykiko* (g), *fagika* (B) 'song', *feryāmə* (Yzh), *firyamo* (B) 'he-goat', *γunia* (Yzh), *γūnio* (r) 'hair', *kurmo* (Y), *kurm* (Mn) 'insect', *la*, *lo* 'with', *ma*, *mo* 'this', etc. These examples render it very doubtful, whether the picture of the Yidya-Munjī word endings drawn up by Morgenstierne is correct from the phonological point of view. We must consider that Morgenstierne's linguistic material originates from isolated individuals, but he did not have the opportunity to study the usage of whole communities. However, without this it is difficult to decide, what is individual and what is collective characteristic of pronunciation, i.e. of phonological validity. On the basis of the above mentioned and other examples it seems to be likely that the Yidya-Munjī terminal vowels are short, reduced, their phonetic realization can be very different, and it is questionable, whether for example the phonetic realization *-a* — *-o* can be regarded as relevant from the phonological point of view.

2. Since Morgenstierne traces back final *-o* exclusively to Old Iranian *-ā*, he is obliged to presume Old Iranian final *-ā* also in the case of a series of such words, where this otherwise cannot be verified.

3. Since the Old Iranian *-ā* stems were feminine, Morgenstierne regards the ending *-o* as a feminine sign. This, however, cannot be proved, because with the examples mentioned by him other words can be compared in which the ending *-o* does not have a feminine function, or even this ending is combined with natural masculine gender, cf. *čānoγo* 'male kid', *firyamo* 'he-goat', etc.

4. The theory of Morgenstierne cannot explain why we find uniformly the continuation *-o* of Old Iranian final *-i*, *-a*, *-ā*, *-ah* at the ending of the particles.

5. The development of several word endings contradicts the theory, as this was pointed out also by Morgenstierne himself, cf. e.g. *pado* 'road' < **pantāh*, *warfo* 'snow' < **varfah* or **varfāh*, *lad* 'tooth' < **dantā*, *čam* 'eye' < **čašmā*, etc. From the theory of Morgenstierne it can be concluded that fundamentally in all words ending in *-o* in Yidya-Munjī, we must suppose the word ending *-ā* in Old Iranian. Surely it has not to be proved that this is impossible.

If we want to clarify the historical development of Yidya-Munji final vocalism, then we must start out from the last two points. The fact that Old Iranian *ana*, *antar*, *avaθra*, *avaða*, *imaða*, *upa*, *hačā*, *haða*, *pati*, *tarah* are continued in Yidya-Munji in the forms *no*, *do*, *wuro*, *olo*, *molo*, *vo*, *žo*, *lo*, *po*, *tro*, and that in general we most frequently find the ending *-o* in words belonging to the category of the indeclinabilia shows on the one hand that Old Iranian final *-a*, *-ah*, *-ā*, *-i* coincided originally with *-o* in Yidya-Munji, or that the development in general was the same as we could observe in Bactrian. On the other hand the ending *-o* of the words belonging to this category also shows clearly that this ending originally could not be the sign of feminine gender. If such phenomena can be presumed in Yidya-Munji at all — on the basis of the material available at present this does not seem to be demonstrable —, then this must be regarded as a secondary development and can be explained by the influence of the meaning of the basic word.

The phenomena discussed in point 5 clearly show that the different nominal endings were really amalgamated in the course of the historical development of Yidya-Munji (*šū* 'horn' does not prove the preservation of the *-ū* stems, because it could also come into being through the form **šūγ*). However, this amalgamation did not take place so that the different nominal stems passed over into the category of the *-ā* stems, but similar to Bactrian they came under the analogical influence of the *-a* stems being in overwhelming majority and developing the ending *-ah* into *-o*.

Thus from the view-point of the development of the final vowels and word endings *-ah* and *-āh* Yidya-Munji is in close relationship with Bactrian and therefore it renders an even broader Eastern Iranian linguistic background to Avestan. Later the disappearance of the final vowels started in Yidya-Munji. In this very likely some kind of rhythmic rule asserted itself. This process was facilitated by the shortness and reduction of the final vowels. The concluding phase of the process of disappearance of the final vowels is well demonstrated by Sangleči in which, with the exception of monosyllabic words, all final vowels have already disappeared.

Old Iranian *r*

It occurs in three words, viz, *kirδo* 'prepared' < **kr̥ta-*, *mašti* 'facade' < **mr̥šta-* and *par[δo]* 'had to be' < **pr̥ta-* (*p[ar]δo* is not taken into consideration because of the restoration). As we can judge on the basis of these examples, the continuation of Old Iranian *r* between two consonants was *-ir-*, which became *-ar-* after labial sounds. A similar continuation of it is also found in Yidya-Munji. There, however, *i* was further labialized into *u* after labial sounds.

In initial position we find a different development of Old Iranian *r* in Surkh Kotal, where *ofo* (or *ufo*) 'further, then' goes back to an Old Iranian

form **rta-*. The initial *r* has an exactly identical development in Yidya-Munjī, viz. *urzuy* 'straight' < **rzuka-*. Thus the development of Old Iranian *r* in Bactrian and Yidya-Munjī agrees even in its details.

Old Iranian *ai*

According to the testimony of the word *ē* 'one' < **aiva* Old Iranian *ai* was contracted into *ē*. The continuation of the Old Iranian *ai* is in initial position *i* and inside the word *ē* in Surkh Kotal, and it is in initial position *i* and inside the word *i* or *ē* in Yidya-Munjī.

contraction

Old Iranian *-ava-* was contracted into *ū*, cf. *lrūo* (beside it *lru* or *lro*) 'canal' < **drava-*, *nūyo* 'new' < **navaka-*, *rundayo* 'king' < **mravantaka-*. Old Iranian *-aya-* also has the continuation *i* in the word *uβi* 'both' < **uβaya-*. In Yidya the development of *-ava-* is *-owo-*, *-ou-*, cf. *nowoyo*, *noū* 'new' < **navaka-*, while the continuation of *-aya-* is *-i-*, thus it agrees with Late Bactrian, cf. *avzino* 'first watering of the fields' < **upa-zayanā-*.

Old Iranian *k-*

It has been preserved unchanged. There are numerous examples: *kado* 'as' < **kabā*, *kaldo* 'when' < **kadatu*, *kařo* 'agricultural district' < **karšū-*, etc.

Old Iranian *t-*

It has been preserved unchanged, cf. *tā* 'so, thereafter' < **tā*, *tađo* 'then' < **tal*, *tumāno* 'strengthened' < **tumāna-*.

Old Iranian *p-*

Similarly, it has been preserved unchanged. cf. *paro* 'earlier' < **parah*, *poro-* 'around' < **pari-*, *par[đo]* 'had to be' < **pṛta-*.

Old Iranian *č*

It occurs in the words *čido* 'which' < **čitu* and *čāđo* 'well' < **čāt*, its phonetic value is very likely *č*, or eventually *š*.

Old Iranian *-k-*

It is continued as a voiced spirant, cf. *harūyo* 'all' < **harvaka-*, *nūyo* 'new' < **navaka-*. Similar is the continuation of initial *k-* in old compounds, cf. *poroya* 'to be surrounded with dam' < **pari-karta-*.

Old Iranian *-t-*

Similarly it has been preserved as a voiced spirant, cf. *poronido* 'executed' < **pari-nita-*, *χodo* 'himself' < **χvata-*, *zido* 'conducted' < **zita-*, etc.

The development of *-t-* seems to be independent in the verbal suffixes, if the explanation of the word *poroulo* 'washes away' is correct. If this can really be traced back to the form **pari-udati*, then the *-t-* of it became voiced previous to the changes $\delta > l$ and *-t- > -δ-*, and when the *a* dropped out, it came into contact with the δ , then it became assimilated and thus underwent the development *-δ- > -l-*. [Cf. additional note, pp. 421–423.]

Old Iranian *-p-*

We have only one example, viz. *βi*, *βo* (perfective particle) $< *apa$. Initial *p-* had a similar development in old compounds, cf. *niβixto* 'written' $< *ni-pixsta$.

The development of Yidya-Munjī only differs from this inasmuch as the final development of *-t-* is *-y-* or \emptyset , and *-p-* is continued in the form of *-v-* in it. However, the Yidya-Munjī *-t-* and *-p-* probably developed into *-y-* and *-v-* through the intermediate phase *-δ-* and *-β-*, so that in the Late Bactrian period there was hardly any difference in this respect between Yidya-Munjī and the language of the Tochi Valley inscriptions.

Old Iranian *-č-*

We find the voiced spirant *-ž-* (*-z-* ?) as its continuation in the word *žo* 'from' $< *hačā$. Initial *č-* in old compounds has also been preserved as *-ž-*, cf. *kužo* 'whereever' $< *kū-čā$. The development of *-č-* is the same in Yidya-Munjī.

Old Iranian *d-*

It developed very likely through voiced spirant δ into *l*, cf. *lrūo*, *lru* 'canal' $< *drava-$.

Old Iranian *-δ-*

Similarly it continued in the form of *-l-*, cf. *kaldo* 'when' $< *kadatu$, *mali* 'here' $< *imada$. An example for initial *d-* in old compounds is offered by the word *zolādo* 'has been prepared' $< *uz-dāta$. By a different development *-δ-* also became *-l-* in the already discussed word *poroulo* $< *pari-udati$. The development **udati > *uddi* in this word must be older than the rise of the compound *kada-tu*. The development of *d-* and $\delta-$ is similar also in Yidya-Munjī.

Old Iranian *-β-*

In the word *uβi* 'both' $< *uβaya-$ it is continued as *-β-*. The continuation of Old Iranian initial *b-* in old compounds is the same, cf. *niβa* 'χ[to] 'distributed' $< *ni-baxsta$. In Yidya-Munjī a further development $\beta > v$ took place.

Old Iranian -r-

It has been preserved in the words *paro* 'earlier' < **parah* and *poro*- 'around' < **pari*-.

Old Iranian -θ-

We have one example for it, viz. *kado* 'as' < **kaθā*. According to this it coincided with the development of -t-. Yidṡa-Munṡi shows a different picture, inasmuch as the -θ- did not coincide with the development of the -t- in it, but it continues in the form -š- (= θ'). It is worth while to point out in this context that Old Iranian -θ- was still preserved in earlier Bactrian (SK 4 M *iθo* 'so' = Avestan *iθā*). This is a very noteworthy agreement with Yidṡa-Munṡi. We can eventually also think of the possibility that *kado* is not the continuation of Old Iranian **kaθā* but of Old Iranian **kā* 'that, as' with the particle *tu*, i.e. it goes back to the form **kā-tu*. In this case it can be presumed that the Old Iranian -θ- was preserved even in Late Bactrian.

Old Iranian z-, -z-

It has been preserved unchanged, cf. *zido* 'conducted' < **zita*-, *zo*- verbal prefix < **uz*-.

Old Iranian n-, -n-

It has been preserved unchanged, cf. *ni*- verbal prefix < **ni*-, in compounds *poronido* 'executed' < **pari-nita*-; *fromāno* 'order' < **framānā*-, *χšuno* 'era-year' < **χšuna*-, etc.

Old Iranian m-, -m-

It has also been preserved unchanged, cf. *miro* (month name) < **miθra*-, etc., *tumāno* 'strengthened' < **tumāna*-.

Old Iranian h-

1. It has been preserved in the word *harūyo* 'all' < **harvaka*-.
2. It has disappeared in the words *žo* 'from' < **hačā* and *malβo* 'tank' < **ham-aδvā*.

Old Iranian -h-

1. It has been preserved in the words *māho* 'month' < **māhah* and *ho* 'lord' < **ahu*-.
2. It has disappeared in the month name *ōrmazdo* < **ahura-mazdāh*-. In Yidṡa-Munṡi *h* has not at all been preserved as a phoneme.

Old Iranian v-

According to the testimony of the word *vazdo* 'abundant' < **vazda*-, it has been preserved in initial position.

Old Iranian -v-

1. It has been preserved between two vowels if the first vowel disappeared, cf. *ūo* (= *vo*) 'that' < **ava-*.

2. Between two vowels, if the second vowel disappeared, -v- became vocalized and was amalgamated with the preceding vowel, cf. *lrūo*, *lru* 'canal' < **drava-*, *nūyo* 'new' < **navaka-*, *rundayo* 'king' < **mravantaka-*. The word *šao* is a loan-word in Bactrian, therefore it can be disregarded from the view-point of the development of Old Iranian -v- in Bactrian. In the word *ē* 'one' < **aiva-* the -v- has also disappeared, however the absence of the terminal -o is striking. We must, therefore, presume that instead of *ēvo*, *ēʔo*, *iʔo*, in this case a form **ēvi* developed from the form **aivah*, i.e. that similarly to other words ending in -i this word originated from another dialect of Bactrian. Dropping out *v*, the form **ēvi*, developed into *ēi*, which finally was contracted into *ē*.

Old Iranian -y-

Between two vowels it disappeared as a result of contraction in the word *uβi* 'both' < **uβaya-*.

Old Iranian dr-

We find *lr-* as its continuation in the word *lrūo*, *lru* 'canal' < **drava-*. The development of this sound group in Yidya-Munjī is *lēr-*, G. Morgenstierne thought that the svarabhakti vowel in this must be older than the development *d* > *l* and that we can hardly presume a development *dr-* > *lr-*. Bactrian now decides this problem and renders doubtless that the development *dr-* > *lr-* took place also in Yidya-Munjī, and the svarabhakti vowel is a later phenomenon.

Old Iranian -δv-

In the word *malβo* 'tank' < **ham-advā* it continues in the form -*lβ-*. In Yidya-Munjī the development of -δv- is *lv-* (cf. *yalv* 'dog' < **gaδva-*), in harmony with the development *β* > *v*.

Old Iranian χš-

As we can conclude on the basis of the word *χšuno* 'era year' < **χšuna-* — which must be of Bactrian origin²⁴ — the Old Iranian χš- has been preserved in Bactrian. Since this sound group has also been preserved in Yidya-Munjī, all words in which we find the development š- of this sound group, must be regarded as loan-words.

Old Iranian -χšt-

According to the testimony of the word *niβiχto* 'written' < **ni-piχšta-* (the restored *niβa*¹χ¹[*to*] is disregarded here) the continuation of this sound

²⁴ Cf. my expositions regarding this, The Bactrian Wall-Inscription at Kara Tepe. In the press. [Cf. additional note, p. 423.]

group is $-\chi t-$ in Bactrian. The same development is also shown by Yidya-Munji *nūwuxt-*, *newūxt-*. The agreement of the special development of this sound group in Bactrian and in Yidya-Munji must be regarded as a noteworthy fact from the view-point of the close affinity of these languages.

Old Iranian *fr-*

It has been preserved unchanged in the word *fromāno* 'order' < **fra-mānā-*, but from Surkh Kotal its continuation *for-* (? = *fər*) with svarabhakti vowel is also known in the adverb *fordamčo* 'first' < **fratamača*. In Yidya-Munji the continuation of Old Iranian *fr-* is also *fr-* or *fər-*.

Old Iranian $\chi v-$

In this sound group *v* labialized the subsequent *a*, which thus developed the allophone [o] in this position. Then *v* was vocalized and amalgamated with the *o*, cf. *χodo* 'himself' < *χvata-*, *χoto* 'desired' < **χvarta-*, *χo* 'edge of something, bank' < **χvāha-* (?). A similar development took place in Yidya-Munji, cf. *xur-* 'to eat' < **χvar-*, *xoy* 'self' < **χvata-*.

Old Iranian *-θr-*

According to the testimony of the month name *miro* < **miθra-*, Old Iranian *-θr-* became simplified into *-r-* very likely through the intermediary stage *-hr-*, *-hər-*.

Old Iranian *-θrš*

According to the testimony of the earlier Bactrian forms *āθšo*, *āθošo*, this sound group in the uncertain month name *āšī* (? *āšdi*) < **āθrš* has become simplified into *-š-* (or it has become *-šδ-* by metathesis) through the phases *-θirš* < *-θəš* > *-θš-*. We ought to have more reliable data for the judgement of this development.

Old Iranian *-zd-*

It has been preserved unchanged in the words *vazdo* 'abundant' < **vazda-* and *ōrmazdo* (month name) < **ahura-mazdāh-*. The development of the secondary sound connection *-zd-* is different from this, cf. *zolādo* 'has been prepared' < **uz-dāta*.

Old Iranian *-ršt-*

According to the testimony of the word *mašti* 'facade' < **mṛšta-* this sound group has been preserved in the form *-št-*. The Old Iranian form **mṛšta-* developed first obviously into **miršta-*, perhaps with palatal [ř] allophone, and then *-ršt-* was assimilated into *-št-*, just like in the course of the development **āθrš* > **āθirš* > **āθəšo*. Later the form **mišta-* under the influence of *m* got labialized into *mašto*. In Yidya-Munji we can show the identical

development of the sound group *-ršt-*, cf. *piščo* 'back' < **piřšt'o* < **přšti-*, *lišč* 'saw' < **liřšt'o* < **dřšta-*, *pališč* 'wrapped' < **poliřšt'o* < **pati-dřšta-*, *kišč* 'ploughed' < **kiřšt'o* < **křšta-* (if it is a genuine Yidya-Munjī word). The difference between the Bactrian and the Yidya-Munjī development is that the whole sound group *-iřšt-* has become palatalized into *-iřšt-* by the palatalizing influence of *-iř-* in Yidya-Munjī, while the palatalization has brought about only the assimilation of the *ř* in Bactrian. According to the testimony of the earlier Bactrian data, the development of the sound group *-ršt-* was different from the continuation of *-ršt-*. In fact according to the evidence of the word *froxortindo* 'they wished to go away' < **fra-χvaršta-hanti*²⁵, the development *-ršt-* > *-rt-* (? *-rřt-*) took place. The different development is obviously connected with the different character of *r* - [ř] and [r] - in the two sound groups.

Old Iranian *-nt-*

According to the evidence of the word *rundayo* 'king' < **mravantaka-* (inasmuch as this is a genuine Bactrian word) the continuation of *-nt-* is *-nd-*. A special development of the sound group *-nt-* can be observed in the word *do* 'into, to till' < **antar*, because in this the sound group after the disappearance of the initial vowel lost its nasal element. In Yidya-Munjī *-nt-* is continued as *-d-* on a part of the language area. Since, however, this development is not spread over the whole of the language area, it must be held a comparatively late phenomenon.

Old Iranian *mr-*

It occurs only in the word *rundayo* (see above), in which the initial *m* has disappeared. It is possible, however, that this word is a Saka loan-word in Late Bactrian. The form of the word was very likely *murunda-* in the language of the Kušāṇas. In Yidya-Munjī Old Iranian *mr-* developed into *br-*.

Old Iranian *-rt-*

According to the evidence of the words *kirđo* 'prepared' > **křta-* and *parđo* 'had to be' < **přta-*, it developed into *-iřd-* through the intermediary stage *-irt-*, then *i* got labialized into *a* by the influence of *p*.

²⁵ J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 12 (1964) 450 ff. I. GERSHEVITCH: BSOAS 26 (1963) 195 starts out also from the Old Iranian verb **χvar-* 'desires', but takes the specialized meaning of it as basic meaning, what is not correct from methodological view-point. Besides, he presumes Old Iranian **fraχvar-sa-* and **fraχvar-ta-* as antecedents of the Bactrian forms *froxvaš-* and *froxort-*. This is unacceptable from the view-point of phonological development. Further he presumes a new way of the formation of Old Iranian passive voice, which is made from the present root with the formative syllable *-s-* of the inchoative. This does obviously not need any refutation. Earlier the similarly formed passives of Sogdian were explained correctly by GERSHEVITCH himself from the passive

Old Iranian *-rt-*

Its continuation is very likely *-t-*, cf. *χoto* 'desired' < **χvarta-*, *poroγa^ht^ho* 'circumvallated by dam' < **pari-karta-*. In Yidya both Old Iranian *-gt-* and Old Iranian *-rt-* are continued in the same way as *-r-*. In the judgement of the history of this phonetic development we can observe an interesting hesitation with G. Morgenstierne. In the relevant passage of his work²⁶ he reconstructs this phonetic change as follows: *rt* > **rd* > **rd* > **d* > **r*. In the preface of this work, however, he takes sides for the development *rt* > **t* > *r*²⁷. Now the Bactrian data show that the development of Old Iranian *-gt-/rt-* was not uniform, and that both conceptions of Morgenstierne were essentially correct, inasmuch as the development of the sound group in question followed partly the one way and partly the other. In fact we have to count with the following three cases in Bactrian:

1. *-gt-* > *-irt-* > *-ird-* (see above). It can be presumed that later on, after the labialization or reduction of *i*, the *r* in the sound groups *-ard-/ord-/ərd-* became cerebral, and it was assimilated with the *δ* (or *d*) into *d*, which then developed into *r*. This development exactly corresponds to the first conception of Morgenstierne.

2. Before initial *gt-* a velar vowel has developed, viz. **ort-* and behind this *-rt-* was assimilated into cerebral *t*. Later on this could coincide with *d* and could develop into *r* (cf. *oto* 'further', then' < **rta-*). This corresponds to the second assumption of Morgenstierne.

3. The sound group *-rt-* developed into *-t-*, which thereafter also coincided with *d* and later became *r*.

The different development of the sound groups *-gt-* > *-irt-* (1), *gt-* > *ort-* (2) and *-art-* (3) can obviously be explained by the assumption that in the 1st case *r* developed a palatal [ɟ] allophone, which prevented the cerebralization. In the 2nd and 3rd cases, on the other hand, the presumable velar [ɣ] allophone of the *r* supported cerebralization.

As the Bactrian data show, the amalgamation of the two series of development could take place only after the 9th century. Thus in this case Bactrian represents an early phase of Yidya-Munjī development, the development of the two languages is, therefore, closely interconnected.

past participle enlarged by the suffix *-s-* (A Grammar of Manichean Sogdian, Oxford 1954, 123 foll.). The interpretation 'were removed' of the verbal form *froxortindo* given by him can therefore not be correct, because the carrying away of the gods is mentioned only in the next sentence (*vastindo*), and this sentence is introduced by the conjunction *tado*, which in the text of the inscription links always a new motif of the action or happening to the previous one.

²⁶ G. MORGENSTIERNE: Indo-Iranian Frontier Languages. II. 79 foll.

²⁷ G. MORGENSTIERNE: *op. cit.* XVI foll.

Old Iranian *-rš-*

We have only one example, viz. *kařo* 'agricultural district' < **karšū-*. The phonetic character of the sound ř resulting from the assimilation of the *-rš-* can be defined more closely with difficulty. In earlier Bactrian Old Iranian *-rš-* developed into *-š-* and the same can be presumed in Yidya-Munji, where *-š-* developed later on into *-y-*. The difference of Late Bactrian from Earlier Bactrian in the development of Old Iranian *-rš-* can be explained in two ways. We could think that the language of the Tochi Valley inscriptions represents a different Bactrian dialect, in which the development of *-rš-* was different from its development in Surkh Kotal. On the other hand, we can also raise the possibility that Late Bactrian ř represents an intermediary stage of the development *-š-* > *-y-*. According to the assumption of Morgenstierne the intermediary stage of this development was *-ž-*, which in one or two cases has also been preserved as a result of metathesis preventing further development.²⁸ It does not seem to be impossible at all that the letter *Ṗ* conditionally transliterated with ř. served in fact to denote this sound ž. In this case Late Bactrian shows just this intermediary stage *-ž-* of the development *-š-* > *-y-* between Earlier Bactrian and Yidya-Munji. Thus it is not impossible that the word *kařo* is related to the Yidya word *kiō* 'hard work, labour, duty, ploughing', which through the intermediary stages **kiyō* < **kayo* < **kažo* < **kašo* can equally be traced back to the Old Iranian forms **karšā-* or **karšū-*.

Old Iranian *-rv-*

According to the testimony of the word *harūyo* 'all' < **harvaka-* *v* in this sound group labialized the following vowel, then it got vocalized and was amalgamated with it.

Old Iranian *-st-*

It has been preserved unchanged, cf. *sti* (durative particle) < **asti*.

nominal stems

The formations of the nominal stems have been treated already in connection with the word endings. In the material of the Tochi Valley inscriptions the Old Iranian *-a-* stems are represented in the largest number. Besides them we have examples for the occurrence of *-ā-*, *-u-*, *-ū-*, *-an-*, *-r-* and *-āh-* stems. The amalgamation of the Old Iranian nominal stems is already a finished process in Late Bactrian. The material is too small to render a picture of the formation of words. The Old Iranian suffix *-ka-* occurs several times. It was very likely still productive. As compounds we find only old, very likely already obscured compounds.

²⁸ G. MORGENSTIERNE: *op. cit.* 53 foll.

pronouns

The occurrence of two demonstrative pronouns is likely, viz. *mo* 'hic' and *vo* 'ille'. In Earlier Bactrian, in the Surkh Kotal inscriptions, the demonstrative pronoun *īdo* 'iste' also occurs, which developed through the intermediary stage **iyo* into *yo* in Yidya. Thus the system of demonstrative pronouns of Yidya-Munjī *mo* 'hic' < Old Iranian **ima-*, *yo* 'iste' < 'Old Iranian **aita-*, *wo* 'ille' < **ava-* had been formed already in Bactrian. The Late Bactrian forms *mo* and *vo* already fully agree with the Yidya-Munjī demonstrative pronouns *mo* and *wo*, while the Surkh Kotal *īdo* shows still an earlier form as compared with Yidya *yo*. Just therefore, it seems to be unlikely that the Late Bactrian form *mo* would occur already in inscription SK 4. E. Benveniste raised the assumption that in the beginning of this inscription in the phrase *īdo malizo mo . . . βayolanγo*, the probable translation of which is «this fort is the . . . sanctuary», the word *mo* occurs as an article and can be traced back to the Old Iranian demonstrative pronoun *ima-* 'this'.²⁹ The assumption of Benveniste has, however, two serious difficulties.

1. In the language of the Surkh Kotal inscriptions the disappearance of the initial *i-* can be pointed out only in the word *malo* 'here' < Old Iranian **imada*, but in the bisyllabic words with a phonetic form similar to the pronoun *ima-*, like *īdo* 'so' < **iθā*, *īlo* 'just so' < **ida*, it has been preserved. Thus we have no basis to presume the disappearance of the initial *i-* in the pronoun *ima-* already at this time.

2. It is entirely unlikely that the pronoun *ima-* 'hic' could be an article or could have the function of an article. This assumption fails on the well-known fact that the article arises from the anaphoric use of the demonstrative pronoun pointing to a distance. However, *ima-* is a demonstrative pronoun pointing to adjacent things. Besides, the article in Bactrian was demonstrably *i*. The fact that this is no *idāfat* but really an article, is clearly shown by the phrase *čido i βayo šao . . . kirdo* «which the Lord King . . . made».

Therefore, from earlier Bactrian for the time being only the demonstrative pronoun *īdo* 'iste' can be demonstrated. It can, however, hardly be doubtful that the antecedents of Late Bactrian *mo* and *vo* also existed in it, or that the system of demonstrative pronouns of Yidya-Munjī can be traced back to earlier Bactrian.

Among the relative pronouns there occur *čido* 'which', and besides this the reflexive pronoun *χodo* 'himself'.

numerals

The numerals are represented by *ē* 'one' and *uβi* 'both'.

²⁹ E. BENVENISTE: JA 249 (1961) 148. [Cf. additional note, p. 424.]

adverbs

The equivalents of the occurring adverbs *mali* 'here' < **imaḍa*, *no mali* 'hither, here' and *paro* 'earlier' < **paraḥ* are known from Yidṡa-Munḡi, viz. *molo* 'here' and *piro* 'before, earlier'.

prepositions

Three prepositions occur. viz. *do* 'into, to, till' < **antar*, *no* 'on, to' < **ana*, *žo* 'from, out of' < **hačā*, all the three are in phonetic forms identical with Yidṡa.

conjunctions

Part of the occurring conjunctions are known already from earlier Bactrian, viz. *kalḍo* 'when', *tā* 'so, then', *taḍo* 'then'. The conjunctions *kaḍo* 'as' < **kaḍā* (or **kā-tu*), *kužo* 'wherever' < **kū-čā*, *no tā* 'till then'. The conjunction system of Yidṡa-Munḡi reflects the Old Iranian conditions in a low degree. As a result of this the elements common with Bactrian are few, viz. *kāla* 'when', *kū* 'where'.

verbal prefixes

All the three occurring verbal prefixes, viz. *nī-*, *poro-*, *zo-*, are already known from earlier Bactrian, viz. in the forms *no-*, *poro-*, *uzo-*. Their equivalents can be found also in Yidṡa-Munḡi, viz. *nu-*, *nē-*, *pār-*, *zə-*.

verbs

The verbs are represented by a comparatively rich material. Praes. impf. occurs in Bactrian for the first time, viz. *poroulo* 'washes away' < **pari-udati*. The past tense is based on the past participle, which is mostly active, and is used less frequently as a passive form, viz. *kirḍo* 'prepared' < **kṛta-* (Yidṡa *kər*), *mināno* 'was destroyed' < **mināna-*, *nīḡa* ¹χ¹[*to*] 'distributed' < **nī-baḡšta-* (? Yidṡa *baxš-*), *nīḡiχto* 'written' **nī-piḡšta-* (Yidṡa *nuwux-*), *par[ḍo]* 'had to be' < **pṛta-*, *poroyato* 'surrounded with embankment' < **pari-karta-*, *poronido* 'executed' < **pari-nīta-*, *tumāno* 'strengthened' < **tumāna-*, *χoto* 'desired' < **χvarta-*, *zido* 'conducted' < **zita-*, *zolādo* 'prepared' < **uzdāta-*.

An interesting feature of Late Bactrian verbal system is the imperfect form *kirḍo sti*, which is the exact equivalent of the Yidṡa impf. *kər-sto*. This is based on the past participle, to which the durative particle *sti* is added.

The occurrence of the perfective particle *ḡi*, *ḡo* in the phrases *nīḡa* ¹χ¹[*to*] *ḡi* 'distributed' and *zolādi* *ḡo* 'prepared' is also noteworthy. Equivalents of these are not found in Yidṡa, but they exist in Afghan, Sanglečī and Iškašmī, and thus it is not impossible that some time back they existed also in Yidṡa-Munḡi.

Summing up the lessons resulting from the historical examination of the language of the Tochi Valley Bactrian inscriptions, first of all we can underline

the following. The Late Bactrian language being known from the inscriptions is undoubtedly in organic relationship with the earlier Bactrian written language known from Surkh Kotal, and in all probability is the historical continuation of the latter. It is doubtless, however, that in these Late Bactrian linguistic monuments several such linguistic characteristics can be observed, which differ from earlier Bactrian. Part of these means phonetic differences and can be valued as the reflection of a Bactrian dialect different from that of Surkh Kotal. Another part of them is obviously the result of later phonetic development and links Late Bactrian more closely to Yidya-Munjī. The appearance of the durative and perfective verbal phrases is very likely connected with the development and transformation of the verbal system. This fact also points towards Yidya-Munjī. In general the examination of the phonological development of Late Bactrian has disclosed such close relationships in connection with Yidya-Munjī which had not been thought about earlier. In the majority of the cases the Late Bactrian linguistic conditions can be regarded as the direct genetic historical antecedents of Yidya-Munjī. These facts show that some time Late Bactrian and Yidya-Munjī formed a genetically coherent group of dialects, the development of which at least up to the 9th century was fairly uniform.

The historical investigation of the language of the inscriptions shows that we have to do with a developing, living language. Since the rulers of the territory were Turks and its leading layer was also Turkic, we must presume on the one hand that the public administration and the state system have preserved and further developed the Bactrian written language of the Kuṣāṇa period. On the other hand, the new elements of this language to be observed in the inscriptions can hardly be imagined without living linguistic surroundings. Thus we also have to presume that in the territory of Idak and Spinwam there lived a significant population of Bactrian language still in the 9th century.

The survival and further development of the Bactrian script and written language of the Kuṣāṇa period demand the assumption of continuity in the public administration of the territory even under the rule of the Kidāra-Huns, Hephthalites and Turks. It seems to be very likely that these conquerors settled down in the territory of former Bactria only as a fighting and ruling layer, leaving the system of public administration and its practice unchanged.

VI

The other great surprise of the Tochi Valley Bactrian inscriptions is the appearance of such an era in their dating, which was not known so far even in the territory of Northeastern India rich in different eras. Among the 7 inscriptions to be found on 4 stones, in 6 inscriptions the dating has been preserved. We find in the Arabic inscription of stone A dating according to the Hiḡra,

in the Sanskrit inscription of stone A and in the Sanskrit inscription of stone B dating according to the Laukika Era and in the Bactrian inscriptions of stones B, C/1 and C/2 we find datings according to an era unknown so far. The occurrence of three different datings in this group of inscriptions closely interconnected also with regard to their contents, is significant even in itself, because to a certain degree it renders possible the clarification of the relationship to each other of the different eras. Although the inscriptions can undoubtedly not be regarded as bilingual, as regards their contents they are still interconnected with each other. In all inscriptions we have to do with water-reservoirs or wells, which were caused to be constructed or repaired by the persons mentioned in the inscriptions. It is obvious to presume that the inscriptions written on the same stone relate to the construction or repair of the same tanks. Thus there are two possibilities from the view-point of the chronological relationship of the inscriptions cut on the same stone. It is imaginable, on the one hand that the two inscriptions of different languages eternalize the same event, and in this case we have to do even if not with bilinguals but with inscriptions of similar contents. On the other hand, it can occur that the second inscription originates from a later time, and eternalizes some new works connected with the water-reservoir.

If we examine the Tochi Valley inscriptions from this point of view, then on the basis of their interpretations given above, we can state the following. In the Arabic and Sanskrit inscriptions of stone A¹ there is a difference inasmuch as the Arabic inscription reports on the construction of a tank on part of an Arab dignitary, while the Sanskrit inscription tells about the repair of a damaged tank, without mentioning the name of the person causing the work to be accomplished. Thus we could eventually think that the Sanskrit inscription originates from a later time than the Arabic inscription, but the dating of the two inscriptions agree exactly with each other and this circumstance points to the fact that both deal with the same event. On the different judgement of the works appearing in the two inscriptions I have attempted already earlier to find an explanation.² [Cf. additional note, p. 424.]

The Sanskrit and Bactrian inscriptions of stone B equally report on the repair of a damaged water-reservoir. The name of the ruler having the work accomplished is in the Sanskrit inscription *Bhoja*, and in the Bactrian *Božo*. The two forms of name obviously render the same name, the Bactrian is a possibly exact transliteration of the Sanskrit form of the name. Thus it seems to be very likely that both inscriptions report on the same work, and consequently their datings also must be identical. This conclusion is therefore important, because actually this is on what it depends, whether we can clarify the chronological situation of the new era occurring in the Bactrian inscription.

¹ Cf. J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) 427 ff., 433 ff.

² J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) 438.

In fact on stones C/1 and C/2 the dating can be read only in the Bactrian inscriptions. If, therefore, it would turn out that the Sanskrit and Bactrian inscriptions of stone B do not eternalize the same repair of water-reservoir, that is that their datings do not refer to the same date, then we have simply no possibility for the exact definition of the chronological position of the new era. Luckily enough the synchronous character of the Sanskrit and Bactrian inscriptions of stone B on the basis of the agreements of the contents seems to be fairly likely, and this is confirmed also by the arrangement of the two inscriptions on the stone. The two inscriptions are namely arranged not under each other but side by side, and since about the half of the Sanskrit inscription is missing, originally the stone was divided by two vertical lines into two, obviously equal parts, that is it was taken into consideration in advance to arrange side by side two inscriptions of approximately the same length. Thus a series of facts point to the circumstance that the Sanskrit and Bactrian inscriptions of stone B came into being at the same time and contain datings relating to the same time. [Cf. additional note, p. 424.]

The Arabic inscription of stone C/1 reports on the construction of a tank, while the Bactrian inscription arranged below it deals with the repair of a water-reservoir and an irrigation system, which was similarly caused to be accomplished by king *Božo*. This latter circumstance together with the contents renders doubtless that the Bactrian inscription originates from a later date than the Arabic inscription, and obviously eternalizes the later repair of the water-reservoir mentioned in the Arabic inscription.

Stone C/2 reports on the construction of a well, which was caused to be accomplished by king *Miro* at his own expenses. The date of year of this inscription is identical with that of the Bactrian inscription of stone C/1. Thus the well mentioned in the inscription was constructed in the same year, in which the repair of the water-reservoir took place. It is, therefore, obvious to suppose that king *Miro* and king *Božo* are in fact the same person mentioned by two different names. I have pointed out already earlier³ that in king *Bhoja* — *Božo* in all probability we must see Bhoja I, one of the most significant rulers of the Pratihāra dynasty, who, about the year 860, spread his rule also over the kingdom of Udabhāṇḍapura, there he let Lalliya Śāhi get the power and helped him to liberate from the Arab rule certain parts of the territory of his kingdom, thus also the region of Idak — Spinwam. Since Bhoja bore also the name *Mihira*, there is no obstacle of identifying king *Miro* also with him. At any rate, this seems to be much more likely than to regard king *Miro* as an otherwise entirely unknown local ruler. This is the more unlikely as at this time the ruler of the territory was Lalliya Śāhi, thus in the inscriptions we could still expect his name at the most.

³ J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 14 (1966) 458 ff.

Thus in final conclusion we can state that, on the one hand, the Arabic and Sanskrit inscriptions of stone A, and on the other hand, the Sanskrit and Bactrian inscriptions of stone B were in all probability prepared at the same time and the datings of the 2 inscriptions each arranged on the two stones relate to an identical date. Thus from the methodological point of view we can accept H. Humbach's assumption⁴ according to which comparing the datings of stones A and B with each other we can define the chronological position of the new era. In the inscriptions the following datings occur:

1. Stone A, Arabic inscription: year 243 of the Hīgra, Friday, the 14th day of the month *Ġumādā l'ākhira* = Friday, the 8th October, 857.⁵

2. Stone A, Sanskrit inscription: year 32 of the Laukika-kāla, 2nd *tithi* of the dark fortnight of the month *Kārttika* = the 8/9th October, 857.

3. Stone B, Sanskrit inscription: year 38 of the Laukika-kāla, the 7th day of the bright fortnight of the month *Bhādrapada* = Saturday, the 4th September, 863.

4. Stone B, Bactrian inscription: era year 632, month *Aṣi*.

5. Stone C/1, Bactrian inscription: era year 635, from the month *Nūyo Ōrmazdo* to (the month) *Miro*.

6. Stone C/2, Bactrian inscription: era year 635.

If the dating of the Bactrian inscription of stone B relates to the same date as that of the Sanskrit inscription of stone B, — and this seems to be justified —, then year 632 of the so far unknown era corresponds to 863. If, therefore, we subtract 631 from 863, we get as a result that the 1st year of the new era corresponds to 232 A. D. Humbach's calculation differs by 2 years from this, inasmuch as according to him the new era started in 230 A. D.⁶ The 2 years difference results from the fact that the dating of the Arabic inscription was changed by him into year 242 of the Hīgra, thus the starting point of his calculation was 856 instead of 857. Besides this he did not take into consideration that if he subtracts from 862 the full number of the years of the new era, that is 632, then he does not get the starting 1st year of the era, but its 0 year.

In connection with the new era a whole series of important questions arise, viz. 1. with what historical event is the introduction of the new era connected, 2. how could this era survive for nearly seven centuries in this territory, in the state life of which otherwise continuity can hardly be presumed, 3. can

⁴ H. HUMBACH: *Ancient Pakistan* 1 (1964) 135.

⁵ Cf. J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) 432 foll.

⁶ H. HUMBACH: *Ancient Pakistan* 1 (1964) 135: «This era must have started . . . in the year 230 A. D.». To this in note 38 he adds the following: «The exact date is January, 26, 230 A. D. The first year of the Bactrian era began in the following spring.» It is not clear how these two contradictory assertions can be adjusted. Or does Humbach think that the beginning of the era did not fall together with the beginning of its 1st year? [Cf. additional note, p. 424.]

we find any trace of this era besides the Tochi Valley Bactrian inscriptions, and 4. what calendar is connected to the new era?

Among these questions the three first ones lead us already to the historical problems connected with the inscriptions. It is, therefore, expedient to examine the fourth problem first. On the Tochi Valley Bactrian inscriptions three month names occur, viz. *Aṣi*, *Nūyo Ōrmazdo* and *Miro*. Besides, on the basis of the month name *Nūyo Ōrmazdo* we can eventually presume also the month name *Ōrmazdo* as the denomination of the 10th month. In Surkh Kotal there occurs the month name *Nīsano* and besides this we can presume that part of the god names appearing on the coins of the Kuṣāṇa rulers were at the same time also month names. This seems to be likely especially there, where the form of the name originates from original genitive, because this involves that originally the word *māho* 'month' was subordinated to the name.⁷ Regarding the position of the month *Nīsano* we have no direct foothold in the Bactrian calendar. In the Babylonian calendar, with the influence of which we can count in ancient Bactria, it corresponds to March – April. Its position is in accordance with this in the Sogdian calendar, in which in the order of the month names it occupies the 3rd place. Considering all this the month name *Nīsano* can conditionally put to the 3rd place also in the Bactrian calendar. Thus on the basis of the data available at present, the Bactrian calendar can be reconstructed as follows. For the sake of comparison I am giving the Parthian, Middle Persian, Khwarezmian and Sogdian month names parallelly.⁸

Parthian	Middle Persian	Khwarezmian	Sogdian	Bactrian
<i>prwrtyn</i>	<i>plwltyn</i>	<i>prwrtyn</i>	<i>n'wsrδyč</i>	<i>Nūyo Ōrmazdo</i>
<i>'rtwchšt</i>	<i>'wrtwchšt</i>	<i>'rtwys<t></i>	<i>γwryznyč</i>	<i>Aṣaiχšo</i>
<i>hrctt</i>	<i>hcrdt</i>	<i>hrct<'t></i>	<i>nysn'nč</i>	<i>Nīsano</i>
<i>*tyry</i>	<i>tyly</i>	<i>tyry</i>	<i>ns'knğ (B.)</i>	<i>Tiro</i>
<i>*hmrtt</i>	<i>'mcrdt</i>	<i>hmrt<'t></i>	<i>'sn'ky'ntyč</i>	
<i>hstryner</i>	<i>štryner</i>	<i>'hstry[wr]</i>	<i>mz'γγyntyč</i>	<i>Šahorēoro</i>
<i>*mtry</i>	<i>mtr</i>	<i>mtr</i>	<i>βyk'nyč</i>	<i>Mihoro, Miro</i>
<i>*pḥwny</i>	<i>'p'n</i>	<i>y'p'hwn</i>	<i>*''p'nčy</i>	

⁷ Cf. J. HARMATTA: *Acta Orient. Hung.* 11 (1960) 198 ff. H. HUMMACH: *ZDMG* 111 (1961) 477 foll. does not take into consideration that at the explanation of the god names used as month and day names we have to start out not from the Old Iranian nominative but from the Old Iranian genitive.

⁸ I have taken the Parthian month names mostly from the Nisa ostraca, cf. V. A. LIVSHITS: *Переднеазиатский сборник*. II. Moscow 1966. 154 foll. For the time being for those marked with * we have data only in their use as day names; *spndrmty* occurs in the Susa inscription. The Khwarezmian month names were taken by me from the Tok Kala inscriptions, cf. V. A. LIVSHITS: *Acta Ant. Hung.* 16 (1968) 444 foll. Several shortened forms occur among them, which are held by me abbreviations, accepting W. B. Henning's assumption regarding the name *'hwrym*. The solution of the abbreviations have been put be me between < > brackets. The Sogdian month names have been taken from the Mount Mug documents, cf. A. A. FREIMAN—V. A. LIVSHITS—M. N. BOGOLYUBOV—O. I. SMIRNOVA: *Согдийские документы с горы Мур. I—III*. Moscow 1962—1963.

'trw	'twr	'trw	βwγγč	Āθšo, Āši
*dtš	ddw	'hwrym<zd>	tymyčh, msβwγγč	Ōrmazdo
whwmn	whwmn	[whw]mn	zymtyč	Manao
spndrmt	spndrmt	'hšwm	'hšwmyč	

As this list clearly shows, the Bactrian calendar could be more or less identical with the Zoroastrian calendar, and has preserved its month names much more exactly than for example the Sogdian calendar. Certain changes, at any rate, have taken place in it. Thus, similarly to the Khwarezmian calendar the denomination of the 10th month, and similarly to the Sogdian calendar the denomination of the 1st month have changed. The Babylonian *Nisannu* was included, very likely as a result of Hellenistic influence, and very likely it was included in the Sogdian calendar also by Bactrian mediation.⁹ Otherwise it seems, however, that the major part of the Zoroastrian month names have been preserved, although the phonetic forms of the names point to different Iranian influences. This can partly be connected also with the heterogeneous character of our sources.

After these the only question is, whether the Bactrian calendar was identical with the Sassanian calendar used in Iran, or it was different from the latter in spite of the identical month names. To the dating to be read in the Sanskrit inscription of stone B, viz. to the 4th September 863, the 18th of the month *Amurdād* would correspond according to the Persian calendar, because in 863 the beginning of the year, viz. 1st of the month *Fravardin*, fell on the 20th April. If the Bactrian calendar were identical with the Persian calendar, then the dating of the Bactrian inscription would differ by 4 months from this. However, such a difference can hardly be presumed between the datings of the Sanskrit and Bactrian inscriptions. We must, therefore, rather think about the possibility that the Bactrian year was not identical with the Persian «wandering» year, the beginning of which was shifted by 1 day in every 4th year. It seems to be more likely that the beginning of the Bactrian year was always kept in the neighbourhood of the spring equinox with the help of intercalations.

If we start out from the dating of the Sanskrit inscription, then, making the month *Aši* parallel with September, we arrive at January as the beginning of the year, taking more exactly into consideration that the 4th September can equally fall on the 1st or the 30th of the month of *Aši*, the beginning of the year can be placed between the 10th December 862 and the 7th January 863. This result is striking and can be explained only by one of the possibilities that

⁹ The inclusion in the Sogdian calendar of the Babylonian month name *Nisannu* clearly shows that from the Bactrian month name *Nisano* it does not necessarily follow that the Bactrians would have used the Seleucid Era, as it was presumed by FR. ALTHEIM: *Geschichte der Hunnen*. V. 8 foll. Calendar and era are not related to each other also otherwise.

either the calendar used in the dating of the inscription has given up the Zoroastrian beginning of the year at the spring equinox or that the intercalation had been omitted for a longer time. In the territory of Northwestern India the beginning of the year in the different areas fluctuated between February—March, July—August, September—October and October—November.¹⁰ In itself it could, therefore, be presumed that in the Bactrian calendar used in the territory of Idak—Spinwam the beginning of the year at the spring equinox has been given up on Indian influence. If, however, the assumption is correct that judged on the basis of the month names the Bactrian calendar was of Zoroastrian character, then it is surely difficult to imagine that just this important characteristic of the calendar would have been given up.

We should rather think about the possibility that for some reason the intercalation was neglected for a longer time. As it is shown by the example of the Persian calendar, the use of the intercalation took place on the instructions of the highest state power and was always an important event of state life. After the fall of the Sassanian dynasty no more intercalation took place. We must eventually presume also in the case of the Bactrian calendar that the intercalation was omitted as a consequence of some historical commotion and the beginning of the year was shifted ahead by 2 month as a result of this. If we take the 10th December 862 as the beginning of the year, and try to find out that in what time fell the beginning of the year on the 21st March for the last time according to the Bactrian calendar, then we get 463—467 as a result. Using the same starting point, and trying to find out the date in which the intercalation would have already been due, we get 575—579 as the result. If we make the same calculations taking the 7th January 863 as the beginning of the year, then the two dates will be 571—575 and 687—691. It is noteworthy that to all the three dates significant historical events are attached. In 463—467 the territory of Bactria and Gandhāra is occupied by the Hephthalites. The empire of the Hephthalites is dissolved between 563 and 568. As from 663 the Arab robber invasions follow each other against the territory of Bactria. This period is closed down with the defeat of the uprising of Nēzak ʾTarhān in 709. For lack of nearer footholds it is difficult to choose among these three alternatives. That possibility seems perhaps to be most likely that the dissolution of the Hephthalite Empire was the event which rendered the just due intercalation impossible, and since after this date the former territory of the Kuṣāṇa Empire was no more incorporated fully by any state, but it was divided into numerous small kingdoms and principates, the regulation of the beginning of the year by intercalation did not take place any longer, and thus up to the time of the Tochi Valley inscriptions it was shifted ahead by more than 2 months. This conception together with the reconstruction of the Bactrian

¹⁰ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 14 (1960) 440 ff.

calendar can, of course, be regarded for the time being only as a working hypothesis. The fact, whether it is correct or not can be decided only by further data. That much can, however, be eventually stated that a more exact acquaintance of the Bactrian calendar can throw light upon several important details of the history of this territory.

In connection with the era of the Tochi Valley Bactrian inscriptions the most fascinating question is undoubtedly the problem of its origin. This was clearly seen also by Humbach, and as a matter of fact it cannot be wondered that he made also four assumptions in connection with this, *viz.* 1. the new era is identical with the Kaniska-Era, the beginning of which thus ought to be dated to the 3rd century, 2. the new era eternalizes the victory of the Sassanians over the Kuṣāṇas, and thus the beginning of the Kaniska-Era can be dated to the middle of the 2nd century, 3. the new era was introduced by *Po-t'iao* (= Vāsudeva), when his delegation sent to the Chinese court in 230 returned, 4. the era was established by one of the rivals of *Po-t'iao*. Of these assumptions only the 1st and the 4th are worth of more earnest consideration, although the 1st one was dropped by Humbach himself because it is in contradiction to the 4th assumption. At any rate Humbach did not raise the 1st assumption without any reason nor did he reject it without a reason. Without doubt the most natural thing would be to regard the era of the Tochi Valley inscriptions simply as the continuation of the Kaniska-Era, the era used by the Great Kuṣāṇas, since on the one hand the authority of this would render its long survival comprehensible, and on the other hand we should have at last a firm foothold for the definition of the beginning of this much disputed era. It is excusable that first Humbach yielded to this tempting assumption. However, the whole conception fails on that evidence on which Humbach built up his 3. and 4. assumptions. According to a Chinese source, *viz.* *San-kuo-chi*, on January 5th, 230, a delegation arrived in the Court of the Wei dynasty from *Po-t'iao*, the «king of the *Ta-Yüe-chi*». *Po-t'iao* is in all probability identical to Vāsudeva I.¹¹ Consequently we have to date the end of the Kaniska-Era and not its beginning to the 30es of the 3rd century. Humbach was induced to give up his 1st assumption and to elaborate his 3rd and 4th assumptions by the correct recognition of the decisive importance of this fact. [Cf. additional notes, pp. 424 foll.]

Since Vāsudeva I undoubtedly used still the Kaniska-Era, and since his direct successor, Vāsudeva II, very likely re-introduced the Saka Era,¹² the use of which continued then still for a century, the introduction of the new era could be presumed in the first place not to be done by Vāsudeva I but by a rival of Vāsudeva II. As it has been shown by me earlier in detail,¹³ Vāsudeva I could die in 231 and Vāsudeva II could ascend the throne in 232. The appearing

¹¹ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 194 foll. with further literature.

¹² J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 182 foll.

¹³ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 194.

of several pretenders can be counted with most at the time of succession to the throne. Thus it is most natural to presume that against Vāsudeva II a pretender appeared after the death of Vāsudeva I, but at the latest in 232, who also succeeded in having his power recognized in part of the Kuṣāṇa Empire and consolidated his position so much that he could introduce his own new era. This means that after the death of Vāsudeva I the Kuṣāṇa Empire was divided into two parts, as this had been presumed already earlier by numismatists.¹⁴ Now the coming to light of the Bactrian Era beginning in 232, in the Tochi Valley inscriptions, justifies this assumption in a great degree. The circumstance that the new era did not sink into oblivion, shows that the rule of the pretender introducing the era was lasting and his dynasty held the power for a longer time. According to the conception of R. Göbl, the Kuṣāṇa Empire after the death of Vāsudeva I was divided between Vāsudeva II and Kaniška II.¹⁵ At any rate this assumption must be modified inasmuch as the Kaniška in question was not Kaniška II but Kaniška III. Otherwise, concluded on the basis of the numismatic material we can regard exactly Kaniška III as the introducer of the New Bactrian Era. The only question is, whether this assumption can be supported with further arguments or data.

Bīrūnī, relating the history of the Kābul-šāhs in his «India», mentions that one of the sixty kings following after Barha tegin, founder of the dynasty, was *Kanik*.¹⁶ Thus the name of Kaniška appears here in the dynastic tradition of the Kābul-šāhs, however, not as the founding ancestor of the dynasty but only as a member of it. It is, therefore, questionable, whether his inclusion in the dynasty of the Kābul-šāhs is based on real historical tradition or only on some kind of combination. Since it is also mentioned by Bīrūnī that this is the same *Kanik* after the name of whom the *vihāra* was named in Puruṣawar, it is obvious to think that Kaniška was known to the local tradition as an ancient ruler, and therefore he was subsequently inserted in the dynasty of the Kābul-šāhs. This Kaniška, however, is not Kaniška III, who according to our above assumption introduced the Bactrian Era used by the Kābul-šāhs, but Kaniška I, founder of the dynasty of the Great Kuṣāṇas.

At any rate that much becomes known from Bīrūnī's report that the dynastic tradition of the Kābul-šāhs was traced back to a very distant past, because even if we count only 10 years each for the reign of the sixty rulers, we get a period of 600 years as a result. Naturally, the round figure 60 is also suspicious, but even if we do not regard this as authentical, the large number of rulers renders the tracing back of the dynastic traditions to the 3rd century

¹⁴ R. GÖBL in F. ALTHEIM—R. STIEHL: *Finanzgeschichte der Spätantike*. Frankfurt am Main 1957. 240, with further literature.

¹⁵ R. GÖBL: *op. cit.* 210, 216 foll., 240.

¹⁶ АБУ РЕЙХАН БИРУНИ: *Избранные произведения*. II. Tashkent 1963. 360. Cf. M. A. STEIN: *Zur Geschichte der Čāhis von Kābul*. Festgruß an R. v. Roth. Stuttgart 1893. Reprint, 3 foll.

by all means likely. Fortunately, we have also a much earlier reliable source regarding the dynastic traditions of the Kābul-šāhs. The Chinese Wu-k'ung, who visited Gandhāra about the year 750, in the account of his travel mentions the following regarding the origin of the Kābul-šāhs: «le roi descend de la postérité de l'ancien roi *Ki-ni-tch'a*».¹⁷ Without doubt here we have to do with a clear, unambiguous dynastic tradition, according to which the rulers of Gandhāra traced back their origin to Kaniška. Of course, even in this case there exists the possibility that in the figure of this Kaniška the historical persons of Kaniška I, Kaniška II, and Kaniška III were amalgamated in one. The main point is, however, the fact that the name of Kaniška as the founder of the dynasty has been preserved. Obviously this continuity of the historical tradition renders comprehensible also the survival up to the 9–10th century of the Late Kuṣāṇa Era introduced by Kaniška III in 232. The fact that we have here really to do not only with a dynastic tradition, but with a historical tradition comprising broader social layers or at least the ruling layer, is rendered doubtless by the circumstance that the Turk dynasty of Barha tegin itself very likely knew its origin well. In fact, about the year 750 it could have the regime only for about half a century. But in the population of Gandhāra the tradition of Kaniška and the Kuṣāṇa rule was so strong that the changing dynasties adjusted themselves to this and continued to use also the era of Kaniška III.

The aforesaid are well illustrated by a Chinese report originating from a time a century earlier, viz. from the year 658: «Les gens de ce pays (e.g. *Ki-pin* = Gandhāra) rapportaient tous que le premier ancêtre du roi s'appelait *Hing-ye* et que, jusqu'au (roi actuel) *Ho-hie-tche*, le pouvoir s'était transmis à travers douze générations.»¹⁸ Here we have to do with the tradition of the Hephthalite dynasty of Gandhāra, which has clearly preserved still the memory of its founder *Hing-nie* and the rulers following him. It seems to be doubtless, however, that besides this there lived also such a historical aspect which in the Hephthalite dynasty saw the continuation of the Late Kuṣāṇa dynasty founded by Kaniška III and preserved his era, although it is possible that *Hing-nie* made an attempt to introduce a new era.¹⁹

As we can see, up to the middle of the 8th century in Gandhāra the historical memory was still preserved that the ruling dynasties can really be traced back to Kaniška (III). Thus this supports the assumption that the Late Kuṣāṇa Era beginning in 232 was really introduced by this ruler. But besides the coins Kaniška III has very likely also another contemporary testimony.

¹⁷ S. LÉVI—É. CHAVANNES: L'itinéraire d'*Ou-k'ong*. JA XI. S. 6 (1895) 356.

¹⁸ E. CHAVANNES: Documents sur les Tou-kiue (Tures) occidentaux.² Paris. 131, with note 4.

¹⁹ On the Kābul inscription the 8th year of Khimila = *Hing-nie* occurs, cf. L. PETECH: RSO 39 (1964) 287. This can point to the introduction of a new era.

We think of the seal impression of Sahri Bahlol published by A. D. H. Bivar,²⁰ dealt with recently by B. N. Mukherjee²¹ and W. B. Henning.²² On the seal impression Bivar read the name *Moho Kanēško* and, comparing the device seen on it with those occurring on the coins of the Kušāṇa rulers, he thought that the owner of the seal could be the younger brother of Huviška. Mukherjee dealt mainly with the iconography of the impression and arrived at the conclusion that the type of representation of Heracles fighting with the horses of Diomedes appears on the coins of Heraclea Pontica from the period of Caracalla (198–217) and the period of Gallienus (253–268), and thus the preparation of the seal and the reign of Kaniška III must be dated to 198 or a later time. The beginning of the inscription was read by Henning as follows: *MAYO KANHĦKO I ZAΓ'OO I ĦAY'P'* . . . He identified the first word with Bactrian *māho* 'moon, month', and the whole name *Māho Kaneško* with *Candra-Kaniška* «Moon-Kaniška», a name supposedly taken up by Kaniška I. Thus according to him the seal was the property of Kaniška I, before he became a king. In his opinion the dignitary name *zayuwō/ḡayuwō* (eventually *zayuwō/ḡayuwō*) points to the possibility that Māho Kaneško was the king of Toḡaristān, who thereafter, when he became the ruler of the whole Kušāṇa Empire, dropped the first element of his name.

As we can see, the opinions of the three investigators are rather different. Henning's conception is undoubtedly a very ingenious combination, however weighty arguments contradict it. First of all it is indisputable that the inscription shows late cursive forms, which can be dated at the earliest to the end of the period of the Great Kušāṇas, that is to the end of the reign of Vāsudeva I. Then the presumed form *Candra Kaniška* and its interpretation «Moon-Kaniška» fail on account of the fact that in the Greek transliteration the name appears in the form *Σανδάνης*. Obviously none of the elements of Henning's theory can be maintained. The conceptions of Bivar and Mukherjee, on the other hand, seem as a whole to be acceptable. The only question is, whether the typological order of the devices set up by Bivar is really the only possibility. Examining Bivar's reconstruction we can state as follows. In his device-pedigree the sign of Mavo Kaneško²³ could be linked in after Kaniška II, if we presume that he had a brother, with the same justification as after Kaniška I, as it is done by Bivar. Bivar's reconstruction is, therefore, not the only possibility. From this point of view there is no obstacle to the assumption

²⁰ A. D. H. BIVAR: Num. Chr. VI. S. 15 (1955) 203 ff.

²¹ B. N. MUKHERJEE: A Sahri Bahlol Inscription of the time of Kaniška III. Summaries of Papers. 26th International Congress of Orientalists. New Delhi 1964. 171.

²² W. B. HENNING: ZDMG 115 (1965) 85 ff.

²³ The first element of the name of Mavo Kaneško is very likely connected with the Saka name *Μαύης*, *Moga*, and the Iranian name *Μαράνης* occurring in Southern Russia. Since in these names the *v* cannot be read as *h*, thus instead of *Māho Kaneško* we must obviously read *Mavo Kaneško*.

that Māvo Kaneško was a descendant of the branch of Kaniska II, who was considerably younger than Vāsudeva I and during the reign of the latter could be the governor of one of the provinces of the Kuṣāṇa Empire. At least the inscription points to this, because its beginning can be read as follows: *MAYO KANHPKO I ZAIOA'O' P'AYPA' BO'*...²⁴ From the linguistic point of view this phrase can be compared with the similar passages of inscription KZ of Šāhpuhr I, cf. e.g. *tyd'nk ZY 'hmt'n štrp* (line 33). This parallel renders likely that in the word *Za'ūdo* we should see the name of a town or a territory and thus the beginning of the inscription can be interpreted as follows: «Mavo Kaneško the *ṣahraβo* of *Za'ūdo*». [Cf. additional notes, pp. 424–5.]

In connection with the name *Za'ūdo* it is obvious to think of *Zāvul*. We know the following variants of this name: Middle Persian *z'wlst'n* (**Zāvulistān*), *z'wl* (**Zāvul*), the adoptions of which are the Armenian *Zaplastan* on the one hand, and the Arabic *Zābul*, *Zābulistān* on the other hand. We cannot explain from Middle Persian the Arabic form *Ġābulistān*, the Sanskrit form *Jāguḍa*, the Chinese *Ts'ao-kū-cha* (Northwestern T'ang **Dz'āu-ku-ā*), the Chinese *Sie-yü* (Northwestern T'ang **Za-iu*).²⁵ The name is very likely the derivation with the formative syllable *-la-* of the Kuṣāṇa dignitary name *yavuga-*, *javua-*²⁶ (for the formative syllable *-la-* see the name *Kuḡula*²⁷), which later appears on the coins of the Hephthalite rulers in the forms *javula*, *javguvlaḥ*, etc.²⁸ Origin-

²⁴ In the word *zaiūdo* we cannot read *γ* instead of *i*, because this ought to be linked towards the right. We can eventually think still of the reading *z*. In the word *ṣahraβo* the *β* is definitely leaning towards the right, it is almost lying. The traces of the terminal *o* are discernible before the following *β*.

²⁵ For the data cf. J. MARQUART: *Ērānšahr nach der Geographie des Ps. Moses Xorenac'i*. Berlin 1901. 39. The *p* of the Armenian form means an unsolved question, because in the 6th century the form **Zāpulistān* can neither be pointed out nor presumed in Middle Persian. For the Chinese data cf. P. PELLLOT: *T'oung Pao* 26 (1939) 186, note 1, and L. PETECH: *RSO* 39 (1964) 290. PELLLOT restored the Ancient Chinese form of the name as **Dz'āu-kū-i'a* and contrary to the earlier generally accepted opinion he did not regard it as the transliteration of the Sanskrit *Jāguḍa*, because he saw three difficulties in this assumption, viz. 1. the correspondence of the initials, 2. the correspondence Chinese *kū* ~ Sanskrit *gu*, 3. Chinese terminal *i'*, as against Sanskrit *ḍ*. In connection with this we remark here briefly as follows: Sanskrit *j* is a palatal sound, the pronunciation of which (*ḷ*, *ḍḷ*) did not stand far from that of *z* and *ḍz* (therefore in loan-words it was also used for the rendering of Iranian *z*, cf. J. HARMATTA: *Acta Orient. Hung.* 11 [1960] 218 foll.). For the generally used Sanskrit transliteration *go*, *gu* of the Chinese *kū* cf. e.g. Chinese **kū-ia-ni* < Sanskrit **goyānīya* (cf. H. W. BAILEY: *BSOAS* 11 (1942) 794). The 3rd sign has according to PELLLOT the phonetic value *ch'a* < **t'a*, while KALGREN and OŠANIN give the reading *cha* < **lu*. In KALGREN's reconstruction, however, we find in this word group the alternation *cha* ~ *tu* (**ta* ~ **tuo*) on the one hand, and *tu* ~ *ch'a* (**tuo* ~ **d'a*) on the other hand (cf. B. KALGREN: *Grammata Serica*. Stockholm 1940. 780 (f and g), therefore, to this sign we can also ascribe the phonetic value **d'a* in Ancient Chinese. Thus *Ts'ao-kū-cha* can without any difficulty be regarded as the exact Chinese transliteration of the Sanskrit *Jāguḍa* or of the Bactrian **Za'ulo* to be presumed as the source of the former. For the Sanskrit name *Jāguḍa* 'Zāvul' see D. C. SIRCAR: *Studies in the Geography of Ancient and Medieval India*. Delhi—Patna—Varanasi 1960. 26.

²⁶ The form *javua-* can be presumed on the basis of the Greek transliteration *ζαοov*.

²⁷ Cf. J. HARMATTA: *Acta Ant.* Hung. 12 (1964) 468.

²⁸ Cf. A. CUNNINGHAM: *Num. Chr.* 14 (1894) Pl. VII, 10: *ṣahi javguvlaḥ*, 13: *ṣahi javula*.

ally in the beginning of the name some palatalized sound, *e.g.* **ǰ*, must be presumed which thereafter developed partly into *y* and partly into *ǰ* and *ž* in the East Iranian languages. Hence the vacillating spelling of the initial. With the exception of the Persian forms and the variants borrowed from Persian all other data (also the Arabic *Ġābulistān*) reflect local pronunciation. Inside the word the sound group -*vug*-, -*vg*- developed into -*v*- or disappeared completely. Thus the form *ja'ula* arose in which different hiatus filling sounds, *viz.* *y* and *γ* could appear.²⁹ At the end of the word the vacillation -*l*-/ -*vl*-/ -*ǰ*-/ -*ǰ'*- in the transliterations points to the fact that this sound could be cerebral *l*. The form *Za'udo* to be read in the title of Mavo Kaneško fits fairly well in the series of the different transliterations and reflects exactly the same form as the Chinese transliteration **Za-iud*: **Za'ulo* or eventually **Za'uło*.

Thus it seems to be likely that Mavo Kaneško under Vāsudeva I was the governor of Zāvul and after the death of this king he appeared as a pretender against Vāsudeva II, succeeded in securing for himself the south-eastern part of the Kušāṇa Empire, to express his independence introduced the Late Kušāṇa Era and his dynasty reigned for a longer time over the remaining Indian part of the Kušāṇa Empire. Consequently in this territory the memory of his figure, amalgamated in the historical tradition with the figures of Kaniška I and Kaniška II, survived up to the period of Bīrūnī or at least up to the period of Wu-k'ung.

The discovery of the Late Kušāṇa Era raises also the question, whether there remained also some other trace of this time reckoning besides the Tochi Valley inscriptions. In connection with this it is worth while to point out the following possibilities. J. E. van Lohuizen—De Leeuw made an attempt to date a group of the Brāhmī inscriptions at Mathurā, the datings of which spread up to the year 57, with the assumption of the omission of one hundred, to the time after the Great Kušāṇas, that is to the years 100—157 of the Kaniška-Era.³⁰ The assumption of Lohuizen—De Leeuw received criticism from several sides. Myself pointed out that the omission of the hundreds in this dating is unlikely,³¹ while A. H. Dani refuted the argumentation of J. E. van Lohuizen—De Leeuw from the epigraphic point of view.³² We must consider, however, that the argumentation of Lohuizen—De Leeuw is not based only on epigraphic arguments but also on an analysis of the inscribed monuments from the view-point of history of art. Thus naturally, even if we accept

²⁹ In connection with the Sanskrit form *Jāguda* we can eventually think also of the development *v* > *γ*, in some local language, cf. the exact parallel of this in Saka in the name *Tiāgutta* (**Toyut* < **Tovut*), H. W. BAILEY: BSOAS 10 (1941) 604 foll. In Saka *g* occurs also as a hiatus filling sound (or sign), cf. S. KONOW: Primer of Khotanese Saka. Oslo 1949. 27.

³⁰ J. E. VAN LOHUIZEN—DE LEEUW: The «Seythian» Period. Leiden 1949. 232 ff., and especially 259 ff.

³¹ J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 13 (1965) 184.

³² A. H. DANI: Indian Palaeography. Oxford 1963. 78, 86.

that the inscriptions of the monuments in question from the epigraphic point of view do not seem to be later, than to originate from the period of the Great Kuṣāṇas, and reject the omission of the hundreds in the dating, all this still does not exclude that these monuments and their inscriptions originate from the time presumed by Lohuizen -- De Leeuw. This is now rendered possible by the discovery of the Late Kuṣāṇa Era³³ introduced by Kaniṣka III, because the datings appearing on the Mathurā inscriptions in question can be related to this era. In this case for the use of the Late Kuṣāṇa Era in Mathurā we have evidence up to the 57th era-year. [Cf. additional notes p. 425.]

Another possibility for the assumption of the use of the Late Kuṣāṇa Era is rendered in connection with the coinage of Kaniṣka III. Investigators have observed for a long time that on the coins of this ruler there appear also Brāhmī signs besides the Bactrian legend. In connection with the interpretation of these mainly two possibilities have been raised, *viz.* these letters are the abbreviations either of the mints or of the dignitaries minting the coins. It is, however, worth while to point out also the possibility that on those coins on which besides the 3—5 Brāhmī signs arranged on the obverse, there occurs 1 character also on the reverse, the latter can eventually be regarded as a numeral, the date of the issue. Of course, we could also think that the sign arranged on the obverse between the two feet of the ruler is also a date, since this is identical with the sign appearing on the reverse. If for the time being we restrict ourselves to the signs to be read on the reverse, then we receive the following picture:

1. the sign read by Cunningham as *ru* = 9
2. the sign read by Cunningham as *thā* = 20³⁴

Accordingly, therefore, datings from the years 9 and 20 of Kaniṣka III would occur on his coins known so far, and inasmuch as this interpretation of the signs turns out to be correct, the datings can, of course, be related to the Late Kuṣāṇa Era, and mean a new foothold regarding the introduction of the same.

The third possibility for the assumption of the use and survival of the Late Kuṣāṇa Era is rendered by the coins of the Hindu Śāhi dynasty of Udabdhāṇḍapura. E. C. Bayley and E. Thomas have pointed out already long ago that on the coins of the above mentioned dynasty datings can be read and

³³ I recommend this denomination for use in scientific literature. The denomination «Late Bactrian Era» would be less correct, because this era came into being and was in use outside Bactria proper.

³⁴ Cf. A. CUNNINGHAM: Num. Chr. 13 (1893) 27 foll., Pl. I, 3, 4, 9, 10. For the numerical value of the sign *thā* cf. G. BÜHLER: Indische Palaeographie. Strassburg 1896. 75, for the sign *ru* = *o loc. cit.* 75—76 and Pl. IX, X/8. On the reverse of certain coins of Vāsudeva (III?), following after Kaniṣka III, the sign *ha* occurs (CUNNINGHAM: Num. Chr. 13 (1893) Pl. I, 13), which could be interpreted as 8 (for the numerical value of the *ha* cf. BÜHLER: *op. cit.* 76 and Pl. IX, VI/8). However, also on the obverse of this coin only the inscription *ha* can be found. Thus it is not at all sure whether this sign can be interpreted as a numeral.

tried to interpret these on the basis of the Gupta Era.³⁵ Of course, from the chronological point of view the Gupta era cannot be taken into consideration, and obviously this was the reason for the fact that A. Cunningham, who judged the position of the Gupta Era more correctly, definitely rejected this assumption, but even he himself counted with the possibility that the signs in question denote numerals.³⁶ Obviously the discovery of the Late Kuṣāṇa Era renders now a new possibility for the solution of this problem. Examining the material collected by Bayley and Cunningham, the following readings seem to be recommendable:³⁷

1. Śrī Syālapāta Deva (Cunn. VII. Pl. 6, reverse)
(in the decimal system) = 680
(with letter numerals) 600 80
2. Śrī Syālapāta Deva (Cunn. VII. Pl. 5, reverse)
(in the decimal system) = 682
(with letter numerals) 600 80 2
3. Śrī Syālapāta Deva (Cunn. Pl. VII, 7, reverse)
(in the decimal system) = 689
(with letter numerals) 600 80 9
4. Śrī Sāmanta Deva (Cunn. Pl. VII, 11)
(in the decimal system) = 719
5. Śrī Bhīma Deva (Bayley, Pl. I, 19)
(in the decimal system) = 729

If we convert these era-years into the Christian Era and, as a comparison, we complete them with other chronological data regarding the rulers of the Hindu Śāhi dynasty,³⁸ then we get the following picture:

Lalliya Śāhi	about 883—885 fights against Śaṃkaravarman king of Kashmir
Sāmanta	? can be presumed only on the basis of Bīrūnī's list
Kamaluka	reigned till 902 = ? Śrī Kama ¹ la ¹ on a coin
Toramāṇa	Rājatarāṅgiṇī V. 233
Śrī Vanku Deva	known only from his coins
Śrī Padma Deva	known only from his coins

³⁵ E. C. BAYLEY: Num. Chr. 2 (1882) 128 ff.

³⁶ A. CUNNINGHAM: Coins of Mediaeval India. London 1894. 55 ff., 62 ff.

³⁷ The readings are given by me with the necessary reservation, because the examination of the original coins seems to be unavoidable.

³⁸ Cf. mainly M. A. STEIN: Zur Geschichte der Čāhis von Kābul. 5 ff.; J. MARQUART: Ērānšahr. 296. It was correctly seen already by MARQUART (*op. cit.* 297) that in the list of the Hindu Śāhis given by Bīrūnī, there is some gap before Bhīma. The composition, order and chronology of the Hindu Śāhi dynasty discussed below will be explained by me in more detail at another place.

Śrī Syālapāta Deva	911, 913, 920 = era years 680, 682, 689 of the Late Kuṣāṇa Era, known only from his coins
Śrī Sāmanta Deva	950 = year 719 of the Late Kuṣāṇa Era on his coins
Śrī Khvadavayakaḥ	known only from his coins
Śrī Bhīma Deva	960 = year 729 of the Late Kuṣāṇa Era on his coins, between 950 and 958 he had a Viṣṇu temple built in Kashmir
Śrī Aṣatapāla	= ? *Iṣṭapāla; the reading of his name on his coins is not convincing
Jayapāla	mentioned by the sources as from 976, † 1002
Ānandapāla	on the basis of Bīrūnīs' list
Trilocanapāla	† 1021 according to Bīrūnī
Bhīmapāla	† 1026 according to Bīrūnī

Although this list of the Hindu Śāhi dynasty is in several details problematical, that much becomes clear from it at any rate that the dates of the Late Kuṣāṇa Era to be presumed on the coins are in harmony with the other historical data. Thus it seems that there is no obstacle to relate the dates to be read on the coins of the Hindu Śāhi rulers to the Late Kuṣāṇa Era, and to presume the use of the same at least up to 960.

If the above assumptions prove to be correct, then we have evidences for the Late Kuṣāṇa Era from the following years: 5 (= 236 A. D.), 9 (240), 12 (243), 15 (246), 20 (251), 22 (253), 35 (266), 50 (281), 57 (288), 632 (863), 635 (866), 680 (911), 682 (913), 689 (920), 719 (950), 729 (960). Thus the dating of the Tochi Valley inscriptions in the Late Kuṣāṇa Era stands very likely not isolated, but fits in the coherent series of data proving the use of the era. It is true that in the use of the era between the years 57 and 632 (288–863 A.D.) there is still a considerably large gap, we must not leave out of consideration, however, that just regarding this period we have hardly any sources. It is possible that this gap will also be filled by later investigations.

VII

The significance of the group of the Tochi Valley inscriptions from the historical point of view, as well as from the view-points of economic and social history is evident. The group of documents consisting of seven inscriptions uniformly report on the construction or repair of tanks or wells, digging of canals and establishment of an agricultural district about the middle of the 9th century in the area of Idak–Spinwam. It struck me already earlier, in the course of the interpretation of the Great Bactrian inscription of Surkh Kotal

(SK 4 M) how great a problem the water supply was in the Kuṣāṇa Empire.¹ At that time I tried to explain it by the character of agriculture based on irrigation which was dominating in this territory. But the significance of water-reservoirs, wells and irrigation systems in these regions of Asia became fully clear only, when the target of the «Fourth Five Year Plan» of India in the field of water supply, quoted as the motto of this study, was published, viz. digging of 800 000 new wells, repair of 150 000 old wells, boring of 300 000 wells, deepening of 200 000 wells, installation of 500 000 electric motor pump-sets, 175 000 diesel engine pump-sets, 75 000 Persian wheels, construction or repair of 50 000 tanks. These figures most demonstratively show in what significant historical relationships the Tochi Valley inscriptions are fitted in.

In the 8th and 9th centuries in Eastern Iranian territories a whole series of social movements follow each other. These have already drawn the attention of both earlier² and more recent historical research,³ seeing the main aspect of the uprisings bursting out frequently with religious slogans or ideology in the struggle of peasantry against feudalism. It seems really to be likely that these movements are connected with the transition into feudalism of the Asiatic form of production in the territory of Eastern Iran and thus their origin can be traced back still to the Sassanian period and partly joins with Mazdakism. However, these uprisings also show that the repeated Arab plundering raids, the destruction of several administrative centres and repeated plundering of others, the heavy tributes and taxes assessed, shattered the economy, and within this the agriculture, of Eastern Iran and Central Asia. This is shown by the serious famines of the years 733 and 816–7, the first of which was attributed by the Arab governor to the circumstance that the supply of food was left out from the territories reoccupied by the infidels. This was, however, partly the shifting of the responsibility on someone else, and on the other hand, even if this was the situation, it shows at any rate the shortage of agricultural production in general, because the deficiency could not be made up from other territories. The extensive irrigation systems remain in serviceable condition only by adequate central direction and administration. Thus in the chaotic centuries following the Arab conquest we must count with the decline of the irrigation system of agriculture.

It seems, therefore, to be very likely that the peasant uprisings of the 8th and 9th centuries were brought about not by the already much earlier commenced development of the feudal system alone, but an important role was played in them by the increased exploitation of the peasants under the

¹ Cf. J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 382–389 (chapter entitled «The Problem of Water Supply in the Kuṣāṇa Empire»). Subsequently W. B. HENNING also referred to this fact in general: *ZDMG* 115 (1965) 75, note 6.

² Cf. W. BARTHOLD: *Turkestan down to the Mongol Invasion*.² London 1928. 213 ff.

³ V. M. MASSON—V. A. ROMODIN: *История Афганистана I*. Moscow 1964. 223 ff.; B. G. GAFUROV—A. M. BELENITSKIY: *История таджикского народа. II*. Moscow 1964. 154 ff.

circumstances of the Arab conquest and at the same time by the decline of agricultural production. A reasonable economic policy ought to have strived to enhance the productive capacity of agricultural peasantry by the expansion of agricultural land, the development of the irrigation system and the establishment of new agricultural districts. The signs of this recognition, after the outbreak of uprisings in the circles of the agricultural population, can really be observed as from the first half of the 9th century.

These signs can be seen even on two fields, *viz.* on the one hand in the ideology of the ruling class there develops the appreciation of the agricultural peasantry and in connection with the development of agriculture the consciousness of its own directing and initiative duty, and on the other hand various administrative measures are taken for the regulation of irrigation, and irrigation channels and water-reservoirs are built. The formation of the ideology of the ruling class is well indicated by the decree of 'Abdallāh bn Ṭāhir, ruler of Xorāsān (830—844), to his officials, in which he draws their attention to the protection of the peasants saying: «God feeds us by their hands, welcomes us through their mouth and forbids their ill treatment.»⁴ And the duties of the ruler in the field of the development of agriculture are demonstrated best by the expositions of the *Siyāsat-nāme* by Nizām al-Mulk, *viz.*: «... the autocrat must above all be a good «landlord» (kat-khudā) of his kingdom and care for its outward welfare; for the cutting of canals and underground conduits, the construction of bridges over large rivers, the welfare of the villages and encouragement of agriculture etc.»⁵ In accordance with this ideology 'Abdallāh bn Ṭāhir has the *Kitāb al-Qunīy*, the «Book of Canals» compiled, which regulates the use of water for artificial irrigation.⁶ Caliph Mu'taṣim spent 2 million dirhams in the province of Šāš for the construction of a large irrigation channel.⁷ A similar development can be observed at the same time beyond the borders of the Muhammadan world, in Kashmir, where under the reign of Avantivarman (855/6—883) Suyya, the «*Annapati* descending to earth» (the deity of the good harvest) regulates the river Vitastā with large-scale works, has new river beds dug, constructs embankment system, establishes a network of canals, strengthens the lake Mahāpadma, regulates the period of irrigation for all villages and renders by this such an area cultivable that Avantivarman and his successors establish on it «one thousand» villages. Such a development of agricultural production sets in by this in Kashmir that the price of 1 *khāri* of rice falls from 200 *dinnārās* to 36 *dinnārās*.⁸ As a result of the development of agriculture Kashmir will become so strong

⁴ W. BARTHOLD: *Turkestan down to the Mongol Invasion*. 213.

⁵ W. BARTHOLD: *op. cit.* 226 foll.

⁶ W. BARTHOLD: *op. cit.* 213.

⁷ W. BARTHOLD: *op. cit.* 212.

⁸ M. A. STEIN: *Kalhana's Rājatarāṅginī*. I.² Delhi—Patna—Varanasi 1961. 195—202 (V. 68—121).

that the successor of Avantivarman, Śaṅkaravarman (883—902) can already follow an active foreign policy of conquest and can increase the territory of Kashmir considerably.

In this historical relationship becomes the evidence of the Tochi Valley inscriptions significant with regard to the fact that at the same time, about the year 850, the Arab governors of the territory of Idak Spinwam made obvious efforts by the construction and repair of water-reservoirs for the development of the agricultural production of the region, for the raising of the standard of living of the agricultural population and by this for the consolidation of their own position. When between 857 and 863 Lalliya Śāhi, very likely with the support of Mihira Bhoja, reoccupies this territory from the Arabs, the economic and social policy of the new regime is similar, *viz.* in 863 and 866 a larger scale irrigation system is established. In the course of this the water-reservoirs are repaired, canals are dug, the old canals are repaired, the embankments are strengthened and very likely also a new agricultural district is organized. The purpose of these efforts is obvious, *viz.* Mihira Bhoja and his vassal, the Hindu Śāhi dynasty, strived for the development of agricultural production in order to consolidate the social and economic foundations of their regime. The fact that this endeavour was to a certain extent successful, is shown by the circumstance that hereafter they could successfully withstand to the Muhammadan conquering ambitions still for one and a half centuries. Thus the Tochi Valley inscriptions reflect very well the general trends of the social and economic development of the 9th century eastern world and give a valuable insight into the local projection thereof.

However, the historical relations of the group of inscriptions discussed have not yet been exhausted by this. The appearance of the Late Kuṣāṇa Era and its survival up to the end of the 10th century, as well as the definition of its founder in the person of Kaniṣka III, render a starting point and a foothold in the investigation of the fate and continuity of the Late Kuṣāṇa Empire and its successors between 232 and 1026 to a certain degree. This problem would demand a monographic elaboration, but here we can only be restricted to a few brief remarks.

The appearance of Kaniṣka III undoubtedly meant a turning point in the history of the Kuṣāṇa Empire. It occurred very likely also under the Great Kuṣāṇas that in the two halves of the empire two kings ruled. Thus this could be the position in the case of Kaniṣka II and Huviṣka,⁹ but there is no indication to the effect that any of the two rulers would have wanted to disturb the unity of the empire. After the death of Vāsudeva I, however, a new era was introduced by Kaniṣka III and this shows his opposition to and

⁹ On the relationship to each other of the two rulers cf. J. HARMATTA: MTA I OK: XXII. 218—220, 258—261 and Acta Ant. Hung. 12 (1964) 430—432.

break with Vāsudeva II. Earlier I tried to explain the selection of the time of the Sassanian invasion against the Kuṣāṇa Empire in 233 by presuming that Ardašīr tried to exploit the critical period of the change in the person of the ruler for the decisive military blow against the Kuṣāṇas.¹⁰ Now it has turned out that Ardašīr could be governed not only by this point of view but first of all perhaps by the division into two parts of the Kuṣāṇa Empire, which has obviously weakened Vāsudeva II considerably and occupied also his military strength in a great deal. Thus it becomes clear at once why Ardašīr could occupy the western half of the Kuṣāṇa Empire with a single invasion, and why Vāsudeva II could not show a more earnest resistance against the Sassanian attack. It is true that the division into two of the Kuṣāṇa Empire following the death of Vāsudeva I was presumed already by R. Göbl.¹¹ However, before the discovery of the Late Kuṣāṇa Era neither the date of appearance of Kaniška III, nor its character (joint ruler or counter-king) was clear. Thus the assumption of Göbl, according to which the division into two parts took place under pressure from outside, that is exactly as a consequence of the Sassanian attack, seemed to be logical. Now it has become doubtless that the causal relation of the events must be judged just inversely.

From this date onwards the history of the Kuṣāṇa Empire can be reconstructed with great difficulty and in scientific literature exactly contrasting views are opposed to each other. Without discussing here the details and contrasting views, we should like to point out the most important facts and possibilities from the view-point of the further development. It can be regarded as a doubtless fact that a considerable part of the Kuṣāṇa Empire belonged to the Sassanian Empire already under Šāhpuhr I. This becomes clear from inscription KZ of Šāhpuhr I, where in the enumeration of the provinces of Iran we can read the following: *kwšnhštr HN prhš 'L pškbwr WHN 'L k's swgd Wš's 'wy' [mnd]* «Kuṣānsahr forward up to *pškbwr* and to the border of Kāš, Suyd and Čāč». ¹² In this enumeration under *pškbwr*, which can very likely be identified with *Puruṣapura*,¹³ we should, of course, not understand a

¹⁰ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 195. [Cf. additional note, p. 425.]

¹¹ R. GÖBL in F. ALTHEIM—R. STIEHL: *Finanzgeschichte der Spätantike*. Frankfurt am Main 1957. 210, 220.

¹² The passage was correctly interpreted by W. B. HENNING: *BSOAS* 12 (1947) 54 and A. MARICQ: *Classica et Orientalia*. Paris 1965. 48. I quote the passage in my own reading. Many, already two decades after the appearance of the correct interpretation of HENNING, even now rely upon the erroneous reading and interpretation of M. SPREGLING: *Third Century Iran. Sapor and Kartir*. Chicago 1953. 7, 15. For the reading and restoration of the whole enumeration cf. J. HARMATTA: *Okori Keleti Történeti Chrestomathia* (Ancient Oriental Historical Chrestomathy). Budapest 1964. 352 foll.

¹³ The identification originates from M. SPREGLING: *AJSL* 57 (1940) 354. W. B. HENNING: *BSOAS* 12 (1947) 53 supported it with further arguments. Although recently on the basis of A. MARICQ: *Recherches sur les Res Gestae Divi Saporis*. Bruxelles 1953. 103 foll. it is rejected by several scholars, in my opinion it is very likely correct. I shall return to prove this elsewhere.

city, but a territory, a country, the capital of which was *Puškaḡur*, just like in the case of *Kāš* and *Čāč*. This means that *Gandhāra*, the capital of which was *Puruṣapura*, did not belong to the Sassanian Empire, but remained in the possession of the *Kuṣāṇas*. According to the reports of *Ṭabarī* and *Movses Xorenaḡi*, *Balḡ* and the western part of the *Kuṣāṇa* Empire were occupied by *Ardašīr*.¹⁴ If we presume that the *Kuṣāṇa* Empire was divided into two parts already before the beginning of the Sassanian invasion, then the question is raised automatically, in what measure the Sassanian invasion affected the two parts and what was their later fate.

From inscription KZ of *Šāhpuhr I* two facts become clear, viz. 1. the western part of the *Kuṣāṇa* Empire came in possession of the Sassanians, 2. at the time still no king descending from the Sassanian dynasty was at the head of the province named *Kuṣānšahr* («*Kuṣāṇa* land»). These facts are in agreement with the report of *Ṭabarī*,¹⁵ according to which, after the eastern invasion of *Ardašīr*, a delegate was sent to him by the *Kūṣān* king, similarly by the king of *Ṭūrān* and the king of *Mukrān*, to *Gōr* and they surrendered to him. On inscription KZ of *Šāhpuhr I* really all the three countries appear as parts of the Sassanian Empire, however *Ṭūrān* belongs already under the rule of *Narsē* ('*ry mzdryzn nryšhw MLK' hndy skstn Wtwrgstn IHN 'L YM' znb* «the noble Mazda-worshipping *Narsē*, king of *Hind*, *Saḡistān* and *Turystān* (= *Ṭūrān*) up to the shore of the sea»). This only means that under the reign of *Šāhpuhr I* in *Ṭūrān* the rule of the local dynasty was abolished and this province was annexed to the part of the Empire governed by *Narsē*, son of *Šāhpuhr I*. From the same fact it also follows that at this time *Mukrān* and *Kuṣānšahr* must have remained still vassal kingdoms governed by the kings who surrendered or by their successors. [Cf. additional note, pp. 426 - 430.]

The evidence of the *Kuṣāṇa* coins is in agreement with these facts. The coinage of *Vāsudeva II* clearly differs from that of *Kaniṣka III* in two important respects, viz. 1. on the coins of *Vāsudeva II* appears the *triratna*, which does not occur on the coins of *Kaniṣka III*, on the other hand on the coins of *Kaniṣka III* *Brāhmī* inscriptions can be found, while on the coins of *Vāsudeva II* Indian inscriptions do not occur at all. 2. The coins of *Vāsudeva II* develop gradually into «scyphates» (*Schüsseldenar*), while this does not take place in the coinage of *Kaniṣka III* and his successors. To these facts the observation can be added as an important motif that the *Kuṣāṇo-Sassanian* coinage is the direct organic continuation of the coinage of *Vāsudeva II*. From these three statements necessarily the following conclusions result. The coins of *Vāsudeva II* were not minted in *Gandhāra* or some other part of India, while on the other hand the mints of the coins of *Kaniṣka III* and his successors, bearing also

¹⁴ J. HARMATTA: *Ant. Acta Hung.* 13 (1965) 186 ff.

¹⁵ TH. NÖLDEKE: *Ṭabarī. Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden.* Leyden 1879. 17 foll.

Brāhmī inscriptions, can be looked for very likely in the territory of India. Besides this, the Kuṣāṇo-Sassanian coinage involves that the coinage of Vāsudeva II was also in use in the territory of «Kuṣānšahr», belonging to the Sassanian Empire, because otherwise it would be unintelligible why the coinage of the Kuṣāṇo-Sassanian rulers was connected with it. [Cf. additional note, p. 430.]

It follows necessarily from the aboves that Vāsudeva II was the Kuṣāṇa ruler who surrendered to Ardašīr — after the successful invasion of the latter launched against him — and from this time on his country, the western part of the former Kuṣāṇa Empire, under the name of *Kuṣānšahr*, belonged in the framework of the Sassanian Empire as a vassal kingdom. The Kuṣāṇa coinage connected with the name of Vāsudeva II originates from this time. Some time later the reign of Vāsudeva II or his successors came to an end in Kuṣānšahr and at this time Viceroys descending from the Sassanian dynasty occupied their place. Numerous assumptions have been raised as to when and how this took place.¹⁶ At present the following solution of this much disputed problem seems to be most likely. During the reign of Šāhpuhr I (about 241—272) definitely no change took place in the status of Kuṣānšahr. However, according to the convincing argumentation of R. Göbl,¹⁷ *Kidāra Kuṣāna ša*, the last one in the series of the Kuṣāṇo-Sassanian rulers, or the one following immediately after them, still belongs to the time of Šāhpuhr II (309—379). Since according to the compilation of A. D. H. Bivar we can count with 9 (but at least 7) Kuṣāṇo-Sassanian rulers,¹⁸ the transformation of the vassal kingdom of Kuṣānšahr into a province governed by the Sassanian dynasty can be dated at least to the beginning of the 4th century. The transformation could take place in a violent way, by the military intervention of the Sassanians, as this is frequently presumed. There could be a possibility for this only about the middle of the 4th century. It has to be stressed, however, that this is by no means a necessary assumption, and that the historical sources do not render any basis for this. At the same time it is possible that the report of Mirḥond, according to which Ohrmizd II married the daughter of the «king of Kābul», by whom Šāhpuhr II was born, can be traced back to a reliable tradition. In

¹⁶ Cf. for example R. GHIRSHMAN: *Bégram. Recherches arch. et hist. sur les Kouchans*. Le Caire 1946. 171 ff. with the earlier literature; R. GÖBL: *op. cit.* 225; R. N. FRYE: *The Heritage of Persia*. Cleveland—New York 1963. 202; R. GÖBL: *Anz. d'ÖAW Phil.-hist. Kl.* Wien 1965. 145 ff. GHIRSHMAN thinks that the Kuṣāṇa Empire, after the wars of Ardašīr and Šāhpuhr, became weaker, but continued to exist and maintained also Bactria under the III. Kuṣāṇa dynasty (Vāsudeva II and his successors), and was conquered definitively only by Šāhpuhr II. According to the opinion of FRYE after the campaign of Ardašīr the Kuṣāṇa Kingdom became a satellite state of the Sassanian Empire, and then it was definitively occupied and annexed by Šāhpuhr I. GÖBL does not distinguish two phases in the occupation of the Kuṣāṇa Kingdom, but dates the time of its annexation to the Sassanian Empire in different way but by all means to the reign of Šāhpuhr II.

¹⁷ R. GÖBL in F. ALTHEIM—R. STIEHL: *Finanzgeschichte der Spätantike*. 227 foll.

¹⁸ A. D. H. BIVAR: *JNSI* 18 (1956) 27.

this case we can presume that the vassal kingdom of Kušānšahr passed to the Sassanian dynasty by marriage.¹⁹

Thus the Kušāṇa vassal kingdom under Sassanian rule could exist for about 80 years, and thereafter the dynasty of Vāsudeva II was succeeded by Sassanian viceroys, who in general held the title *RB' kwš'n MLK'* = *vazurko kušāno šaho* «Great Kušāṇa king». On the basis of the aforesaid the coinage connected to the name of Vāsudeva II must, of course, be divided for several rulers. It was stressed already by Göbl that the development of the scyphates could not be a quick process. On the basis of this he presumed that the reign of Vāsudeva II could be a long one.²⁰ It was also Göbl who divided the coins attributed to Vāsudeva II into four groups distinctly separated from each other.²¹ It is obvious to think these four groups correspond to four rulers following each other, *viz.* to Vāsudeva II and his three successors.

However, towards the end of the reign of Šāhpuhr II (between about 372 and 377), according to the report of P'awstos Biwzandaçi, Armenian historian in time standing near to the events (V.7 and V. 37), the Kušāṇa king residing in Balx administered heavy blows on the army of Šāhpuhr II also on several occasions.²² The title of the Kušāṇa king mentioned by P'awstos, *viz. mec t'agawor* «great king» exactly agrees with the title of the Sassanian viceroy quoted above. This points to the fact that the «great king» of Kušānšahr, in the last years of Šāhpuhr II, made himself independent of the Sassanian rule and defended his independence successfully against the attacks of Šāhpuhr II. Since, according to the evidence of the coinage, in the series of the Kušāṇo-Sassanian kings the last ruler or the one immediately following after them, was *βayo Kidar<o> vazur<k>o kušāno <šaho>* = *Kidāra kušāna ša<hi>*, whose name is obviously connected with that of the «Kidarite» Huns occurring later, it can be presumed that the Chionites = *Xyōn*-s played some role in the separation of Kušānšahr from the Sassanian Empire.²³ The Chionites are mentioned by Ammianus Marcellinus for the first time in connection with the events of the year 356 (XVI. 9, 4). However, it is likely that Šāhpuhr II fought against them already in 353 (Amm. XIV. 3, 1), and it is also possible that his fight against the Chionites started in 350, when he discontinued the siege of Nisibis. At the siege of Amida in 359 the Chionite king Grumbates appears as the vassal of Šāhpuhr II. It is possible that the Chionites penetrated into the territory of Kušānšahr, but temporarily recognized the supremacy of Šāhpuhr II and

¹⁹ Already R. GÖBL: *op. cit.* 225 thought about this, but by this supposition he explained the first and final coming of the Kušāṇa Kingdom under the rule of the Sassanians. This, however, can hardly be presumed. This conception was, therefore, given up by him later on.

²⁰ R. GÖBL: *op. cit.* 220.

²¹ R. GÖBL: *op. cit.* 219.

²² K. V. TREVER: CA 21 (1954) 133 foll. drew attention to these data. TREVER thought, however, that these data still prove the existence of the Great Kušāṇa Empire.

²³ As this was pointed out by K. V. TREVER: CA 21 (1954) 134 foll.

later on, after 370 the Hun Kidāra became the vassal king of Kušānšahr. Not much later, however, he must have revolted against the Sassanian rule and beat off the attacks of Šāhpuhr II successfully.

From this time on the former Kušānšahr under the rule of Kidāra becomes an independent kingdom, which exists till 468. At this time the Sassanian king Pērōz defeats them and occupies their capital. In the Kidāra Kingdom beside the immigrant Xyōns, the Kušāṇas very likely continued to play a significant role. Most probably this explains the fact that the Kidāra rulers continue to maintain the title «Kušāṇa king» and that in the Chinese sources their country continues to appear under the name *Ta-yüe-chi*, just like formerly the Empire of the Great Kušāṇas. However, the denomination «Kidarite Hun» of the Byzantine sources clearly shows the change that took place.

At this point the question is necessarily raised, what happened during this time to the Indian Kušāṇa Kingdom. It seems to be likely that under the rule of Kaniška III and his direct successors the territorial extension of the Kušāṇa Kingdom in India remained still unchanged. The Late Kušāṇa Era was used in Mathurā up to the 57th year, and this proves the rule of the dynasty of Kaniška III in the territory. However, it can hardly be an accident that the use of the Late Kušāṇa Era discontinues in Mathurā with the year 57. The Viṣṇu purāṇa and the Vayu purāṇa mention the 9 Nāga kings, who will reign in Padmāvati, Kantipuri and Mathurā or in Campāvati, and the 7 Nāga kings, who will possess Mathurā.²⁴ One of the Nāga kings, Gaṇapati Nāga, appears as the subject of Samudragupta in the Allahabad inscription of this Gupta king.²⁵ The coinage of the Nāga kings is also known, and in this Cunningham succeeded to separate the coins of 8 rulers.²⁶ Among them the coins of Gaṇapati Nāga also appear, and according to the classification of Cunningham, this king occupied the 6th place in the series of the Nāga rulers. Even if this will be modified in the course of later investigations, that much seems to be likely that Gaṇapati Nāga does not belong to the group of the first Nāga kings. And since on the basis of the Allahabad inscription Gaṇapati Nāga can be dated to the time about 350, the beginning of the rule of the Nāga dynasty in Mathurā can be traced back to the years 280–290. The closing down of the use of the Late Kušāṇa Era with the year 57 that is the year 288 in Mathurā, is in complete harmony with this. It seems, therefore, to be very likely that in Mathurā in the 57th year (= 288) of the Late Kušāṇa Era the dynasty of Kaniška III was followed by the rule of the Nāga kings.

This means that the Late Kušāṇa Empire preserved its power in India up to the end of the 3rd century. This is clearly shown also by those data

²⁴ A. CUNNINGHAM: Coins of Mediaeval India. London 1894. 20 ff.

²⁵ J. F. FLEET: Corpus Inscriptionum Indicarum. III.² Varanasi 1963. 7 (No. 1, ser. 21).

²⁶ A. CUNNINGHAM: Coins of Mediaeval India. 23 foll. [Cf. additional note, p. 430.]

which prove the existence of a Kuṣāṇa Kingdom independent of the Sassanian Empire during the 3rd century. According to the report of Trebellius Pollio (SHA Val. 4, 1), after taking the Roman Emperor Valerianus prisoner, Šāhpuhr I addresses a *fath-nāme* (*litteras*) to the neighbouring peoples. The latter react on this in different ways. For example the *Bactrani* do not accept the *fath-nāme* of Šāhpuhr, but promise help to the Romans for the release of Valerianus.²⁷ In this report the *Bactrani* appear as an independent people, hostile towards the Persians. Thus it is obvious that we should not see in it Kuṣānšahr belonging to Šāhpuhr's empire, but the independent Indian Late Kuṣāṇa Empire. According to another evidence of the SHA (Fl. Vop. Aurel. 33, 4) the *Bactrani*, together with several other independent peoples including the Persians, sent a congratulating delegation to Aurelianus. The Pāykūlī inscription of Narsē originating from a somewhat later time (from 293) says that at the accession to the throne of Narsē congratulating delegations arrived from various countries including the Roman Emperor and the Kuṣāṇa king (G 11, 4: *kwšn MLK'*).²⁸

All these data show the Indian Late Kuṣāṇa Empire still on the summit of its power. Immediately after this, however, its decline set in. First of all it lost Mathurā, and thus also the territories situated south and east of it, at the end of the 3rd century (see above). However, even more serious was the blow administered by Candragupta I on the Indian Late Kuṣāṇa Empire about the year 320. According to the Mēharaulī posthumous inscription, *Candra adhirāja*, in whom, together with J. F. Fleet,²⁹ we can only see Candragupta I, defeated the *Vāhlika*-s. The denomination *vāhlika*- (*bāhlika*-, *vāhlika*-, etc.) can be traced back to the Middle Iranian form of *Bactra*, and according to the evidence of the Taxila silver scroll it was known in India in the form *bahalia*- (< **bahlika*-) already in the 1st century. It cannot be, therefore, doubtful that in Candragupta's inscription the denomination *vāhlika*- applies for the Kuṣāṇas. The posthumous Allāhābād inscription of Samudragupta testifies the complete downfall of the power of the Late Kuṣāṇa Empire.³⁰ In this the phrase *svaviṣayabhuktiśāsana*[y]ācanādyupāyasevā «respectful service as the surrender of the possession of the own territory, asking for orders, etc.» characterizes the relationship to Samudragupta of the *daivaputraśāhiśāhānuṣāhi*, in whom, against the earlier assumptions, we must see the Late Kuṣāṇa ruler holding the title of the Great Kuṣāṇas *ḥayo ṣaunāno ṣau ḥayopuhro* = *mahārāja rājatirāja*

²⁷ Cf. R. GHIRSHMAN: Bégam. 168. See, however, note 16 above.

²⁸ In the Middle Persian variant *ʾk/dyʾ ZY kwšʾnʾ [MLK']*. The frequently quoted form *kwšd[n]* is an erroneous reading. It is obvious to think of the restoration [*knyš*]-*ʾkyʾ ZY kwšʾnʾ [MLK']* and to see in *Kanišk i Kuṣān šāh* a Kaniška IV or V.

²⁹ J. F. FLEET: Corpus Inscriptionum Indicarum. III². 140. There are scholars who identify Candragupta with Candragupta II. However, besides other reasons, the phrase *prāptena svabhujārjītañca sucirañcaikādhirāṣyaṃ kṣṇau Candrāhvena* renders it doubtless that in Candragupta of the inscription we must see Candragupta I.

³⁰ J. F. FLEET: Corpus Inscriptionum Indicarum. III². 1 ff. No. 1, line 23.

devaputra. This phrase clearly shows that the remaining part of the Late Kuṣāṇa Empire became a vassal kingdom of the Gupta Empire about 360—370, during the reign of Samudragupta.

The existence of the Indian Late Kuṣāṇa Empire is proved also by the coinage of its rulers. The sporadical historical data are completed by the evidence of these coins in an interesting way. The coins of the Indian Late Kuṣāṇa rulers are divided namely into two clearly separable groups, as this was recognized already by A. Cunningham.³¹ In the first group belong the coins of Kaniṣka III and his direct successors (? Vāsudeva III, Kaniṣka IV and Kaniṣka V). On these the Bactrian inscription is still well discernible and the workmanship of the coins is still fairly careful. In the second group, on the other hand, belong those coins on which the Bactrian inscription has already been completely deformed, and then it is also left out entirely. These coins bear longer Brāhmī inscriptions which, however, could not be interpreted so far. The relationship between the two groups is doubtless. They maintain the device of Vāsudeva I on the reverse throughout. Still it is evident that the second group reflects some new turn in the life of the Late Kuṣāṇa Kingdom of India. It is obvious to think that the second group showing a more careless workmanship, which indicates the doubtless signs of decline originates from the period after the great defeat suffered from Candragupta I about the year 320, lasting up to the appearance of the Kidarites. Thus, according to this assumption, we can distinguish two periods of the coinage of the Indian Late Kuṣāṇa Kingdom, *viz.* 1st period from 232 to 320 and 2nd period from 320 to 400 (?). The circumstance that the second phase of this coinage lasts up to the appearance of the Kidarites, is clearly shown by the fact that Kidāra's gold coinage is connected direct to the Kuṣāṇa coinage of the 2nd period. On the reverse of these coins we find still the representation of Ardoxṣo together with the device of Vāsudeva I. Beside the *Kidāra kuṣāṇa* inscription, on the other hand, we can still find also the mysterious inscription *kapa*[. .] to be read on the Late Kuṣāṇa coins of the 2nd period.³²

Thus the coinage proves that the Indian Late Kuṣāṇa Kingdom was also succeeded by Kidāra, who also achieved the independence of the vassal Kuṣāṇa standing under Sassanian rule. On this point arises the problem of the historical role of the Xyōns. Besides the scantiness of the sources, the solution of this is still rendered difficult by the following circumstances: 1. Kidāra on his coins does not call himself Xyōn, but Kuṣāṇa king, 2. the Chinese sources call Kidāra's country *Ta-yüe-chi*, just like the empire of the Great Kuṣāṇas, 3. the Indian inscriptions obviously do not make any difference between Xyōns and Hephthalites, but they use the name *hūṇa*-, in connection with both peoples, 4. the Chinese sources attribute the migration of Kidāra

³¹ A. CUNNINGHAM: *Later Indo-Scythians*. London 1895. 27 ff.

³² A. CUNNINGHAM: *op. cit.* 70, Pl. VI, 3.

partly to the attacks of the *Juan-juan*-s and partly to those of the *Hiung-nu*-s, 5. on the basis of the Chinese data the appearance of Kidāra in Kušānšahr can be dated to about 420, however on the basis of his coinage and especially on the basis of the Tepe Maranĵān coin hoard we must date it to a time preceding 385, 6. according to the alleged inscription *Hapatala šāho oiono* «Hephthal king of the Xyōns» of the Hephthalite coins, the Hephthalites were only the ruling clan of the Xyōns. On the basis of these data contradictory to each other the most different theories were set up in scientific literature. The two most contradictory theories are: on the one hand the Kidarites are regarded as Kušāṇas, and on the other hand the Hephthalites are identified with the Xyōns.

Omitting now the detailed criticism on the different theories,³³ I confine myself only to the short elucidation of the most important points of this complicated question. Without doubt Kidāra is the direct successor of the Sassanian viceroys of Kušānšahr and takes over also their titles. From this, however, it does not follow at all that he would have been either Persian or Kušāṇa. The Greek sources clearly speak about «Kidarite Huns». It cannot be disputed, therefore, that Kidāra was of «Hunnish» origin and that his coming to power in Kušānšahr as a Sassanian vassal king means in fact that this territory was occupied by the Kidarite Huns. First Šāhpuhr II succeeded in having his regime recognized by them, but about 375 they made themselves independent from the Sassanian rule. Nothing contradicts the supposition that the Kidarite Huns are in fact identical with the Chionites (Xyōns) appearing about 350, who could come to the border region of the Sassanian Empire, first of all to the territory situated north of Marv, only from the direction of Sogdiana, but through the Iron Gate they could eventually attack also the territory of Kušānšahr. The identity of the Chionites and the Kidarite Huns is proved by one of the remarks of Ps. Josua Stylites relating to the successful fights of Pērōz against the Kidarite Huns.^{33a} According to this the rivals of the Sassanian kings were *kywny' dhnwn hwny'* «*xyōn*-s that is *hūn*-s». It is also doubtless that the Kidarite Kingdom existed up to 468, when Pērōz succeeded

§ § ³³ Most important literature: J. MARQUART: *Ērānšahr*. 47 ff.; KURAKICHI SHIRATORI: *Memoirs of the RD of the Toyo Bunko* 2 (1928) 141 (he was first to point out that the *Hiung-nu*-s mentioned in the Wei-shu as the conquerors of *Su-t'ê* were Hephthalites); W. M. MCGOVERN: *The Early Empires of Central Asia*. Chapel Hill 1939. 404 ff., 485 ff.; R. GROSSET: *L'Empire des steppes*. Paris 1939. 110 ff.; O. MAENCHEN-HELFEN: *Byzantion* 17 (1944—45) 225 ff., 231; R. GHIRSHMAN: *Les chionites-hephthalites*. Le Caire 1948. 69 ff. with earlier literature; F. ALTHEIM—O. HANSEN: *Das Volkstum der Hephthaliten*, in F. ALTHEIM: *Aus Spätantike und Christentum*. Tübingen 1951. 104 ff.; H. W. BAILEY: *Hārāhūna*. Asiatica. Festschrift FR. WELLER. Leipzig 1954. 12 ff.; K. ENOKI: *Memoirs of the RD of the Toyo Bunko* 18 (1959) 1 ff.; F. ALTHEIM: *Geschichte der Hunnen*. I. Berlin 1959. 30—56, II. *Die Hephthaliten in Iran*. Berlin 1960; V. M. MASSON—V. A. ROMODIN: *История Афганистана*. I. 166 ff., 199 ff.; B. G. GAFUROV—B. A. LITVINSKIY: *История таджикского народа*. I. 405 ff., 415 ff.

^{33a} J. MARQUART: *Ērānšahr*. 58.

in occupying their capital Balaam, *Po-lo* of the Chinese sources, very likely to be identified with Balγ.³⁴ Since Priskos also calls the enemies of Yazdgird II Kidarite Huns, thus only the origin of the «Turks» occurring in the report of Ṭabarī remains uncertain, against whom Bahrām Gōr (420—438) achieved his great victory.

It would not be unimaginable in itself to see in these «Turks» Hephthalites, who came to the vicinity of Marv from the direction of Sogdiana, crossing the Amu-darya. However, the use of the denomination «Turk» in connection with the Hephthalites cannot be explained either on part of Ṭabarī or on part of his source, the Xvaδāy-nāmaγ, because later on in the history of Pērōz and in connection with the events of the Age of Xusro I they use both the names «Turk» and «Hephthalite» correctly.³⁵ The problem is perhaps solved by an ingenious assumption of O. Hansen disregarded up to now,³⁶ according to which the original Iranian name of the «Turks» occurring in the story of Bahrām Gōr told by Ṭabarī was not the Middle Persian *turk* (*twlk*) identical with the people's name *Turk*, but the Middle Persian people's name **turak* with similar spelling (*twlk*), but to be traced back to the form **tuγrak*, which served for the denomination of another people.³⁷ We must add to this that the form **tuγrak* supposed by Hansen can be a development of the name *taγvar* > *tuγar-ak* of the Kušānas,³⁸ and that an exact parallel of this presumed development **tuγrak* > *turak* is rendered by the country name *Tuγrān* > *Turān*. The possibility that the Kidarite Huns could be denoted also by the name **turak* of the Kušānas in this period, is rendered doubtless by a remark of Elišē according to which the *hon*-s are also called *k'owšan*-s.³⁹

The historical picture outlined above is not refuted by the Chinese data. It was pointed out already by K. Enoki that the Chinese *Ta-yüe-chi* in this period is no more an ethnic denomination, but simply a territorial name, a country name.⁴⁰ Thus the Chinese could call the Kidarite Kingdom *Ta-yüe-chi*

³⁴ The fact that *Po-lo* cannot be identified with Balγan (thus J. MARQUART: *Ērānšahr*. 55) has been shown convincingly by S. K. KABANOV: ВДИ 1953/2 201—207 (the identification by MARQUART was not accepted already by W. BARTHOLD). V. M. MASSON: *op. cit.* 167 points out correctly that the identification *Po-lo* — *Balγ* still continues to be the most likely one (this originates from TH. NÖLDEKE: Ṭabarī. 119, note 1 in the form according to which *Balaam* [in the report of Priskos], by the later investigation identified with *Po-lo*, can be regarded as *Balγ*). From the linguistic point of view this identification has definite difficulties. To the solution of these I shall return on another occasion.

³⁵ It is not sure whether the role of the Hephthalites in the accession of Pērōz to the throne is a historical reality. In this episode the Hephthalites and the Kidarite Huns (*xyōn*-s), about whom otherwise Ṭabarī or his source does not know at all, could easily be confused inasmuch as in Middle Persian the Hephthalites were called not only *heftal* but also *spēd xyōn*, «White Huns».

³⁶ O. HANSEN: in F. ALTHEIM: *Aus Spätantike und Christentum*. 108, note 4.

³⁷ HANSEN's assumption was, to a certain extent, reworded by me in order to make it clearer.

³⁸ O. SZEMERÉNYI: MNyr. 70 (1946) 60 already presumed that the people's name *toγār* developed into *tūr*.

³⁹ Cf. J. MARQUART: *Ērānšahr*. 55; K. V. TREVER: CA 21 (1954) 136.

⁴⁰ K. ENOKI: *Memoirs of the RD of the Toyo Bunko* 18 (1959) 11.

just like Elišē could call the *hon-s k'owšan-s*. As regards the date of Kidāra's migration and his settlement in *Po-lo* (Balχ), the dating of this, on the basis of the Chinese sources, to a time about 420 is based on the consideration that Kidāra was compelled to migrate by the attacks of the *Juan-juan-s*, and the power of the latter was consolidated only after 400. However, according to the report on the *Siao-yüe-chi*, Kidāra did not take flight from the *Juan-juan-s* but from the *Hiung-nu-s*.⁴¹ Although this report seems to be unintelligible at the first glance, because it would be obvious that the Chinese should call the Kidarite Huns themselves *Hiung-nu-s*, from the historical point of view it still seems to be more likely. Since the mentioning of the *Hiung-nu-s* in this report was obviously hardly intelligible already at that time, in the report on the *Ta-yüe-chi*-s it was replaced by the people name *Juan-juan*, which seemed to be more logical. However, the mentioning of the *Hiung-nu-s* in the report receives sense at once if we take into consideration that in this period in the Chinese sources in the report on *Su-t'ê* (Sogdiane) the name *Hiung-nu* denotes the Hephthalites.⁴² In fact it is obvious to think that just the attack of the Hephthalites could be the reason why Kidāra penetrated into the territory of Kušānšahr. Thus the occupation of Sogdiane (*Su-t'ê*) by the Hephthalites (*Hiung-nu*) could mean a *terminus ad quem* from the viewpoint of the settlement of Kidāra in Balχ (*Po-lo*). O. Maenchen-Helfen places the date of the former event between the years 370 and 435, and thus we can count with the appearance of Kidāra in Kušānšahr already in 370.

As for the relationship to each other of the Kidarite Huns and the Hephthalites, this is a considerably more simple problem. As a matter of fact the Kidarite Huns obviously strived to maintain the continuity of both Kušānšahr and the Indian Late Kušāṇa Kingdom and therefore they called themselves «(Great) Kušāṇa kings». Their coinage is also closely connected with that of the previous rulers in both territories and they maintain even the device of Vāsudeva. The Hephthalites, on the other hand, radically break with the former dynastic traditions. They do not join with the Kidarite Huns or the Kušāṇas either in their coinage or in their titles. On their coins a new device appears. The coin inscription *Hapatala šaho oiono* «Hephthal king of the Xyōns», which would testify the relationship between the Kidarite Huns and the Hephthalites, simply does not exist. On the Hephthalite coins neither the name *heftal*, nor the names *xyōn* or *hūn* could be pointed out so far. There is no trace to indicate that the Hephthalites would have called themselves «Huns», while on the other hand it is doubtless that *hūn* was the name by which the Kidarite Huns

⁴¹ This report erroneously mentions Gandhāra as the starting point of the migration of Kidāra.

⁴² This was pointed out for the first time by KURAKICHI SHIRATORI: *Memoirs of the R.I. of the Toyo Bunko* 2 (1928) 141; cf. also O. MAENCHEN-HELFEN: *Byzantion* 17 (1944—45) 231.

called themselves. The circumstance that the Indian inscriptions call the Kidarite Huns as well as the Hephthalites *hūṇa*-s, is explained by the fact that in India the Hephthalites occupied the Kidarite Hun Kingdom and thus they appeared in the same territory as the Huns.

It seems therefore to be doubtless that the Hephthalites were an entirely different people from the Huns and their appearance meant a break in the historical continuity of the Kuṣāṇa Empire to a certain extent. This is very likely connected partly with the fact that the settlement of Kidāra and his Huns in the territory of Kuṣānšahr took place in a more or less peaceful way and in the beginning Kidāra accepted even the supremacy of the Sassanians. The penetration of the Kidarites into the Indian Late Kuṣāṇa Empire very likely did not meet with any resistance either, and it is even possible that they were regarded as allies against the Gupta Empire. However, the Hephthalites fought heavy fights for the possession of both Kuṣānšahr and the Indian Late Kuṣāṇa Kingdom. Thus they appeared as conquerors and not as the successors of the earlier ruling dynasty.

The conquest of Kuṣānšahr by the Hephthalites is obviously closely connected with the downfall of the Kidarite Hun Kingdom. The fact that Pērōz, after several years of unsuccessful struggle, won a sudden victory over the Kidarites, is very likely explained by the circumstance that the Kidarites were attacked simultaneously by the Hephthalites. According to a generally accepted assumption the delegation of Pērōz reporting the conquest of the capital of the Kidarite Huns came to the East Roman Emperor Leon in the year 468. Since the delegation of Pērōz arrived still before the great campaign against the Vandals in 468, the date of the arrival of the delegation could only be the beginning of 468 or eventually the end of 467. Thus the victory of Pērōz cannot be dated later than to 467, and this had still to be preceded by the attack of the Hephthalites who occupied the strength of the Kidarites and rendered possible for Pērōz to take their capital Balχ (*Po-lo*). Therefore it is likely that the Hephthalites attacked the Transoxanian territory of the Kidarites in 466,⁴³ and eventually they captured it in the same year. Upon this in 467 Pērōz also launched an attack against the Kidarite Huns, which was of decisive success. At the same time, however, the Hephthalites very likely took possession of the eastern part of Kuṣānšahr, and then very soon they occupied also Balχ from the Persians.⁴⁴ At this time began the tragic struggle of Pērōz with the Hephthalites.

⁴³ K. ENOKI: *Memoirs of the RD of the Toyo Bunko* 18 (1959) 11, note 3. According to his assumption the Hephthalites occupied Toḡaristān about 450 from the Kidarites. This, however, is impossible because Pērōz from 459 to 467 was still at war with the Kidarites and occupied their capital only in 467.

⁴⁴ Ṭabarī definitely says that the Hephthalites occupied Toḡaristān (»Dann zog er [viz. Pērōz] gegen ein Volk, welches Toḡaristān erobert hatte und Haital hiess«, TH. NÖLDEKE: Ṭabarī. 119).

In Tabarī, in the report on the fights against Pērōz, the king of the Hephthalites appears with the name 'ḥšnw'r. It is doubtless, however, that this was only the title of the Hephthalite ruler.⁴⁵ According to a Chinese report originating from 658, the ancestor of the king of *Ki-pin* (Kāpiśa — Kābul) was *Hing-nie*, and *Ho-hie-chī*, who ruled at that time, was the twelfth successor of the former.⁴⁶ Thus in the person of *Hing-nie* we must see that Hephthalite ruler who conquered Kušānšahr. The period of 192 years calculated from 466 to 658 divided according to the 12 kings give an average ruling period of 16 years which seems to be real.⁴⁷

L. Petech identified the name *Hing-nie* with *Śāhi Khimṅala* appearing in the recently published Kābul Sanskrit inscription, and he also referred to the circumstance that this Hephthalite ruler had been pointed out already earlier by A. Cunningham⁴⁸ and then by M. A. Stein⁴⁹ on the basis of his coins bearing the inscription *Deva Śāhi Khimṅila* and on the basis of his being mentioned in the *Rājatarāṅgiṇī* (*Khinkhila Narendrāditya*). Besides these a further important evidence was pointed out in this connection by Petech, to which attention was drawn already by J. Marquart,⁵⁰ viz. the Arab sources mention *ḫngl* (**Hingil*) Kābul-śāh⁵¹ in 778/9. On the basis of these data it seems to be

⁴⁵ F. W. K. MÜLLER: Soghdische Texte. I. APAW 1912. Berlin 1913. 108, note, recognized for the first time that 'ḥšnw'r is not a name but a title, and that it is formed either from the Sogdian word *xš'wn* 'power' or from the Sogdian word *xš'w'n* 'king'. This interpretation was further developed by W. HENNING: ZDMG 90 (1936) 17, note 2 and Ein Manichäisches Bet- und Beichtenbuch. APAW Phil.-hist. Kl. 1936. Berlin 1937. 96, inasmuch as he corrected the form 'ḥšnw'r to *'ḥšnd'r and identified it with the Sogdian word 'xš'w'nδ'r. Contrary to this G. WIDENGREN: Orientalia Suecana 1 (1952) 75, note 1 held the original form correct and interpreted it as *xšāwānwār* («Machträger»). This interpretation was also accepted by F. ALTHEIM: Geschichte der Hunnen. I. Berlin 1959. 46, note 15 and II. 52. WIDENGREN obviously did not understand the essence of HENNING's explanation. HENNING regards the title 'ḥšnw'r as a Sogdian word, identical with the well-known title 'xš'w'nδ'r 'king'. This is the only possibility for the explanation of the name, because in Sogdian a word *xš'w'nβ'r 'king' does not exist. Thus the assumption of WIDENGREN is unacceptable. [Cf. additional note, p. 430.]

⁴⁶ E. CHAVANNES: Documents sur les Tou-kiue (Turcs) occidentaux. 131.

⁴⁷ J. MARQUART: Ērānšahr. 284 foll. calculates an average reigning period of 18 years, and thus he receives 442 as the year of the foundation of the dynasty. This is, however, impossible because at this time *Ki-pin* was still in the hands of the Kidarites. Of course, MARQUART holds the 7th century kings of *Ki-pin* the descendants of Kidāra and regards even *Hing-nie* as the son of Kidāra. After the above exposition this assumption needs no refutation. We can think of a certain continuity of the Kidarites in the times of the Hephthalites and eventually even later on the basis of the coinage only in Kashmir.

⁴⁸ A. CUNNINGHAM: Later Indo-Scythians. 110 foll.

⁴⁹ M. A. STEIN: Kalhaṇa's Rājatarāṅgiṇī. I². 90.

⁵⁰ J. MARQUART: Ērānšahr. 248.

⁵¹ L. PETECH: RSO 39 (1964) 287 ff. It is a great merit of PETECH that he has recognized the relationship of the names. However, he judges the historical relations of these erroneously inasmuch as he draws only the conclusion that *Xingil* was the title of the Kābul-śāhs in the 7—9th centuries. This is true, but besides it is doubtless that according to the Chinese data *Xingil* (*Hing-nie*) was the ancestor of the rulers of *Ki-pin*, who reigned in the 5th century, and in whom we must see a significant historical personality. *Xingil* I was not only the ruler of *Ki-pin* but also that of the Hephthalite

likely that the Hephthalite ruler Xingil was a significant historical personality. Since according to the Chinese sources the Hephthalite king ruling in *Su-t'ê* in 456 was still *Hu-yi* (or *Hu-ni*), *Hing-nie* (Xingil) must have come to power some time between the years 456 and 465.

The sources on Xingil can be completed with two more data. On a Hephthalite coin the inscription *XITTIAO AXANO* can be read in Late Bactrian script.⁵² It is obvious to compare this with the coin inscription *Dera Šāhi Khingila* and to regard it as the coin of Xingil minted for Bactria (Toḡaristān), while the coins with Indian inscriptions in Brāhmī script were very likely issued for Gandhāra. On the basis of the parallel character of the two inscriptions we must see in the word *axano* the Hephthalite equivalent of the title *šāhi* 'king'. The other evidence can be found in the Kārnāmaṃ. The closing part of the work enumerates those rulers who came to the Sassanian Court «in peace and friendship», viz. *kysl ZY ḥlwm'y'n' štrwd'l W t'b' ZY k'pwl W ḥndwk'n' šh W twlk ḥ'k'n'* (XIII. 20). In this enumeration an old unsolved problem is the dignitary name *t'b'* which up to now could not be interpreted in an acceptable way.⁵³ If we presume, however, that the initial *t* is an original letter group *ddn*, while the terminal *b* originated from the erroneous reading and copying of an *l* (the inversion of *t* and *dn* frequently occurs also in the late manuscripts), then the presumable form **ddnddl* can be interpreted without difficulty as *ḥngyl* i.e. **Xingil*. Thus we receive just that dignitary name, which according to the Arabic sources was used by the kings of Kābul in the Post-Sassanian times. The fact that the enumeration came into being late, at the end of the 6th century at the earliest, is clearly shown by the mentioning of *twlk ḥ'k'n'*. Thus the passage can be interpreted as follows: «Kesar the Roman ruler and the Xingil of Kābul and the Hinduṃyān šāh and the Turk ḡayān».

The data relating to Xingil span three centuries. This circumstance renders it doubtless that we must distinguish several Xingils. The late data render likely that in this late period *Xingil* could be the title of the Kābul-šāhs, as this was presumed by L. Petech. However, with the same justification we can think also of a dynastic name, and this assumption is therefore more likely because *Khingala*, *Khingila*, *Xingilo* appearing on the Kābul Sanskrit inscription and in the coin legends is undoubtedly a personal name.⁵⁴ It

Empire and just therefore there is no reason why we should not read the city name *gykl'b'd*, mentioned by Idrisi, as *ḥngl'b'd* and interpret it as **Xingilābād*.

⁵² The photograph of the coin see A. CUNNINGHAM: Later Indo-Scythians. Pl. VII, 14. R. GHIRSHMAN: Les chionites-hephthalites. 19 (Fig. 17) gives the reading *hptl hiono*, but the clear reading recommended above seems to be sure. [Cf. additional note, p. 430.]

⁵³ J. MARQUART: *Ērānšahr*. 299 collated the title *t'b'* with the name *t'b'n* of the capital of Kābul mentioned by Abū Dulaf. The latter, however, is obviously nothing else, than the old erroneous reading of the name *k'bwł*, which arose from the contamination of the old form of the *k* with the *t*.

⁵⁴ L. PETECH: RSO 39 (1964) 287 interprets the Kābul inscription just inversely, viz. according to him in the phrase *Šāhi Khingalaulyata Šāhi* the word *Khingala* is a title,

seems, therefore, likely that the Kābul-šāhs of the 7–8th centuries traced back their origin to the dynasty of Xingil, the first great Hephthalite ruler, although the Kābul-šāh Xingil mentioned in 778/9 originated undoubtedly already from the Turk Šāhi dynasty. The fact that during the existence of the Hephthalite Empire *Xingil* was not yet a title used by every ruler, is clearly shown by the circumstance that on the basis of the coin legends we know such Hephthalite rulers who did not use this title, although according to their device they belonged to Xingil's dynasty. Among the data discussed, the Chinese datum *Hing-nie* undoubtedly relates to Xingil, the founder of the dynasty. The coin legends *Deva Šāhi Khiṅgila* and *Xingilo aṅano* and *Šāhi Khiṅgala*⁵⁵ mentioned in the Kābul inscription can obviously be referred to the same king.

We have already mentioned above that the Kābul inscription is dated to the 8th year of Khiṅgala and this is either a dating according to regnal years or it refers to a new era introduced by Khiṅgala. The circumstance that later on we find on the coins of Toramāṇa the date 52,⁵⁶ points definitely to the fact that we have to do with the introduction of a new era,⁵⁷ which can obviously be called Xingil- (or Khiṅgila-) Era, since the years of Xingil's reign (or the beginning of his reign) can undoubtedly be regarded as its starting point. The introduction of the new era obviously means turning against the traditions of the Late Kuṣāṇa Kingdom, and just therefore it seems to be likely that the omission of the intercalation of leap-months in the calendar used in the Kuṣāṇa Kingdom is really connected with the Hephthalite conquest. The survival of the Late Kuṣāṇa Era can very likely be presumed in the

while *Otyāta Šāhi* is a personal name. However, the coin legends clearly show that *Khiṅgila* is a personal name and thus *Otyāta Šāhi* must be a title. I shall return to the interpretation of the latter at another place.

⁵⁵ Šāhi Khiṅgala bears the highest title *paramabhaṭṭāraka mahārājādhirāja*. Thus he must definitely have been the ruler of a great empire, and therefore the inscription must obviously have originated from the time of the existence of the Hephthalite Empire, and not from the 7th century, as it is thought most likely by L. PETECH: RSO 39 (1964) 287. In connection with the Kābul-šāhs such a high title cannot be pointed out, nor is it likely.

⁵⁶ Cf. A. CUNNINGHAM: Coins of Mediaeval India. Pl. II, 11. The correct reading of the date is undoubtedly 52, because the arrangement of the numerals excludes the reading 92 alternatively supposed by J. F. FLEET: Corpus Inscriptionum Indicarum. III.² 11 foll.

⁵⁷ Earlier the date appearing on the coins of Toramāṇa was related to the Gupta Era, cf. J. F. FLEET: Corpus Inscriptionum Indicarum. III.² 11 foll., with the earlier literature. K. B. PATHAK: New Light on the Gupta Era and Mihirakula. Bhandarkar Commemorative Volume. 195 ff. (inaccessible for me) thinks about the own era of the Hephthalites. According to PATHAK the Hephthalite era began in 448, and its beginning is very likely connected with the conquest of Bactria by the Hephthalites (cf. W. M. MCGOVERN: The Early Empires of Central Asia. 486). The date 448, naturally, cannot be accepted either as the date of the conquest of Bactria, or as the date of the beginning of the Xingil era. Already A. CUNNINGHAM: Later Indo-Scythians. 84 thought about the possibility that the date 52 to be read on the coins of Toramāṇa should be calculated from the final driving out of the Sassanians from Transoxania, according to him from 456 or 457.

territory of India, in Gandhāra, where the Hephthalite influence was less intensive.

On the basis of the coinage the following members of the Xingil dynasty can be pointed out:

1. Deva Śāhi Khiṅgila (Xingilo *aḡano*) = *Hing-nie*, Śāhi Khiṅgala. The beginning of his reign falls very likely between 460 and 466, its 8th year is mentioned by the Kābul inscription.

2. Śāhi Javuvlaḡ. The conquest of Gandhāra (*Kipin*) and eventually of further Indian territories took place perhaps under him. As this was pointed out by K. Enoki,⁵⁸ according to the Chinese sources the Gandhāra Kidarites sent delegates to the Chinese court for the last time in 477, while in 520, on the other hand, the Hephthalites have already been in possession of Gandhāra for a longer time. On the basis of this Enoki dates the conquest of Gandhāra between the years 477 and 520. However, these limits of time can further be narrowed, and there cannot be any doubt that the Hephthalites conquered Gandhāra already in the 5th century. A. Cunningham drew our attention to a passage of the Čač-nāme according to which in Multān a ruler named *ġbwyn* had a water-reservoir constructed on the eastern side of the city, and had the famous temple of the Sun god built in the middle of it. Since according to the data of the same source, the Śāhis reigned in Multān for 137 years, and their reign was overthrown in 642, Cunningham concludes that it was occupied by the Hephthalites in 505, and sees in *ġbwyn* Toramāṇa, the ancestor of the dynasty, who also used the title *javula*.⁵⁹ The word *ġbwyn* can really be corrected to *ġbwly* without any difficulty. In this we can see a ruler named *Javula*. This, however, cannot be identical with Toramāṇa, because according to the testimony of the Ħraṇ inscription dated to the 1st year of his reign at that time the rule of the Hephthalites was spread already far to the southeast. Therefore in *Javula*, the ancestor of the Śāhi dynasty of Multān, we must rather see the Hephthalite ruler Śāhi Javuvlaḡ known from the coin legends. If, however, Multān was in the hands of the Hephthalites already in 505, then they had to occupy Gandhāra even earlier. On the other hand, the date of this could apparently be after the final victory over Pērōz, after 484, because before this the Hephthalites could hardly think of more distant invasions to the east. It is also in accord with this that according to the evidence of the Bhitari inscription of the Gupta king Skandagupta, which must very likely be dated to a time after his Junāgaḡḥ inscription, that is after 457/458, he wins a victory still over the Hūṇas,⁶⁰ in whom, in accordance with the historical situation, we must see still the Kidarite Huns. It is likely that the victory of Skandagupta in time does not fall far from the blows administered by the Hephthalites and the

⁵⁸ K. ENOKI: *Memoirs of the RD of the Toyo Bunko* 18 (1959) 11, note 3.

⁵⁹ A. CUNNINGHAM: *Later Indo-Scythians*. 80 foll., 91, 104.

⁶⁰ J. F. FLEET: *Corpus Inscriptionum Indicarum*. III². 52 ff. (No. 13).

Persians on the Kidarites. These attacks coming from three sides could bring about the sudden fall of the Kidarite Hun Kingdom.

3. [Rā]ja Laḥkhaṇa Udayāditya = Narendrāditya Laḥkhaṇa in the Rājatarāṅgiṇī (III. 383).⁶¹ The identity of the names is doubtless, however the historical identification has certain difficulties. [Cf. additional note, p. 431.]

4. Name of the king in Bactrian script, it has no acceptable reading so far, the date 92 on his coin.⁶² If we place the beginning of the Xingil-Era conditionally to 462 (selecting among the years between 460 and 465), then this ruler could reign about the year 554. Thus we can see in him very likely the last or the next to the last Hephthalite king. [Cf. additional note, p. 431.]

This list can probably be completed on the basis of a further study of the coin legends. That much seems at any rate likely already now that in the first half of the 6th century the eastern, Indian part of the Hephthalite Empire became to some extent independent or was completely separated from the western part. On the coins and epigraphic sources there appear the names of two such rulers, *viz.* Toramāṇa and Mihirakula, on the coins of whom we do not find the device of the Xingil dynasty, and who according to the historical sources followed a completely independent policy of the Hephthalite rulers of Toḡaristān. On the coins of Toramāṇa connected with the Gupta coinage we find still the year 52 of the Xingil-Era. This points to the circumstance that Toramāṇa in the beginning of his career still recognized the supremacy of the Xingil dynasty. He was very likely its viceroy in Gandhāra or in Punjab. According to the above calculation the 52nd year of the Xingil-Era corresponds to 514. This date is later than the one to which the appearance of Toramāṇa used to be placed. In reality, however, this date corresponds well to the other data.

From Ēraṇ an inscription dated to 510/11 is known, which mentions the battle fought by king Bhānugupta Gupta on the spot. Earlier it was presumed⁶³ that Toramāṇa occupied the territory of Eastern Mālwa previous to this, from where he was pushed out then by Bhānugupta. However, now we can hold it likely that the battle mentioned in the inscription was one of the links of those fights in the course of which Toramāṇa drove back the Guptas from the territory of Mālwa. This could take place between the years 511 and 514, because in 514 Toramāṇa issues already his coins imitating the coinage of the Guptas, in which he still uses the Xingil-Era. Shortly hereafter, however, he could completely separate himself from the rulers of the Xingil dynasty, because an inscription similarly found in Ēraṇ mentions already his 1st year and calls him *mahārājādhirāja*, *i.e.* independent ruler.⁶⁴

⁶¹ A. CUNNINGHAM: *Later Indo-Scythians*. Pl. VII, 2.

⁶² A. CUNNINGHAM: *op. cit.* Pl. VII, 14; R. GHIRSHMAN: *Les chionites-hephthalites*. 21 (Fig. 17) read the name *hiono*; O. HANSEN: (in ALTHEIM: *Aus Spätantike und Christentum*. 82 foll.) read it *oiono*. Both readings are unacceptable.

⁶³ J. F. FLEET: *Corpus Inscriptionum Indicarum*. III². 10 foll.

⁶⁴ J. F. FLEET: *op. cit.* 158. ff. (No. 36).

Toramāṇa was succeeded by his son, Mihirakula on the head of the Hephthalite Empire in India very likely still before 520. The Gwālior inscription mentions the 15th year of Mihirakula.⁶⁵ This must precede his defeat suffered from Yaśodharman, as a consequence of which he lost a large part of his possessions. One of the Mandasōr inscriptions of Yaśodharman originates from 532/3, and his inscription mentioning his victory over Mihirakula was written by the same person as the former, dated inscription.⁶⁶ Thus the two inscriptions cannot be separated from each other by more than 10–15 years. Since the Mandasōr inscription dated to 532/3 does not yet mention Yaśodharman's victory over Mihirakula, his second inscription from Mandasōr reporting about this must originate from a later time and thus on the basis of the above argumentation it can be dated to a time between 533 and 543. If Mihirakula ascended the throne in 518, then his 15th year could be in 533, and at this time he stood still in the summit of his power. Thus his defeat can very likely be dated to a time about 540.

According to the tradition preserved by Hsüan-tsang, Mihirakula after his defeat went to Kashmir and became king there.⁶⁷ This tradition is in harmony with the data of the Rājatarāṅgiṇī according to which a king named Mihirakula really reigned in Kashmir. However, the Rājatarāṅgiṇī mentions not only Mihirakula but also Toramāṇa, Kṣiṅkhila and Laḥkhāṇa,⁶⁸ but in the above order, differing from the testimony of the other historical data. Thus we can choose between two possibilities, viz. either the historical tradition available for Kalhaṇa confused the order of the rulers of Kashmir, and in this case the enumerated kings can be identified with the discussed Hephthalite kings, or the order given by Kalhaṇa is correct from the historical point of view. In the latter case, however, only Mihirakula can be identified with the Hephthalite king known from the historical enumeration, while in Toramāṇa, Kṣiṅkhila and Laḥkhāṇa we must see later rulers, not known otherwise from other historical sources.

The latter alternative is supported by several arguments. Among these one of the most important ones is that the history of Toramāṇa as it is narrated by Kalhaṇa can by no means be adjusted with the historical data regarding Toramāṇa. On the basis of this already A. Cunningham definitely protested against the identification of the two Toramāṇas.⁶⁹ Since the names Toramāṇa and Xingil can be pointed out in connection with the Turk Śāhi and Hindu Śāhi dynasties of Gandhāra also later on, it is likely that all the three names are in connection with later Gandhāra rulers who spread their power for a time also over Kashmir.

⁶⁵ J. F. FLEET: *op. cit.* 161. ff. (No. 37).

⁶⁶ Cf. J. F. FLEET: *op. cit.* 146.

⁶⁷ A. CUNNINGHAM: *Later Indo-Scythians*, 79 foll.

⁶⁸ M. A. STEIN: *Kalhaṇa's Rājatarāṅgiṇī*, I², 78–86.

⁶⁹ A. CUNNINGHAM: *Later Indo-Scythians*, 88 foll.

The division of the Hephthalite Empire about 515 into a western and an eastern part involved important historical consequences. In the Indian Hephthalite Empire, which after the defeat of Mihirakula was divided into parts and became considerably smaller (according to the tradition preserved by Hsüan-tsang Mihirakula later on maintained only Kashmir and Gandhāra under his rule, besides this, however, there existed still several minor independent Hephthalite principates in Punjab), the traditions of the Late Kuṣāṇa Kingdom could survive more intensively, and thus the Late Kuṣāṇa Era could remain in use there. The other important consequence was that the division into two rendered the Hephthalite Empire weaker, and thus between 563 and 567 also the western part fell a victim to the bilateral attacks of the Turks and the Persians.⁷⁰ [Cf. additional note, p. 431.]

After the victory of the Persians and Turks a complicated situation arose in the former Hephthalite territory. A considerable part of the former Hephthalite Empire, for the time being, could be secured by Xusrō I for himself. According to Ṭabarī at this time the following provinces came into possession of the Persians: Sind, Bust, ar-Ruḥl aḡ, Zābulistān, Tuḷaristān, Ṭuristān and Bālistān.⁷¹ Certain sources add to these also Čaḡāniyān. However, the occupation of these territories obviously meant only that the princes of these territories as vassals recognized the supremacy of Xusrō. There are many

⁷⁰ For the date cf. E. CHAVANNES: Documents sur les Tou-kiue (Turcs) occidentaux. 226. More recently certain investigators, thus e.g. G. WIDENGREN: *Orientalia Suecana* 1 (1952) 91, date the fall of the Hephthalite Empire on the basis of E. STEIN: *Histoire du Bas-Empire*. II. Paris—Bruxelles—Amsterdam 1949. 518, to about 560 (but at any rate to a time before 561). On the other hand I have pointed out already earlier that from the phrase of Menandros «(Xusrō) overthrew the power of the Hephthalites», to which E. Stein refers, it does not follow at all that the Hephthalite Empire would have been annihilated already before 561. The Persian delegate, who at the negotiations carried on with the Byzantines in 561 says these words — as it is stressed by Menandros himself — has considerably exaggerated the success of the Persians. But even if we took these words literally, it would only follow from them that Xusrō had administered a heavy blow on the Hephthalites already before 561. This can be regarded as natural, since the fight against the Hephthalites lasted very likely for several years. The decisive point in this question is that according to the delegation of the Turks sent in 563 to Byzantium the war against the Hephthalites did not yet come to an end, and this does not contradict the fact that the fights started already before 561. Cf. J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 10 (1962) 144 foll., 150.

⁷¹ TH. NÖLDEKE: Ṭabarī. 156. Cf. J. MARQUART: *Ērānsahr.* 32, 64. The last two names, the forms of which in the manuscript are *durst'n* and *k'rst'n*, mean an old unsolved problem. The recommended corrections, besides palæographic points of view, rely upon the fact that the enumeration mentions *Sind*, but *Ṭūrān* and *Makurān* are missing from it, without which *Sind* cannot be possessed. *Turistān* is parallelly used with *Turān* already in Middle Persian, while *Bālistān* stands obviously in place of *Makurān*, as part of it or as a neighbouring territory. The authenticity of the enumeration was convincingly proved by G. WIDENGREN: *Orientalia Suecana* 1 (1952) 69 ff. However, he is very likely exaggerating when on the basis of certain sources he ranges also Faryāna among the territories occupied by Xusrō. In fact the possession of Faryāna is possible only together with Sogdiana. However, Sogdiana — as it is proved by the itinerary of Zernarchos — was in possession of the Turks already in 569, also before the outbreak of the Turko—Persian War. Xusrō could acquire Čaḡāniyān at the most up to the Iron Gate, as a sort of a bridgehead position in Transoxania.

circumstances pointing to the fact that the narrative of Firdausī, according to which the notabilities of the Hephthalite provinces headed by the newly elected king Faḡānīš gathered before Xusrō and declared themselves his vassals, even if it is invented, in its essence well reflects the conditions of this period. The picture of feudal dismemberment revealed in this narrative could be characteristic of the Hephthalite Empire, and its dissolution was facilitated by it just like that of the Sassanian Empire later on.

It is striking that Kābul and Xuttal are not included in the list of the Hephthalite provinces occupied by Xusrō. It seems that the princes of certain Hephthalite provinces could preserve their independence also after the fall of the Hephthalite Empire. From historical view-point especially significant is the preservation or even achievement of the independence of Kābul, since this is just the land where the most lasting state of Eastern Iran comes into existence which unites in itself Iranian and Indian territories and fills an important cultural mediating role between Iran and India. The coming into existence of the dynasty of the Kābul-šāhs, the Xingils, can very likely be traced back to this period and it can be presumed in two ways. Since the Kābul-šāhs used the dynastic title *Xingil*, it would be obvious to presume that after the fall of the last Hephthalite ruler one member of the Xingil dynasty escaped to Kābul and consolidated his power there, so that he could resist with success to the Persians and founded the dynasty of the Kābul-šāhs. Only that consideration contradicts this assumption that for the adoption of the dynastic title *Xingil* it was not absolutely necessary that the founder of the dynasty of the Kābul-šāhs should really be a descendant of Xingil. This could happen also for the sake of legitimation, as this is shown by the case of the Turk Šāhi dynasty. The other possibility is that the Toramāṇa dynasty ruling in Gandhāra and Kashmir made itself master over Kābul and exactly this was why it remained outside the sphere of the conquests of Xusrō. After the fall of the Hephthalite Empire the Hephthalite kings of Gandhāra regarded themselves as the heirs of the renowned Xingil dynasty and this is why they assumed and used the dynastic title *Xingil*.

The circumstance that the dynasty of Toramāṇa continued to reign in Kashmir and Gandhāra also after the death of Mihirakula about 550 is rendered likely by the data of the *Rājatarāṅgiṇī*. According to these the successor of Mihirakula was his son, Baka (I. 325 ff.). Since obviously this name cannot be identical with the Sanskrit word *baka*-,⁷² it is very likely the Sanskrit transliteration of the Bactrian word *βayo*. Thus its meaning is 'Lord'. A similar transliteration of the Bactrian word *βayano* is found in the title *bakanapati* 'temple official'.⁷³ The Iranian origin of the name *Baka* confirms the tradition

⁷² As it was already stressed by M. A. STEIN: Kalhana's *Rājatarāṅgiṇī*, I², 79, note 36.

⁷³ Cf. J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 375 (*bakana-* < **βayano-*).

which saw in him the son of Mihirakula. The next rulers, Kṣitinanda, Vasunanda, Nara, Akṣa, Gopāditya, Gokarṇa bear names mostly compounded with the words *nanda-* or *go-* («Gonanda dynasty»), and this is obviously connected with the bull representation on the coins of Mihirakula and with the bull-standard to be seen on one of his coins.⁷⁴ Thus the tradition is very likely correct, which regards these rulers as the descendants of Mihirakula.

Hereafter follows still Khiṅkhila Narendrāditya whose son is driven away from Kashmir. It seems that Kashmir comes for a shorter time under the influence or power of Ujjayinī, then the descendants of Mihirakula are called back from Gandhāra (!). Among these occurs Toramāṇa. However, only his son ascends the throne after another few years' influence of Ujjayinī. His grand-son bears the name Laḥkhaṇa Narendrāditya, which refers again to the Xingil dynasty. Hereafter follow still three kings bearing names compounded with the word *āditya-*, and then the Gonanda dynasty is replaced by the Kārkoṭa dynasty (Rāj. I. 336 - 373, II. and III).

The above mentioned data of the Rājatarāṅgiṇī render it doubtless that the successors of Mihirakula reigned in Kashmir with shorter breaks still for a longer time. It seems also to be likely that this dynasty at a certain date acquired also Gandhāra, and there were times when its power was confined even to Gandhāra. We can also think of the possibility that after the conquest of Gandhāra one branch of the dynasty ruled in Kashmir and the other in Gandhāra. It is at any rate doubtless that when Khiṅkhila's son was driven away, the latter escaped to Gandhāra and his grand-son came back from there to Kashmir's throne. For the historical evaluation of the data we have the following chronological footholds. Vikramāditya-Harṣa, whose influence was spread over Kashmir also on two occasions after Khiṅkhila, was father of Śilāditya, from whose reign we know inscriptions dated to the years 286 and 290 of the Gupta Era (605/6 and 609/10).⁷⁵ Accordingly Vikramāditya-Harṣa ruled approximately between 560/570 and 590/600 and in accordance with this his regime over Kashmir can be dated between 570 - 580 and 590 - 600. From this it follows that the reign of Khiṅkhila fell before 570, and that of Pravarasena, son of Toramāṇa, to a time after the years 590 - 600. The first date is very noteworthy, because the flight of Khiṅkhila's son from Kashmir to Gandhāra involves also the supposition that the dynasty possessed also the latter province, and the appearance of the name *Khiṅkhila* points to the circumstance that after the dissolution of the Hephthalite Empire (about 565) the dynasty of Mihirakula assumed the dynastic name *Xingil*. Thus of the two assumptions regarding the origin of the Kābul-šāhs mentioned above the second one seems to be correct.

⁷⁴ A. CUNNINGHAM: Later Indo-Scythians. Pl. VIII, 4.

⁷⁵ J. F. FLEET: Corpus Inscriptionum Indicarum. III². 41.

The other chronological foothold is the date of the coming into power of the Kārkoṭa dynasty, which means the end of the dynasty of Mihirakula in Kashmir. For this we have no exact data, but the Chinese sources mention Candrāpīḍa in 713 and 720, and since according to the Rājatarāṅgiṇī this king reigned only for 8 years and 8 months, it is doubtless that the end of his rule must be dated to 720 (or eventually 721). Durlabhavardhana reigned for 36 years, Durlabhaka for 50 years, and Candrāpīḍa for 8 years. This makes altogether 94 years. If we subtract this from 720, we get 626 as the date of the coming into power of the Kārkoṭa dynasty. This date is again very important from the historical point of view. According to the Chinese sources *T'ung Ye-hu k'o-han* (Western Turk qaγan) took under his power *Po-si* and *Ki-pin* between 620 and 630.⁷⁶

This event meant the conclusion of a historical process lasting for several decades. Part of the Eastern Iranian vassal principates of Xusrō I, but at least Transoxania, was very likely lost during the Turko-Persian War started in 569. The campaigns of Bahrām Čōbin in 589 and of Šmbat Bagratuni in 616/7 clearly show that Toḡaristān was separated from the Sassanian Empire already before 589. In the separation of the former Hephthalite territories the Turks had very likely an important role. Their route of penetration from Sogdiana lead through the Iron Gate, Termez and Balx. At this time, however, we have to do still first of all with the separative ambitions of the Hephthalite principates. Of course, this went together with the increase of the Turk influence, and it is likely that certain Hephthalite principates, thus first of all Čaγāniyān and Toḡaristān, got into vassal dependence from the Turks already at this time. On the other hand, the Eastern Iranian territories and Gandhāra came under direct Turk rule about 625 and a Turk ruler reigned over them. Without doubt this event went together mostly with the discontinuation of the local dynasties. These were now replaced by Turk governors and princes. This is obviously connected also with the fact that the rule of the dynasty of Mihirakula in Kashmir came to an end in 625. Very likely at the same time the dynasty of Hephthalite origin in Gandhāra was replaced by Turk rulers.

Thus the rule of the dynasty of Mihirakula came to an end about 625 both in Kashmir and Gandhāra. In Kashmir it was replaced by the Kārkoṭa dynasty and in Gandhāra by the Turk Šāhi dynasty. This conclusion is rendered doubtless by the fact that *Ho-hie-chi* appearing in the Chinese sources in 658 as king of *Ki-pin* has already an undoubtedly Turkish name (**Qarγılčī*). At the same time, however, it is noteworthy that according to the Chinese data the Turk Šāhi dynasty reigning for hardly three decades traced back its origin to *Hing-nie*, Xingil. This proves that the Turk Šāhi dynasty was closely attached to the traditions of the dynasty of Mihirakula, possibly also by marriage, just

⁷⁶ E. CHAVANNES: Documents sur les Tou-kiue (Tures) occidentaux. 24, 52.

like the Kārkoṭa dynasty in Kashmir. Thus they obviously adopted the dynastic title *Xingil* and it is likely that they also continued the use of the Late Kuṣāṇa Era.

The rule of the Turk Šāhi dynasty after the Turk conquest was actually confined to Gandhāra. According to the report of Hsüan-tsang in the years after 630 *Fu-li-shi-so-t'ang-no* (**Bulzistān* or **Burzistān* in which according to the argumentation of J. Marquart⁷⁷ we must see Kābul) and *T's'ao-kü-cha* (Zābul) were kingdoms independent of Gandhāra,⁷⁸ however obviously they were all vassals of the Turk king, ruler of Toḡaristān, residing in *Huo* (Qunduz). In the period of the Arab conquest, as from 650 especially Kābul and Zābul played an important part in the Eastern Iranian events, while the power and prestige of *O-shi-no Wu-shi-po*, king of Toḡaristān, mentioned by the Chinese sources in 658, showed a considerable decline. It seems that under caliph Mu'āwiya (661—680) Kābul and Zābul were united under one ruler, but at this time the brother of the Kābul-šāh with the support of the Arabs established an independent kingdom in Zābul which then eclipsed Kābul for a long time and caused serious difficulties to the Arabs.⁷⁹

The rulers of Zābul are denoted by the Muhammadan sources with a name which gave opportunity to many misunderstandings. There occur the following variants of the name: *rwsl*, *rtbl*, *rtbyl*, *znbyl*, *zwyh*.⁸⁰ On the basis of these everybody reconstructs various forms of names according to preference. The most wide-spread variant is *znbyl* **Zambīl* or *Zunbīl*,⁸¹ preferred by J. Marquart and the form *rtynpl* **Ratnapāla* mainly used by Indian scholars.⁸² None of these explanations can be accepted. As regards the explanation from Indian, it is entirely unlikely that the kings of Zābul would have used a lower Indian dignitary name as title, and even otherwise it would be a unique phenomenon to use an Indian royal title in the territory of Eastern Iran. The interesting feature of Marquart's explanation is, that he convincingly proved that the country name *Zābul* originates from the title *jabula* of the ruler reigning in the territory.⁸³ At the same time, however, he restored another dignitary name as the title of the rulers of Zābul.

It cannot be doubtful for even a minute that the title of the rulers of Zābul as regards its origin is connected with the name of the country, and therefore only such an explanation can be correct, which is in accordance with this fact. Accordingly the quoted readings can be restored as **zywyl*, **zwyl*, **zybyl*, **zbyl* and can be interpreted as **Ziwil* or **Zibil*. They obviously

⁷⁷ J. MARQUART: *Ērānšahr*. 286. ff.

⁷⁸ J. MARQUART: *op. cit.* 284.

⁷⁹ J. MARQUART: *op. cit.* 38.

⁸⁰ J. MARQUART: *op. cit.* 37, 248, 295.

⁸¹ J. MARQUART: *op. cit.* 37 (*Zunbīl*), 248 (*Zambīl*).

⁸² Most recently this way A. H. DANI: *Ancient Pakistan* I (1964) 127.

⁸³ J. MARQUART: *Ērānšahr*. 39 foll.

reflect an original form **Ziβil* which is nothing else than the palatalized development of the title *jaβula*. Similar palatalized forms are well-known also as the developments of the Turkish variant *jaβγu* of this title, viz. *jibü*, *Ziebel* etc.^{83a} However, besides these parallels we have also direct arguments to the effect that the title of the rulers of Zābul was *Ziβil* (or *Žiβil*). It is mentioned by the Chinese sources that the ruler of *Sie-yü* (Zābul) was *Shi-yü* up to 738.⁸⁴ The T'ang form of this name could be *Žiäi-ïuēt* (Northwestern T'ang **Ži-ïvyä*), which can be regarded as the exact transliteration of a foreign **Ziβil* or **Ziïil*.⁸⁵ The Chinese form is related to the original *Ziβil* just like the Chinese form *Sie-yü* (*Žiä-ïuēt*) to the form *Zābul*.

The Zibil dynasty ruling in Zābul as from 670 carried on an energetic and finally successful fight against the Arab conquerors. Its regime spread sometimes as far as Siyistān and according to a Chinese report after 710/11 it compelled also *Ki-pin* to recognize its supremacy.⁸⁶ This report caused much confusion in scientific investigation. In general the use of the Chinese reports is rendered difficult by the circumstance that the T'ang-shu does not make any difference between Gandhāra and Kābul, but understands under *Ki-pin* sometimes both of them and sometimes only one of them. However, the report of Hsüan-tsang renders it doubtless that after 630 Gandhāra, Kābul (*Kāpiśa*) and Zābul were separate kingdoms, and this situation was changed only after 710. In this time we do not know much about the Turk Šāhis ruling in Gandhāra. The invasion of al-Muhallab bn Abū Šufra in 664/5 was directed against their territories. This invasion affected the region between Mūltān and Kābul.⁸⁷ This very likely weakened their position.

In this period we hear more about Kābul, but it is doubtless that the Kābul-šāhs at this time are not yet identical with the Turk Šāhis ruling in Gandhāra. In a characteristic way, for the title *Xingil* of the Kābul-šāhs we have data only from 778/9, viz. from a time after 710, when the separate status of Kābul and Gandhāra is abolished for a time, and when the Turk Šāhis using the title *Xingil* spread their power also over Kābul. Thus the identity of the Kābul-šāhs in this period is uncertain. The problem of the Kābul-šāhs is to a certain extent connected with the role of a mysterious historical figure of this period, viz. Nēzak Ṭarhān.⁸⁸ Nēzak Ṭarhān is mentioned by the historical sources from 651 to 709. He has a part in the perdition of the last Sassanian

^{83a} M. MORAVCSIK: Byzantinoturcica. II². Berlin 1958. 130.

⁸⁴ E. CHAVANNES: Documents sur les Tou-kiue (Tures) occidentaux. 210.

⁸⁵ The Northwestern T'ang form follows here the transliteration system of HALOUN (cf. G. HALOUN in H. W. BAILEY: Khotanese Texts. IV. Cambridge 1961. 177 foll.), this is why it differs from the Northwestern T'ang form of the same sign given above.

⁸⁶ E. CHAVANNES: Documents sur les Tou-kiue (Tures) occidentaux. 161.

⁸⁷ J. HARMATTA: Acta Ant. Hung. 14 (1966) 461.

⁸⁸ Cf. J. MARQUART: Ērānšahr. 68, 77, Wehrot und Arang. Leiden 1938. 40—42; F. ALTHEIM: Geschichte der Hunnen. II. 62 ff. both with further literature.

ruler. In 671 and 708/9 he foments a revolt against the Arabs, he is acting once in Merv, then in the region of Bāḍγēs and again in Kōhistān (north of Kābul), while finally he is executed by Qūtaiba bn Muslim in 709 in Iškīmišt. The story of Nēzak Ṭarhān has two important unsolved problems, *viz.* does the same person occur in the reports from 651 to 709 or was this name borne also by several persons, which in this case was a dynastic title, and in fact over which territory did he rule.

Since Nēzak appears as a ruler of authority already in 651, that is he could not be already a young man, it seems to be likely that the data of the historical sources relate to several persons with identical name and that the name Nēzak must in fact be regarded as a dynastic title.⁸⁹ As regards the territory of the rule of Nēzak, the opinion is generally accepted that he was the ruler of the region of Bāḍγēs. However, already J. Marquart, the founder of the above mentioned theory, pointed out that as a matter of fact Bāḍγēs is mentioned for the first time in 703 by the sources as the possession of Nēzak. In fact the most important events of the story of Nēzak take place much more to the east and are in close connection with Kābul. According to the Arabic sources the Kābul-šāh in 671 drives out the Arabs from his country.⁹⁰ At the same time Nēzak is fighting against the Arabs in Kōhistān, north of Kābul. He moves in the same territory also in 709, he sends his luggage to the Kābul-šāh and he himself escapes in that direction from Baylān. All these facts point to the circumstance that the headquarters of Nēzak must be looked for in the east, in the vicinity of Kābul. Starting out from here he strived to increase his property towards the west and thus he could reach as far as Bāḍγēs. This policy of his is completely parallel with the western conquests of the rulers of Zābul directed to the pressing back of the Arabs.

At this point we must raise the question whether Nēzak, «king of the Hephthalites» was not simply the ruler of Kābul, that is that the Kābul-šāhs at this time (from about 625 to 710) bore the dynastic title *Nēzak*. This assumption would solve at once the mystery surrounding the persons of both the Kābul-šāhs and Nēzak. It is not surprising at all that the Arabic sources do not call the Nēzaks Kābul-šāhs. In this period of the Arab conquest the Arabs knew still the conditions of Eastern Iran less thoroughly, and in a characteristic way the Zibils do not appear as Zābul-šāhs anywhere in the Arabic reports either. The fact that the Nēzaks were the rulers of a significant Eastern Iranian country — and since this could not be either Toḡaristān or Zābul, we cannot think of anything else than Kābul —, is also shown by their coinage. That group of the Hephthalite coinage has been known for a long time in scientific

⁸⁹ Already F. ALTHEIM thought about this as an alternative possibility: *op. cit.* 65. Similarly he referred to Ibn Hurdādhbih, who places *Nēzak* as a title beside *Ṭarhān*.

⁹⁰ J. MARQUART: *Ērānšahr*. 37.

literature, the inscription of which is generally read as *npky MLK'*.⁹¹ These coins were brought into connection with the kings of *Ki-pin* already by A. Cunningham. R. Ghirshman also holds these coins issued by the king of Kābul and also points out that these coins originate from the 7th century and occur in the largest numbers in the area of Kābul. It is doubtless that the reading *npky MLK'* of the inscription of these coins is incorrect. On the pieces published by R. Ghirshman *nyčky MLK'* can clearly be read. The reading *nyčky* is the regular Middle Persian orthography of the name *Nēzak*.

Thus it seems to be doubtless that Nēzak Tarhān was the king of Kābul, and there he minted his coins with the inscription *Nēzay šāh* «king Nēzak». It was also pointed out by Ghirshman that on the coins the inscriptions are gradually deformed, and it was observed already by A. Cunningham that these coins include also such issues which are supplied partly with the Indian inscription *śrī śāhi* and partly with a Bactrian inscription. The latter is identical with the Indian inscription, viz. *srīo śāhio*.⁹² These observations point to the circumstance that the coins bearing the inscription *nyčky MLK'* originate from several rulers following after each other, that is that in Kābul we must presume a *Nēzak* dynasty. [Cf. additional notes, p. 431.]

The last link to the historical relationships elucidated above is rendered by the Chinese sources. According to these in 719 *No-sē*, king of the country *Ko-p'i-shī*, sent a delegate to the Chinese court.⁹³ E. Chavannes could not identify the country occurring in the report, however he pointed out that the name of king *No-sē* can eventually be identified with *Nēzak*, even if the identity of the persons cannot be presumed, since in 719 Nēzak was dead already for 10 years. However, the identification of *Ko-p'i-shī* does not involve any difficulty. The T'ang period phonetic form of the name was **Kā-b'ji-šiē*, and in this we can clearly recognize an original **Kābiš*. This is nothing else than the contemporary development of Kāpiša. The fact that this name was used as the name of the Kingdom of Kābul in this period and also later on, is rendered doubtless by the datum of Bīrūnī «the land Kābiš (*k'ybš*, correctly **k'byš*⁹⁴), that is Kābul».⁹⁵ Now as for the name *No-sē*, the T'ang period form of this was **Nā-sək*. The rendering of the *z* inside the word with *s* in Chinese is well illustrated by the Chinese transliteration *K'o-sa* of the people's name *qazar*. In the first syllable the difference of the vowels is noteworthy and can hardly be accidental. We can most probably think about the possibility that the Chinese transliteration reflects an original **Nazay*, and this can be the Bactrian form

⁹¹ Cf. A. CUNNINGHAM: Later Indo-Scythians. 99; R. GHIRSHMAN: Les chionites-hephthalites. 51 ff.

⁹² A. CUNNINGHAM: *op. cit.* Pl. IX, 18.

⁹³ E. CHAVANNES: Notes additionnelles sur les Tou-kiue (Tures) occidentaux.² 40, with note 1.

⁹⁴ Cf. L. PETECH: RSO 39 (1964) 294, note 3.

⁹⁵ BĪRŪNĪ: Индия 241.

of the name *Nēzak* (in reality **Nizay* or **Nizāy*), inasmuch as in Bactrian the initial *ni-* developed into *no-* (in dialects very likely also to *na-*) and the unstressed *a* in the last syllable was reduced before *γ*. Thus the Bactrian form of the name *Nēzak* could be **Nozay* (eventually **Nazay*) and the Chinese *No-sē* is a fairly accurate transliteration of this.

Therefore the Chinese report proves that in Kābul after the execution of *Nēzak Ṭarhān* in 709, still another *Nēzak* ruled. However, it is doubtless that hereafter Kābul ceased to be an independent kingdom for a considerable time. The catastrophe of *Nēzak Ṭarhān* very likely shook the position of the dynasty, and perhaps already the last *Nēzak* came in vassal dependence from Zābul. At the same date in Gandhāra the IInd Turk Šāhi dynasty is replaced by the IInd Turk Šāhi dynasty, the founder of which is Barha Tegin mentioned by Bīrūnī. The new dynasty is in the beginning vassal of the ruler of Kābul – Zābul, and then becoming strong it acquires the regime also over these countries. All this took place in the years preceding 720 or exactly in 719, because in 720 the Chinese Court already acknowledges and sanctions the new situation.⁹⁶

Through the Chinese sources we know to a certain extent the history of the IInd Turk Šāhi dynasty in the first half of the 8th century. It is doubtless that the dynasty stood on the peak of its power in the decades after 720. It had in its direct possession Gandhāra, Udyāna and Kābul (*Ki-pin*) and one of the branches of the dynasty ruled in Zābul. According to the Chinese data *Wu-san T'e-k'in Shai* ruled from 720 to 738, *Fu-lin-ki-p'o* ruled from 738 to 745 and *Po-fu-chun* ruled from 745 onwards. Later at the time of the stay of Wu-k'ung in Gandhāra (759 – 764) *Ju-lo-li* was the king. Of these members of the Turk Šāhi dynasty we know best the conditions of the reign of *Wu-san T'e-k'in Shai*, because Huei-ch'ao visited Gandhāra and Kābul between the years 723 and 729 and he gave a detailed description of the countries under the Turk Šāhi dynasty. The reports of Huei-ch'ao and later those of Wu-k'ung clearly show that under this dynasty the tradition of Kaniška and the Kuṣāṇas still survived very strongly. The fact that the Turk Šāhi dynasty traced back its origin to Kaniška shows at the same time that they knew the Late Kuṣāṇa Era and they used it. Besides this they preserved very likely also the traditions of the Xingil dynasty and it is shown by an Arabic report relating to 778/9, that they also used the dynastic name *Xingil*.

The Chinese and Arabic historical data regarding the Turk Šāhi dynasty, which have been known for a long time by historical research,⁹⁷ can be completed by the very valuable reports of the Tibetan sources. These have not at all been taken into consideration by earlier research, because F. W. Thomas,

⁹⁶ E. CHAVANNES: Documents sur les Tou-kiue (Tures) occidentaux. 132, 161, with note 1.

⁹⁷ Cf. M. A. STEIN: Zur Geschichte der Čāhis von Kābul. J. MARQUART: Ērānšahr. 254, 282, 290 ff., etc.

who published the texts, identified the country *Gu-zan* erroneously and thus nobody thought about the possibility that the data connected with this can be related to Gandhāra and the Turk Śāhi dynasty. From the view-point of the history of the IInd Turk Śāhi dynasty especially the data of two sources are important, viz. those of the «Prophecy of Saṃghavardhana» and the «Annals of the Li Country». ⁹⁸ According to these king *Kanika* (Kaniška) and the king of *Gu-zan* and the ruler of Li (Khotan) waged war against India and occupied the city of *So-keḍ* (Śāketa). At a much later date the wife of Vijaya-Saṅgrāma, king of Li, was *Hu-roṇ-ga*, daughter of *Phrom Ge-sar*. She had two daughters, *Śi-la-ma-tu* and *Go-ḥu-śa-ra*, who lived in Kashmir and from there escaped to her. According to another text, a Chinese army marched in the land of *Li* and the land of *Gu-zan* (this is a hint on the famous Gilgit expedition of the Chinese in 747). Finally a text says that the Tibetan army marched against the *Gru-gu* (*Dru-gu* = Turk) *Ge-sar*, penetrated into the kingdom *Gru-gu* up to 'Oṇ-ṇu and settled the people carried away in the territory of Mon (a people dwelling in the western part of Tibet). Hereafter *Gru-gu Ge-sar* recognized the supremacy of Tibet. These can be completed by one more datum, according to which councillor Khri-ḥbriṇ marched into the *Dru-gu Gu-zan* land. ⁹⁹

On the basis of these data F. W. Thomas identifies the land of *Gu-zan* with the region of Gu-chen –Turfan and sees in Phrom Ge-sar the Turk ruler of this territory. ^{99a} This theory, however, cannot be adjusted at all with the data discussed above. The ruler of Gu-chen –Turfan could, of course, hardly participate in the invasion led by Kaniška into Middle India. It is also hardly to be explained, how the daughter of the Turk king of Turfan could get the Iranian name **Huranga* and why does one of her daughters bear an Indian name and the other an Iranian one (however not Khotanese name). ¹⁰⁰ A further unsolvable problem is, how *Gu-zan* is included in the mentioning of the invasion of 747 of the Chinese, if it is identical with the faraway Turfan. We could point out still more difficulties, but also these clearly show that the theory of Thomas is diametrically opposed to the available data. ¹⁰¹

⁹⁸ F. W. THOMAS: Tibetan Literary Texts and Documents Concerning Chinese Turkistan. I. London 1935. 41 ff., 73 ff.

⁹⁹ F. W. THOMAS: Tibetan Literary Texts and Documents. I. 119, 131, 254, 273, II. London 1951. 269, 288.

^{99a} F. W. THOMAS: Tibetan Literary Texts and Documents. I. 119, 131, II. 287—292, III. London 1955. 77 ff.

¹⁰⁰ Cf. H. W. BAILEY: BSOAS 13 (1950) 392 foll.

¹⁰¹ H. W. BAILEY: AM NS 2 (1951) 14 foll. identified *Gu-zan* with *Erma*. «Annals of the Li Country» narrate that the kings of Khotan in two cases named one monastery each after the place of origin of their wives. One of the Khotanese Princesses was in the court of the Queen of *Gu-zan*, and her father had for her the 'Er-mo-no monastery built. (F. W. THOMAS: Tibetan Literary Texts and Documents. I. 132). On this basis BAILEY concludes that *Gu-zan* is identical with *Erma*. However, this conclusion is unacceptable on account of the following reasons. 1. The cases mentioned are isolated among the denominations of the monasteries, and therefore they cannot be regarded as regular phenomena. 2. The Princess did not originate from *Gu-zan*, but from Khotan,

However, all the difficulties disappear if we regard *Gu-zan* as the Tibetan rendering of the name Kuṣāṇa and can see in it the Tibetan denomination of Gandhāra and Udyāna, territories of the Kuṣāṇa Empire adjacent to Tibet, which then was transferred to the denomination of the country of the Turk Śāhis. A similar phenomenon can be observed also in the west in the Armenian sources in the archaizing use of the name *k'owšan*. This way all Tibetan reports become at once easy to be understood. The participation of the kings of Khotan and Gandhāra under Kuṣāṇa rule in a war of Kaniska against Śāketa can be regarded as natural. If Phrom Ge-sar is the ruler of Gandhāra — Udyāna, then his connections with Khotan can be regarded as obvious. The Iranian traditions of the Turk Śāhis and the Iranian population of their country, the use of the Bactrian script in their court render intelligible that the daughter of Phrom Ge-sar bears an Iranian name, while his grand-children bear Indian and Iranian names. In the course of the marching up of the Chinese army in the year 747 the Chinese really approached both Khotan and Udyāna, and if the Tibetans penetrated into the territory of the Turk Śāhi Phrom Ge-sar, then it is natural that the people carried away were settled in Western Tibet. Finally the denomination *Dru-gu Gu-zan* also shows that the Tibetans knew well that Gandhāra was under Turk rule, and this was also expressed by them with the attribute *Dru-gu* 'Turk'.

From all this it follows that Phrom Ge-sar must be regarded as the Turk Śāhi ruler of Gandhāra, who could live some time in the first half of the 8th century. Therefore it is obvious to collate his name with the name of *Fu-lin-ki-p'o* ruling from 738 to 745. The T'ang period form of the latter name is **P'iuət-ljəm-kjāi-b'uā*, its Northwestern T'ang form is **Pfjūd-lkum-kĕe-b'uā*.¹⁰² The first two letters of the name are identical with the Chinese transliteration *Fu-lin* of the name *Frōm* of Byzantium. In accordance with this in the last two characters we could expect the transliteration of the Tibetan *Ge-sar* or **Kesar* to be presumed as the source of the former. The first mark, *ki* really corresponds to this expectation. However, the last character does not correspond to the syllable *sar*. Here the following observation can help to get further. According to a Chinese report, in 719 *Mo-p'o-lo* arrived in the Chinese court as the envoy of king *No-sē*. In the parallel report, however, *Lo-mo-so-lo* stands instead of *Mo-p'o-lo*.¹⁰³ The original name of the delegate was obviously *Dharmapāla*, and the correct Chinese transliteration of this could be *Lo-mo-*

thus her case is not even identical with the two mentioned above. 3. According to the theory of BAILEY on the basis of the two cases we ought to expect that the monastery should be named **Gu-zan-no*, however it receives the name '*Er-mo-no*. The conclusion is, therefore, logically erroneous.

¹⁰² For the definition of the T'ang period phonetic value of the sign *kjāi/ki* (not contained in B. KALGREN: *Grammata Serica*) I am indebted to Dr. I. ECSEDY.

¹⁰³ E. CHAVANNES: *Notes additionnelles sur les Tou-kiue (Tures) occidentaux*. 40.

p'o-lo. This was also preserved in the mutilated form *Mo-p'o-lo*. However, the signs *p'o* < *b'uâ* and *so* < *sâ* resemble to each other, and thus in the variant *Lo-mo-so-lo* the two were confounded with each other. Thus we can obviously reckon with a similar inversion also in the name *Fu-lin-ki-p'o*, and therefore its correct form can be reconstructed as *Fu-lin-ki-so*. Thus the T'ang period form **Pf̣iud-l̥um-k̥e-sâ* of this name can be regarded without any difficulty as the transliteration of the original name **Frōm Kesar* 'Emperor of Rome'.

The occurrence of this name in the dynasty of the Turk Šāhis is surely striking, but from the historical point of view it can well be understood. According to the Chinese sources in 719 as the delegate of the «king of the country of Fu-lin» (the Emperor of Byzantium) a high dignitary of *Tu-huo-lo* (Toḡaristān) arrived in the Chinese court.^{103a} The authenticity of this report was convincingly proved by H. H. Schaeder and at the same time its historical actuality was also clearly elucidated by him.¹⁰⁴ The delegation carried to the Far East the news on the historical victory won at Byzantium over the Arabs in 718. Since the delegation got to China through Toḡaristān, the news on the victory won over the Arabs was obviously spread quickly in whole Eastern Iran and Central Asia. It is obvious to think that *Wu-san T'e-k'in Shai*, just ascending the throne, whose dynasty carried on such a heroic struggle against the Arab conquest, could give at this time the name *Frōm Kesar* 'Emperor of Rome (= Byzantium)' to his son. [Cf. additional note, p. 431.]

As it is shown by the Tibetan sources mentioned above, under the rule of *Fu-lin-ki-so* — *Frōm Kesar* — *Phrom Ge-sar*, the Turk Šāhi dynasty was defeated by the Tibetans. After the Gilgit victory of the Chinese the Tibetan danger passed, but about the year 760 Hišām bn 'Amr al-Taḡlibī, governor of Sind, conquered Mūltān, and also the southern part of Gandhāra.¹⁰⁵ The region of Idak and Spinwam came under Arab regime also at this time. In the beginning of the 9th century, at the time of al-Ma'mūn, viceroy of Xorāsān, Kābul came in close dependency from the Arabs.¹⁰⁶ Although in this respect there was a certain loosening later on, the IInd Turk Šāhi dynasty of Gandhāra could no longer regain its earlier position and about 860 its last ruler was removed by Lalliya Šāhi, the founder of the Hindu Šāhi dynasty, very likely with the help of Mihira Bhoja, king of Kanauj. Relying on the help of Kanauj, Lalliya Šāhi reoccupied significant territories from the Arabs, including the territory of Idak — Spinwam, and made great efforts to consolidate the external and internal position of Gandhāra. The monuments of this period are the Tochi Valley inscriptions, which allowed a new insight into the complicated historical development of this territory. [Cf. additional note, p. 432.]

^{103a} E. CHAVANNES: *op. cit.* 37 foll.

¹⁰⁴ H. H. SCHAEDEER: *Iranica*. AGWG Phil.-hist. Kl. III. F. No. 10. Berlin 1934. 59 ff.

¹⁰⁵ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) 461.

¹⁰⁶ J. MARQUART: *Erānšahr*. 291. foll.

Additional notes. Since I wrote this paper and published the first part of it («New Evidences for the History of Early Medieval Northwestern India» *Acta Ant. Hung.* 14 [1966] 423–462) some relevant works treating one or another aspect of the problem appeared or became available. Thus I should like to refer in the first line to the following books and papers: B. N. Puri: *India under the Kushāṇas*. Bombay 1965. — H. Humbach I (*Baktrische Sprachdenkmäler*. I–II. Wiesbaden 1966–1967.) — H. Humbach II (*Zu den Legenden der hunnischen Münzen, Siegel und Kontermarken*. *MSS* 22 [1967] 39–56) — H. Humbach III (*Papers on the Date of Kanīška*. Ed. A. L. Basham. Leiden 1968. 121–122) — H. Humbach IV (*Bactrian Seals*. *MSS* 25 [1969] 65–74) — R. Göbl I (*Dokumente zur Geschichte der iranischen Hunnen in Baktrien und Inčien*. I–IV. Wiesbaden 1967.) — R. Göbl II (*Sasanidische Numismatik*. Braunschweig 1968.) — J. M. Rosenfield: *The Dynastic Art of the Kushans*. Berkeley – Los Angeles 1967. — I. Gershevitch I (*The Well of Baghlan*. *AM NS* 12 [1966] 90–109) — I. Gershevitch II (*Bactrian Inscriptions and Manuscripts*. *IF* 72 [1967] 27–57) — V. G. Lukonin: *Kushano-sasanidskie monetī*. *EV* 18 (1967) 16–33. — V. A. Livshits: *Cusano-Indica*. *Ellenisticheskii Blizhniy Vostok, Vizantiya i Iran*. Moscow 1967. 161–171. — B. Y. Staviskiy — G. M. Bongard-Levin: *Central Asia in the Kushan Period*. Dushanbe 1968. — Y. V. Zeymal': *Kushanskaya khronologiya*. Dushanbe 1968. — Kara Tepe II (*Buddiyskie peshcheri Kara Tepe v Starom Termeze*. Ed. B. Y. Staviskiy. Moscow 1969.) — V. I. Livshits: *K otkritiyu baktriyskikh nadpisey na Kara Tepe*. *Kara Tepe II*. 47–81. — D. Schlumberger: *Der hellenisierte Orient*. Die griechische und nachgriechische Kunst außerhalb des Mittelmeerraumes. Baden-Baden 1969. I express my sincere gratitude to all above-mentioned scholars who gave me valuable help by sending their books and papers. I also owe Professor J. E. van Lohuizen — De Leeuw, Dr. A. D. H. Bivar and Dr. V. G. Lukonin many thanks for their letters containing valuable remarks on the first part of my paper (Dr. Lukonin kindly made me acquainted with his recent results and views regarding Kuṣāṇo-Sassanian coinage).

The new materials and results now permit a more detailed exposition of the history of Eastern Iran and they provoke new discussions on many points. Especially noteworthy is the progress on the field of Post-Kuṣāṇa coinage. In this respect the book of R. Göbl made an admirable collection and systematization of materials available for historical and linguistic research, while the merit of the work of H. Humbach lies on the field of Bactrian palaeography (this must be emphasized in view of the extremely unfavourable criticism his book received, cf. e. g. F. Altheim: *DLZ* 89 [1968] 697–700, D. N. MacKenzie: *BSOAS* 30 [1967] 411–2): he thoroughly established not only the texts of the inscriptions SK 4 A and B, formerly published by E. Benveniste with many misreadings, but he also succeeded in deciphering some difficult coin legends, important from historical view-point. As regards the new

results and evidences offered by recent scholarly work, I can only refer to some essential points in the followings.

To Acta Ant. Hung. 14 (1966) pp. 427 foll. The Arabic inscription on stone A has been treated by A. Grohman in Humbach I. 105—108. On the basis of a squeeze obtained from the Peshawar Museum he succeeded in correcting the reading of the inscription in one point: in line 4 he read *u ġfr lh sw 'mlh*. The same reading was proposed by Dr. A. D. H. Bivar in a letter dated from the 2nd April 1967. As to the other suggestions of Grohman, I want only to remark the followings.

1. According to Grohman the *basmala*-formula is still to be read above line 1. On the basis of the photo of the squeeze published by Humbach I. Pl. 24 this assumption cannot be confirmed (Humbach himself rejects it, I. Part II., p. 7, note 2).

2. From material view-point the interpretation of the word '*aqd*' as 'Überwölbung' by Grohman can hardly be adopted. Why and how would have the Arab governor a vault or bridge over a *taḍāga*-, a lake, tank or artificial pond built? Certainly the word '*aqd*' causes some difficulty but there is no reason for the assumption that in connection with *talāḡu* 'artificial lake, tank' the phrase '*aqd*' binding, tying, fastening, joining, attaching, linking' would have been used in the specialized sense 'vault, bridge'. I do not want to make here any attempt to determine the exact meaning of the expression «the binding of the tank» but I would not exclude either the simple interpretation 'construction, building of the tank' or the explanation 'binding (= holding together) of the tank (*viz.* with dams)'. In the latter case the Arabic inscription would only inform of the reconstruction of the tank, and there would be no contradiction between the Arabic inscription and the Sanskrit one, written on stone A.

3. Grohman repeats the erroneous reading and linguistic interpretation of the term *talāḡu* (*talāḡu* < *tālāb*).

4. Grohman reads the name in line 4 as *fy* but two dots above the letter are clearly discernible. Accordingly the reading *qy* is solely admissible.

5. At the end of line 4 Grohman reads *w* but this reading is excluded by the dot, discernible above the letter. Thus instead of *w* the correct reading is *f*. At any rate, it is striking that *f* (*fa*) is written alone (the reading *w* involves the same difficulty). Therefore, I would not exclude the possibility of the reading '*qd*' (the upper part of *d* can still be discerned after the *f* and perhaps one dot above this letter disappeared).

6. In line 7, contrary to my earlier assumption, the correct reading is '*l-w[l]y*'.

7. In the same line the remains of '*fy*' are clearly visible on the squeeze. The occurrence of this preposition after '*l-w[l]y*' escaped the attention of Grohman.

8. In line 9, on the basis of the squeeze the reading 'l-^lṭ^lhr^l[y]^ln^l seems to be preferable.

Summing up, on the basis of the squeeze the Arabic inscription on stone A can be read as follows:

1 hḏ' m' 'mr 'qd hḏ'	«Thus was ordered the 'binding' of this
2 'l-ll'ḡ qy bn 'm'r tqbl	tank by Qayy bn 'Ammār. May accept
3 'l'l'h mnḥ ḡl ^l 'ḡ 'mlh	Allāh from him his pious deed
4 wḡfr lh sw 'mlh f (or 'qd ^l)	and forgive him his evil deed. Then
5 ktb yw ^l m ^l 'l-ḡm'h lḡlḡh	it was written on Friday when
6 'ḡrh ḡ ^l l'w ^l n mn ḡm ^l 'ḡdy	13 (nights) elapsed from (the month) Ḡumādā
7 'l-'w[l]y ^l f ^l y ^l snḥ lḡlḡh w'rb'yn	l-ūlā in the year three and forty
8 w ^l m'y ^l t'y ^l n ḡly 'l'h 'l'y ^l mḡmd	and two hundred. May Allāh bless Muḥammad,
9 w'l mḡmd 'l-ṭ ^l hr ^l [y] ^l n ^l	and the progeny of Muḥammad, the pures!»

To Acta Ant. Hung. 14 (1966) pp. 432 foll. According to Grohman the date of the Arabic inscription on stone A corresponds to the 7th September 857 A. D. (Tuesday) while Humbach takes the date of the Sanskrit inscription — year 32 of the *Laukika*-Era (according to him the date refers to elapsed years) — for year 33 of this era and in this way he also arrives at the date 857 A. D. They face, however, the difficulty that the two dates do not agree because the latter one corresponds not to the 7th September (Tuesday) but to the 8th/9th October 857 A. D. (Friday/Saturday). (They pass this difficulty over in silence, Humbach even neglects to convert the day and the month occurring in the date of the Sanskrit inscription.)

Taking into consideration that both the Arabic and the Sanskrit inscriptions are dated from Friday and Friday/Saturday respectively, we must obviously regard the year 857 A. D. and the day Friday as the correct elements of the dates. As to the question which of the two month, September and October, is the correct one, the choice is easy because only the 8th October 857 A. D. falls on Friday while the 7th September 857 A. D. corresponds to Tuesday. Consequently it is incontestable that the correct date is represented by the 8th October 857 A. D. It follows that the month Ḡumādā l-ūlā occurring in the Arabic date is a mistake for Ḡumādā l-āḡhira. Substituting *Gumādā l-ūlā* for Ḡumādā l-āḡhira and considering that the real date is the 14th Ḡumādā l-āḡhira (because the inscription explicitly says: «on Friday when 13 (nights) elapsed from (the month) *Ḡumādā l-āḡhira», which was neglected by Grohman), we

arrive at the date 8th October 857 A. D., fully corresponding to that of the Sanskrit inscription. Thus my original view proved to be correct with the only difference that it was not A. H. Dani who misread the date but it was the Arab scribe who committed the mistake in writing *Ġumādā l-ūlā*, i. e. the preceding month instead of *Ġumādā l-āhira*, i. e. the current one.

As regards the misbelief (not «fact» as A. Cunningham «Book of Indian Eras» p. 5 asserted) that the number of years in Indian dates «refers to years actually elapsed, just as Europeans reckon their ages», I want only to remark that this is a simple mistake. Cunningham himself made no use of it in his chronological tables, and even the two synchronisms of the *Laukika-kāla* quoted by him (Cunningham, *op. cit.* pp. 6–7) contradict it.

Considering that the photo of the squeeze published by Humbach is far superior to the one published in *Ancient Pakistan* 1 (1964), I replaced my original autography of both inscriptions on stone A by a new one made on the basis of Humbach I. Part II. Pl. 24.

To Acta Ant. Hung. 14 (1966) pp. 433 foll. The reading of lines 1–4 of the Sanskrit inscription on stone A given *loc. cit.* proved to be correct on the basis of the new squeeze. Line 5 seems to run as follows (unfortunately this line is unsatisfactorily copied on my autography): *se* *[k]ā-ri-taṃ* *vi-bhi-* *n* *[naṃ]* *lo-ya* *[-dhā-naṃ]* «(On this day) the burst water-reservoir was reconstructed». Thus I cannot support the reading of the word *taḍākṇaṃ* read by me previously in this line. Otherwise the sense of the last sentence remained the same as it was interpreted before. (Humbach I. 109 now reads: *[se] tiso sāhi* . . . o . . .).

To Acta Ant. Hung. 14 (1966) 450 foll. Humbach I. Part II. Pl. 25 published the photo of a squeeze taken of stone B. In some respect this new photo is superior to the one published in *Ancient Pakistan* 1 (1964), but unfortunately some parts of the Sanskrit inscription are missing on it. Humbach I 109–110 reads and interprets lines 3–5 of the Sanskrit inscription on stone B as follows: 3 *naṃ inaḍana phrūma* 4 *sayā(ta)stha-bhūṣa[na]* 5 *kulanara vakhu-janu-puru* «(An diesem Tage) [ließ . . . erbauen] Inaḍana Phrūma . . . die Zierde von Sayāstha . . . der Held aus der . . .-Familie, der Vakhujanu-puru». (Instead of *sayā(ta)stha* Humbach I. Part II. p. 6, note 4 reads *sayāstha*.)

On the basis of the new photo some corrections of my previous readings present themselves. Line 3: instead of *pā* we have to read *[p]ā*, instead of *bha-gna* the correct reading is probably *bhe-da* (the *e*-mātrā is indicated by the horizontal stroke stretching from the top of the letter to the left, the reading *da* is impossible), against the reading *phru-ma* cf. my argumentation *Acta Ant. Hung. 14 (1966) 450–451*.

Line 4: instead of *sv-tvā* the reading *sthā* *i* *ta[ṃ]* is undoubtedly to be preferred, the element *va* in the compound akṣara *tvā* read before seems only to be a break in the stone.

Line 5: instead of *ai* the correct reading is *ba/va*, instead of *ha* we have to read *na*, instead of *bho-ja* 'sa¹-pu-tra we can perhaps read 'bh¹o-ja nṛ-pa-t¹i¹. It should be emphasized that not even the squeeze permit the reading *kho* because the upper part of the preceding *ra* and that of *bho* are not interconnected with each other. As regards the reading 'bh¹o, it must be noted that at first the mason apparently engraved *bo*, thereafter incising a curved stroke below the *bo*, he corrected it into *bho*. On the photo of the squeeze a horizontal stroke attaching to the lower end of *na* (following after *bho-ja*) from the right can be discerned, i. e. the correct reading is *nṛ* while the *u-mātrā* in *pu* and the element *ra* in the compound akṣara read before seem only to be a break in the stone. Above the last akṣara *ta* faint traces of an *i-mātrā* in form of a semicircle starting from the top of this akṣara and attaching to the left stroke of *pa* can still be observed, hence the correct reading is t¹i¹.

It should still be noted that the only parallel to the cipher 7 used in this inscription is quoted by G. Bühler from a Jaina manuscript. Therefore, we have probably to regard the scribe compiling the text of the inscription as a Jaina monk.

Thus I now propose the following reading and interpretation of the Sanskrit inscription on stone B:

- 1 [om śrī saṃ-va-tsa-re a-ṣṭa-trim-śa]-ti-ta-me saṃ-vat 38 bhā-dra-
- 2 [pa-da-mā-sa-śu-kla-pa-kṣa-sa-pla]-myām su di 7 a-ttra di-va-
- 3 [se pa-rja-nya-sya ve-gai-ru-da-p]'ā¹-naṃ i-na-bhe-da-hru-ta[m]
- 4 [dṛ-ṣṭvā-lpa-kā-la-tvaṃ a-ku-ru]-ta saṃ-yā-na-sth¹i¹-ta[m] u-¹da¹-
- 5 [pā-naṃ pa-ra-me-śva-ra-ra-si]-ṣṭha-ba-lu-na-ra-va-ra-¹bh¹o-ja-nṛ-pa-t¹i¹

- 1 [«Bliss! In the thirty-eight]th year, in the 38th year
- 2 [on the seven]th [of the bright fortnight of the month] Bhādra[pada], on the 7th d(ay) of the br(ight fortnight), on this day
- 3 [seeing the water-re]servoir flooded [by the strength of the rainfall] with mighty bursting of dam
- 4 [in a short time caused to constru]ct in (paved) bed standing water-
- 5 [reservoir the supreme Lord, the brav]est, the mighty hero, the most eminent Bhoja, the King.»

To *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) p. 461. I omitted to identify 'lhw'r occurring in the report of Balāḍurī. J. Marquart (*Erānšahr*. 274—277) looked for it far to the south. On the basis of the report of Balāḍurī, however, we must seek 'lhw'r beyond *bnh* (**Banna* 'Bannu') towards Kābul, i. e. between Bannu and Kābul. Thus the presumption presents itself that 'lhw'r is to be corrected into *'lhwkr and then the form *'lhwkr can be identified with *lhwkr* (**Lahukar*

> *Logar*) *rustāq*» mentioned by Bīrūnī, being the valley of the southern affluent of the Kābul river.

To p. 297. As it appeared from the letters of Professor J. E. van Lohuizen — De Leeuw (from the 19th March 1968) and Dr. A. D. H. Bivar (from the 2nd April 1967), the Tochi Valley inscriptions were well-known to European scholars since many years.

To p. 298. Cf. now the attempts of V. A. Livshits: Kara Tepe II. 72 foll. and I. Gershevitch II. 38 foll. to read and interpret single words of the Hephthalite fragments while H. Humbach I. 120 foll. tried to give full translation, strongly criticized by Gershevitch *loc. cit.*

To p. 298. For the readings *OTO*, *TAAO* in the Hephthalite fragments cf. J. Harmatta: MTA I OK XXII. 257.

To p. 299. In the meantime independently of me and of each other H. Humbach (I. 51,70 in the coin legend *IIIPOZO* and in *IIOPYO* on the Mavo Kaneško seal impression), A. D. H. Bivar (cf. I. Gershevitch II 44 in the Hephthalite fragments, with different etymologies for the discussed words beginning with *II*) and V. A. Livshits (in *IIOPYO* on the Mavo Kaneško seal impression, cf. Kara Tepe II. 63, note 76) also recognized *II*. On *Γ*, *ΓΓ*, and *T* cf. now. also I. Gershevitch II. 41–43, 45.

To p. 301. The new photo of Hephthalite fragment 7 published by Humbach I. Part II. Pl. 32 permit to observe clearly the colon. In the meantime I. Gershevitch II. 46, note 28 also recognized the use of the colon as a deletion mark in this passage.

To p. 302. I. Gershevitch II. 36 foll. (who had «an excellent set of photographs of these shockingly poorly preserved inscriptions» at his disposal) could only read the word *kir̥do* 'made' with certainty, although he «may also grant Humbach his *χ̥dovo* 'regnal year'. Notwithstanding, in his opinion «Humbach acceptably reads *MOABO* in line 2». Besides he asserts that the *mu* of *MINANO* and *MAAI* does not resembles the *mu* of *MAABO*. It is to be regretted that not even in possession of excellent photos Professor Gershevitch took pains to read and interpret the Tochi Valley Bactrian inscriptions, most important both from linguistic and historical view-point. Apparently he has no practical experience in reading badly preserved Greek or Latin inscriptions for otherwise he would not have been shocked by the Tochi Valley Bactrian inscriptions in such a degree. As a matter of fact, the Bactrian inscriptions in question can be read with no more difficulty than any other poorly preserved Greek inscription. Most letters can easily be identified and only the distinction between *A*, *Λ* and *O* on the one hand and between *Γ* and *T* on the other hand encounters some difficulty. As to the reading of the *mu* in *MINANO* and *MAAI* (or *MOAI*), I must emphasize that in spite of the assertion of Gershevitch the form of *mu* occurring in these words is fully identical with the one written in *MAABO* as anyone can convince oneself of this by comparing the letters in

question either on the photo of the stone reproduced here or on the photograph of the squeeze to be found in Humbach I. Part II. Pl. 25.

To p. 302. H. Humbach 110—112 treated again the Bactrian inscription on stone B. Of his new readings *TO* instead of *TO* (line 1) and *YOPONAOIO* instead of *YOPONOAIO* are undoubtedly correct. His interpretation now runs as follows: «1. Im Jahre 632, Monat 6, von mir, Tegin Šāhi, geschrieben, 2. welcher [ich] ein Beschützer-der-Mitte [bin], ein Herr, ein Hirte der Kühe, dessen-Hof-rinderreich-ist. Ein Teich wurde bei des Rind- 3. -sternes Ankunft von mir angelegt, welcher [ich] ein Erhalter, ein Mittler der Genien [bin] und der 4. Schrift Wächter, erhoben zu den Sternen und ein Fröm-Abkömmling, dessen-Haus-rinderreich-ist, 5. ein Stern.»

To p. 302. It should be noted that the long lower stroke of *Ž* is clearly discernible on the photo of the squeeze published by Humbach I. Part II. Pl. 25. I. Gershevitch II. 37, note 13 asserts that *XDONO* is «certainly not preceded by *žo*», but he omits to reveal his arguments and his own reading. Humbach I. 110 reads *ZA* instead of *ZO* and taking into consideration that the *A* is connected with the following *X*, we can perhaps regard this reading as the correct one. In this case *ZA* represents the same development of OIr. **hačā* as Munji *ža*. Humbach now correctly explains *ZA* from OIr. **hačā*.

To p. 306. To avoid misunderstandings, it should be noted that in Khotanese documents besides the indigenous calendar also the use of another calendar occurs, in which the month are only indicated by numerals (cf. e. g. H. W. Bailey: *Saka Documents*. CII II. Vol. V. London 1968. 7). This is due, of course, to Chinese influence, which could quite naturally manifest itself in Khotan, controlled by the Chinese. In Gandhāra, however, the Chinese influence was never effective.

To p. 309. In the meantime I. Gershevitch made repeated efforts to elucidate the origine and sense of Bactrian *mašto*. At first (I. 105) assigning to *mašto* the meaning 'wall' he traced back it to OIr. **ham-aršta-*, then (II.31—32) suspecting that *ma to* means 'a flight of steps' he derived it from OIr. **ham-ā-srita-*. Unfortunately, from the view-point of Bactrian phonological history both reconstructed forms are unacceptable: OIr. **hamaršta-* would result in Bactrian **amarto*, while the Bactrian development of OIr. **hamā-srita-* would be **amāšto*. Moreover, the compound verbal prefix **hamā-* cannot be assumed in Old Iranian, if it could be presumed, the OP form *hamā-taxš-* would involve no problem. As regards the meanings assigned by Gershevitch to *mašto*, I only remark that 'wall' is surely too wide, while the interpretation 'a flight of steps, dromos' cannot be supported by any real argument.

To. p. 310. Humbach I. 91 now tries to support the presumed OIr. **mainā* 'Kuh, Weibchen, Weib' > Bactrian *mino* by referring to *MINANO* occurring in the inscription from Tochi Valley and *OYMINO* to be read in Hephth. frg. 7, 12 but this is a demonstration *idem per idem*. I. Gershevitch

I. 105 foll. now adopts the division *APOYO MINANO*, but otherwise he interprets the latter word as before, cf. the refutation of his assumption p. 310, note 26 above.

To p. 310. H. W. Bailey: BSOAS 10 (1941) 589 raised the question whether Saka *tūmna-* 'strong' is the source of Turkish *tümān* '10 000', Agnean *tmām*, Kuchean *tumane*, *tmāne* '10 000'. The quoted words, however, clearly point to an Iranian form **tumān*, hence their source is more probably Bactrian *tumāno* or the same form of some other Iranian language.

To p. 311. H. W. Bailey: Prolexis to the Book of Zambasta. Cambridge 1967. 311 traces back Saka *rre* 'king' to OIr. **uru-vant-*, **uru-* supposedly being a variant of the base attested in Av. *urvata-* 'command' (< OIr. **vrata-*, cf. OInd. *vrata-*). This is a typical example of the so-called routine etymology. The supposed variant **uru-* of the base in question is not attested in Iranian, nor exists a word for 'king' formed from this base, otherwise well-attested in Iranian languages. Last but not least, adopting this etymology we should separate the Indian Saka *murunḍa-* from Khot. *rreḥrundā*. There can be hardly any doubt that the etymology proposed above is preferable.

To p. 313. H. Humbach I. 91, 131 assigns the same meaning ('stark') to the word *APOYO* as before, while I. Gershevitch I. 105 (abandoning his earlier interpretation) looks for a homonym with the meaning 'dry' or 'harsh, severe' of OIr. *druva-* 'healthy' in it. This is, of course, a mere speculation based on the meaning 'summer', erroneously supposed by him, of the word *MINANO*.

To p. 313. On the photo of the squeeze (Humbach I. Part II. Pl. 25) before and below the *H* preceding *APO*, one dot each can be discerned. They may indicate the use of this letter as a cipher. Thus *·H APO* possibly denotes 8 *lro* '8 canals'.

To p. 316. Perhaps line 3 of the translation may be corrected into «he had 8 canals built».

To p. 317. A. Grohman (Humbach I. 112 foll.) read and interpreted the Arabic inscription on stone C/1 differently. He reads: x + 1. 'b's 'bn 'nyh[x + 2. 'l'h b[b]ny šld[x + 3. 'lgyh utgyw/[h]'] and he interprets: «[Angeordnet hat] x + 1. 'Abbās ibn 'Unayya — Gott x + 2. [mache ihn geehrt . . .] die Erbauung des . . . [x + 3. der Zisterne und [ihre] Aushebung (?)». In my opinion the differing readings of Grohman are unacceptable (e. g. in line x + 1 there can be read no ' at the beginnings, he neglects the ligature *nǧ* before 'bth, he did not recognize the form of *b* used in the inscription etc.) but the essential point is that he too surely read the word *ǧī'a* 'water-reservoir' and hereby the main subject of the inscription seems to be firmly assured.

To p. 331. Humbach I. 114 foll. interpreted the Bactrian inscription on stone C/1 as follows: «1. Im Jahre 635, 2. Monat eins. 3. [Für] Ormuzd und Mihr 4. hat einen Teich angelegt der Kušān, welcher 5. ein Beschützer-der-Mitte [ist], der Genius, der Mond, der Stern, 6. dessen-Hof-rinderreich-ist,

dessen-Haus-rinderreich-ist, der König, 7. der Herr, der Helm, der Angehörige-
des-Chagān- 8. -Hauses, der-eigene-Frauen-hat, der Kujūla, 9.
10. der Gewappnete, der Fröm-Abkömmling.». Humbach I. Part II. 7, note
1 now correctly reads *DAYI* or *DAYO* at the end of line 6.

To pp. 332—335. Humbach I. 117 and Part II. 7, note 2 reads and interprets the Bactrian inscription on stone C/2 follows: 1. *ZO X[P]* 2. *[O](N)O X[:A:]E: á* 3. *[A] TAAO (.) [.] IO P?O* 4. *[A]AO K(IP(AO) TAAI* 5. *[B]AIO ...* «Im Jahr 635, [bei] Ankunft [des Monats] á ... hat einen Teich angelegt ... der Herr ...».

Drawing attention to the traces of an earlier inscription in line 5, Humbach correctly determined it as an Arabic one and he read *'lh* from the right. On the basis of the photo of the squeeze (Humbach I. Part II. Pl. 27) I read the discernible letters as follows: *[']l'h[']l'y' m'h[']md.* These words may constitute part of the well-known blessing *ḡalla-'llāhu 'alā Muḡammadu* etc. «May Allāh bless Muḡammed etc.» Here we have, therefore, to do with the end of the Arabic inscription. It may begin in line 1 where to the left I tentatively read *ΣTAAO*. Now we can more correctly regard also these traces of letters as the rest of the Arabic inscription. Thus instead of *ΣTAAO* we can read here *] m 'l'mr bn'* «[then ordered the building [of . . .]]. In any case it is noteworthy that stone C/2 too had an Arabic inscription originally, most part of which was later cut away, but its preserved rest still gives evidence of the building activity of the Arab governor in the Tochi Valley.

To p. 337, note 6. Humbach I. 43 now would derive Bactrian *ā0šo* from **ā0rō*. This is an old assumption, proposed by H. Junker, against which cf. J. Harmatta: *Acta Orient. Hung.* 11 (1960) 253. Cf. now also I. Gershevitch II. 37, not 13.

To p. 338, note 9. Cf. now J. Harmatta: *Kara Tepe* II. 83.

To p. 338. Of course *DAYO* can also be interpreted as *šāvo* (or *šāwo*), cf. Humbach I. 51, Livshits: *Kara Tepe* II. 57, note 48. At least since the Kušāno-Sassanian times, however, both *šāo/šāwo* and *šāho* were used parallelly. It is hardly possible, therefore, to decide whether the form *šāho* or *šāvo* is to be looked for behind the spelling *DAYO* in this inscription.

To p. 341, note 12. Cf. also I. Gershevitch I. 101, II. 46 and V. A. Livshits: *Kara Tepe* II. 53.

To pp. 355—356, 361. Assuming that the Bactrian development of Oldpostsonantal voiceless stop was voiced stop, for the denotation of which there was no sign in Greek alphabet, I. Gershevitch I. 104, II. 42, 45 foll. believes that in Bactrian orthography the signs for voiced spirants and voiceless stops can interchange indifferently in denoting the voiced stops in any position. Moreover, referring to the interchange of *'ud* and *'ut* in Man. MP and Parthian texts, he asserts (partly contradicting the former theory) that Bactrian *OAO*

and *OTO* are merely variants of the same conjunction *ud* 'and', arisen in sentence sandhi.

These assumptions deserve attention because of the obvious dangers they involve for the future of Bactrian studies. First of all, it must be emphasized that the theory of Gershevitch cannot be supported by any linguistic facts. The assumed interchange of the signs for voiced spirants and voiceless stops in denoting the voiced stops can never be observed in Bactrian texts: beside *ABO*, *KIPAO*, *ΣAAO*, *TAΔO* etc. the spellings **AΠO*, **KIPTO*, **ΣATO*, **TATO* etc. postulated by Gershevitch's assumption, never occur. Being without any real basis, the whole theory is obviously invented in order to save a series of his unacceptable etymologies.

But although the assumption of Gershevitch is without any foundation, it still raises two important questions: the problem of Bactrian consonantism and that of Bactrian orthography. As to the first question, whether the Bactrian outcome of OIr. postvocalic voiceless stop was really voiced stop or voiced spirant, we have only scanty evidence. In any case, however, the Indian transcriptions of Bactrian names and titles, as *Vayamareya* (< Bactrian **BAΓOMAPHTO*, the inscription containing the name distinguishes between *γ* and *g* in names), *-vida* (< Bactrian *-BIΔO*, the Kroraina alphabet has no sign for spirant *δ*) etc. clearly prove that at least the developments of OIr. *-k-* and *-p-* were voiced spirants, *-γ-* and *-β-* (or *-v-*) in Bactrian. The evidence of Yidya-Munji presents the same picture: OIr. *-k-* and *-g-* > YM *-γ-* (with the exception of Mm where *-g-*), OIr. *-p-* and *-b-* > YM *-v-*. Thus on the basis of the evidence available at present we have to regard the Bactrian development of both the OIr. postsonantal voiced stop and the voiceless one as voiced spirant. In spite of the phonetic differences the uniform MP outcome of OIr. postvocalic voiced and voiceless stops (OIr. *-k, g-* > MP *-g-*, OIr. *-p, b-* > MP *-b-*, cf. now the excellent paper by D. N. MacKenzie: BSOAS 30 [1967] 19–23) also offers an adequate parallel to the Bactrian development.

As regards the Bactrian orthographic system, first of all it should be noted that according to our present knowledge the adaptation of the Greek alphabet to write Bactrian is to be related to the reign of Kaniska I. It is, therefore, out of question to speak about historical spellings in the SK 4 A, B, M inscriptions dated to the thirties of the Kaniska-Era as Gershevitch did. The adaptation of the Greek alphabet to denoting the Bactrian voiced spirants and voiceless stops was a very simple task because these Bactrian phonemes exactly corresponded to the Greek ones:

Bactrian	/p/	/t/	/k/	/β/	/δ/	/γ/
Greek	/π/	/τ/	/κ/	/β/	/δ/	/γ/

Accordingly, there was not even the slightest possibility of interchanging of *Π, T K* with *B Δ, Γ* in Bactrian orthography.

But let us also examine theoretically the other, non-existent possibility how the Greek alphabet would have been adapted if Bactrian would have had three phoneme series, *viz.* voiceless stops, voiced stops and voiced spirants. In this case the series of voiced spirants would have consisted only of two phonemes, *viz.* /β/ and /γ/ because OIr. /-t-/ would have developed into /d/ and OIr. /-d-/ into /l/. On the other hand the Greek phonemes /β/, /δ/, /γ/ had the allophones [b], [d], [g] so that in the process of phonetical identification *i. e.* the inevitable first step in adapting foreign alphabets, the series of the Greek and Bactrian phonemes in question would have been confronted as follows:

Bactrian	/p/	/t/	/k/	/b/	/d/	/g/	/β/	/δ/	/γ/
Greek	/π/	/τ/	/κ/	[b]	[d]	[g]	/β/	/δ/	/γ/

It follows that even if this would have been the case, there would not have existed any other possibility than to denote Bactrian /b/, /d/, /g/ with Greek β, δ, γ. This is particularly clear in the case of Bactrian /t/, /d/ where a need for denoting a third phoneme of the dental series would not at all have existed. Thus the assumption of an interchange of *tau* and *delta* in Bactrian orthography is a mere fiction.

The assertion of Gershevitch that Bactrian *OAO* and *OTO* are merely variants of the same conjunction *ud* 'and' arisen in sentence sandhi represents a separate case. On the basis of a thorough analysis of the text of SK 4 M, I pointed out (Acta Ant. Hung. 12 [1964] 445 foll.) that *OAO* and *OTO* have clearly different syntactical functions and beside their different phonetic forms for this very reason they must be regarded as separate conjunctions of completely different origin. Gershevitch does not mention the linguistic facts discussed by me in detail. But to pass the facts contradicting the own theory over in silence can hardly be regarded as a scholarly method. As regards the assumption of sentence sandhi in the case of *OAO* and *OTO*, the evidence of the facts is the following. In SK 4 M *OAO* occurs 4 times, it is followed by *voiceless* consonant (*k, h*) 3 times, by voiced consonant (*m*) once; *OTO* occurs 7 times, it is followed by *voiced* sounds (*m* and vowels) in all occurrences. These linguistic facts need no commentary. The influence of sentence sandhi upon Bactrian orthography in the case of *OAO* and *OTO* proved to be again a mere invention. It is to be regretted that after a decad of successful research-work done by other scholars and after even Professor Humbach abandoned his interpretation of SK 4 (as he kindly informed me), Professor Gershevitch still regards Bactrian studies as a field of free fantasy.

To p. 358, note 24. In the meantime my paper «The Bactrian Wall-Inscription at Kara-Tepe» appeared, cf. Kara Tepe II. 82--125, on χῡῡno cf. p. 106 foll. Humbach I. 23 foll. tries to explain Bactrian χῡῡno as a loan-word

from Greek *χρόνος*. Against this assumption cf. now I. Gershevitch II. 37, note 13.

To p. 363. Adopting the assumption of Benveniste I. Gershevitch I. 103 regards even *ma* in the tantalizing word *malizo* as a definitive article. Referring to my above argumentation according to which the use of *mo* as an article in Bactrian cannot be assumed, I want only to remark that the separation into *ma* and *lizo* of the sequence *malizo* is simply excluded by the expression *harūyo malizo* «the whole *malizo*» in line 19–20 of SK 4 M.

To p. 366. Perhaps there exists no essential difference between the contents of the Arabic inscription and the Sanskrit one on stone A, cf. p. 414 above.

To p. 367. The new readings based on the photograph of the squeeze published by Humbach I. Part. II. Pl. 25 still bring nearer the contents of the two inscriptions to each other, cf. p. 416 above.

To p. 368. Correcting his mistake Humbach I. 15 now also regards 232 A. D. as the first year of the Late Kuṣāṇa Era.

To p. 372. Humbach I. 17 now also looks for the beginning of the Kanīška-Era about 130 A. D. with similar argumentation as I already did *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 185–196. He rightly emphasizes the importance of the Chinese report on the delegation of *Po-t'iao*. I briefly presented the solution of the linguistic problems involved by the identification *Po-t'iao* — *Vāsudeva* in a contribution to the Kuṣāṇa chronology at the «International Conference on the History, Archaeology and Culture of Central Asia in the Kushan Period» (Dushanbe, 27 September—5 October 1968). Cf. also Y. V. Zeymal': *Ku-shanskaya hronologiya* (on the whole a valuable scholarly achievement but without definitive results).

To p. 372. Humbach I. 16 now hesitates between two alternatives: 1. the new era is to be brought into connection with Kanīška II who began to rule over Kābul — Gandhāra, *i. e.* the rest of the Kuṣāṇa Empire in 232 A. D., 2. the new era marks the beginning of the rule of the Sassanian Kuṣān šāhs on the territory of Merv — Balx. Humbach III. 122 formulates the two alternatives in a somewhat different way: 1. the new era is "that of the Sassanian Kuṣān šāhs installed by Ardašīr", 2. it is "that of a later Kuṣān dynasty which ascended to power after the defeat inflicted by Ardašīr to the Great Kuṣāns".

To p. 376. In the meantime the seal impression of Sahri Bahlol was again treated by H. Humbach I. 70 foll., V. A. Livshits: *Kara Tepe* II. 63, Humbach IV. 66 foll. Humbach reads: *MAYO KANHĀKO I ZOIAΔO DAYPO ...* "Der Mond Kaniška, dessen-Herrschaft-aufgegangen-ist". The reading proposed by Livshits is almost the same: *MAYO KANHĀKO I ZAI00 'I?' DAYPO'OIBO'* "Moon-Kaniška, son of Šahr^owīb". On the basis of the new photograph published by A. D. H. Bivar in *CII* I now regard

the reading *ZAZAŌO* (considered already above) as preferable instead of *ZAIOAO*. Perhaps we can see in *zazavo* the same word as *zazβo* occurring in inscription No. 1 at Kara Tepe (cf. J. Harmatta: Kara Tepe II. 83, 85), the meaning of which is possibly 'strong, great' (< OIr. **zazvah-*). In this case the phrase *zazavo šahraβo* may be the Bactrian equivalent of Indian *mahākṣatrapa*, and the connection with Zābul of Mavo Kaneško would be omitted. At the end of line 2 I would read *YINAOΓANO DAYO* — *Hinduyāno šāho* (Humbach read *XOYINAOΣANO DAYO*, later *XOYI . . Γ(?)OΣANO DAYO*, Livshits proposed *YINAOΣANO DAYO*).

To p. 376. V. A. Livshits: Kara Tepe II. 63 dates the seal impression of Sahri Bahlol on the basis of the letter forms even to a later time (period of the Kušāno-Sassanian coinage).

To p. 376. Ancient Chinese **Zia-ṣuēt*, Northwestern T'ang **Zia-ṣvy.* can well represent both **Zāvul* and **Zā'ul*, cf. B. Csongor: Acta Orient. Hung. 10 (1960) 113 foll.

To p. 378. Without any knowledge of the Late Kušāna Era, J. M. Rosenfield: The Dynastic Art of the Kushans. 106, 111 already made the brilliant suggestion that the dates of the Brāhmī inscriptions at Mathurā, discussed by J. E. van Lohuizen — De Leeuw, represent «a new Kushan era» beginning «at an undetermined time after the end of the reign of Vāsudeva».

To p. 378. A welcome further evidence for the Late Kušāna Era was discovered by R. Göbl I. Vol. I. 164 foll. and H. Humbach I. 19 on the coins with the Bactrian legend *TAFINO YΩPΣANO DAYO*. They read on the reverse *XΩONO YOΔ* «era-year 474», which corresponds to 705/706 A. D. Moreover, H. Humbach convincingly identified *Tayino Hōrsāno šāho* with *Wu-san T'e-k'in Shai* who ascended the throne of *Ki-pin* in 719 according to the Chinese sources. He tried to remove the contradiction between the date found on the coins and that occurring in the Chinese sources by the assumption that *Wu-san T'e-k'in Shai* must have ascended the throne already earlier, at the beginning of the 8th century because he was in 738 so old that he handed over the rule to his son. But this is only an *ad hoc* assumption without any basis, and what is more, contradicting the literary evidence. It is not even inevitable because *Wu-san T'e-k'in Shai* could ascend the throne late in life. The solution of the contradiction can be found elsewhere. We can observe on the coins (Göbl I. Vol. III. Pl. 65, Fig. 240, 2 and 5) that the *O* in *YOΔ* has a vertical stroke below. Accordingly, instead of *O* the cipher *ϱ* is to be read. Thus the correct date will be *XΩONO YϱΔ* «era-year 494», i. e. 725 A. D.

To p. 384. Humbach I. 15 now adopts my results (cf. Acta Ant. Hung. 13 [1965] 192—195) regarding the campaign of Ardašīr against the Kušānas.

To p. 384. For a summary of the earlier researches on the history of the Late Kušānas cf. B. N. Puri: India under the Kushānas. 69—78 (the results are scanty and mostly unconvincing).

To p. 385. Because of the sketchy character of this historical chapter I did not want to discuss the quoted passage of the *RGDS* (*Res Gestae Divi Saporis*) in detail, but in view of the confusion arisen in the scholarly literature since then and at the Conference on Central Asia in the Kušāṇa Age held at Dushanbe 1968, I consider necessary to make some additional comments on this subjects. The following points are mostly disputed:

1. How can the passage describing the eastern frontier of Iran in the *RGDS* be interpreted? Does the phrase *HN prhš 'L* mean 'up to, but excluding' or 'up to, but including'? The first alternative is supported *e. g.* by Henning, Maricq, Lukonin, Zeymal' etc., the second one is represented *e. g.* by Livshits, both are regarded as possible *e. g.* by MacKenzie, Bivar.

2. The other much disputed problem is the question of the reliability of the *RGDS*. Most scholars (*e. g.* Rostovtzeff, Enßlin, Henning etc.) regard the data of the *RGDS* as a reliable historical source. Lukonin and Zeymal' advance, however, a whole series of arguments against the reliability of the *RGDS* concerning the description of the territory controlled by the Sassanians. Their arguments are the following:

1. The enumeration of the Sassanian provinces only reproduces a standard formula because it also occurs in the inscriptions of Kirdēr and in the historical work of Ammianus Marcellinus. Moreover, it can be compared even with the similar list of Old Persian provinces occurring in Achaemenian inscriptions.

2. The *RGDS* also enumerates western territories, which were not conquered (Lukonin omits to mention these, but Zeymal' refers to Adiabene, Iberia and Armenia).

3. The enumeration only means a pretension but by no means a real controll of the enumerated provinces. (To prove his assertion Lukonin: Kara Tepe II. 45, note 21, refers to E. Honigmann — A. Maricq: *Recherches sur les Res Gestae Divi Saporis*. 99—110 and A. D. H. Bivar: *BSOAS* 26 [1963] 498, but both papers support just the opposite view!)

4. The terms *b'z* 'tax' and '*BDkpy* 'submission' mean dependence of different degree. Zeymal' adds that even the ransom paid by Philippus Arabs is denoted by the same term *b'z*.

5. The Kušāṇa king is not mentioned among the notabilities at the court of Šāhpuhr I in the *RGDS*.

6. According to Zeymal', the identification of *pškbwr* with Peshawar is uncertain.

7. The reliability of the enumeration of the Sassanian provinces in the *RGDS* is doubtful because according to the inscription of Kirdēr at the KZ, the army of Šāhpuhr would have arrived even up to Galatia. (Cf. V. G. Lukonin: *EV* 18 [1967] 16—18, Kara Tepe II. 45, Y. V. Zeymal': *Kushanskaya hronologiya*. 97—100, 109.)

As to the first problem, I want only to refer to the following facts here. In connection with verbs denoting motion, the preposition 'L (*ō*) means 'to' both including and excluding, but more frequently including, cf. *e. g.* 'L *BB*' *ZY LNH plystyh* (Kn. I. 25) «you should send (him) to our court» or 'L *gyw*'k *ZY YTYBWNst* *ZY NPŠH Y'TWNT* (Kn. III. 21) «he went to his own residence» etc. The compound prepositions *pr'č* 'L and 'D 'L, however, mean 'up to' only excluding, cf. *e. g.* *BYN LYLY* ' *pr'č* 'L *MT*'-I *mt* . . . *BYN MT* 'L' *BR* ' *PWN kustk*-I *ZY MT* ' *wltt* (Kn. II. 16) «at night he went up to a village . . . he did not enter the village but he passed by the one side of the village» or *Wpr'č* 'L *MT*' *ZY m'nd KLYTWNd YHMTWNT*. *BYN LYLY* 'L *h'nk* *ZY bl'ul ZY TLYN* ' . . . *mt* (Kn. VII. 1) «and he went up to the village which they call Mānd. At night he entered into the house of the two brothers». Both the situation and the linguistic usage are perfectly clear in both passages: Ardašīr was in fear that the countrymen might capture him, therefore he only went *up to* the village without entering it in the first episode or he entered it only at night in the second one. For the use 'D 'L I quote: 'ušt'p 'D 'L *dly*'p (Kn. II. 18) «hasten up to the sea». The meaning of 'D 'L is again clearly 'up to, excluding' here. We must also take into consideration that the phrases *prč* 'L and 'D 'L occurring in the quoted passages are connected with verbs denoting motion, but all the same their meaning is undoubtedly 'up to, excluding'. In the enumeration of the *RGDS*, however, the Parthian phrases *HN prhš* 'L (MP 'D *pr'č* 'L) and *HN* 'L (MP 'D 'L) are used without verbs denoting motion, all the more, therefore, their meaning must definitively be 'up to, excluding'. Similarly, if we say in modern languages *e. g.* «the territory of France stretches up to Germany», nobody will understand this sentence so that the territory of France also includes Germany. Accordingly, the only correct interpretation of the quoted passage of the *RGDS* is the one given already by Henning, *viz.* 'up to, excluding' while the explanation of the phrases *HN prhš* 'L and *HN* 'L as meaning 'up to, including' is definitively out of question.

As regards now the reliability of the *RGDS*, it is easy to demonstrate that all arguments advanced against it are equally unfounded.

1.a). The enumeration of the Sassanian provinces in the *RGDS* can only be regarded as a mere formula if it does not correspond to reality. But it is just this what should be proved by this argument. Accordingly, we have to do with a false syllogism in this case.

b). The territory of the Sassanian Empire did not suffer any essential losses up to the time of Narsē, therefore it is quite natural if the same geographical horizon still occurs in the inscriptions of Kirdēr as in the *RGDS*.

c). The description of Persia by Ammianus Marcellinus has nothing to do with the enumeration of the Sassanian provinces in the *RGDS*.

d). The latter cannot be paralleled with the list of the Old Persian provinces occurring in Achaemenian inscriptions on the whole, but only with the enumeration of the early Achaemenian inscriptions which still reflected the reality and in accordance with it underwent some changes from time to time.

2. No western provinces are enumerated in the *RGDS* which did not really belong to the Sassanian Empire. The kings of Adiabene and Iberia are mentioned even among the notabilities of Šāhpuhr's court and Great Armenia was conquered by the Persians in 252 (cf. e. g. W. Enßlin: *SBAW* 1947/5. 17, 19).

3. The assertion that the list of the Sassanian provinces in the *RGDS* only means a pretension, is a mere invention without any foundation. All data enabling us to check this list prove its reliability.

4a). The degree of dependence of the Sassanian provinces was obviously different indeed, but the terms *b'z* and '*BDkpy* have nothing to do with this difference because they are coupled and jointly characterize the relation of the provinces and its rulers or governors to the Sassanian king: *WZNH 'unt hštr Whštrdry Wptykwspn hrw LN pty b'z W 'BDkpy HQ'YMWt* «and these many lands and rulers and governors all were in tribute(-paying) and submission to us». Tribute-paying and submission are, therefore, the common features of all territories controlled by the Sassanian kings. The differences between them are to be looked for in other respects.

b). The use of the phrase *pty b'z HQ'YMWt* «he became tributary» in connection with the ransom paid by Philippus Arabs does not obscure but it even more elucidates the difference between the territories and rulers controlled by the Sassanian king and those uncontrolled by him. Philippus only paid «tribute» (from the view-point of the Sassanians), but he did not submit himself to Šāhpuhr, he did not become subject of the Sassanian king. In accordance with this, no Roman province was included into the description of the Sassanian Empire in the *RGDS*, not even the provinces conquered by the Persian army for longer or shorter time are enumerated in this context. Nor are the Roman territories (all Asiatic provinces and some European ones) mentioned to which a claim was already set up by Ardašir (cf. Herodianos 6. 4, 5). All these clearly prove that the list of the Sassanian provinces given by the *RGDS* can by no means be regarded as a mere pretension, but it fully corresponded to the contemporaneous reality.

5. We must realize once for all that the list of the notabilities at Šāhpuhr's court does not contain the names of every vassal king or every high official of the Sassanian Empire. Thus e. g. the Varučān-šāh (mentioned in Man. literature), the Kādīs-šāh, the Mukrān-šāh (attested by Ibn Ḥurdādbih and Ṭabari) and a whole series of satraps of the towns founded by Ardašir and Šāhpuhr I are missing. In fact this list only contains a small fraction of the notabilities and high officials of Iran at that time, it represents the narrow circle of the family, the friends, the favourites and the retainers of Šāhpuhr I. It

is noteworthy that the king of Kušānšahr did not belong to this narrow circle of the Sassanian court, but this fact can by no means be interpreted in that sense that Kušānšahr was not controlled by the Sassanians and its territory did not belong to the Sassanian Empire. (Cf. already A. Maricq: *Recherches sur les Res Gestae Divi Saporis*. 106—107.)

6. As to the problem of *pškbur*, for the moment I refer to my short communication regarding this matter at the Conference at Dushanbe.

7. In view of the fact that towns lying both in Kappadokia and in Lykaonia, *i. e.* in provinces bordering on Galatia, were taken by the Persians, it is certainly not exaggerated if Kirdēr asserts that the army of Šāhpuhr arrived up to Galatia.

Apparently both excellent young scholars were compelled to these vain efforts to prove the unreliability of the *RGDS* by their false prejudice that the dating of the Kušāno-Sassanian coinage to the 4th century proposed by them cannot be reconciled with the conquest of Kušānšahr by Ardašīr. In connection with the Kaniška-Era, a similar misbelief can be observed in the papers of R. Göbl, V. G. Lukonin and Y. V. Zeymal' inasmuch as in their opinion the dating to the 4th century of the Kušāno-Sassanian coinage is only possible if they force the untenable dating to the middle of the 3rd century of the beginning of the Kaniška-Era. However, as I have shown in this paper, the dating of the Kušāno-Sassanian coinage to the 4th century can by no means be called in doubt either by the fact that Ardašīr already conquered Kušānšahr or by dating the beginning of the Kaniška-Era to 134 A. D.

The peculiar event of Kābul supposedly occurring in the MP inscription at Persepolis still deserves some remarks. It was E. Herzfeld who introduced and popularized the figure of Slōk, judge of Kābul (*sluky ZY . . . k'wly d'twbl*) on the field of Iranian studies. His reading and interpretation was unanimously accepted by the scholarly world, thus *e. g.* by W. B. Henning, R. N. Frye, V. G. Lukonin etc. The occurrence of Kābul in this inscription would have some historical importance, therefore it was used by scholars as an essential argument for the support of different theories (cf. *e. g.* V. G. Lukonin: *EV* 18 [1967] 18, R. Göbl *I. Vol. I. 19, Vol. II. 286*). Preparing a new interpretation of the Persepolis inscriptions for a decad, I arrived at the conclusion that the spelling *k'wly* has nothing to do with *Kābul* but it is to be interpreted as *Kavar*, the name of a well-known town in the neighbourhood of Šīrāz. Thus it became clear at once why travelling to the royal court *Selōy* (or rather *Sarūy*), judge of *Kavar* crossed Persepolis.

Staying at Leningrad in 1967 I pointed out to Dr. V. G. Lukonin, who (*loc. cit.*) also used the occurrence of *Selōy*, judge of *Kābul* in the Persepolis inscription as an important argument, that we must say farewell to this notorious ghost-figure of Sassanian epigraphy once for all. Adopting my result he made use of it in his paper read at the Conference at Dushanbe in 1968 (cf.

Abstract of Papers by Soviet Scholars. Dushanbe 1968. 38). But my interpretation quickly gained further popularity. On a scrap of paper with mimeographed text attached to his offprints, Professor R. N. Frye hastened to correct the interpretation *Kābul* adopted by him in *Acta Orient.* 30 (1966) 87, 88, 90 into *Kavar*. As he kindly informed me at Dushanbe in 1968, he visited Leningrad just after my sojourn there in 1967 and he obtained knowledge of this new interpretation from Dr. V. G. Lukonin. I think, the evidence of my interpretation is best shown by the fact that the two esteemed scholars adopted it even before I published it with detailed argumentation.

To p. 385. On the Kuṣāṇo-Sassanian coinage cf. now. R. Göbl. I. Vol. I. 15—21, Vol. II. 275—301, V. G. Lukonin: *EV* 18 (1967) 16—33, Y. V. Zeymal': *Kushanskaya hronologiya*. 101—104. I hope to return to the problem of Kuṣāṇo-Sassanian coinage in detail elsewhere, therefore I restrict myself to some short remarks here.

1. The dating to the 4th century of the Kuṣāṇo-Sassanian coinage is now reassuringly established by the quoted papers of R. Göbl, V. G. Lukonin and Y. V. Zeymal'.

2. Its end is clearly marked by the scyphates of Kiḍāro which cannot be dated to a later time than the coin hoard found at Tepe Maranjan (about 385 A. D., cf. R. Curiel: *Trésors monétaires d'Afghanistan*. Paris 1953. 129, R. Göbl I. Vol. II. 35).

3. Surely the beginnings of the Kuṣāṇo-Sassanian coinage are to be fixed in the time of Šāhpuhr II, but the dates proposed by Göbl (356 A. D.) and Lukonin (end of the reign of Šāhpuhr II) are obviously too late.

4. The assumption that the Kuṣāṇo-Sassanian rulers were identical with the contemporaneous Sassanian Kings of Kings or that the latter as crown princes were Kuṣāṇo-Sassanian viceroys, is untenable.

5. The assumption that Varhrān IV as crown prince is to be identified with the Kuṣāṇo-Sassanian ruler Varaharāno, is to be rejected because according to literary evidence Varhrān IV was *Kirmān-šāh* before his accession.

To p. 388. On the Nāga kings cf. also B. N. Puri: *India under the Kushānas*. 76 with note 30, J. M. Rosenfield: *The Dynastic Arts of the Kushans*. 115.

To p. 395. V. A. Livshits: *Kara Tepe II*. 67 also hesitates between **Axšun-uār* and **Axšundār*, but apparently he does not regard the name as a peculiar Sogdian one as W. B. Henning did.

To p. 396. H. Humbach I. 57 (*NumH* 61) read *XIPIIAO OXONO* and he thought that it was *AAXONO* which was intended by the spelling *OXONO*. Later he unhappily abandoned the correct reading *XIPIIAO* (I. Part II. 3, note 1). R. Göbl I. Vol. I. 71—72 gives the same reading, but beside *XIPIIAO* he also regards the reading *XIPOAO* as possible. The latter reading is, however, impossible and the Brāhmī legend *Deva Śāhi Khingila* prevents us from identifying *AXANO* with *AAXANO*.

To p. 399. H. Humbach I. 28--31, 56--57 and R. Göbl I. Vol. I. 54, 237 succeeded to read the name *AAXONO* (correctly *AAXANO* on coins and on a seal and to identify it with *Lahkhana*. Moreover, Humbach also connected *Alakhāna*, the name of the Gūrjara king mentioned by Kalhana, with these forms. This suggestion is obviously correct. Unhappily, however, he forces the identification of all these names with *hala-hūna*-, name of a people, attested in Indian sources. Thus *AAXANO* etc. is regarded by him and Göbl as the name of a people. This theory had fatal consequences peculiarly for the historical conception of Göbl (e. g. *Lahkhana* - - *Alxano* appears as «anonymer Clanchef» in his catalogue). The term *hala-hūna*- means, however, «Red Hun» and like *Kirmir Xyōn* etc. it is a name for the Turks. Accordingly, apart from the unsurmountable phonological difficulties, the identification of *Lahkhana* — *Alxano* with *hala-hūna*- is also untenable from the material view-point. (This identification was also rejected by F. Altheim: DLZ 89 (1968) 699).

To p. 399. The rich materials collected and published by R. Göbl would now permit to establish a more complete list of the Hephthalite rulers. Thus e. g. the name of the king with the date 92 on his coins is possibly to be read as *AAAAANO* (cf. Göbl I. Vol. III. Pl. 15, Fig. 41/1, the readings proposed by him and Humbach are unacceptable). There exists, however, another coin series with the date 101 (563 A. D.). The corrupt legend on these coins may be read as **XIFFIAO* or **XIFFAAA(N)IO* (cf. Göbl I. Vol. III. Pl. 16, Fig. 43, 5 *XIFFIAO* . . , 8 *XIFAAO* . . , 9 *XIFAAANIO* ?). Obviously a further Hephthalite king, perhaps a *Khingila II* appears here, who still minted coins in 563 A. D. (or at most in 562 A. D. because the earliest possible date for the beginning of the Xingil-Era is 462 A. D.). From historical view-point it is a very remarkable fact that the Hephthalite king still minted coins in 562/563. A. D. because this evidence proves beyond any doubt that the Hephthalite Kingdom still existed in 462/463 A. D. (cf. p. 401, note 70 above).

To p. 401. On the basis of Humbach's suggestion that the name *Alakhāna* is to be related to the Hephthalite *Lahkhana*, we can also reckon the kingdom of this ruler in Gūrjara to the residual minor Hephthalite principates.

To p. 408. Perhaps we can also consider the possibility that Kābiš (being originally the territory to the North of Kābul) and Kābul were two separate kingdoms at the end of the 7th century A. D. (or Kābul might have belonged to Gandhāra) and the Nēzak dynasty only possessed Kābiš at that time. The evidence of my reading *nyēky MLK'* is clearly shown by the fact that Humbach I. 59 also arrives at the same reading, but then he unhappily abandons the correct reading in favour of the traditional *npyky MLK'*.

To p. 408. On the coinage of the Nēzak dynasty cf. now R. Göbl I. Vol. II. 71-89 (under the title «Nspk-Könige»).

To p. 412. Surely one of the most remarkable results of Humbach's work on Bactrian linguistic monuments is his reading of the name *ΦPOMO*

KHΣAPO on a coin series (cf. Humbach I. 20—22,64). Even though this reading was called in question by criticism, it is undoubtedly correct (cf. Göbl I. Vol. III. Pl. 68, Fig. 250, 1, which permit a perfectly clear reading). V. A. Livshits (Kara Tepe II. 70) also arrived almost to the same reading: he proposed to read *ΦPOMANHΣAPO*, which only differs by the reading *N* instead of *K*. The reading *ΦPOMO KHΣAPO* presents a welcome further support to my above historical analysis. Humbach correctly noticed also the connection with *Fu-lin-ki-p'o* and *Phrom Ge-sar* of *Fromo Kesaro*, but being mislead by the theory of R. A. Stein he could not recognize the historical identity of *Fromo Kesaro* with *Phrom Ge-sar*, nor could he correctly explain the Chinese form *Fu-lin-ki-p'o*.

To p. 412. Humbach I. 13, note 1 raises the question whether the Arabic influence attested by the Tochi Valley Arabic inscriptions came from Sistān or from Sind. Without doubt the historical data quoted by me in *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) 461 and here, clearly prove that it was Sind from where starting the Arabs conquered the territory of Idak — Spinwam during the 8th century.

Budapest.

CHARACTER AND GENRE OF THE STORIES OF THE ŚUKASAPTATI

The collection of stories entitled Śukasaptati, i. e. «The seventy (viz. tales) of the parrot» is traditionally enlisted among the Indian collections of tales.¹ This, just like the Pañcatantra and the other similar works, and even the Daśakumāracarita, is a chest-of-drawers story. According to the frame story of the Śukasaptati, which in its essence is the same of all the three variants,² the parrot of a merchant, when its master goes on a long business tour, keeps the wife of the merchant from her planned infidelity. In the evening, when the woman wants to go to her lover, the parrot seemingly encourages her to fulfil her desire, but it also advises that she should be as cunning as the heroine or hero of a story which it starts to narrate at once. The story is so fascinating that the woman chooses to listen to it instead of going to her lover; in this way she is finally prevented from committing adultery at all till the return of her husband, because the ingenious parrot³ repeats every evening the trick of «encouraging» her by the narrating of further and further stories which succeed in keeping its mistress at home.

According to this frame story each story of the Śukasaptati ought to contain a cunning trick, since the parrot can keep its mistress home only if it cites examples of cunning. The majority of the stories are of this character indeed. Therefore these can be called with justification «stories of cunning».⁴

¹ M. WINTERNITZ: Geschichte der indischen Litteratur. III. Bd. Leipzig 1920. p. 342; A. B. KEITH: A History of Sanskrit Literature. London 1961. p. 290; etc.

² On my own part, I think that instead of two, three variants of the Śukasaptati should be distinguished, see Cs. Töttössy: Acta Ant. Hung. 16 (1968) p. 447 foll.; and already also J. HARMATTA: Ant. Tan. 10 (1963) p. 240. Editions of the three variants of the text: Die Çukasaptati. Textus simplicior. Hgg. von R. SCHMIDT. AKM 10 (1897) No. 1. Leipzig 1893. pp. X + 213; Der Textus ornatior der Śukasaptati. Kritisch hgg. von R. SCHMIDT. ABayA I. Cl. 21 (1901) 2. Abt. München 1898. pp. 317—416; R. SCHMIDT: Der Textus simplicior der Śukasaptati in der Recension der Handschrift A. ZDMG 54 (1900) pp. 515—547 and ZDMG 55 (1901) pp. 1—41; a more recent edition of the textus simplicior: Śukasaptati. Dilli 1959. pp. 152.

³ In the individual variants of the Śukasaptati, regarding the analysis of the attitude of the parrot in more detail see Cs. Töttössy: Acta. Orient. Hung. 18 (1965) p. 228 ff.

⁴ In the *textus ornatior*, in spite of the 70 numbered stories of this Śukasaptati variant, we can speak only of 66 stories, because three of them are missing (stories 65,

Some of them, however, are of a different character, and these could rather be called «punishment stories», because their heroes are punished for certain improper deeds.⁵ These stories do not contain any successful, cunning trick, but rather some fiasco.

From the viewpoint of the investigation of their genre, the stories of cunning, which are in overwhelming majority also with regard to their number, are more interesting than the punishment stories. These can be divided into further groups according to the situations in which the cunning trick becomes necessary.

A considerable part of the stories of the Śukasaptati deal with adultery. Thus among the stories of cunning, on sixteen occasions, adultery (or adulterous intention) creates such a tight situation, that in order to escape, the adulterous woman has to resort to some sort of cunning. Such are stories 1 (1, -),⁶ 18 (10, 10), 19 (11, 11), 20 (12, 12), 22 (69, 14), 23 (14, 16), 24 (15, 17), 25 (16, 18), 29 (20, 22), 32 (32, 34), 33 (22, 24), 35 (26, 28), 36 (27,

66 and 67) and in fact stories 5 and 17 contain as a matter of fact only *one* story of cunning. Out of these 55 stories contain a cunning trick, 47 of which can be found also in the *textus simplicior*. — Story 70 of the *textus simplicior* is already the concluding story and thus there the parrot tells only 69 stories to its mistress. Of these, story 63 is so defective that its content cannot be reconstructed, although this, too, could be a story of cunning, and stories 5 and 9 are as a matter of fact only *one* story. Thus in the *textus simplicior* we can speak of altogether 67 stories, of which 64 contain a cunning trick, and out of these there are 17 which are not contained in the *textus ornatior*. From the *textus elegantior*, which agrees in its contents with the *textus simplicior*, and only the order of the stories is somewhat different, of the stories of the *textus simplicior*, 12 are missing, because it starts only with story 2, and the manuscript ends with story 58.

⁵ In the *textus ornatior* 11 punishment stories are inserted between stories 5 and 17. In story 6 Padmini is punished for her curiosity, in story 7 the Brāhmaṇa Keśava is punished for his betraying the secret, in story 8 the wife of a merchant, Saubhāgyavati, is punished for her debauchery, in story 9 the potter is punished for saying the truth, in story 10 the ass is punished, because he did not obey, in story 11 the ass is punished because he interfered with the affairs of others, in story 12 the lover is punished for the shameless enjoyment of the wife of another, in story 13 the husband of the apsaras is punished for the non-observance of the instruction of his wife, in story 14 the wife is punished for her wilful desertion of her husband, in story 15 the jackal is punished for his having disowned his clan, and in story 16 we find punishment for discord. Out of these the *textus simplicior* and *textus elegantior* only contain stories 6, 7 and 8. — Otherwise, in the *textus ornatior* and *textus simplicior* the number of the identical stories is altogether 51 (counting only those stories which are numbered in the collection, *i. e.* excluding the introductory and concluding frame stories, and also excluding the stories interwoven into these. WINTERNITZ (see *op. cit.* III. Bd. p. 345) mentions 52 stories, but this is based on erroneous calculation. This can very likely be explained by the fact that HERTEL (Das Pañcatantra. Seine Geschichte und seine Verbreitung. Leipzig und Berlin 1914. p. 246) mentions stories 13 and 32 of the *textus simplicior* as the equivalents of story 32 of the *textus ornatior*. Since, however, the exact equivalent of this is story 32 of the *textus simplicior*, while in story 13 there are only similar moments (which occurs also in other cases), thus story 13 cannot be counted among the identical stories. In fact it would be rather impossible to count in such a way that, as a result, 52 stories of one variant would be identical with 51 stories of other variant.

⁶ The numbering of the stories is made in such cases according to their numbers in the *textus ornatior*, however, their number in the *textus simplicior* and then that in the *textus elegantior* is also added, in brackets.

29), 37 (28, 30), 38 (24, 26) and 43 (33, 35). In addition to these, such are story 41 in the *textus ornatior* and stories 13 (15),⁷ 29 (31), 53, 62 and 64 in the *textus simplicior*. On two occasions, viz. in stories 21 (68, 13) and 28 (19, 21) it is the man who has to escape from a similar situation (in the former with the help of the cunning of his friend, and in the latter with that of his wife) in order to avoid punishment by the king, while in the *textus simplicior* there is one additional occasion of this, in story 57 (where he is helped by his own wisdom). Among the adultery stories there are also such, in which the difficult problem to be solved is how to carry out the adultery, thus in story 2 (2, 2), in which a mother renders help to her son. In the *textus simplicior* there are two more such stories (story 59 and story 61), where the success of the women is due to their own cleverness. In the other stories touching upon adultery the tight situation is not created by adultery having been committed, and nor is the difficult task in question the realization of the adultery; in these adultery is mentioned only by the way.⁸

The difficult task to be solved is sometimes the re-acquisition or the keeping of some lost property or money by a cunning scheme. Such are stories 34 (23, 25), 44 (34, 36), 45 (35, 37), 48 (39, 41) and 55 (45, 47), and in the *textus simplicior* stories 38 (40) and 40 (42). The other cases the difficult task is that the uttered word has to be given an other meaning. Such are stories 30 (21, 23) and 46 (36, 38), as well as story 50 of the *textus ornatior*. Wise judgement in difficult situations can be seen in stories 3 (3, 3), 4 (4, 4) and 60 (52, 54), as well as in story 49 (51) of the *textus simplicior*. We see the clever solution of a puzzle in story 17 (9, 9) continuing story 5 (5, 5) and in story 58 (48, 50), and a difficult question must be answered in story 42 (30, 32). On other occasions — mostly in as awkward situations as the latter — certain tasks have to be solved. This is the subject of stories 49 (41, 43), 56 (46, 48), 57 (47, 49) and 63 (54, 56), as well as of story 51 of the *textus ornatior* and stories 58 and 60 of the *textus simplicior*. Escape from an awkward situation by the help of cunning is the subject of stories 26 (17, 19), 39 (25, 27), 47 (37, 39), 59 (50, 52), 61 (51, 53), 64 (56, 58), and of story 65 of the *textus*

⁷ The numbers of the stories in the *textus simplicior* are followed in brackets by their numbers in the *textus elegantior*, i. e. if the stories occur also here.

⁸ Thus twenty-five of the stories in common deal with adultery, out of which story 8 belongs to the punishment stories; in addition to these in the *textus ornatior* there are three more stories in which adultery is mentioned (out of which stories 12 and 14 are again punishment stories), and in the *textus simplicior* there are eleven more such stories. — Out of the stories in common procuresses and courtezans appear in eight stories, and in two additional occasions in the *textus ornatior* (in stories 69 and 70); in the *textus simplicior* there are two more such occasions (in stories 8 and 21), when in their equivalents in the *textus ornatior* (in stories 8 and 30) no procuresses appear. Among the courtesan stories, however, relations between a courtesan and a man are mentioned only in six stories (in stories 26, 28, 34, 39, 55, and also in story 7 which belongs among the punishment stories), while in stories 1 and 51 no such relations are mentioned.

simplicior. In the thief stories the thief caught red-handed escapes from execution by his clever answer before the king; such is story 27 (18, 20) and stories 31 and 62 of the *textus ornatior*. Mere cunning can be found in story 55 of the *textus simplicior*.

Sometimes the awkward situation means undeserved life-danger, as in stories 40 (31, 33), 52 (42, 44), 53 (43, 45) and 54 (44, 46), as well as in story 69 of the *textus ornatior* and stories 66 and 67 of the *textus simplicior*. Finally, we find artful revenge in stories 68 and 70 of the *textus ornatior*. Among the latter ones in story 40 the hare, in story 54 the jackal and in story 69 the parrot save their lives by cunning. We can read about animals also in story 66 of the *textus simplicior*. Here the king of the hamsas saves the lives of his sons by sheer ingenuity, while in story 67 of the *textus simplicior* the monkey saves his own in the same way. In story 68 of the *textus ornatior* a crow, and in story 70 of the same variant a parrot takes revenge, while in the other stories of cunning no animal appears at all.

In the stories containing some cunning trick, the cunning, the cleverness is applied in carrying out some difficult task, or in getting out of a difficult situation. Thus in these stories the narrative is concentrated upon this witty and unexpected solution. In them only the difficult situation, the unexpected solution and the character of the winner and the loser are important, nothing else carries any significance. Another characteristic of the stories of cunning is that although usually we disapprove of the attitude of the successful heroes (exceptions are especially the animal stories), we nevertheless understand them, in most cases we sympathize with them, and look forward to their success. None of the stories of cunning contains a detailed description of the surroundings, or any psychological representation; the main thing is the sudden turn. Their topic — as we have seen — is most frequently adultery or an erotic episode, events in the life of an individual, the carrying out of an unexpected turn, or overcoming an unexpected turn of fate with success.

Although a few stories of the Śukasaptati can be found also in the Pañcatantra,⁹ still, if we had to characterize the Śukasaptati by pointing out something similar, then this would be Boccaccio's Decamerone. Comparison with the Decamerone would draw attention to two points. One of them is that in fact these stories of cunning transcended the level of the ordinary tale and — as it is shown by the above characterization — they attained the level of the Indian short story. The other is that there must be certain similarities to Boccaccio's work also as regards their social background and condition. It is not mere coincidence that Boccaccio — indirectly —

⁹ Such are stories 40 (31, 33), 48 (39, 41) and 59 (50, 52) of the Śukasaptati, as well as stories 9, 10, 12, 14, 15, 41 and 68 of the *textus ornatior*, and stories 66 and 67 of the *textus simplicior*.

also borrowed from the stories of the Śukasaptati,¹⁰ and it is not mere chance either that he was able to use these in his work and they fit into it well. For when did he do this? At a time, when wide-spread Italian marine trade brought knowledge about the treasures of the East, when large fortunes were accumulated through commerce, and when the development of economic life brought about a period which expanded the human horizon and loosened up the social restrictions of an order based on privileges by birth. It is not my purpose now to analyse the social basis of the Decamerone. Nor do I intend at present to examine the relations of Boccaccio's work to the East and to earlier works based on the East. I do not maintain either that a perfect similarity could be discovered between the Decamerone and the Śukasaptati, or between the social conditions standing behind the two. F. Tókei in an excellent introductory study of his¹¹ arrived — without having any opportunity to observe such close relations and agreements with Boccaccio in Chinese literature — at the conclusion, that in China a short story literature emerged very early (in the 7th century), also independently of European development. This literature has many features which, though not quite identical, are nevertheless similar to those of the Decamerone, just as Boccaccio's period shows similarities to this particular period of Chinese social development. His thorough analysis shows that as Chinese society could not develop as freely as Italy in the 14th century, nor did Chinese story-writing attain the high level represented by Boccaccio in modern European literature.

I do not wish to analyse short stories by many authors through many centuries, as Tókei did. It is only one collection of stories, or — let us be quite definite — a collection of *novellas* that I should like to talk about, even though this collection, too could be investigated from the point of view of its development from about the 7th to the 13th century.¹² However, it is not my purpose to cover a period of about six centuries in the history of India or in the development of the Śukasaptati, and I should only like to outline

¹⁰ Apparently identical stories:

Śukasaptati:	textus ornatior	textus simplicior	textus elegantior	Decamerone
	12	—	—	2. day story 10
	25	16	18	7. day story 4
	30	21	22	2. day story 9
	34	23	24	8. day story 10
	35	26	27	7. day story 6
	37	28	28	7. day story 9
	45	35	36	8. day story 1

See R. SCHMIDT: Über den Werth des Sanskritstudien. Stuttgart 1898. p. 10.

¹¹ Klasszikus kínai elbeszélések (Classical Chinese stories). Budapest 1962. pp. I—XXV.

¹² My opinion regarding the development of the Śukasaptati, expounded in 1963 in a dissertation in manuscript, has been reviewed and criticized by J. HARMATTA: Ant. Tan. 10 (1963) p. 243 foll.

the most important economic and social characteristics of this period, together with the development of the genre.

First of all we have to point out that the genre has its antecedents in tale writing, and the intermediate phases can be found even in this collection of stories itself. Here, too, its basis is the folk tale, and that particular form that can be found also in the *Pañcatantra*. A characteristic feature of folk tales is the victory of the desires of the oppressed, of truth which — since it was rather rare in reality — is achieved in a miraculous way, and usually cunning has also a part in the success. The clever hare [40 (31, 33)], who is at the mercy of the lion makes, in a hopeless situation, truth victorious by sheer cunning. In these animal fables the hero, who starts from a difficult situation and finally emerges as winner, still fights for justice, justice and truth are entirely on his side (*see above*), but — as we can see — some of them can already be fitted in this collection, adjusted to its rules by bringing the unexpected turn into the foreground, even if this does not make them real short stories yet. At this time, we can find in this collection of stories also another phase, which is to be seen in the punishment stories. In these the moral tendency is still there, justice is victorious, and the improper step is followed by a punishment which, we feel, is deserved. The concentration of the narrative around *one* point is still not so great as to enable us to regard these as short stories. The punishment is the changing of the previous situation into its opposite, but the turning point is not so unexpected and witty as in the stories of cunning.

It is the stories of cunning which already have a *novella* structure, *viz.* such a concentration around an unexpected turning point; a significant characteristic of these — as we have already mentioned — is that we usually disapprove of the attitude of the successful heroes, but in most cases we understand them and sympathize with them. Thus it is quite clear that not all the stories of the *Śukasaptati* can be regarded as true short stories, but only these stories of cunning with human heroes and unexpected turns, where important thing is no longer the victory of justice but the overcoming of a difficult situation by any means.

What is the characteristic feature of these? It is movement and change. This is the consequence of two things. The first was the stirring up of Indian life as a result of the conquests, and the second the prosperity of commercial life, the accumulation of fortunes. The merchant, through his undertakings [*see story 64 (56, 58)*], can acquire great wealth which he can keep with luck, but on the other hand, he can also entirely lose it (story 6). Rise nevertheless stands before him, only he must seize fortune.

From the 7th century onwards, Indian trade with several countries of Asia was indeed on the increase. Indian merchants appeared also in China and Japan. Indian textiles, silks, spices, pepper, rice, the jewels of wonderful

workmanship were exported to far-away lands. Such fortunes were accumulated at the hands of merchants that their wealth came close to that of the king, and they became his favourites.¹³ Such an accumulation of large fortunes naturally brings about movement and loosening up even in a society which is rigid or made rigid with regard to birth. This process is the background, social basis and precondition of this collection of stories and of its development.

With all this in view, can it be purely accidental that the major part of the stories contains adultery, and can its only purpose be to enhance interest? It is certainly more than that. What we see here is a criticism of the old, existing rigid social rules and, to a certain extent, the revision of the already loosening patriarchal order based on strong restrictions, while the patriarchal norms and the old authorities are ridiculed.¹⁴ This is the explanation of the fact that we sympathize even with the rather immoral schemes and cleverness of the cunning heroes, we keep fingers crossed for their success, just like the contemporary readers of these short stories did. After all the case here is not simply the deception of a certain man, but a silent and rather mild struggle for a transformation which is in progress but which is never actually completed. This is why we feel joy when the thief wins a victory, he escapes punishment, and he gets the upper hand above the ruling powers.

This really not very forceful struggle for development is reflected in the part played by more or less extra-social forces. This is easy to understand since within society there was no real, major force fighting for change. All these stories express doubt about the correctness and value of the existing old patriarchal order and its virtues, but without any perspective of change. Otherwise, it is quite clear that in the treatment of adulterous women we must not see the mere expression of woman-hatred, the contempt for women so strong in Buddhism and to be found to a certain degree everywhere in India.

It will be worth while, at some other time, to analyse the relationship of the stories to religion in detail. However, we must mention already here that the work shows a certain degree of enlightenment and criticism also in this respect. It is obvious from the stories that religion and superstition can be means of evil, and it is revealed – more or less unconsciously – that they can be put to a very good use in deception, misguiding, and in calming down uneasy situations; this does not mean, however, that for example the author of the *textus ornatior* could not be a pious Śiva-worshipper. At the same time it also becomes clear how great a part religion, superstition and belief in magic play in people's life and how indispensable these are for them.

¹³ Thus the *textus ornatior* calls Haradatta *medinīnāyakapriyāḥ*, i. e. 'favourite (friend) of the ruler'. See ABayA I. Cl. 21 (1901) 2. Abt. p. 319 line 3.

¹⁴ On the similar features of Chinese short story literature see F. TÖKEI: *op. cit.* p. XIX.

The constant victory of the stories of cunning reflects an optimism based on prosperity. It is a kind of chance that is glorified, chance, which comes to the aid of those who put up a brave and clever fight in the difficult situations of life. This radiates a confidence in success and an optimism based on the great possibilities opened up by business and commerce, at a time, when sudden turns do not yet appear as the curses of fate in the eyes of men but rather as its blessings. Thus the employment of chance and miracles here is different, both in character and in value, from their use in the tales. It is in fact realism, since such things can be experienced also in reality.¹⁵

A certain stage of economic life and social development is behind this optimism, which is manifested in the great superiority — even in number — of the victorious stories of cunning contained in this collection. Weakness, and the hopelessness of the situation are symbolized by the punishment story type, ending in failures, which is inferior also with regard to genre.

In the short stories the heroes themselves are not types, as they are in the animal fables of the Pañcatantra, and the question raised are not interesting from the viewpoint of the whole society, either. Here we see individuals, even if they are characteristic figures, and the stories deal with the problems of individual fate, especially with the principles to be followed when one keeps his own interests in view. The secret of secure existence and happy life does not belong to the community or group, but only to the individual, who — like the merchant betraying the secret of Gaṇeśa's loaves — will fail if he will not seek it himself alone (story 6). One who has found the secret of the magic wand (story 7) must not share it with anyone else. Everybody has to fight for himself, for anything that he wants; in this struggle it is not justice that is important and nor is it necessarily victorious. This is the significant difference between this collection of short stories and the Pañcatantra. The more eventful life, the travels, the increasing role of the courtesans, which is always characteristic of a certain degree of wealth and urbanization, show their influence also in the representation of love and marriage, and although it would be worth while to discuss also this in more detail, let us now confine ourselves to the remark that this is actually the criticism of the existing, old, patriarchal form of marriage.

I should like to analyse briefly two more stories from this point of view. One is story 8, and the other is story 13 of the *textus ornatior*. Both represent only one case each and belong among the punishment stories, but both have nearly symbolic meaning. In story 8, the wife is unhappy on the side of her husband, and she would go as far as to set fire to her home, to destroy the basis of her existence gained by marriage; she would sacrifice all this for joy with her lover. Her fate is that the house burns down and the rendezvous

¹⁵ See F. TÓKEI: *op. cit.* p. III.

fails. If we give a symbolic value to this story, we can say that the woman who does not love her husband, either keeps quiet or else she destroys her home and her marriage, but even then she has no hope for happiness, since she will not have it with the other man, either.

Story 13 of the *textus ornatio*r, the story of the enchanted apsaras, a brilliant praise of the magnificence of love, is incomparably more beautiful than the previous story with its hopelessness. But happiness can be attained here only under miraculous circumstances and with a miraculous individual, and this superhuman happiness is over as soon as reality, the events of earthly life intervene. Happiness and the way to it are both of a fabulous, miraculous nature; the voice of reality means the end of happiness, it means failure. Behind both of these is a blindness for the real possibilities.

Finally there is one more question to be discussed, *viz.* how shall we regard the fact that the composition of this collection is apparently and seemingly simpler than that of the Pañcatantra. For in the Pañcatantra, the stories are multiplically interwoven and the reader enjoys a very high level of story-telling art, whereas the stories of the Śukasaptati stand by themselves, and even when they are interconnected in one frame or belong together otherwise, they do not blend with each other, but represent separate, individual units. I feel that this difference in form, *viz.* the lack of interweaving each story with the previous one, does not mean that here we have to do with an inferior art of story telling, but this is the result of a new genre, of the *novella*-type construction.¹⁶ By this the short story could be created in its essential simplicity and at the same time and beyond this it became able to reflect the simplicity of that society in which the Śukasaptati was born.

Budapest.

¹⁶ The material itself would make also a fable-like composition possible. We find this in the Persian translations — also with Qādirī — and also in the Turkish version. Thus, the story-material of the Śukasaptati certain motives and parts of which appear later also with Boccaccio in the form of novellas, was elaborated by these into fables.

ZUR FRAGE DER MITTELBYZANTINISCHEN EPIBOLE

Mehr als vier Jahrzehnte sind verflossen, seitdem die anonyme «Didaskalia» über die Finanzverwaltung des X. Jahrhunderts in F. Dölgers Ausgabe erschienen ist.¹ Dank dieser und späteren Publikationen und Forschungen, mehren sich unsere Kenntnisse über die Einzelheiten der byzantinischen Steuererhebung zusehends. Von besonderer Wichtigkeit sind die Ergebnisse von N. Svoronos, die vom Katasterfragment von Theben gewonnen waren.² Aber es ist einigermaßen erstaunlich, daß bisher überhaupt keine Vorschläge gemacht worden sind, Änderungen an dem Dölgerschen Text der Didaskalia vorzunehmen. Wie bekannt, ist diese Quelle nur in einer einzigen Handschrift auf uns gekommen, und der Herausgeber hat damals mehr als zwanzig, meistens sinnstörende Fehler eliminiert. Es fragt sich, ob sich all seine Konjekturen auch im Lichte neuerer Forschungen als wirklich notwendig erweisen. Ferner: wo es zwanzig Fehler gab, lassen sich nicht noch weitere finden, Fehler, die zur Zeit der Veröffentlichung noch nicht ins Auge fielen, die sich aber heute schon klar als solche erkennen lassen? Im folgenden werden wir beide Fragen bejahend beantworten, und es wird sich herausstellen, daß unsere Quelle, deren logischer Aufbau so oft betont worden ist, durch einige weitere Textberichtigungen noch mehr an innerer Logik gewinnen kann.

Die Didaskalia berichtet gleich im ersten Kapitel über die «primären» Einheiten der byzantinischen Finanzverwaltung: die sog. *χωρία*, d. h. Dörfer. Jedes Dorf hatte als Steuerbezirk drei Kennziffern: 1. ein bestimmtes Gebiet (*ὕποταγη*), festgelegt durch eine Grenzbeschreibung (*περιορισμός*), 2. ein Steuersoll (*ἐῖζα*), für jedes Gebiet ein für allemal bestimmt, und 3. eine Zahl, die sich aus der Dividierung der Hypotage in die Rhiza ergab. Dieser Quotient

¹ F. DÖLGER: Beiträge zur Geschichte der byzantinischen Finanzverwaltung. Leipzig—Berlin, 1927. S. 114—123.

² N. G. SVORONOS: Recherches sur le cadastre byzantin et la fiscalité aux XI^e et XII^e siècles: le cadastre de Thèbes. Athènes—Paris, 1959. Vgl. u. a. G. OSTROGORSKY: Die ländliche Steuergemeinde des byzantinischen Reiches im 10. Jahrhundert. Vierteljahrschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 20 (1927) S. 1—108; P. LEMERLE: Esquisse pour une histoire agraire de Byzance. Rev. Hist. 219 (1958) S. 32—74 u. 254—284, 220 (1958) S. 43—93, sowie F. DÖLGER: Beiträge (s. oben).

zeigte, wieviel Modioi Landes auf eine Geldeinheit, d. h. auf ein Nomisma, entfielen; und er lieferte auch die Grundlage für die Berechnung der Größe des Landes, das je einem Steuerträger zuzuteilen sei.³ Auf den Namen, den die Byzantiner selbst dieser Kennziffer gegeben haben, werden wir später zurückkommen.

Außer den «primären» Steuerbezirken, die also gleichzeitig auch uralte Siedlungseinheiten darstellten, gab es auch «sekundäre», in der Didaskalia *ιδιόστατα*, etwa «abgesondert bestimmte Grundstücke», genannt. Obwohl sie mit denselben drei Kennziffern versehen waren wie die Dörfer, gehörten sie ihrer Herkunft wegen doch zu einer anderen Gruppe der Steuerbezirke. Die *Idiostata* sind nämlich auf einer finanztechnischen Grundlage entstanden, u. zw. auf zweierlei Art: 1. Sie wurden von vorhandenen Dörfern abgetrennt. In diesem Fall wurde der Flurteil, der den abzutrennenden Steuerbeträgen (*στίχοι*, d. h. «Zeilen») entsprach, abgesondert, mit einer Grenzbeschreibung versehen, und gesondert in das Grundbuch eingetragen. Der Rest der früheren Dorfflur bekam ebenfalls einen neuen Periorismos. Das ursprüngliche Dorf spaltete sich also in zwei Teile.⁴ 2. Die Dörfer bildeten jedoch kein zusammenhängendes Netz. Es versteht sich von selbst, daß beim Etablieren der Dorfeinteilung Grundstücke des öfteren übrigblieben und keiner Grenzbeschreibung, folglich keiner Dorfflur einverleibt wurden; die finanzielle Karte des Reiches blieb sozusagen lückenhaft.⁵ Es kam häufig vor, daß solche ausgefallenen Stücke später in Anspruch genommen, bebaut und dementsprechend auch in die Grundbücher eingetragen wurden. Es wird oft behauptet, daß diese Stücke irgendwo innerhalb der Dorfflur gelegen wären;⁶ das läßt sich aber schwer vorstellen. In diesem Fall hätten nämlich auch sie in die ursprüngliche Grenzbeschreibung eingeschlossen werden und eine entsprechende Steuersumme zugeteilt bekommen müssen — was aber eben nicht geschah. Man kann sich die Flurgrenze anders, als eine eindeutige geographische Linie, eben nicht vorstellen. Innerhalb der Grenze war aber alles steuerpflichtig; der Sinn des Periorismos lag ja darin, die Dorfflur zum Zweck der Epibole räumlich genau umzugrenzen. Die *Idiostata* dieser zweiten Gruppe sind *außerhalb* der Dorfgrenzen zu suchen, «in der Mitte zwischen mehreren Dör-

³ Beiträge 114, 22—115, 12. Vgl. dazu SVORONOS: Recherches S. 125 f.

⁴ Beiträge S. 116, 1—23. Vgl. ebd. S. 138 ff., OSTROGORSKY: Steuergemeinde S. 22 ff. u. besonders SVORONOS: Recherches S. 44. u. 120 ff.

⁵ Beiträge S. 116, 24 ff. Die Ursachen dieser Erscheinung sind im gegebenen Zusammenhang belanglos.

⁶ Vgl. OSTROGORSKY: Steuergemeinde S. 23 u. 94; derselbe: Agrarian conditions in the Byzantine Empire in the Middle Ages. The Cambridge Econ. Hist. of Europe. I. vol. Cambridge, 1941. S. 202; so auch SVORONOS: Recherches S. 46: «... des terres qui, tout en étant comprises dans le territoire d'un complexe rural, n'étaient pas imposées lors d'un recensement ...» Es muß betont werden, daß in Byzanz kein «complexe rural» außer den Dörfern als Steuergemeinden und den *Idiostata* bekannt war. Für die byzantinische Verwaltung waren einfach nur, um so zu sagen, «complexes fiscaux» da.

fern liegend», wie unsere Quelle sagt.⁷ Wenn nun ein solcher Flurrest als Ganzes versteuert wurde, war es natürlich überflüssig, ihn mit einer besonderen Grenzbeschreibung zu versehen, da ja seine Grenzlinie durch die Grenzlinien der benachbarten Steuerbezirke schon bestimmt war. Die Worte der Didaskalia: *εἶτε καὶ περιορισθὲν εἶτε καὶ μὴ περιορισθὲν*,⁸ sind u. E. nur auf diese Weise zu verstehen.

Die den solchen Idiostata auferlegte Steuer hing von ihrem Zustand (*κατάστασις*), d. h. von der Bodenqualität und wohl auch von der Zahl und dem Vermögen der Insassen ab.⁹ Aus all dem ergab sich, ganz unabhängig von den Quotienten der benachbarten Dörfer, ein Epibole-Quotient, der freilich keineswegs mit den übrigen identisch zu sein brauchte, sondern größer oder kleiner war, wie es eben «herauskam». In der Tat sagt unser Text, beinahe Wort für Wort, dasselbe: «Denn auch das wird, gleich den anderen, Idiostaton genannt, und die ihm auferlegte Steuer nennt man Zusatz; es ist von jenen nur darin verschieden, daß jene die gleiche Epibole (d. h. Epibole-Quotienten) haben wie die Dörfer, von denen sie abgetrennt worden sind . . ., da sie von Dörfern stammen; *diese aber stammen weder von Dörfern, noch brauchen sie die gleiche Epibole (= Epibole-Quotienten) zu haben wie irgendeines unter den Dörfern, sondern eine eigene, und zwar eine größere oder kleinere, wie diese ihnen je nach ihrem Zustand zugefallen ist*».¹⁰

Zur Zeit der Veröffentlichung der Didaskalia war das Wesen der mittelbyzantinischen Epibole noch größtenteils unaufgeklärt.¹¹ Der Herausgeber hat, *faute de mieux*, in das Wort *χωρίον* ein *τ* hineingeschoben, um dem Text einen Sinn zu geben. Gerade demzufolge wurde aber dann diese Stelle stets mißverstanden. Zuletzt hat z. B. Svoronos selbst eine ganze Theorie darauf aufgebaut: «Les documents de Lavra ainsi que les autres exemples mentionnés plus haut montrent que le procédé de l'épibolé du *Traité Fiscal*, toujours en vigueur à l'époque des Comnènes, se rattache bien à l'ancienne *adjectio sterilium*: en effet, laisser les terres en surplus à la jouissance de la commune, solidairement responsable du payement de l'impôt . . ., ou céder à des cultivateurs une *περίσσεια* ayant ce statut dès l'origine et n'ayant jamais fait partie d'une commune fiscale, parce qu'en friche ou vacante, c'est opérer une *adjectio sterilium*, à cette différence près que, dans ce dernier cas, cette *ἐπιβολή*

⁷ Beiträge S. 116, 27.

⁸ Beiträge S. 116, 36.

⁹ Vgl. SVORONOS: Recherches 124, der mit Recht darauf hinweist, daß die bei der *erstmaligen* Vermessung festgesetzte Steuer ein «impôt de quotité» darstellte.

¹⁰ Beiträge S. 116, 36–43: *Λέγεται γὰρ καὶ τοῦτο ἐπίσης τοῖς ἄλλοις ιδιόστατον καὶ τὸ ἐπιτεθὲν αὐτοῖς δημόσιον προσθήκη, πλὴν κατὰ τοῦτο διαφέρειν ἐκείνων, ὅτι ἐκεῖνα μὲν τὴν αὐτὴν ἐπιβολὴν ἔχουσιν, ἀφ' ὧν ἀποδιηρέθησαν χωρίων . . ., ἐπειδὴ καὶ ἀπὸ χωρίων εἰσὶ, ταῦτα δὲ οὔτε ἀπὸ χωρίων εἰσὶ οὔτε τὴν αὐτὴν ἐπιβολὴν ἀναγκάζονται τινὶ τῶν χωρίων [Dölger: χωριῶν] ἔχειν, ἀλλ' ἰδίῳν καὶ ὁσῶν λαβεῖν ἔτυχον ἀπὸ τῆς αὐτῶν καταστάσεως εἶτε πλείονα εἶτε ἐλάσσονα.*

¹¹ Die vollständige Lösung des Problems wurde nur mit der Veröffentlichung der frühen Lavra-Urkunden (G. ROUVILLARD—P. COLLOMP: Actes de Lavra. 1. tome. Paris, 1937) möglich.

n'était plus obligatoire. C'est, en effet, en tant qu'ἐπιβολή ἀπόρων que le rédacteur du *Traité Fiscal* comprend cette opération, quand il écrit, à propos des idiostata d'origine non communale: ταῦτα δὲ οὔτε ἀπὸ χωρίου εἰσὶ οὔτε τὴν αὐτὴν ἐπιβολὴν ἀναγκάζονται τινὲ τῶν χωριτῶν ἔχειν.¹² Svoronos war genötigt, der zitierten Stelle etwa den folgenden Sinn beizulegen: «Diese aber stammen weder von Dörfern, noch wird diese Epibole irgendeinem der Dorfbewohner aufgezwungen». Dürfen wir annehmen, daß der Verfasser des Traktats sein übrigens ganz tüchtiges Griechisch auf einmal vergaß: Wenn er gesagt haben wollte, was er nach Svoronos' Annahme gesagt haben soll, so müßte man wenigstens Folgendes erwarten: . . . οὔτε ἀναγκάζονται τινες τῶν χωριτῶν αὐτὴν τὴν ἐπιβολὴν ἔχειν (oder vielmehr: λαμβάνειν).

Es mag auffallen, daß der Verfasser den Epibole-Quotienten einfach Epibole nennt. Was verstand man unter Epibole in den X–XI. Jahrhunderten? Die Lavra-Urkunden sprechen meistens von der *Epibole einer bestimmten Steuersumme*.¹³ Es ist kaum zweifelhaft, daß man mit diesem Ausdruck eine mathematische Operation bezeichnete, welche die den Steuerbeträgen der Insassen entsprechende Aufteilung der Hypotagé, d. h. die Berechnung der Größe der den einzelnen Steuerträgern zufallenden Grundstücke, bezweckte.¹⁴ In der zweiten Phase des Zuteilungsverfahrens, im Laufe der sog. ἰκάνωσις, wurde das Land aufgrund der vorangehenden Berechnung auch *de facto* vermessen. Es wird wohl kein Zufall sein, daß der Begriff Hikanosis zumeist in Verbindung mit dem Boden auftaucht.¹⁵ Epibole und Hikanosis ergänzen sich wie Theorie und Praxis.

Das Wort Epibole bezeichnete also im allgemeinen ein Berechnungsverfahren, gleichzeitig aber auch das Ergebnis dieses Verfahrens. Die *Epibole einer Summe von 1 Nomisma* war eine kennzeichnende Größe für einen bestimmten Steuerbezirk (der Epibole-Quotient), und deshalb nannte man sie «das Maß» oder «die Zahl» der Epibole,¹⁶ «die auf ein Nomisma entfallende Epibole»¹⁷ und auch einfach, wie in der Didaskalia — Epibole.¹⁸ Die Bedeutungserweiterung ist klar.

Wie man sieht, war der Gedankengang der Didaskalia bis zu diesem Punkt musterhaft logisch und folgerichtig. Von der einen Art von Idiostata

¹² SVORONOS: *Recherches*, S. 129; vgl. auch DÖLGER: *Beiträge* S. 143 f. in demselben Sinne. Gegen das Vorhandensein der *adiectio sterilium* im X. Jh. waren schon OSTROGORSKY: *Steuergemeinde* S. 29, dann auch LEMERLE: *Esquisse*, *Rev. Hist.* 219 (1958) S. 263.

¹³ *Actes de Lavra* I., n. 43,2; 43,13; 43,95; n. 53,67.

¹⁴ Bemerkenswert ist der Gebrauch des Verbs ἐπιβάλλειν in den Quellen (vgl. *Actes de Lavra* I., n. 43,38; n. 43,23 usw., auch *Beiträge* S. 121,31.) stets mit der Bedeutung «zufallen».

¹⁵ *Beiträge* S. 118,11, 122,16, 122,41, 123,2. Beide Begriffe — Epibole und Hikanosis — waren aber derart verwandt, daß man auf ihren präzisen Gebrauch oft wenig Gewicht legte.

¹⁶ *Actes de Lavra* I., n. 43,99, n. 53,44.

¹⁷ *Actes de Lavra* I., n. 43,20, 43,34, 43,40, 43,60 usw.

¹⁸ *Actes de Lavra* I., n. 48,26: κατὰ τὴν . . . ἐπὶ τοῖς τοπίοις τῆς Λαύρας ἐπιβολὴν . . .

(die ἀπὸ χωρίον εἰσὶ, S. 116, 1–23) ging sie auf die andere Gruppe (die οὐ(τε) ἀπὸ χωρίον εἰσὶ, S. 116, 24–43) über. Wir kommen nun auf den Abschnitt über die sog. προκατεσπασμένα λογίσματα, eine Variante der ersten Gruppe von Idiostata, zu sprechen.¹⁹ Zur Einführung werden wir über deren Wesen und den Grund für ihre Benennung aufgeklärt. Die «prokatespasmena Logisima» waren, wie es sich da zeigt, ehemals von Klöstern und frommen Stiftungen getragene Stichoi, d. h. «Steuerzeilen»,²⁰ die dann später diesen von den Vorgängern Leon des Weisen für alle Ewigkeit überlassen worden sind. Daher werden sie Logisima, d. h. gestrichene Steuereinnahmen, genannt, in vollem Einklang damit, was unsere Quelle anderswo über die Logisima sagt.²¹ Während jedoch die übrigen Logisima im Grundbuch besonders vermerkt waren, wurden die «prokatespasmena Logisima» in den Zentralkatastern spurlos ausgetilgt, offenbar in der Erwägung, daß sie, als ewige Schenkungen, für die Finanzverwaltung nicht mehr von Belang sind. Die Streichung hätte an sich keine Konfusion verursacht, wenn die entsprechenden Grundstücke stets gesondert umgrenzt worden wären. Dies mag aber des öfteren versäumt worden sein, wie das die folgenden Worte der Didaskalia zeigen, die sonst keinen Sinn hätten: Ὅμως, εἰ καὶ περιορισμὸν ἴδιον ἔφθασαν εἰληφέναι, πάντως εἰσὶν ἰδιόστατα, d. h. «Idiostata in jeder Hinsicht sind diese nur dann, wenn sie auch eine eigene Grenzbeschreibung bekommen haben».²² Nur dann können sie nämlich als besondere Steuereinheiten behandelt werden, die infolge ihrer Steuerfreiheit für die Verwaltung einfach nicht mehr da sind. Es erübrigt sich, zu betonen, daß sie an der Epibole des Mutterdorfes keinen Anteil haben durften.

Und was sollte man von den Logisima halten, die keinen Periorismos gehabt hatten? Der folgende Textteil ist in der jetzigen Form sinnlos und schließt sich dem vorangehenden Satz, der offensichtlich den ersten Teil einer Alternative (ὁμως, εἰ καὶ, . . .) enthält und so eines Schlußsatzes bedarf, gar nicht an. In dem entsprechenden Schlußsatz hat das Wort οὐν keinen Platz. Aus dem Vordersatz folgt nur eines: daß die nicht abgegrenzten «Idiostata» (bei denen die Streichung der betreffenden Steuersumme von keiner Flurbereinigung begleitet war, die also eigentlich keine Idiostata darstellten) an der Hikanosis der Hypotage auch weiterhin beteiligt bleiben müssen. In der Tat, statt des Wortes οὐν haben wir οὐ und Komma zu lesen, um den passenden Schlußsatz zu bekommen: Εἰ δ' οὐ, ὃ τὴν ἐπιβολὴν ποιῆσαι βούλομενος συνεισάγει ταῦτα καὶ οὕτως τὴν ἰκάνωσιν ἀπεργάζεται, d. h. «Wenn aber nicht, so muß derjenige, der die Epibole ausführen will, diese (Logisima)

¹⁹ Beiträge S. 117, 1–26.

²⁰ Vgl. vor allem SVORONOS: Recherches, S. 22 f.

²¹ Beiträge S. 117, 27 ff. Vgl. ebd. S. 144 f., OSTROGORSKY: Steuergemeinde S. 71 ff.

²² Beiträge S. 117, 16.

mitberechnen und so die Hikanosis vollziehen».²³ Wir begreifen nun, warum Kaiser Leon es für nötig gehalten hatte, die «prokatespasmena Logisima» aus den «draußen liegenden» Kodices²⁴ ausschreiben und vom Büro des Oikistikos²⁵ registrieren zu lassen.

²³ Beiträge S. 117,17.

²⁴ *οἱ ἔξω κώδικες* d. h. die Grundbücher der provinzialen Steuerverwaltung, im Gegensatz zu den Zentralkatastern des Genikon Logothesion u a., vgl. SVORONOS: Recherches S. 58.

²⁵ Der Oikistikos war noch im X. Jh. nur ein Abteilungschef unter dem *λογοθέτης τοῦ γενικοῦ* vgl. DÖLGER: Beiträge S. 91.

A. SCHEIBER

ANTIKES UND AGGADA

Den klassischen Beziehungen der Aggada wurden bisher sechs Mitteilungen gewidmet.¹ Da diese manchenorts Anklang hatten,² wird es vielleicht nicht uninteressant sein, neuere Beobachtungen den früheren folgen zu lassen.

1. Tod vor Freude

Auch in unseren Tagen hören wir davon, daß unerwartete Freude Tod verursacht hat. Es ist dies ein ewiges menschliches Verhalten, ein immer sich erneuerndes gefühlsmäßiges Reagieren, das keine zeitlichen und geographischen Grenzen kennt. Sowohl die antike Literatur wie die Aggada weiß von solchen Vorfällen.

A. Gellius stellt die ihm bekannten Fälle zusammen.³ Polycrita, eine Frau von der Insel Naxos, stirbt eine Freudenbotschaft vernehmend. Gleicherweise der Lustspiieldichter Philippides, als er in einem dichterischen Wettbewerb siegte. Diagoras aus Rhodus gab seinen Geist in den Armen seiner drei Söhne auf, die bei den olympischen Spielen den Sieg davontrugen. Eine alte Römerin hörte erst, daß ihr Sohn bei Cannae gefallen sei. Als sie ihn heimkehren sah — die Nachricht erwies sich als falsch —, starb sie an der Freude. Der Text lautet wie folgt: *«Cognito repente insperato gaudio expirasse animam refert Aristoteles philosophus Polycritam, nobilem feminam Naxo insula. Philippides quoque, comoediarum poeta haud ignobilis, aetate iam edita, cum in certamine poetarum praeter spem vicisset et laetissime gauderet, inter illud gaudium repente mortuus est. De Rodio etiam Diagora celebrata historia est. Is Diagoras tres filios adulescentes habuit, unum pugilem, alterum pancratiasten, tertium luctatorem. Eos omnes vidit vincere coronarique Olympiae eodem die et, cum ibi eum tres adulescentes amplexi coronis suis in caput patris positis*

¹ Siehe Acta Ant. Hung. 17 (1969) S. 55—59.

² The Book of Tradition . . . by Abraham Ibn Daud. Ed. G. D. COHEN. Philadelphia, 1967. S. 203; H. SCHWARZBAUM: Studies in Jewish and World Folklore. Berlin, 1968. S. 378—379.

³ Noctes Atticae. III. XV.

saviarentur, cum populus gratulabundus flores undique in eum iaceret, ibidem in stadio inspectante populo in osculis atque in manibus filiorum animam efflavit.

Praeterea in nostris annalibus scriptum legimus, qua tempestate apud Cannas exercitus populi Romani caesus est, anum matrem nuntio de morte filii allato, luctu atque maerore affectam esse; sed is nuntius non verus fuit atque is adulescens non diu post ex ea pugna in urbem redit, anus repente filio viso copia atque turba et quasi ruina incidentis inopinati gaudii oppressa exanimataque est.»

Besonders dieser letzte Fall hat eine köstliche Parallele in der Aggada. In einem späten Midrasch, im Sefer Hajjaschar, können wir lesen, daß der Satan in Gestalt eines Menschen Sara verständig, ihr Sohn Isaak sei von seinem Vater auf dem Altar geopfert worden. Dies überlebt die Mutter.⁴ Als ihr der Satan später gesteht, er habe nicht die Wahrheit gesagt, der Sohn sei am Leben, da stirbt Sara vor Freude (יְהוָה שָׁמְעָה דְּדָבָר וְתַשְׁמָחָה מֵאֵד מֵאֵד וְתָמָה וְתִאֲסָף אֶל עַמֶּיהָ (עַל בְּנֵהּ וְתָמָה נַפְשָׁהּ מֵעֲמָתָהּ וְתָמָה וְתִאֲסָף אֶל עַמֶּיהָ)).⁵

Der Gang der Erzählung — gleichwie das ganze Sefer Hajjaschar — zeigt islamische Einwirkung.⁶ Dieses Detail jedoch fehlt in der islamischen Legende, wie denn diese sich überhaupt nicht mit Saras Gestalt befaßt. Die erwähnte poetische Szene im Sefer Hajjaschar stützt sich — nach L. Ginzberg — auf «alte Quellen».⁷ Aber es ist uns bisher nicht gelungen, einen solchen Text zu entdecken. Ebensowenig fand sich eine Spur davon in der christlichen Legende.⁸ Als Märchenmotiv ist er auf weitem Gebiet nachzuweisen.⁹

2. Ein Säugling kann reden

Herodot erzählt, der stumme Sohn des Kroisos habe, als ein persischer Soldat seinen Vater töten wollte, zu reden angefangen.¹⁰ Bei Cicero ist der Knabe noch ein Säugling, ebenso auch bei Lykosthenes.¹¹ Bei Plinius ist er

⁴ Es gibt eine Variante, wonach Sara plötzlich stirbt, als sie von Samael erfährt, daß ihr Sohn geopfert worden sei: Pirke Rabbi Elieser. XXXII; Sechel Tob. I. Ed. S. BUBER. Berlin, 1900. S. 64; S. SPIEGEL: The Last Trial. New York, 1967. S. 31.

⁵ Sefer Hajjaschar. Ed. L. GOLDSCHMIDT. Berlin, 1923. S. 82; R. GRAVES — R. PATAI: Hebrew Myths. The Book of Genesis. London, 1964. S. 175.

⁶ F. L. UTLEY: Rabghuzi — Fourteenth-Century Turkic Folklorist. Volksüberlieferung. Herausg. F. HARKORT, K. C. PEETERS und R. WILDHABER. Göttingen, 1968. S. 395.

⁷ L. GINZBERG: The Legends of the Jews. V. Philadelphia, 1947. S. 255, Anm. 256.

⁸ D. LERCH: Isaaks Opferung christlich gedeutet. Tübingen, 1950.

⁹ S. THOMPSON: Motiv-Index of Folk-Literature. III. Copenhagen, 1956. S. 264. F. 1041. 1.5. Death from excessive joy.

¹⁰ I. 185; A. Gellius: Noctes Atticae. V. IX.

¹¹ A. H. KRAPPE: Der blinde König. Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur. 72 (1935) S. 161—171.

ein halbes Jahr alt: «*semestris locutus est Croesi filius et in crepundiis prodigio quo totum id concidit regnum*».¹²

Valerius Maximus berichtet, unter Tiberius habe ein halbjähriges Kind auf dem Forum «Sieg» geschrien: «*Eiusdem generis monstra alia tumultu cre-dita sunt: puerum infantem semenstrem in foro boario triumphum clamasse . . .*»¹³

Nach Appianos soll unter den Wunderzeichen, die sich im Jahre 43 v. u. Z. in Rom abspielten, auch vorgekommen sein, daß ein Säugling zu sprechen anfing (βρέφος ἀρτίτοκον ἐφθέγγετο).¹⁴

Noch häufiger als im klassischen Schrifttum kommt dieses Motiv in der Aggada vor:

a) *Im Mutterleib*. Der Embryo lernt im Mutterleib die ganze Tora. Als er zur Welt kommt, schlägt ein Engel ihn auf den Mund und läßt ihn sie vergessen (Nidda 30b). Der Embryo führt einen Disput mit dem Engel, denn er will nicht geboren werden.¹⁵ Jakob und Esau streiten im Mutterleib, wer früher herauskommen solle. Jakob spricht: «Dieser Bösewicht würde schon bei seinem Aufbruch Blut vergießen». Und er fügte sich, daß jener als Erster geboren werde.¹⁶ David sang eine Hymne im Mutterleib (Ber. 10a). Jeremias sprach schon vor seiner Geburt; Ben Sira jedoch erst nachher.¹⁷

b) *Ein elf Monate altes Kind*. In Potifars Hof fängt ein elf Monate altes Kind an zu sprechen und erzählt die Wahrheit in der Angelegenheit Josefs und Potifars Gattin.¹⁸ Laut den Koranauslegern hat ein sieben Tage oder drei Monate altes Kind — ein Neffe der Gattin Potifars — für Josef gezeugt. Der Engel Gabriel löste ihm die Zunge.¹⁹ Die Aggada stützt sich auch hier auf die islamische Legende.²⁰

c) *Ein einjähriges Kind*. Eine eschatologische Weissagung lautet: «Ein-jährige Kinder werden ihre Stimmen erheben und sprechen» (IV. Esra. VI.

¹² Historia Naturalis. XI. LI. 112; Z. FERENCZI: Akadémiai Értesítő. XXVIII. 1917. S. 34—54; L. GYÖRGY: A magyar anekdota története és egyetemes kapesolatai. Budapest, 1934. S. 175—176. No. 160.

¹³ Valerii Maximi Factorum et dietorum memorabilium libri novem. I. VI. 5. Ed. C. KEMPF. Lipsiae, 1888. S. 27.

¹⁴ Πομπαιζων Ἐμφυλιων . . . IV. 4. Ed. I. HAHN. II. Budapest, 1967. S. 150.

¹⁵ A. JELLINEK: Bet ha-Midrasch. I. Jerusalem, 1938. S. 154; I. LÉVI, Mélusine. IV. 1888/89. S. 323—324.

¹⁶ Midrash Haggadol. Genesis. II. Ed. M. MARGULIES. Jerusalem, 1947. S. 434. Nach Margulies ist die Quelle der Aggada unbekannt.

¹⁷ Alfa-beta di Ben Sira. Ed. D. FRIEDMAN—S. LÖWINGER. Dissertationes Hebraicae. Wien, 1926. S. 253; J. BERGMANN: Die Legenden der Juden. Berlin, 1919. S. 6; יצחק בן סירא. Jerusalem, 1938. S. 71.

¹⁸ Sefer Hajjaschar. Ed. L. GOLDSCHMIDT. S. 162.

¹⁹ M. SCHREINER: L'enfant qui parle avant d'être né. Mélusine. V. 1890/91. S. 257—258; I. SCHAPIRO: Die haggadischen Elemente im erzählenden Teil des Korans. I. Leipzig, 1907. S. 42.

²⁰ E. NEUMANN: A muhammedán József-monda eredete és fejlődése. Budapest, 1881. S. 60—62. Das Motiv kommt auch in den arabischen Abraham- und Jesus-Legenden vor: R. BASSET: Mille et un contes, récits & légendes arabes. III. Paris, 1926. S. 185—192; B. HELLER: Hwb. des deutschen Märchens. I. Berlin—Leipzig, 1930/33. S. 102.

21). In ihrer Freude wegen des Übergangs über das Rote Meer sangen die Säuglinge einen Dankgesang (Sota 30b).

Auch aus der christlichen Legende können wir ein Beispiel anführen. Über den heiligen Antonius von Padua lesen wir: «*Laus perfecta profluit ex lactentis ore: in quo Christus destruit hostem cum ultore*».²¹ Die indische Hagiologie will dasselbe über Prithus und Buddha wissen.²²

In der Literatur des Mittelalters,²³ ferner im Volkslied, in der Sage und im Märchen ist das Motiv ganz heimisch.²⁴ Im Märchen kommt auch vor, daß Salomon im Mutterleibe redete.²⁵

3. Das himmlische Jerusalem—Roma coelestis

In diesem Kapitel können wir eine umgekehrte Erscheinung beobachten: die Einwirkung der Aggada auf die spätlateinische Literatur.

Dem vielmals gefährdeten, mehrmals gefallenem irdischen Jerusalem gegenüber baute bereits das apokryphe Schrifttum und später die Aggada in der Phantasie das himmlische Jerusalem auf.

V. Aptowitzer findet schon in der Bibel die Spur dieser Vorstellung (Jes. XLIX. 16); seiner geistvollen Darlegung jedoch können wir nicht folgen.²⁶ Auf der 25jährigen Versammlung der Israel Exploration Society in Jerusalem 1967 hielt E. E. Urbach einen Vortrag: «Heavenly and Earthly Jerusalem», und J. Prawer: «Christianity between Heavenly and Earthly Jerusalem».²⁷ Die Texte der Vorträge haben wir bisher nicht gedruckt gesehen.^{27a}

Das himmlische Jerusalem existierte bereits vor der Schöpfung des Eden — lesen wir bei dem Syrer Baruch —, Gott zeigte es Adam, Abraham und Moses (IV. 1—6.). Ebenso wird es auch am Ende der Zeiten sichtbar sein (IV. Esra. XIII. 36.).

Die Aggada kennt es in vielerlei Gestalten. Einige Beispiele: im Namen des R. Jochanan wird tradiert (Taan. 5a): «Gott sagte: Ich gehe nicht ins obere Jerusalem, solange ich nicht ins untere Jerusalem gelangt bin» (לא אבוא בירושלים של מעלה עד שאבוא לירושלים של מטה).

²¹ P. SAINTYVES: Les saints successeurs des Dieux. Paris, 1907. S. 253.

²² A. GÜNTHER: Die christliche Legende des Abendlandes. Heidelberg, 1910. S. 89—90.

²³ J. E. KELLER: Motif-Index of Mediaeval Spanish Exempla. Knoxville 1949. S. 11. F. 954. 5; T. P. CROSS: Motif-Index of Early Irish Literature. Bloomington, 1952. S. 496. T. 585. 2; 585. 2. 1.

²⁴ F. LIEBRECHT: Zur Volkskunde. Heilbronn, 1879. S. 210—211; S. THOMPSON: a. W., V. S. 109. N. 468; S. 404. T. 575. 1; S. 408. T. 585. 2.

²⁵ J. DE VRIES: Die Märchen von klugen Rätsellösern. Helsinki, 1928. S. 325—326.

²⁶ Tarbiz. II. No. 3. 1931. S. 266—272.

²⁷ Israel Exploration Journal 17 (1967) S. 281.

^{27a} Siehe jetzt: Jerusalem Through the Ages. Jerusalem, 1968. S. 156—171, 179—192.

Die zwei Jerusalem waren einander gegenüber plaziert (בֵּן אֶתָּה מִיֵּצָא יְרוּשָׁלַיִם מְכוֹנֶת לַמַּעֲלָה כְּמוֹ יְרוּשָׁלַיִם שֶׁל מִטָּה. מְרֹב אֲהַבְתָּה שֶׁל מִטָּה עָשָׂה אַחֶרֶת (לַמַּעֲלָה).²⁸

Jakob sah auf dem Steine schlafend die beiden, auf der Erde und im Himmel erbauten Jerusalem.²⁹

Das Neue Testament³⁰ übernimmt die Vorstellung (Offenbarungen Johannis XXI. 2) und versetzt sie ihrer ursprünglichen Gestalt gemäß an das Ende der Zeiten: «Und ich Johannes sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, bereitet als eine geschmückte Braut ihrem Mann.» (Siehe noch Vers 10.)

Auch die mittelalterliche Kirche läßt das alte Bild nicht fallen.³¹ Es ist das Verdienst des heiligen Augustinus, es als das Symbol der Kirche herübergerettet zu haben.³² Dies wird später auf verschiedene Weise, jedoch in demselben Geiste gefaßt. Einige Beispiele mögen hier stehen. Johannes Cassianus (IV–V. Jahrhundert) schreibt über Jerusalem: «*secundum historiam, civitas Judaeorum; secundum allegoriam, Ecclesia Christi; secundum anagogen, coelestis illa civitas quae est mater omnium nostrum; secundum tropologiam, anima hominis.*»³³ Es erscheinen hier die vier Richtungen der Schriftauslegung, die Abraham Ibn Esra in der Einleitung seines Torakommentars erwähnt. Nach Walafried Strabon (IX. Jahrhundert) vereinigt das himmlische Jerusalem nur die Anhänger Christi in sich: «*Nam superna Hierusalem non potest continere nisi pacificos in fide Christi.*»³⁴ Die gelegentlich der Einweihung der Kirche zu Poitiers verfaßte Hymne spricht es zum ersten Mal aus, eine christliche Kirche sei das Symbol des himmlischen Jerusalem:

*Urbs Jerusalem beata, dicta pacis visio
Quae construitur in coelis, vivis ex lapidibus.*³⁵

²⁸ Tanch. Peqqude, I.

²⁹ Midraš Berešit Rabbati. Ed. CH. ALBECK. Jerusalem, 1940. S. 136.

³⁰ H. GÄRTNER—W. HEYKE: Bibliographie zur antiken Bildersprache. Heidelberg, 1964. S. 500. s. v. Jerusalem (himmlisches, neues).

³¹ Die wichtigsten Werke der einschlägigen Literatur sind folgende: K. RAAB: Die Parabeln vom himmlischen Jerusalem und von der minnenden Seele. Jahresbericht d. Landes-Obergymnasiums zu Leoben. 1885. S. 11–19. (Cf. F. A. SCHMITT: Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur. Berlin, 1965. S. 98. No. 459); W. VON DEN STEINEN: Der Kosmos des Mittelalters. Bern—München, 1959. S. 213; S. MAHL: Jerusalem in mittelalterlicher Sicht. Die Welt als Geschichte 22 (1962) S. 11–26; R. KONRAD: Das himmlische und das irdische Jerusalem im mittelalterlichen Denken. Speculum historiale (J. Spörl-Festschrift). Freiburg—München, 1965. S. 523–540; A. H. BREDERO: Jerusalem dans l'Occident médiéval. Mélanges offerts à René Crozet. I. Poitiers, 1966. S. 259–271; S. SAFRAI: The heavenly Jerusalem. Ariel 23 (1969) S. 11–16.

³² Enarratio in Psalmum CXLIX. PL. XXXVII. S. 1952.

³³ Collationes. II. XIV. 8. D. Dionysii Cartusiani translatio librorum Joannis Cassiani Presbyteri ad stilum facillimum. Tornaei, 1904. S. 305.

³⁴ De subversione Jerusalem. PL. CXIV. S. 973.

³⁵ R. KONRAD: a. W., S. 535.

Endlich verlautet auch, das irdische Jerusalem sei bloß die Verkörperung des himmlischen. Otto von Freising schreibt in seiner Chronik 1100, alle Gläubigen hätten sich bemüht *«ad Hierusalem terrestrem, caelestis typum gerentem»*.³⁶

Es ist nicht zu verwundern, daß eine so volkstümliche Vorstellung sowohl in der jüdischen³⁷ wie in der christlichen Kunst³⁸ Spuren hinterlassen hat.

Dem Hispanier Prudentius fiel es im IV. Jahrhundert ein — von politischer Berechnung oder Romliebe veranlaßt — als Kontrapunkt des himmlischen Jerusalem den Begriff der *«Roma coelestis»* zu schaffen.³⁹ In seiner Hymne über den römischen Märtyrer, den heiligen Laurentius feiert er das christliche Rom. Er prophezeit, sein Held werde ewiger Konsul sein im himmlischen Rom:⁴⁰

*Videor videre inlustribus
gemmis coruscantem virum,
quem Roma caelestis sibi
legit perennem consulem.*

Natürlich stellt er sich das himmlische Rom wie das irdische vor: *«the 'Celestial' Roma is the heavenly counterpart of the Roma who presents earthly consuls . . .»*⁴¹ Fulgentius, der spätere Bischof von Ruspe, vergleicht schon das himmlische Jerusalem mit dem irdischen Rom (als ob er sagte: mit dem irdischen Jerusalem) zugunsten des ersteren: *«Fratres, quam speciosa potest esse Hierusalem coelestis, si sic fulget Roma terrestris!»*⁴² Fr. Klingner hält die Ausgestaltung der Vorstellung des «himmlischen Jerusalem», die der *«Roma coelestis»* zugrunde liegt, noch für unerklärt: «Die Kirche fand in ihren Anfängen ein spätjüdisches universalhistorisches Weltbild vor, dessen Entstehung im Gesamt des orientalischen Synkretismus, vom Parsismus irgend-

³⁶ Chronica. VII. 7. OTTO BISCHOF VON FREISING Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten. Übersetzt von A. SCHMIDT. Herausgegeben von W. LAMMERS. Berlin, 1960. S. 508. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. XVI.)

³⁷ R. WISCHNITER-BERNSTEIN: Symbole und Gestalten der jüdischen Kunst. Berlin, 1935. S. 125—126.

³⁸ P. E. SCHRAMM—F. MÜTHERICH: Denkmale der deutschen Könige und Kaiser. München, 1962. S. 182.

³⁹ Die wichtigste Literatur: F. KAMPERS: Roma aeterna und sancta Dei ecclesia rei publicae Romanorum. Historisches Jahrbuch 44 (1924) S. 240—249; G. TELLENBACH: Römischer und christlicher Reichsgedanke in der Liturgie des frühen Mittelalters. Heidelberg, 1934. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. XXXV. 1); J. ADAMEK: Vom römischen Endreich der mittelalterlichen Bibelerklärung. Würzburg, 1938. S. 20—26.

⁴⁰ Peristephanon. II. Zeilen 557—560. Aurelii Prudentii Clementis Carmina. Ed. M. P. CUNNINGHAM. Turnholti, 1966. S. 276; Contra orationem Symmachi. II. Zeilen 578 ff. Prudentius. II. Ed. H. J. THOMSON. London—Cambridge, Mass., 1953. S. 52 ff.

⁴¹ A. CAMERON: Journal of Theological Studies 19 (1968) S. 214.

⁴² S. Fulgentii Prolegomena. PL. LXV. p. 131.

wie beeinflußt, im einzelnen heute wohl noch nicht deutlich sichtbar ist.»⁴³ Nach der hebräisch geschriebenen Studie Aptowitzers dürfen wir das Problem als geklärt betrachten.

In der mittelalterlichen Jerusalem-Anschauung mag noch ein anderer Punkt uns interessieren. Petrus Venerabilis, Abt von Cluny im XII. Jahrhundert, schreibt, das Grab Jesu sei das Herz der Welt: «*Sic erit, ait, Christus, Filius hominis in corde terrae: erit, inquit, in corde terrae. Convertite animos ad cognoscendum cor terrae, quicumque corda, ad intelligendum habetis, convertite, inquam, corda ad cor, et videte sublime latens in isto corde terrae mysterium.*»⁴⁴

In den Berichten der übrigen Pilgerfahrten im XII. Jahrhundert gilt das Heilige Grab als die Mitte der Welt. Dieser Typus (מבויר הארץ, ομφαλος) ist sehr alt, bereits der Prophet Ezechiel nennt so Palästina (XXXVIII. 12.).⁴⁵ Eine anonyme Reisebeschreibung faßt dies wie folgt: «*Tunc intratur ad sepulcrum Domini, ubi est circulus quem Dominus dixit esse in medio mundi.*»⁴⁶

Jehuda Hallevi nennt um diese Zeit im Kusari das Land Israel die Mitte der Welt (ארץ ישראל באמצע לשיב)⁴⁷ und das Volk Israel das Herz der Völker.⁴⁸ Ob der christliche Gedanke das poetische Bild des jüdischen Philosophen beeinflußt habe, vermögen wir nicht zu entscheiden.

4. Zauberkreis

C. Velleius Paterculus (18. v. u. Z. — 31 n. u. Z.) erzählt folgendes: Der syrische König Antiochus Epiphanes belagert das Kind Ptolemaeus. Die Römer senden zu ihm M. Popilius Laenas als Gesandten, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Der König versprach, die Sache sich zu überlegen. Da zog der Gesandte mit einem Stab einen Kreis um den König und forderte, daß er nicht aus ihm heraustrete, ehe er Antwort gibt. Der König leistete Folge der Bitte.

Es lohnt sich, den wörtlichen Text der Geschichte kennen zu lernen: «... *regem deliberaturum se dicentem circumscripsit virgula iussitque prius responsum reddere, quam egrederetur finito arenae circulo: sic cogitationem regiam disiecit constantia oboeditumque imperio.*»⁴⁹

Eine überraschend ähnliche Erzählung drängt sich hier auf aus der Aggada vom kreisziehenden Choni. Er ist eine historische Person, die im

⁴³ FR. KLINGNER: Rom als Idee. Römische Geisteswelt. München, 1961. S. 641.

⁴⁴ Sermones. Sermo II. In laudem sepulcri Domini. PL. CLXXXIX. S. 978.

⁴⁵ F. DORNSEIFF: Antike und Alter Orient. I. Leipzig, 1956. S. 52—53; M. ELIADE: Patterns in Comparative Religion. Cleveland—New York, 1963. S. 231—233, 374—379.

⁴⁶ W. A. NEUMANN: Drei mittelalterliche Pilgerschriften. Oesterreichische Vierteljahrschrift für Katholische Theologie 5 (1866) S. 223. Parallelen in der Anmerkung.

⁴⁷ II. 20. Das Buch Kusari. Ed. D. CASSEL. Berlin, 1922. S. 106.

⁴⁸ II. 44. Ibid., S. 146.

⁴⁹ C. Velleius Paterculus: Historiae Romanae. I. X. 2.

I. Jahrhundert v. u. Z. lebte.⁵⁰ Josephus Flavius erwähnt ihn mit Ehrerbietung — er nennt ihn gräzisierung Onias — und erzählt, wie er sich verbarg und unschuldig gesteinigt wurde. Er erwähnt auch sein Gebet um Regen (Ant. XIV. 2. 1.), eine von der Aggada detaillierte Szene, die uns jetzt beschäftigt (Taan. 19a, 23a):

Zur Zeit einer Dürre wurde Choni aufgefordert, um Regen zu beten. Er zog einen Kreis um sich und betete: «Herr der Welt, Deine Söhne blicken auf mich, denn ich bin bei Dir wie der Sohn Deines Hauses. Ich schwöre bei Deinem großen Namen, daß ich von hier nicht weiche, ehe Du Dich Deiner Söhne erbarmst.» Da begann es zu tropfen. Choni betete weiter: Nicht darum habe ich gebeten, sondern um Regen, der Zisternen, Gruben, Höhlen füllt. Da strömte es stürmisch aus den Wolken. Choni betete wieder: Nicht darum habe ich gebeten, sondern um Regen des Wohlwollens, Segens und Geschenkes. Da regnete es ordentlich, so daß das Volk sich aus Jerusalem auf den Tempelberg flüchtete.⁵¹

Es lohnt sich, auch darauf hinzuweisen, wie die lateinische und die hebräische Quelle voneinander abweichen. In der ersteren zieht der Bittsteller einen Kreis um den, an den er sich mit seiner Bitte wendet; in der letzteren zieht er den Kreis um sich selbst.

Chonis Zauberkreis und Wundertat lebt in der Liturgie weiter, in der Selicha mit dem Anfang *דעני לעני ענין*,⁵² deren ungarische Übersetzung auch im Gebetbuch der Sabbatarier von Siebenbürgen enthalten ist.⁵³

Auch das arabische Schrifttum bietet Parallelen. Der Fall des Ejjûb al-Sichtijânî ist ganz ähnlich dem des Choni.⁵⁴

Auch von Moses spricht die Aggada anläßlich des Aussatzes der Mirjam: Er zog einen kleinen Kreis, stellte sich hinein, flehte um Erbarmen für seine Schwester und sagte: «Ich weiche nicht von hier, ehe meine Schwester Mirjam gesund wird» (*עני משה עונה קמנה ועמד בתוכה וביקש רחמי* : . .).⁵⁵

Ein Genisa-Fragment aus dem X–XI. Jahrhundert bezeugt, wenn jemand im Kreise der ägyptischen Judenschaft die Dämonen und bösen Geister

⁵⁰ L. FINKELSTEIN: *The Pharisees*. II. Philadelphia, 1962. S. 615.

⁵¹ B. HELLER: *Sagen und Legenden über wundersame Schläfer und verborgene Retter*. Jeschurun. IV. 1904. S. 188–189; H. SCHWARZBAUM: a. W., S. 449.

⁵² I. DAVIDSON: *Thesaurus of Mediaeval Hebrew Poetry*. II. New York, 1929. S. 112. No. 327.

⁵³ Péchi Simon Szombatos imádságos könyve. Ed. M. GUTTMANN—A. HARMOS. Budapest, 1914. S. 371; A. SCHEIBER: *Régi Magyar Költők Tára*. XVII. század. V. Budapest, 1970. S. 437–440.

⁵⁴ I. GOLDZIER: *Zauberelemente im islamischen Gebet*. Orientalische Studien Theodor Nöldeke zum siebzigsten Geburtstag. I. Giessen, 1906. S. 308; *Zauberkreise*. Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte, vornehmlich des Orients, Ernst Kuhn zum 70. Geburtstag 7. II. 1916 gewidmet, S. 83–86.

⁵⁵ Aboth de Rabbi Nathan. Ed. S. SCHECHTER. Wien, 1887. S. 41; L. GINZBERG: *The Legends of the Jews*. V. Philadelphia, 1947. S. 92, Anm. 497; S. 149–150, Anm. 895.

überwältigen wollte, so begab er sich nach einem unbewohnten Ort — auf einen Berg, ein Feld oder ein leeres Haus — und zog dort einen Kreis.⁵⁶

Es ist dieselbe Praxis, die wir in der lateinischen Quelle aus dem I. Jahrhundert sahen. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der Zauberkreis orientalischen Ursprungs sei.

⁵⁶ N. GOLB: Aspects of the Historical Background of Jewish Life in Medieval Egypt. *Jewish Medieval and Renaissance Studies*. Ed. A. ALTMANN. Cambridge, Mass., 1967. S. 14.

INDEX

<i>I. Hahn:</i> Aspekte der spartanischen Außenpolitik im 5 Jh	285
<i>J. Harmatta:</i> Late Bactrian Inscriptions	297
<i>Cs. Tóttösy:</i> Character and Genre of the Stories of the Śukasaptati	433
<i>P. Engel:</i> Zur Frage der mittelbyzantinischen Epibole	443
<i>A. Scheiber:</i> Antikes und Aggada	449

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki szerkesztő: Farkas Sándor

A kézirat nyomdába érkezett: 1963. X. 4. — Terjedelem: 15,25 (A/5) ív, 17 ábra 4 melléklet

70.63400 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

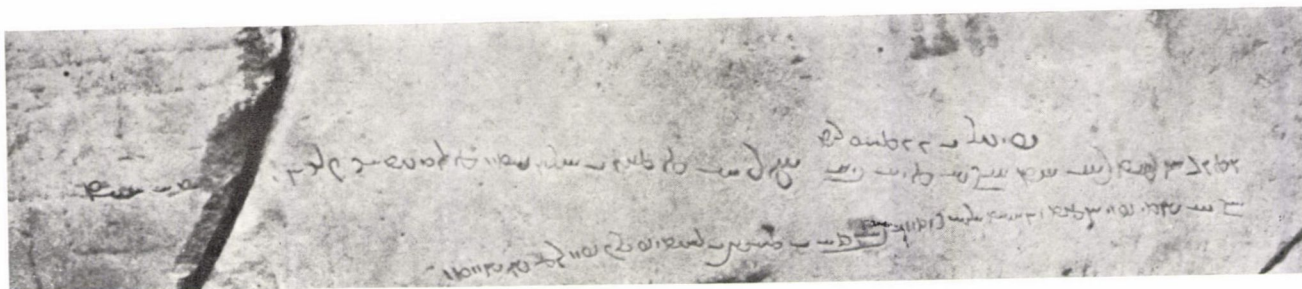


Fig. 1. The Middle Persian inscription from Istanbul (after de Menasce)

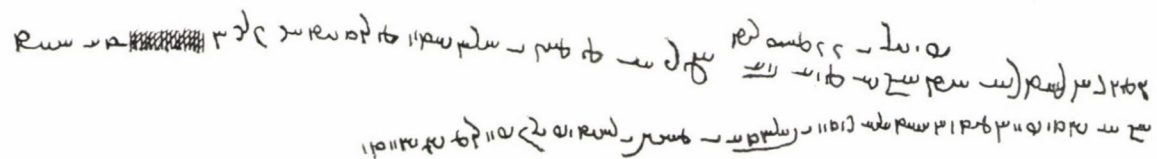


Fig. 2. The autography of the Middle Persian inscription from Istanbul

In Vorbereitung:

I. Trencsényi-Waldapfel

Von Homer bis Vergil

Gestalten und Gedanken der Antike

In deutscher Sprache . Etwa 500 Seiten . 14×21 cm . Ganzleinen

Das Werk umfaßt zehn Porträtstudien aus dem Bereich der altgriechischen und altrömischen Literaturwelt. Vor dem Auge des Lesers erscheinen die Gestalten der Größten von ihnen: Homer, Hesiod, Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Menandros, Terentius, Cicero und Vergil mit ihrer Geisteswelt und der sozialen Wirklichkeit ihrer Zeit. Hinter diesen mit sachkundiger Hand gezeichneten Porträtstudien tritt das ganze organische Gefüge der Entwicklung der beiden Literatur der klassischen Antike in Erscheinung, eines geistigen Erbes, das für unsere heutige Kultur mitbestimmend ist. Derart können diese Studien auch als Einführung gelten zum besseren Verständnis der auf dem Boden von Hellas und Rom geschaffenen Meisterwerke, in denen sich das damalige Geschehen spiegelt, aber auch zur geschichtlichen Bedeutung jener ästhetischen Grundformen und Grundbegriffe, die in der Antike entstanden noch im heutigen Kunstschaffen fortwirken.

Gemeinschaftsausgabe mit Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar

Neuerscheinung:

Studien zur Geschichte und Philosophie des Altertums

Hrsg. von J. Harmatta

405 Seiten . 29 Abbildungen . 1 Beilage . 17×25 cm . Ganzleinen

Beiträge in deutscher, französischer und russischer Sprache

Der Band umfaßt das gesamte Material des Kongresses für Klassische Philologie, welcher im Jahre 1965 unter der Ägide der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest stattgefunden hat. Die Studien (etwa 50 an der Zahl) behandeln zwei Themenkreise: als erstes die Geschichtsanschauung und Geschichtsphilosophie der Antike von den Anfängen der griechischen Literatur bis zum Untergang des römischen Reiches, als zweites Hauptthema die Geschichte der antiken Völker des Donaubeckens und der Künstegebiete des Schwarzen Meeres, sowie die Beziehungen derselben zum Griechentum bzw. zu Rom.

Gemeinschaftsausgabe mit A. M. Hakkert, Amsterdam



AKADÉMIAI KIADÓ

Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest



Fig. 1. Arabic and Sanskrit inscriptions on stone A. Tochi Valley. (After A. H. Dani).
Cf. *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) pp. 427 foll., 433 foll.

هذا ما امر عبد خدا
 الايج قى بر عمار يصيل
 الله من ضلح عفته
 ورايه سو عفته ذ
 كس يوم الجمعة ليله
 عسره خلوز مر حمادر
 الاورد ذ سه شه واربع
 وما اشار الى على محمد
 وال محمد اا الح ر

Fig. 2. Autography of the Arabic inscription on stone A, Tochi Valley. Cf. *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) pp. 427 foll.

ॐ नमो भगवते वासुदेवाय
 ॐ नमो भगवते वासुदेवाय
 ॐ नमो भगवते वासुदेवाय
 ॐ नमो भगवते वासुदेवाय
 ॐ नमो भगवते वासुदेवाय

Fig. 3. Autography of the Sanskrit inscription on stone A, Tochi Valley. Referred as Fig. 4 in *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) pp. 433 foll.

Stone A / Stone C/1					Stone A / Stone C/1				
	0	0-	-0-	-0		0	0-	-0-	-0
ḡ	ل	ل	ل	ل	ḡ				ل
b		ل	ل	ل	f	ل		ل	ل
t			ل	ل	q			ل	ل
t			ل	ل	k				ل
ḡ	ل		ل	ل	ل	ل	ل	ل	ل
h	ل		ل		m	ل		ل	ل
h				ل	n		ل	ل	ل
d	ل	ل			w	ل	ل		
d		ل			h		ل	ل	ل
r	ل	ل			y	ل	ل	ل	ل
s				ل	qy	ل			
s			ل	ل	bn	ل			
s			ل	ل	ly	ل		ل	ل
t			ل		nḡ	ل		mh	ل
c			ل	ل	lḡ	ل		fy	ل

Fig. 1. Table of characters used in the Arabic inscriptions of stones A and B. Tochi Valley.
Referred as Fig. 3 in Acta Ant. Hung. 14 (1966) p. 427

Stone A				Stone B			
a ॐ	o ॐ	ka ॐ	kā ॐ	a ॐ	i ॐ	u ॐ	ja ॐ
ta ॐ	ti ॐ	ti ॐ	-t ॐ	ta ॐ	ti ॐ	-t ॐ	da ॐ
tṛm ॐ	di ॐ	dvā ॐ	dvī ॐ	dra ॐ	na ॐ	naṃ ॐ	nṛ ॐ
thau ॐ	ba ॐ	mā ॐ	yā ॐ	pa ॐ	ba ॐ	bhā ॐ	bhe ॐ
yām ॐ	re ॐ	la ॐ	va ॐ	bho ॐ	me ॐ	myām ॐ	yā ॐ
śa ॐ	śrī ॐ	sa ॐ	hu ॐ	ra ॐ	la ॐ	va ॐ	sa ॐ
	rtti ॐ	ttra ॐ		sam ॐ	su ॐ	hru ॐ	ttra ॐ
					sthi ॐ	ṣṭha ॐ	
	२ २ 2	3 ३			3 ३	8 ३	
					7 ३		

Fig. 5. Table of characters used in the Sanskrit inscriptions of stones A and B, Tochi Valley. Cf. Acta Ant. Hung. 14 (1966) pp. 433 and 449

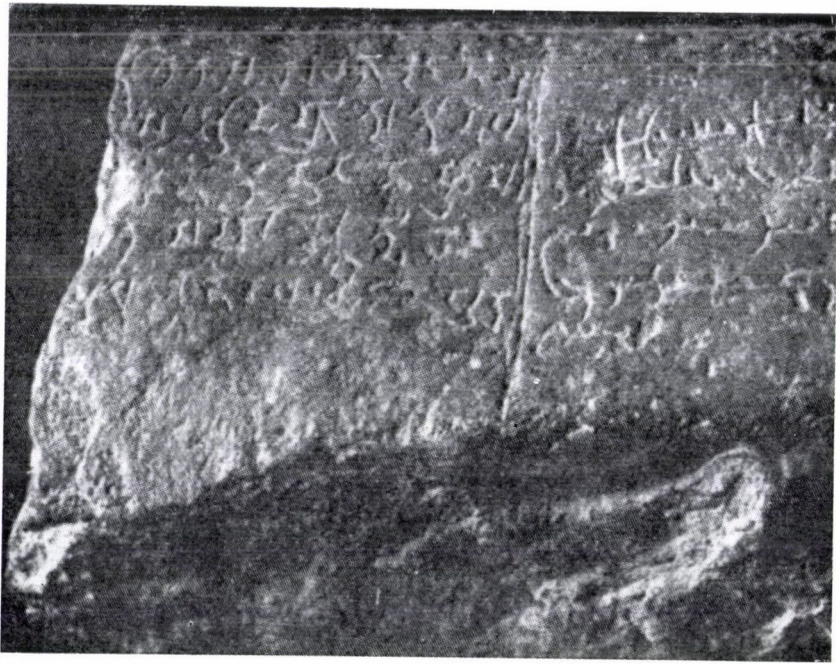


Fig. 6. Sanskrit inscription on stone B, Tochi Valley. (After A. H. Dani). Cf. *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) pp. 449 foll.

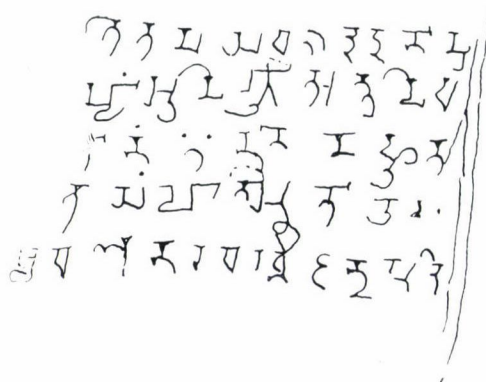


Fig. 7. Autography of the Sanskrit inscription on stone B, Tochi Valley. Cf. *Acta Ant. Hung.* 14 (1966) pp. 449 foll.

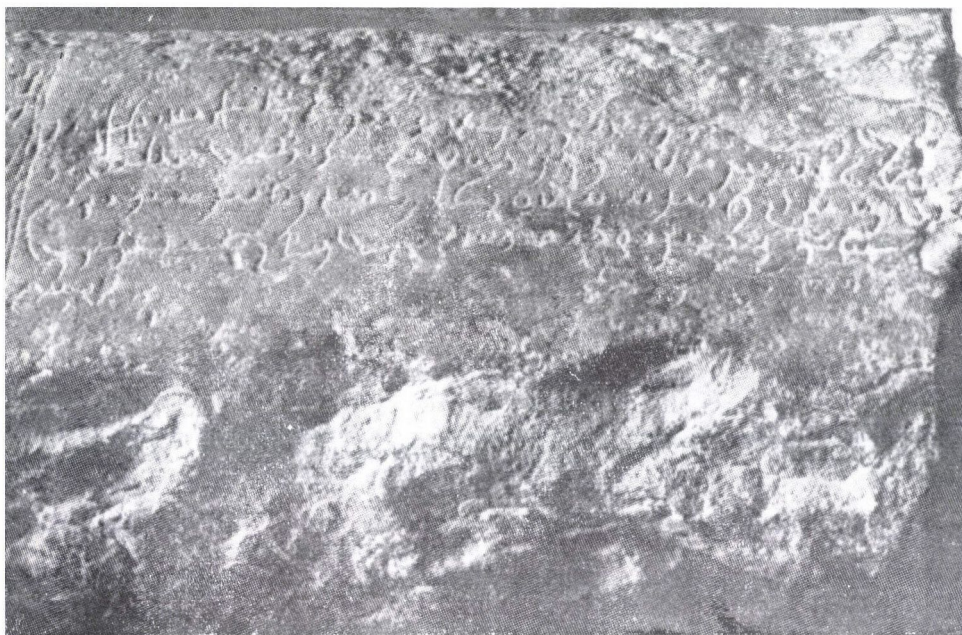


Fig. 8. Bactrian inscription on stone B. Tochi Valley. (After H. Humbach)



Fig. 9. Bactrian inscription on stone C/2. Tochi Valley. (After H. Humbach)

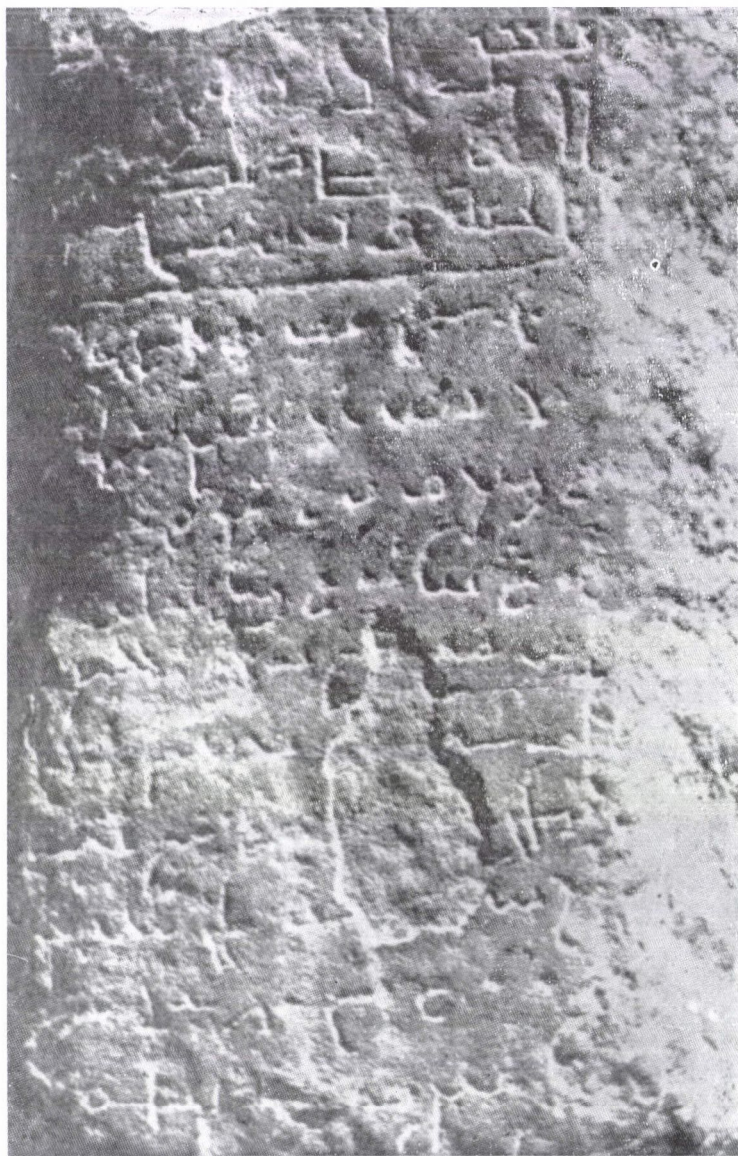


Fig. 10. Bactrian and Arabic inscriptions on stone C/I, Tochi Valley. (After H. Humbach)

The *Acta Antiqua* publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

The *Acta Antiqua* appear in parts of varying size, making up volumes.

Manuscripts should be addressed to:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address.

Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest I., Fő utca 32. Account N° 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Compte-courant No 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латинском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Заказы принимает предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Текущий счет № 43-790-057-181), или его заграничные представительства и уполномоченные.

Reviews of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable
at the following addresses:

ALBANIA

Ndermarja Shtetnore e Botimeve
Tirana

AUSTRALIA

A. Keesing
Box 4886, GPO
Sydney

AUSTRIA

Globus Buchvertrieb
Salzgries 16
Wien I

BELGIUM

Office International de Librairie
30, Avenue Marnix
Bruxelles 5
Du Monde Entier
5, Place St. Jean
Bruxelles

BULGARIA

Raznoiznos
1, Tzar Assen
Sofia

CANADA

Pannonia Books
2, Spadina Road
Toronto 4, Ont.

CHINA

Waiwen Shudian
Peking
P. O. B. 88

CZECHOSLOVAKIA

Artia
Ve Smělkách 30
Praha 2
Poštovní Novinová Služba
Dovoz tisku
Vinohradská 46
Praha 2
Maďarská Kultura
Václavské nám. 2
Praha I
Poštová Novinová Služba
Dovoz tlače
Leningradská 14
Bratislava

DENMARK

Ejnar Munksgaard
Nørregade 6
Copenhagen

FINLAND

Akateeminen Kirjakauppa
Keskuskatu 2
Helsinki

FRANCE

Office International de Documentation
et Librairie
48, rue Gay Lussac
Paris 5

GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC

Deutscher Buch-Export und Import
Leninstraße 16
Leipzig 701
Zeitungsvertriebsamt
Fruchtstrasse 3-4
1004 Berlin

GERMAN FEDERAL REPUBLIC

Kunst und Wissen
Erich Bieber
Postfach 46
7 Stuttgart 5.

GREAT BRITAIN

Collet's Subscription Import
Department
Dennington Estate
Wellingborough, Northants
England.
Robert Maxwell and Co. Ltd.
Waynflete Bldg. The Plain
Oxford

HOLLAND

Swetz and Zeitlinger
Keizersgracht 471-487
Amsterdam C.
Martinus Nijhof
Lange Voorhout 9
The Hague

INDIA

Current Technical Literature
Co. Private Ltd.
India House OPP
GPO Post Box 1374
Bombay I

ITALY

Santo Vanasia
Via M. Macchi 71
Milano
Libreria Commissionaria Sansoni
Via La Marmora 45
Firenze

JAPAN

Nauka Ltd.
92, Ikebukuro O-Higashi 1-chome
Toshima-ku
Tokyo
Maruzen and Co. Ltd.
P. O. Box 605
Tokyo-Central
Far Eastern Booksellers
Kanda P. O. Box 72
Tokyo

KOREA

Chulpanmul
Phenjan

NORWAY

Johan Grundt Tanum
Karl Johansgatan 43
Oslo

POLAND

RUCH
ul. Wronia 23
Warszawa

ROUMANIA

Cartimex
Str. Aristide Briand 14-18
Bucureşti

SOVIET UNION

Mezhdunarodnaya Kniga
Moscow G-200

SWEDEN

Almqvist and Wiksell
Gamla Brogatan 26
Stockholm

USA

Stechert Hafner Inc.
31, East 10th Street
New York, N. Y. 10003
Walter J. Johnson
111, Fifth Avenue
New York, N. Y. 10003

VIETNAM

Xunhasaba
19, Tran Quoc Toan
Hanoi

YUGOSLAVIA

Forum
Vojvode Mišića broj 1
Novi Sad
Jugoslovenska Knjiga
Terazije 27
Beograd